This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FROM THE LIBRARY OF

Professor Karl Heinrich Rau

OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG

PRESENTED TO THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
BY

Mr. Philo Parsons

OF DETROIT

1871

DD
89
.W
18
V.

10904

Die

PARSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

Geſchichte der Deutſchen

von

Johann Georg Auguſt Wirth.

Dritter Band.

Zweite durchaus verbeſſerte Auflage.

Stuttgart.

Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.

1846.

Inhalt des dritten Bandes.

Neuntes Buch.

Das Zeitalter der Kirchenverbesserung.

(Vom Jahr 1493 — 1648.)

Seite

Erstes Hauptstück. Vorläufer. Geistiger Zustand Deutschlands im Zeitraume von 1450 bis 1516. 5

Zweites Hauptstück. Auftreten des Reformators. Dr. Martin Luther. (Vom Jahr 1517 bis 1520.) 20

Drittes Hauptstück. Aeußere Geschichte bei Beginn der Kirchenverbesserung. Die Kaiser Maximilian I. und Karl V. (Vom Jahr 1493 bis 1520.) 29

Viertes Hauptstück. Der Reichstag in Worms. (Das Jahr 1521.). . . . 39

Fünftes Hauptstück. Ausbruch der politischen Bewegung. (Das Jahr 1522.) . 46

Sechstes Hauptstück. Innere Begründung der Reformation. Aeußere Ausdehnung derselben. (Vom Jahr 1521 bis 1524.) . . . 73

Siebentes Hauptstück. Erste Einführung der Reformation in Sachsen. (Das Jahr 1522.) 81

Achtes Hauptstück. Reichstäge in Nürnberg. Fortgesetzte Ausbreitung der Lehre Luthers. (Vom Jahre 1522 bis 1525) 91

Neuntes Hauptstück. Neue politische Gährung. Vorläufer des Bauernkrieges. (Vom Jahr 1524 bis 1525.) 96

Zehntes Hauptstück. Das Manifest der Bauern. (Das Jahr 1525.) . . . 105

Eilftes Hauptstück. Die Stellung Luthers zu dem Bauern-Aufstand . . . 111

Zwölftes Hauptstück. Ausbruch der Empörung in Schwaben u. Franken. (Das Jahr 1525.) 121

Dreizehntes Hauptstück. Entwürfe der politischen Reformer. Ausgang des Aufstandes in Schwaben und Franken 128

Rec. 5-27-33 NAW

Seite

Vierzehntes Hauptstück. Ausbruch der politischen Gährung in Sachsen. (Das Jahr 1525.) 136

Fünfzehntes Hauptstück. Verhältniß der kirchlich-reformatorischen Richtung zur politischen. Nothwendiger Untergang der letztern . . 144

Sechszehntes Hauptstück. Erasmus und Luther. Streit über den freien Willen. (Vom Jahr 1524 bis 1526.) 157

Siebenzehntes Hauptstück. Der Abendmahlsstreit. Reichstäge in Speier. Verhandlung in Marburg. (Vom Jahr 1526 bis 1529.) . 170

Achtzehntes Hauptstück. Der Reichstag in Augsburg vom Jahr 1530 . . 181

Neunzehntes Hauptstück. Königswahl. Das Bündniß von Schmalkalden. Ausbruch des Religionskriegs in der Schweiz. (Vom Jahr 1530 bis 1532.) 192

Zwanzigstes Hauptstück. Innere Zustände Deutschlands in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts 198

Einundzwanzigstes Hauptstück. Fortgang der Reformation bis zum Religions-Gespräch von Regensburg. (Vom Jahr 1532 bis 1546.) . 204

Zweiundzwanzigstes Hauptstück. Die letzten Lebensjahre und der Tod Dr. Martin Luthers. (Vom Jahr 1544 bis 1546.) . . 221

Dreiundzwanzigstes Hauptstück. Ausbruch des Religions-Kriegs in Deutschland. (Das Jahr 1546.) 231

Vierundzwanzigstes Hauptstück. Der Verrath des Herzogs Moritz. Sieg des Kaisers über die evangelischen Stände. (Vom November 1546 bis zum Juli 1547.) 240

Fünfundzwanzigstes Hauptstück. Folgen des Siegs Karls V. Das Religions-Interim von Augsburg. (Vom Jahre 1546 bis 1549.) . 251

Sechsundzwanzigstes Hauptstück. Siegreiche Wiedererhebung der Reformation. Die Religions-Friedensschlüsse von Passau und Regensburg. (Vom Jahr 1549 bis 1555.) 258

Siebenundzwanzigstes Hauptstück. Abdankung Karls V. Anerkennung Ferdinands I. als Kaiser. Innere und äußere Lage des Reichs. (Vom Jahr 1555 bis 1561.) 267

Achtundzwanzigstes Hauptstück. Königswahl Maximilians II. Konzilium in Trident. Vorboten eines Aufstandes der Niederlande. (Vom Jahr 1562 bis 1563.) 272

Neunundzwanzigstes Hauptstück. Die Regierung Kaiser Maximilians II. (Vom Jahr 1564 bis 1576.) 276

Dreißigstes Hauptstück. Ausbruch der Gährung in den Niederlanden. Blutiger Sieg des Königs. (Vom Jahr 1566 bis 1568.) . . 283

Einunddreißigstes Hauptstück. Erneuerung des Freiheits-Kampfes in den Niederlanden. Friede von Gent. (Vom Jahr 1568 bis 1576.) 298

Zweiunddreißigstes Hauptstück. Kaiser Rudolph II. Vorläufer eines allgemei-

Seite

nen oder des dreißigjährigen Religionskrieges. (Vom Jahr 1576 bis 1612.) 304

Dreiunddreißigstes Hauptstück. Kaiser Matthias. Eröffnung des dreißigjährigen Krieges. (Vom Jahr 1612 bis 1618.) . . . 320

Vierunddreißigstes Hauptstück. Wichtige wissenschaftliche Fortschritte. Johann Kepler, der Reformator der Sternkunde. (Vom Jahr 1600 bis 1622.) 329

Fünfunddreißigstes Hauptstück. Kaiser Ferdinand II. Fortsetzung des Kriegs. Niederlagen der Protestanten. (Vom Jahr 1619 bis 1625.) . 337

Sechsunddreißigstes Hauptstück. Der niedersächsische Bund. Siege Tilly's und Wallensteins. (Vom Jahr 1625 bis 1629.) . . 348

Siebenunddreißigstes Hauptstück. Unglückliche Lage der Protestanten und des Reiches. Das Restitutions-Edikt. Wendepunkt des Kriegs. (Vom Jahr 1629 bis 1630.) 357

Achtunddreißigstes Hauptstück. Ausgang Johann Keplers. (Das Jahr 1630.) 369

Neununddreißigstes Hauptstück. Erstes Auftreten Gustav Adolphs in Deutschland. (Vom Jahr 1630 bis 1631.) 376

Vierzigstes Hauptstück. Eroberung Magdeburgs durch Tilly. Niederlage des letztern bei Leipzig. (Jahr 1631.) 384

Einundvierzigstes Hauptstück. Siegreiches Vordringen der Protestanten. Rückkehr Wallensteins zu den kaiserlichen Heeren. (Vom Jahr 1631 bis 1632.) 391

Zweiundvierzigstes Hauptstück. Hochstrebende Entwürfe Gustav Adolphs. Diplomatische Unterhandlungen. (Vom Jahr 1631 bis 1632.) 397

Dreiundvierzigstes Hauptstück. Eröffnung des Feldzugs vom Jahr 1632. Schlacht bei Nürnberg 405

Vierundvierzigstes Hauptstück. Die Schlacht bei Lützen. Tod Gustav Adolphs. (16. November 1632.) 414

Fünfundvierzigstes Hauptstück. Uebersichtliche Würdigung Gustav Adolphs. Folgen der Schlacht bei Lützen 427

Sechsundvierzigstes Hauptstück. Veränderte Stellung der Parteien. Entwürfe Frankreichs und Schwedens. Diplomatische Thätigkeit. (Das Jahr 1633.) 435

Siebenundvierzigstes Hauptstück. Wiederausbruch der Feindseligkeiten. Empörung des schwedischen Heeres. Unternehmungen und Anschläge Wallensteins. (Vom Jahr 1633 bis 1634.) . . 442

Achtundvierzigstes Hauptstück. Nähere Unterhandlungen des Herzogs von Friedland mit Frankreich und Schweden. Absetzung desselben . 457

Neunundvierzigstes Hauptstück. Wallensteins Ausgang. (Vom 22. bis 25. Hornung 1634.) 476

Fünfzigstes Hauptstück. Urtheil der Geschichte über Wallensteins und des Kaisers Schuld oder Unschuld 499

Seite

Einundfünfzigstes Hauptstück. Wendung des Krieges. Schlacht bei Nördlingen. (Vom März bis zum September 1634.) . . 502

Zweiundfünfzigstes Hauptstück. Folgen der Schlacht bei Nördlingen. Bewaffnetes Einschreiten Frankreichs. Prager Friede. (Vom Jahr 1634 bis 1635.) 513

Dreiundfünfzigstes Hauptstück. Angriffs-Krieg gegen Frankreich. Politik des Herzogs Bernhard von Weimar. (Von 1635 bis 1636.) . 520

Vierundfünfzigstes Hauptstück. Deutsche Königswahl. Tod Ferdinands II. Charakteristik dieses Kaisers. (Vom Jahr 1636 bis 1637) . 524

Fünfundfünfzigstes Hauptstück. Fortgang des Krieges. Tod des Herzogs Bernhard von Weimar. Friedensversuche auf dem Reichstag in Regensburg. (Vom Jahr 1636 bis 1641) 529

Sechsundfünfzigstes Hauptstück. Erneuerung der Feindseligkeiten. Allgemeiner Charakter des Kriegs. Ende desselben 534

Siebenundfünfzigstes Hauptstück. Westphälischer Friede. Vorspiel der Unterhandlungen. (Vom Jahr 1641 bis 1645.) 548

Achtundfünfzigstes Hauptstück. Eröffnung der Friedens-Unterhandlungen. Entschädigungsansprüche Frankreichs und Schwedens . . 558

Neunundfünfzigstes Hauptstück. Unerwartete Wendung der Unterhandlungen. Tiefer Verfall Deutschlands. (Das Jahr 1646.) . . 568

Sechszigstes Hauptstück. Abschluß des Friedens. Inhalt desselben. (1648.) . 585

Die

Geſchichte der Reformation

in

Deutſchland.

Neuntes Buch.

Das Zeitalter der Kirchen-Verbesserung.

(Vom Jahr 1493 bis 1648.)

Erstes Hauptstück.

Vorläufer. Geistiger Zustand Deutschlands im Zeitraum von 1450 bis 1516.

Durch den Sieg der Päbste über das Konzilium in Basel wurde die Kirchen-Verbesserung, welche die öffentliche Meinung der Völker forderte, nicht verhindert, sondern nur um ein Menschenalter verzögert, dafür aber auch der Umschwung tiefer und großartiger. Auf den Synoden des 15. Jahrhunderts wollten die höhern Stände, als gesetzliche Vertreter der Kirche, eine Wiedergeburt der Geistlichkeit ermitteln: die Bewegung sollte also von oben ausgehen und geleitet werden, eine Reform auf gesetzlichem Wege sein; da aber die Böswilligkeit der römischen Bischöfe eine solche gemäßigte Kirchen-Verbesserung vereitelte, so wurde die Triebkraft des Jahrhunderts so eingepreßt, daß sie einen gewaltsamen Ausbruch nehmen, daß die Reformation zur Revolution übergehen mußte. Alle Verhältnisse des Lebens, alle äußern, wie innern Begebenheiten, selbst die Handlungen der Päbste wirkten von nun an dahin, die Kirchen-Verbesserung zu einem unabweislichen Bedürfniß zu erheben und unwiderstehlich herbeizuführen. Wir zeigen dieß näher.

Das Verderbniß der Sitten hatte den Ruf nach Reform zunächst eingegeben; als jedoch die Bischöfe in Rom durch Verrath und Bestechung die guten Absichten der Versammlung in Basel vereitelt hatten, so

wähnten sie in ihrer Kurzsichtigkeit, in der alten Weise ohne Gefahr fort herrschen zu können. Es blieb daher bei dem Verkauf der Aemter, der Geldererpressung und der Ueppigkeit der höhern Geistlichkeit. Von einer Verbesserung der Sitten war also keine Rede, ja es erfolgte sogar noch eine Verschlimmerung. Dadurch sanken aber die Geistlichen in der öffentlichen Meinung so sehr, daß sie endlich geradezu verachtet wurden. Ja der Prior eines Klosters in Mecheln erklärte die Mönche für den Ausbund des Lasters, indem er ausrief: „was sich ein Mönch unterfängt, würde der Teufel selbst nicht auszudenken wagen“ [1]). Nachdem das Uebel so hoch gestiegen war, so wurde in allen gutgesinnten Geistlichen das sittliche Gefühl empört, und diese forderten mit Nachdruck die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. Zugleich äußerten die erhabenen Beispiele von Johannes Huß und seines Freundes Hieronymus ihre nothwendigen Wirkungen: denn die Edlen starben für ihre Ueberzeugung, und ein solcher Tod ist eine Hingebung für die Menschheit, die niemals ohne Segen bleibt, ist ein Keim der Sittlichkeit und Tugend für Jahrhunderte. Bei allen aufgeklärten Böhmen verwandelte sich daher die Liebe zu den Märtyrern in Ehrfurcht, ja sogar in Religion, wie bei den Schülern von Jesus, und sie bereisten deßhalb Deutschland nach verschiedenen Richtungen, um die Lehren von Johannes Huß zu verbreiten. In unserm Volk lebte wegen seines tiefern Gefühles immer ein größerer Sinn für die höhern Wahrheiten der Religion, und die Grundsätze der böhmischen Reformatoren fanden daher an vielen Orten Deutschlands Eingang. Am meisten verbreiteten sich dieselben in Franken; denn während im Würzburgischen um das Jahr 1446 auf Befehl des Bischofs 130 Personen als Anhänger von Huß eingezogen wurden, war die neue Lehre schon einige Jahre vorher in Bamberg so stark verbreitet, daß zur Zurückdrängung derselben den Einwohnern fortan der förmliche Eid abgenommen wurde, der hussitischen Neuerung nicht anzuhängen. Endlich entstand durch Hans Böheim, oder dem Pauker von Niklashausen, eine große geistige Bewegung in Franken, die sich auch über Schwaben und Baiern verbreitete. Böheim lehrte nämlich, nach vorgeblicher Eingebung der heiligen Jungfrau, schwärmerisch im Sinne von Johann Huß, und zog dadurch das Volk aus weiter Entfernung an sich. Vom Rheine her, ja selbst von Schwaben und Baiern strömten so viele Menschen herbei, um den Pauker zu hören, daß ein Mal 40,000 versammelt waren. Die Geschichtsquellen bemerken aber ausdrücklich, daß Hans Böheim seine Lehre von den Jüngern Hussens empfangen habe. Zu allem dem kam noch, daß man schon im 15. Jahrhundert mehrere deutsche Uebersetzungen der Bibel hatte, daß also auch die Bürger unmittelbar mit dem Geist des Christenthums sich bekannt

[1]) Quod Monachus audet praesumere, hoc Sathanas erubesceret excogitare.

machen konnten. Da indessen der gebotene Kirchenglaube und insbesondere der Lebenswandel der Geistlichen mit dem Wesen der Lehre Jesu häufig im Widerspruch stand, so vermehrten auch die Bibel-Uebersetzungen die reformatorische Richtung in Deutschland. Endlich erweckte das gleichzeitige Studium des tiefsinnigen Kirchenvaters Augustin in einigen Gelehrten eine Gesinnung, wodurch sie unmittelbar die Vorboten des religiösen Reformators wurden. Zuerst beschuldigte der Prediger Johann von Wesel in Worms die päbstliche Lehre des Christenthums geradezu des Irrthums, und wollte nichts als wahr anerkennen, was nicht durch die Bibel erwiesen werden könne. Denselben Grundsatz hatte auch Johann Huß, und er machte überhaupt das charakteristische Merkmal aller religiösen Reformatoren aus. Johann von Wesel wurde zwar verfolgt, und beschloß nach abgedrungenem Widerruf 1482 sein Leben im Gefängniß; allein gleichzeitig lehrten Johann von Goch [2]) und Johann Wessel das Nämliche, ohne angefochten zu werden. Ganz entschiedener Vorläufer der Kirchen-Verbesserung war endlich der Prediger Johann Geiler von Kaisersberg in Straßburg, welcher die Nothwendigkeit einer religiösen Reform schon in seinen Vorträgen an das Volk nachwies. Geiler war ein sehr beliebter Redner, und stand dem Volk näher, weil er im populären Tone predigte; seine nachdrückliche Forderung einer Kirchen-Verbesserung machte daher bedeutende Wirkung. Von großer Wichtigkeit war *zugleich* der Umstand, daß Johann Geiler von der Unaufhaltsamkeit der Maaßregel innig überzeugt war. Als er einstmals vor dem Kaiser Maximilian I. predigte, so rief er mit tiefem Ernst aus: „Wenn Kaiser, Pabst und Bischöfe nicht reformiren wollen, so wird Gott einen Reformator schicken. Es dauert nicht mehr lange. Ich bin dann schon todt, doch ihr werdet es noch erleben“ [3]). In gleicher Art traten die Weissagungen der bevorstehenden Kirchen-Verbesserung an mehreren andern Orten Deutschlands hervor. Während in Thüringen Johannes Hilten den Anfang der Reformation mit auffallender Bestimmtheit auf das Jahr 1516 voraussagte [4]), beschrieb Andreas Proles, Prior des Klosters Himmelspforte bei Wernigerode, sogar die Eigenschaft des Reformators, welcher bald erscheinen werde. „Gott,“ sagte er, „wird einen Helden erwecken in der vollen Kraft des Lebens, ausgerüstet mit Stärke, Gesundheit und Charakterfestigkeit, ausgezeichnet endlich durch Fleiß, Wissenschaft, hohe Geistesgaben sowie überströmende Beredtsamkeit, und dieser wird die Refor-

---

[2]) Es ist dieß derselbe Prior des Klosters in Mecheln, von welchem die Aeußerung in der vorigen Anmerkung herrührt.

[3]) Geiler von Kaisersberg starb im Jahr 1509, erlebte den Eintritt des kirchlichen Umschwunges also wirklich nicht.

[4]) Sed alius, inquit (Johannes Hilten) venlet Anno Domini MDXVI, qui destruet vos, nec poteritis ei, resistere. (Melanchthon in Apologia Confessionis Aug.)

mation beginnen“ [5]). Besonders merkwürdig war, daß Andreas Proles noch ausdrücklich beifügte: „Und Gott wird diesem Helden der Reformation den Muth geben, den Mächtigen zu widersprechen, und zu widerstehen“ [6]). Auch Sebastian Weinmann in Erfurt, Nikolaus Rus in Rostock, Johann Syring in Magdeburg, Tielemann Spangenberg und Joseph Grünbeck in Nürnberg sagten die Reformation als nahe bevorstehend voraus. So entschieden hatte sich also unter den Geistlichen selbst die Richtung der Kirchen-Verbesserung ausgebildet. Zugleich entstand in anderer Beziehung ein neues Geistes-Leben, welches den reformatorischen Ideen ebenfalls großen Vorschub leistete.

In Italien war nämlich zum Zweck der Geschmacksbildung das Studium der alten römischen Klassiker allgemein angeregt worden, sowie durch die Uebersiedelung mehrerer griechischen Gelehrten, welche durch den Fall von Konstantinopel veranlaßt ward, auch das bessere Verständniß der hellenischen Literatur vorbereitet wurde. Da hochstehende Männer, wie Cosmus und Lorenz von Medicis, ja selbst die Päbste diese neuere Richtung sehr begünstigten, so gewann sie jenseits der Alpen schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts entschieden das Uebergewicht. Von Italien ging das klassische Studium durch Felix Hemmerlin, Thomas von Kempen und Aeneas Sylvius auch auf Deutschland über. Thomas gehörte zu den Brüdern des gemeinsamen Lebens, einem Mönchsorden, der eine bessere Einrichtung hatte, als andere, und insbesondere seinen Mitgliedern den freien Austritt verstattete. Diese Gesellschaft suchte die Religion durch gute Handlungen und Veredlung der Gesinnung lebendig zu machen, und widmete sich dazu tiefern wissenschaftlichen Forschungen. Hierdurch wurde namentlich Thomas von Kempen auf das Studium der Alten geleitet, und da er hörte, daß dasselbe in Italien so erfolgreich betrieben wurde, so empfahl er seinen Schülern Rudolph Agricola, Moritz von Spiegelberg, Rudolph Lang, Ludwig Dringenberg und andern, in jenem Lande zu studiren. Sehr viel trug hiernächst Aeneas Sylvius zur Verbreitung des klassischen Studiums in Deutschland bei, wie schon oben erwähnt wurde, da er nicht nur Gregor von Heimburg, sondern auch viele andere Deutsche veranlaßte, sich mit den Alten vertraut zu machen. So wurden Nürnberg, Köln, Salzburg und Wien die Sitze des klassischen Studiums, und von da breitete es sich so rasch weiter aus, daß es gegen das Ende des 15. Jahrhunderts auch in Deutschland das Uebergewicht über die bisherige Schulwissenschaft oder die Scholastik erlangt hatte. Besonderes Verdienst um die Verbreitung der humanisti-

---

[5]) Sed excitabit Dominus heroem aetate, virtute, industria, doctrina, ingenio et eloquentia praestantem, qui reformationem incipiet, erroribusque sese opponet. Ei Deus animum dabit, ut Magnatibus contrairicare audet.

[6]) Man sehe den Schluß der vorigen Note.

schen Literatur erwarben sich unter den Schülern des Thomas von Kempen vornehmlich Rudolph Agricola, Konrad Celtes und Johann Reuchlin. Ersterer wirkte seit 1482 als Professor an der Universität in Heidelberg, und verschaffte an jener wichtigen Hochschule der neuen Richtung den Sieg. Celtes, gleich seinem Vorgänger Heimburg ein Franke, reiste dagegen in ganz Deutschland umher, und verbreitete mit ungemeinem Eifer sowohl in der Wissenschaft, als in der Religion reformatorische Ideen. Eine dritte Wirksamkeit desselben werden wir weiter unten kennen lernen. Die tiefste Begründung erhielt das klassische Studium jedoch durch Johann Reuchlin aus Pforzheim in Schwaben, welcher als ein ausgezeichneter Kenner des Hebräischen, Griechischen und Lateinischen sich auswies, und durch seine ächt wissenschaftliche Bildung das tiefere Eindringen in den Geist der Bibel eröffnete. Die neuen Ansichten, welche mit der Bürgschaft der Gründlichkeit über das Christenthum nun entstanden, mußten nothwendig auf eine religiöse Verbesserung leiten. Reuchlin war zwar zu sanft, und zu schüchtern, um ein so schweres Werk selbst zu unternehmen; allein er arbeitete durch seine Verdienste um die Philologie dem künftigen Reformator wesentlich vor. Ein Gleiches geschah von einem gelehrten Friesen, Erasmus von Rotterdam, welcher am Anfang des sechszehnten Jahrhunderts sowohl das humanistische Studium beförderte, als auch unmittelbar neue Ansichten in der Religion verbreitete. Erasmus durchschaute die Unhaltbarkeit des alten Kirchensystems, und war zugleich über den Weg zur Reform ungemein klar. Da er noch überdieß gründliche philologische Kenntnisse besaß, und insbesondere die lateinische Sprache mit hinreißender Anmuth schrieb, so wurde seine Wirksamkeit außerordentlich mächtig. Erasmus lebte in Basel (seit 1516), während Reuchlin in Schwaben lehrte (seit 1520 in Ingolstadt), und Konrad Celtes bald in diesem, bald in jenem Theile Deutschlands im reformatorischen Sinn anregte. Das geistige Leben der Nation ward dadurch so sehr gesteigert, daß auch Staatsmänner an den gelehrten Tendenzen Antheil nahmen. Besonders ausgezeichnet in dieser Beziehung war Willibald Pirkheimer, aus einem vornehmen Patrizier-Geschlecht in Nürnberg, kaiserlicher Rath und Mitglied der Stadtverwaltung. Dieser reichbegabte Mann betrieb außer seinen wichtigen Amtsgeschäften sehr eifrig das humanistische Studium, und wurde dadurch mit allen ausgezeichneten Gelehrten der neuern Richtung bekannt. Da er, wie sie, die Aufklärung beförderte, und durch seine ausgebreiteten Verbindungen der Geschäftsführer oder politische Vertreter des Gelehrten-Vereines wurde, so schien Franken, wo ohnehin die größte geistige Regsamkeit herrschte, in Beziehung auf die Wissenschaft gleichsam der Mittelpunkt der reformatorischen Ideen zu sein.

Wie schon angedeutet wurde, so waren der Gegensatz der Humanisten zunächst die Anhänger der herrschenden Schulgelehrsamkeit oder der

Scholastik. Die letztere, aus den Klöstern und den bischöflichen Unterrichtsanstalten hervorgegangen, war früher nicht ohne Verdienst, sondern hatte vielmehr wohlthätig gewirkt; allein sie war, wie ihr Ursprung, die Kirche, im Laufe der Zeit ausgeartet. Natürlich hing sie der orthodoxen Lehre eifrig an, und da das klassische Studium gerade von den Anhängern der Reform so eifrig betrieben wurde, auch seinem Geiste nach der Scholastik entgegengesetzt war, so mußte zwischen beiden ein heftiger Kampf entstehen. Aber selbst mit dem herrschenden Kirchenglauben konnte die Verbreitung der Bildung der Alten in Widerstreit gerathen; denn durch die Beförderung von Sprachkenntnissen wurde der wahre Geist der Evangelien aufgeschlossen, der mit der orthodoxen Lehre im offnen Widerspruch stand, und dann erweckten die Schriften der Alten auch freisinnige Ideen, welche zuweilen über das Christenthum ganz hinausgingen. Man wußte dieß schon im 15. Jahrhundert recht wohl, da Laurentius Valla in Neapel auf die Gefahren aufmerksam machte, die aus dem Studium der Alten für die Kirche erwachsen möchten. Allein die Humanisten waren so klug, die Theologie immer sorgfältig aus dem Spiel zu lassen, so daß der Schein entstand, als habe ihre Wissenschaft gar keinen Einfluß auf kirchliche Meinungen. Die Päbste legten deßhalb der humanistischen Richtung nicht allein kein Hinderniß in den Weg, sondern beförderten dieselbe sogar, ja was besonders zu verwundern ist, sie erlaubten auch offene Angriffe gegen die Scholastik. So bestätigt sich unsere Bemerkung, daß selbst die Handlungen der Päbste auf die Reformation hinwirkten.

Die Thatsache allein, daß die edelsten Geister unseres Volkes die Verbreitung der klassischen Studien betrieben, beweist schon die Nützlichkeit der humanistischen Literatur für Bildung und Aufklärung; doch in nationaler Beziehung konnte gleichwohl ein Nachtheil daraus erwachsen, fosern die Liebe zu den fremden Sprachen eine Verachtung und Vernachlässigung der vaterländischen zur Folge haben würde; denn nun mußte die Entwicklung des Volksgeistes eine schiefe Richtung erhalten. Diese Gefahr entstand auch wirklich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, indem die Gelehrten bei Briefwechsel, Redeübungen und wissenschaftlichen Werken fast durchgehends der lateinischen Sprache sich bedienten und darin fertiger, als in der deutschen sich auszudrücken vermochten. Das war eine äußerst bedenkliche Erscheinung. Unsere Sprache steht an Tiefe, Kraft und Anmuth über den meisten europäischen Idiomen, und dem hellenischen wenigstens zur Seite. Da sie der unmittelbare Ausdruck des Nationalgeistes ist, und ihren eben bemerkten Eigenschaften auch gleiche Gedanken und Gefühle des Volkes entsprechen, so konnte sich eine deutsche Literatur bilden, welche jene der neuern Völker und selbst die klassische noch überragt. Schon das Epos des Mittelalters, das erschütternde, gewaltige Nibelungenlied, hatte dieß gezeigt, und noch größere Leistungen

waren in der Folge möglich. Die Phantasie der Deutschen ist so reich und eigenthümlich, daß sie vorzugsweise den Beruf zur Dichtkunst hatten; doch wie sollte dieser erfüllt, wie die Stamm-Natur überhaupt entwickelt werden, wenn Gedanken und Gefühle in fremder Zunge ausgesprochen wurden? Je klarer es also ist, daß Uebertreibung des klassischen Studiums schädlich wirken konnte, desto erfreulicher war es, daß im Volke selbst sogleich ein Gegengewicht sich ausbildete. Es war in Deutschland schon lange üblich, die Entartung der Sitten, die Laster der höhern Stände und die Gebrechen der Zeit überhaupt durch das satyrische Gedicht im populären Ton zu geißeln. Diese Richtung erwachte nun vollends mit Macht, als die geistige Bewegung in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts immer weiter um sich griff. Ihr vorzüglichstes Organ wurde Sebastian Brandt, ein Schüler Reuchlins und Professor an der Hochschule zu Basel. Obgleich Brandt auch klassische Bildung besaß und die neue humanistische Richtung beförderte, so beschloß er dennoch, seine reformatorische Wirksamkeit vornehmlich durch die deutsche Satyre zu erreichen. Außer verschiedenen witzigen Schriften in vaterländischer Sprache gab er eine größere unter dem Titel das Narrenschiff heraus, worin die Gegner des Fortschrittes und der Sittlichkeit, sowie die Uebelstände eines veralteten Systems überhaupt mit beißendem Spott überhäuft wurden. Der Verfasser traf dabei ganz die Vorstellungsart sowie das eigenthümliche Gefühl des Volks, und brachte daher eine ungeheure Wirkung hervor. Geiler von Kaisersberg unterstützte dieselbe bedeutend, da er in einem ähnlichen Tone predigte, und es bildete sich nunmehr eine dritte reformatorische Richtung, die volksthümliche. Während nämlich die gelehrten Theologen des neuen Geistes bei dem Klerus auf die Kirchen-Verbesserung drangen, und die Humanisten unter den höhern Ständen die reformatorischen Ideen verbreiteten, wirkte die volksthümliche Richtung durch Satyre und Schriften im populären Ton unmittelbar auf die untern Stände oder die Massen der Nation. An das Narrenschiff von Brandt schloß sich eine niederdeutsche Satyre, Reineke Fuchs, welche 1493 in Lübeck erschien, und gegen die höhere Geistlichkeit, sowie auch die üppigen Fürstenhöfe gerichtet war. Schon vorher war durch Rosenplüt auch das deutsche Drama geschaffen, und im volksmäßigen Sinn zur Besserung der öffentlichen Zustände benützt worden, und durch alle diese Anregungen wurden denn auch die untern Stände auf eine kirchliche, wie staatsrechtliche Reformation vorbereitet.

Was jedoch der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine ganz besondere Bedeutung verlieh, das war die Entstehung einer entschiedenen patriotischen Richtung der Deutschen. Die Eigenthümlichkeit jener Zeit bestand darin, daß durch die Niederlage der Städte das Reich im Sinken begriffen war, in Folge der Einwirkungen der vorhergehenden aufsteigenden Periode aber immer noch äußere Fülle besaß. Darum wur-

den die Patrioten auch von widersprechenden Gefühlen ergriffen, indem sie auf der einen Seite die Auszeichnung Deutschlands vor andern Völkern, sowie die behaglichen Zustände der Nation rühmten, auf der andern dagegen über den Verfall der kaiserlichen Macht oder der Reichseinheit trauerten. Durch den Kampf gegen die verderbte Kirchengewalt war ohnehin schon eine große Lebendigkeit, ja eine gewisse Aufregung im Volke entstanden, und durch die Einführung des klassischen Studiums stieg die Geistes-Thätigkeit noch höher. Die Beförderer des bessern Geschmacks traten nämlich in regelmäßigen Briefwechsel, verkehrten mit einander selbst durch Reisen, und bildeten so eine gegenseitige innige Verbindung, in deren Folge namentlich auch die politischen Ideen ausgetauscht wurden. An der Spitze der patriotischen Richtung stand Gregor von Heimburg, und welchen Feuergeist dieser bedeutende Mann besaß, wie klar er die Lage des Reichs durchschaute, hat sich oben aus seiner Rede vor dem Kaiser ergeben. Als er sich überzeugt hatte, daß Friedrich III. zur Kräftigung der Reichsgewalt ganz unfähig sei, unterstützte er selbst den Plan, einen fähigern Kaiser an das Staatsruder zu bringen. Die Veranlassung dazu gab der fortgesetzte Kampf Heimburgs gegen den Pabst Pius II., den vormaligen Beförderer der freisinnigen Richtung. Aeneas Sylvius oder Pius II. hatte nämlich im Jahr 1459 eine Versammlung vieler Großen in Mantua veranstaltet, um einen Feldzug gegen die Türken zu Stande zu bringen. Gregor widersetzte sich, weil er glaubte, daß es der Pabst dabei nur auf Gelderpressung abgesehen habe. Schon hierüber wurde Sylvius unzufrieden; da aber Heimburg bald darauf in einem Streit des Herzogs Siegmund von Oestreich mit dem Pabst die Sache des erstern vertheidigte, ja gegen die Ladung des heiligen Vaters eine Berufung an ein allgemeines Konzilium mit Entschlossenheit an die Thüren italienischer Kirchen heftete, so belegte ihn Aeneas Sylvius, sein früherer Freund, als Pius II. mit dem Bann. Anstatt eingeschüchtert zu werden, erhob Gregor gerade jetzt erst die kühnste Opposition wider die römische Kurie, und verfaßte mehrere Schriften, die sich durch wissenschaftliche Gediegenheit, Freimuth und edle Sprache ungemein auszeichneten. Als in einem folgenden Streit zwischen dem Erzbischof Diether von Mainz und dem Pabst der charakterfeste Heimburg abermals den erstern, der schwache Kaiser Friedrich III. hingegen den letztern unterstützte, so ging Gregor nun auf den Plan ein, an die Stelle Friedrichs III. den König Gregor von Böhmen zum Reichsoberhaupt zu erheben. Der Versuch scheiterte jedoch, und Gregor von Heimburg mußte jetzt sogar flüchten, weil seine Verbündeten Diether von Mainz und Siegmund von Oestreich mit dem Pabst einseitig sich verglichen, und Nürnberg allein ihn nicht schützen wollte. Unser edle Ahne begab sich nach Böhmen und nach dem Tode des Königs Georg (1471) von da nach Sachsen. Hier erlangte er die Freisprechung vom Bann,

ohne sich gedemüthigt zu haben. Schon im Jahre 1474 verschied er hierauf, und so hatte denn Gregor von Heimburg den Kampf für die religiöse, wie die staatliche Reformation Deutschlands bis an sein Lebensende unwandelbar fortgesetzt. Gesegnet bleibe sein Andenken! Nächst Heimburg wirkte Konrad Celtes, der klassisch gebildete Gelehrte, dessen ebenfalls schon Erwähnung geschah, im nationalen und patriotischen Sinn [7]). Celtes faßte insbesondere den Gedanken, auf dem Weg der Geschichte auf sein Volk einzuwirken, indem er die Leistungen der Deutschen zu entwickeln suchte. Sein Vorsatz wurde zwar nicht ausgeführt; dagegen rühmte er in einigen Gedichten nicht nur die Blüthe Deutschlands in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, sondern auch die Erfindung der Buchdruckerkunst. Schon damals erkannte man die Wichtigkeit der letztern so sehr, daß der patriotische Gelehrte ausrief, von jetzt an dürfen sich Italiener und Griechen keines geistigen Uebergewichts über die Deutschen mehr rühmen.

An Konrad Celtes schloß sich der wackere Patriot, Jakob Wimpheling an, welcher nicht nur den Plan zu einer Geschichte der Deutschen faßte, sondern denselben auch ausführte [8]). Besonders merkwürdig ist es, daß Wimpheling die Geschichte als ein Mittel zur Veredlung des Volksgeists behandelte. Sorgfältig hob er darum alle Erfindungen der Deutschen hervor, nicht minder alle Erfolge derselben in Kunst und Wissenschaft. Sowohl hierdurch, als durch den Ruhm der Tapferkeit, der Treue und des edlen Sinnes seines Volkes suchte er auf innere Erhebung des letztern hinzuwirken. Gegen das Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts setzte Heinrich Bebel die Bemühungen von Heimburg, Celtes und Wimpheling mit dem größten Eifer fort [9]). Wie seine Vorgänger, ermunterte er das Selbstgefühl der Nation, und zwar wiederum auf geschichtlichem Weg, indem er die Thaten der Deutschen mit jenen anderer Völker vergleicht. Bebel war sehr gelehrt, schon kritisch gebildet und mit den Quellen vertraut. Seine Abhandlungen enthielten daher kein bloßes Wortgepränge, sondern gediegene, wissenschaftliche Untersuchungen, und da er auf solchem Wege die gerühmte Auszeichnung seines Volkes bestätigt fand, so steigerte sich mit seiner Vaterlandsliebe zugleich die Einwirkung auf den öffentlichen Geist. Heinrich Bebel trauerte, wie alle seine Vorgänger, über den Verfall der Reichseinheit, und er fand die Ursache des Uebels nicht nur in der Selbstsucht

---

[7]) Er war geboren (in der Gegend von Schweinfurt) 1459, und seine Hauptwirksamkeit fällt in den Ausgang des 15. Jahrhunderts. Im Jahre 1485 war er in Heidelberg, später in Sachsen, dann in Italien und nach einjährigem Verweilen daselbst wiederum in verschiedenen Gegenden Deutschlands. In Nürnberg hielt er sich mehrmals auf.

[8]) Wimpheling wirkte zu Ende des 15. und noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts.

[9]) Die Thätigkeit Bebels geht von 1495 bis nahe an den Eintritt der Reformation.

der Fürsten, sondern auch in jener der Schweizer, welche sich von dem Mutterland entfernten.

Die Wirksamkeit der genannten Patrioten ward noch bedeutend erhöht, weil auch Geiler von Kaisersberg und Sebastian Brandt, die Vertreter der satyrisch-volksthümlichen und populären Richtung, die politischen Ideen mit Eifer erfaßt hatten. Brandt richtete in dem Narrenschiff seine Angriffe nicht nur gegen den Adel, welcher wohl dem Namen, doch nicht der That nach edel sei, sondern auch gegen die Fürsten. In letzterer Beziehung erhob er sich zur klaren Einsicht des Hauptübels der Zeit, der Zerrüttung der Reichseinheit durch die Landesherren. Unter Hinweisung auf die Gefahr, welche durch die wachsende Macht der Türken für Deutschland entsprang, forderte er die Fürsten mit Nachdruck auf, endlich einmal ihrer Selbstsucht Schranken zu setzen, und an die Wohlfahrt des Reichs zu denken: er ermahnte sie, ihrer Pflicht getreu, dem edlen Kaiser Maximilian I. zu gehorchen, und durch aufrichtige Unterordnung unter das gemeinsame Reichsoberhaupt die Würde Deutschlands gegen Außen wieder herzustellen. Ganz im gleichen Sinn erklärte sich auch Johann Geiler, welcher Brandts Narrenschiff sogar zum Text seiner Predigten nahm. Bei der ungeheuern Verbreitung und Wirkung jener Satyre, dann bei der großen Popularität Brandts und Geilers mußten die politisch-reformatorischen Ideen nothwendig auch die Massen ergreifen. So geschah es denn wirklich, und zwar mit gewaltiger Macht.

Das erste Zeichen, daß die allgemeine Bewegung der Zeit auch in's Politische hinüberspielen werde, gab schon Hans Böheim, der Pauker von Niklashausen [19]); denn derselbe wandte die religiösen Lehren, welche er von der heiligen Jungfrau erhalten zu haben glaubte, zu der Folgerung an, daß es fortan weder Kaiser, noch Fürsten oder andere Obere mehr geben, sondern alle Menschen einander gleich sein sollen. Folgerichtig wollte er also auch alle Abgaben aufgehoben wissen. Grundsätze der Art waren es eigentlich, welche das niedere Volk in so großer Anzahl um Böheim versammelten; allein das Ganze lief nunmehr auf Albernheit und Schwärmerei hinaus, und mußte natürlich elend scheitern. Hans Böheim hatte zwar die Absicht, zur Durchführung seiner fanatischen Ideen einen Versuch zu machen, und forderte in der gewöhnlichen Versammlung seine Anhänger auf, am nächsten Sonntag bewaffnet zu erscheinen; doch der Bischof von Würzburg ließ den Pauker noch vor dem Tag der That verhaften, und obgleich zur bestimmten Zeit gegen 34,000 Bauern in Niklashausen erschienen, auch davon 16,000 ihren Propheten zu befreien suchten, so wurden sie dennoch auseinander getrie-

[19]) Er hieß darum so, weil er bei der Kirchenmusik die Pauke schlug.

ben. Nachdem hierauf Hans Böheim enthauptet worden war, verschwand die Bewegung von selbst.

Ihr folgten jedoch zu Ende des 15. Jahrhunderts revolutionäre Erscheinungen im Elsaß, welche ungleich wichtiger waren. Seit dem Jahr 1493 traten dort die Bauern zu einem geheimen Bunde zusammen, um nicht nur die drückendsten Lasten der untern Stände zu beseitigen, sondern überhaupt eine Reform in der Kirche, wie in dem Staat durchzuführen. Diese Bewegung war schon gemäßigter, da man dem Volk das Recht der Steuerbewilligung erringen, und zugleich die Reichseinheit durch Erhöhung der kaiserlichen Gewalt wieder herstellen wollte, ja der Bund scheint sogar von besonnenen Männern aus dem Gelehrtenstande geleitet worden zu sein. Als äußeres Zeichen desselben galt der gebundene Schuh, welchen die Bauern damals zu tragen pflegten. Bundschuh hieß daher die Eidgenossenschaft, die sich bald sehr ansehnlich ausbreitete.

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zeigten sich also vier eigenthümliche Richtungen in Deutschland lebendig: die religiöse, welche eine Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern wollte, die humanistische, auf Läuterung des Geschmacks und des wissenschaftlichen Geistes dringend, die national-patriotische, welche nach der Kräftigung der Reichsgewalt und der Wiederherstellung der deutschen Größe strebte, und die satyrisch-volksthümliche, auf Förderung der religiösen, sittlichen und patriotischen Interessen Deutschlands zugleich hinwirkend. Alle diese Richtungen waren reformatorisch, und alle standen zu einander in einem innern Zusammenhang. Man erkennt dieß schon aus den Grundsätzen der vorzüglichsten Vorläufer der Kirchenverbesserung; denn Gregor von Heimburg, Konrad Celtes, Jakob Wimpheling und Heinrich Bebel gehörten der patriotisch-, kirchlich- und wissenschaftlich-reformatorischen Partei zugleich an. Zwischen der letztern und der nationalen Richtung konnte wohl eine feindliche Beziehung entstehen, wie oben gezeigt wurde, doch nur auf dem Weg der Uebertreibung des klassischen Studiums, und diese war keine Nothwendigkeit. Wenn sich nun alle vier Richtungen zum Sturz der entgegengesetzten Systeme verbunden hätten, wenn also unserm Volk ein Mann erstanden wäre, der sie sämmtlich in sich aufnehmend zum gemeinschaftlichen Haupt derselben sich erhoben hätte, so mußte eine vollständige Wiedergeburt Deutschlands durchgeführt werden. Anfangs schien die große Gährung allerdings diesen Gang zu nehmen.

Während die Päbste ihre Herrschaft durch die Humanisten unthätig untergraben ließen, suchten die Scholastiker die neue Richtung mit aller Kraft zurückzudrängen. Die Entartung der Wissenschaft des Mittelalters hatte nämlich so ziemlich den gleichen Charakter, als jene der Kirche. Gleichwie die Mönche in bodenlose Unwissenheit verfallen waren, und gedankenlos die Glaubensgebote ihrer Obern nachsprachen, so gestaltete sich

die Gelehrsamkeit zu einem geistlosen Haufen von Schulsätzen, welche von den Meistern vorgesagt, und von den Schülern ohne alles Urtheil nachgebetet wurden. Zugleich bestanden zwischen den Theorien der Scholastiker und dem Leben nirgends natürliche Berührungspunkte, so daß denn das Wissen auf leeren Formelkram hinauslief, und als völlig unfruchtbar sich darstellte. In solcher Art hatte die Wissenschaft keinen erweckenden und belebenden Einfluß auf die Nationalkraft, keine Erquickung für das Herz, keine Macht zur Erzeugung von Tugenden und edlen Handlungen. Anstatt das Volk zur Freiheit und Menschenwürde zu erziehen, das Schild des Unterdrückten, und das Schwert gegen die Tyrannen zu sein, ergab sie sich kriechend und schmeichelnd nur dem Dienst der Mächtigen. Alle neuen, großen Ideen zu fördern und zu pflegen, das anbrechende Licht zu verbreiten, war ihr schöner Beruf; allein sie widersetzte sich gerade umgekehrt allen großen Gedanken, und bekämpfte die erwachte reformatorische Richtung aus allen Kräften. Die Scholastik verschrie nämlich die Reformer als Ketzer, und bot überhaupt alles auf, um dieselben bei dem Volk verdächtig zu machen. Von dieser Seite mußte daher der Kampf um so mehr zuerst ausbrechen, als die Schulgelehrten von dem überlegenen Geist ihrer Gegner mit großen Spöttereien überhäuft wurden. Bis in's 16. Jahrhundert hatte sich der Friede äußerlich scheinbar erhalten; doch 1512 kam die Gährung durch einen besondern Vorfall endlich zum Ausbruch. Ein Jude, Namens Pfefferkorn, hatte nämlich nach seinem Uebertritt zum Christenthum sein eigenes Volk verfolgen wollen, und die Staatsgewalt zur Vertilgung aller jüdischen Bücher, mit Ausnahme der Bibel, aufgefordert. Reuchlin, zur Erstattung eines Gutachtens eingeladen, nahm die jüdische Literatur in Schutz, und gerieth dadurch in einen Streit mit Pfefferkorn. Letzterer war der Schützling der Dominikaner in Köln, und da er im geistigen Kampf unterlag, so wollten ihm seine Gönner zu Hülfe kommen. Der Prior der Kölner Dominikaner, Jakob von Hogstraten, war zugleich Ketzermeister in den Kurfürstenthümern Mainz, Köln und Trier, und lud in dieser Eigenschaft im Jahr 1513 Reuchlin nach Mainz vor, um sich wegen Ketzereien zu verantworten. Der Angeklagte verwahrte sich gegen das Verfahren, und legte dagegen die Berufung an den Pabst ein; allein die Dominikaner setzten gleichwohl die Untersuchung fort. Jetzt trat jedoch der Erzbischof von Mainz dazwischen, indem er jedes weitere Verfahren untersagte. In Auftrag des apostolischen Stuhles entschied sodann der Bischof von Speier den Streit, indessen zu Gunsten Reuchlins, und nun legte Hogstraten, welcher auch zur Bezahlung der Prozeßkosten verurtheilt worden war, die Berufung an die römische Kurie ein. Der damalige Pabst, Leo X., kam in Verlegenheit, weil er die Dominikaner, als eine Hauptstütze der Kurie, nicht beleidigen, und zugleich dem Humanismus, den er begünstigte, nicht zu nahe treten wollte. Am Ende half

er sich damit, den Streit unentschieden einschlafen zu lassen. Auf alle Freunde des klassischen Studiums hatte aber der Angriff gegen Reuchlin eine so tiefe, aufregende Wirkung gemacht, daß sie nunmehr den Kampf wider die Scholastiker ganz entschieden eröffneten. Zugleich trat auf Seite der reformatorischen Richtung eine neue Persönlichkeit von Auszeichnung handelnd hervor, und die Zeit wurde allmälig wichtig.

Ulrich von Hutten, ein Franke aus einem angesehenen Rittergeschlecht (geboren 1486), hatte mit Eifer die schönen Wissenschaften betrieben, und dadurch einen glühenden Haß gegen die Scholastik eingesogen. Begabt mit einer feurigen Seele und einem heftigen Temperament, setzte er den Richtungen, welche er für gemeinschädlich hielt, einen hartnäckigen, ja selbst leidenschaftlichen Widerstand entgegen. Da es nun die Scholastiker gewagt hatten, seine Partei, die humanistische, unverholen anzugreifen, so beschloß er, die Widersacher durch einen entscheidenden Schlag niederzuwerfen. Das Mittel, welches er wählte, Witz und Hohn, war unfehlbar, wenn der Spott wirklich auf Geist Anspruch machen konnte, und ein solcher stand dem genialen Hutten in reichem Maaße zu Gebot. In Verbindung mit einigen gleichgesinnten Freunden gab er daher in den Jahren 1516 und 1517 eine Sammlung von Briefen heraus, welche ein vollendetes Kunstwerk von Humor und Witz war, und zugleich durch ironische Mystifikation eine unbeschreibliche Wirkung hervorbrachte. Die Flugschrift führte den Titel: „Epistolae obscurorum virorum“ (Briefe unberühmter Männer), und wurde in ganz Deutschland verbreitet [11]). Hutten läßt darin Freunde der alten Schule an den Kölner Professor Gratius schreiben, einen der Hauptgegner Reuchlins, und ironisch das Verfahren der Scholastiker rühmen. Hiebei wird nun eine Unwissenheit zur Schau gestellt, die durch ihre Naivetät unwiderstehlich zum Lachen reizt. Vollends humoristisch wurde das Ganze aber durch die Schreibart, da Hutten einen Ausbund von schlechtem Latein, das sogenannte Mönchs- oder Küchen-Latein zu Stande brachte. Zu den großen Gebrechen der Scholastiker gehörte nämlich auch noch eine wahre Barbarei des Ausdrucks, und diese ahmte denn der Satyriker vortrefflich nach. Da nun die angeblichen Scholastiker in den Briefen ihrer Auszeichnung und Ueberlegenheit über die Humanisten sich rühmen, so entstand durch diese Ruhmredigkeit ein solcher Kontrast mit der barbarischen Sprache und den grassen Verstößen gegen den gesunden Menschenverstand,

---

11) Man glaubte gewöhnlich, daß die Briefe der Finster-Männer nicht einen, sondern mehrere unbekannte Verfasser haben; richtig ist es auch, daß mehrere Mitarbeiter vorhanden waren, z. B. Willibald Pirkheimer, indessen Anfangs war Hutten wohl allein, sowie von ihm auch die Grundidee, die Leitung des Ganzen und die witzigsten Sachen ausgingen. Deßhalb nennen wir ihn vorzugsweise den Verfasser der Satyre. Ein Theil derselben erschien 1516, und der andere 1517.

welche die Satyre den Verhöhnten in den Mund legt, daß die letztern der Gegenstand eines allgemeinen Gelächters wurden. Hutten war sich vollends auch der Kunstregel bewußt, daß die Wirkung der Ironie alsdann am mächtigsten wird, wenn ein Theil der Leser die Satyre für Ernst hält. Um dieß zu erreichen, muß sich der Scherz vor Uebertreibung hüten. Da die Briefe der finstern Männer solche Vorschrift der Kunst beobachteten, so glaubten wirklich manche Zeitgenossen, daß die Korrespondenz ächt sei, also von Scholastikern herrühre. Jetzt ward aber die Wirkung der Schrift elektrisch; denn die Mystifikation erhöhte noch das allgemeine Gelächter, und die Scholastiker waren in den Augen der öffentlichen Meinung gänzlich zu Grunde gerichtet. Dieses Ereigniß hatte einen mächtigen Einfluß auf die Reformation. Die entschiedene Niederlage der finstern Partei ermuthigte die strebende Richtung der Zeit, alle denkenden Geister wurden lebhaft angeregt, die Massen selbst durch die Vorträge der populären Prediger für die Aufnahme des Samens der Aufklärung empfänglich gemacht: alles schien daher für das Werk des Reformators vorbereitet zu sein, und gerade jetzt erschien er.

Wer nicht an eine planmäßige und eben darum auch nothwendige Entwicklung der Weltverhältnisse glauben will, mag sich aus der Geschichte der Kirchenverbesserung in Deutschland eines andern belehren. Ein Einzelner, welcher eine Veränderung der religiösen Lehren beschlossen und zur Durchführung derselben einen durchdachten Plan entworfen hätte, konnte nicht anders verfahren, als es durch das Zusammenwirken so verschiedenartiger Kräfte und eigenthümlicher Erscheinungen jener Zeit wirklich geschah. Als Laster und Ausschweifungen das Menschengeschlecht zu verderben drohten, gaben zwei große Männer, Huß und Hieronymus, hochsinnig ihr Leben hin, um die Gefahr abzuwenden. Solche Aufopferung rührte das Gemüth der Böhmen wie der Deutschen, und auch letztere fühlten, daß diejenigen Grundsätze nicht unwahr sein können, wofür so erhabene Männer zu sterben bereit waren. Die Lehren von Johann Huß verbreiteten sich daher mächtig in Deutschland, und die schnöde That des Konziliums in Konstanz wider die beiden böhmischen Reformatoren hatte gerade den Gegensatz der beabsichtigten Wirkung zur Folge ..... Verbreitung, statt Erstickung der neuen Ideen. Damit diese aber noch mehr sich ausdehnen, und insbesondre tiefe Wurzeln fassen möchten, waren zwei Vorbereitungen nothwendig: Anregung eines höhern wissenschaftlichen Strebens unter den gebildeten, und Empfänglichkeit für neue, gesunde Lehren unter den niedern Ständen. Und beiden Anforderungen geschah sofort Genüge: denn das Studium der Klassiker verbreitete sich über ganz Deutschland, erweckte ein reges Geistesleben, und erhob geläuterte Lehren der Religion zu einem allgemeinen Bedürfniß. Um diese aus der Bibel schöpfen, um folglich in den wahren Geist der Schrift eindringen zu können, waren vorzüglich tiefere Kenntnisse der hebräischen

und der griechischen Sprache nothwendig; denn das alte Testament ist in jener, das neue in dieser Sprache geschrieben. Nun theilten sich gerade die zwei vorzüglichsten Sprachgelehrten oder Philologen jener Zeit in die Bearbeitung beider Idiome, indem Reuchlin das Verständniß des Hebräischen, Erasmus hingegen bessere Kenntnisse in dem Griechischen verbreitete. Sollte man nicht glauben, daß dieß nach einem verabredeten Plane geschehen sei? Für die Zurückführung des Christenthums auf die Bibel war nun gesorgt; allein man mußte auch ein Mittel haben, um nicht nur die Bibel-Uebersetzungen, sondern überhaupt die Schriften, welche im bessern Sinn wirkten, in Aller Hände zu bringen. Und siehe, die Buchdruckerkunst war kurz vor dem Eintritt des Reformations-Zeitalters erfunden, bei dem Eintritt selbst aber schon schwunghaft in Betrieb gesetzt worden. Jetzt waren sowohl die Ausdehnung der klassischen Bildung, als entschiedene Wirkung der volksmäßigen Satyre auf die Massen unvermeidlich, sohin die beiden Vorbereitungen gegeben, die wir oben erheischten; Empfänglichkeit des Volkes für die neuen Ideen und geistige Regsamkeit in den gebildeten Ständen. Unter den letztern waren sehr viele begabte Männer Anhänger der Reform; allein sie waren sich in den Fähigkeiten meistens ebenbürtig, und zur Leitung einer großen Umwälzung wird entweder an Geist oder an Charakter eine ungewöhnliche Kraft erfordert, welche über die gesammte strebende Richtung sich erhebt, und durch überwiegende Liebe, sowie Anhänglichkeit des Volkes als Mittelpunkt und oberste Leitung der Bewegung sich darstellt. Und eine solche Kraft nahm den Kampf wider das Pabstthum gerade bei dem Siege der Humanisten über die Scholastiker, sohin gerade im entscheidenden Augenblick auf. Wollet nicht an unabänderlichen Gesetzen der menschlichen Entwicklung, nicht an der unwiderstehlichen Macht einer einfachen Weltordnung zweifeln!

Zweites Hauptstück.

Auftreten des Reformators. Dr. Martin Luther.

(Vom Jahre 1517 bis 1520.)

Während die Vorbereitungen zur Kirchen-Verbesserung im vollen Gang begriffen waren, bildete sich im Stillen ein Mann aus, welcher durch die Eigenthümlichkeit seiner Sinnesart und Willenskraft eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Weltgeschichte werden sollte. Martin Luther, der Sohn eines Bergmanns, wurde am 10. November 1483 in Eisleben geboren, und durch besondere Schickung dem geistlichen Stande zugewendet. Nachdem er im Jahre 1505 in das Augustiner-Kloster zu Erfurt getreten war, zeigte sich an ihm eine tiefe, beschauliche Richtung in religiöser Beziehung. Sein weiches Gemüth, welches einen Anflug von Schüchternheit hatte und in der Wärme des Gefühls bis an die Grenzen des Schwärmerischen streifte, flößte ihm eine geheimnißvolle Scheu vor dem Walten des obersten Wesens oder den Urkräften der Schöpfung ein. Dieselbe ging so weit, daß er an seiner einstigen Seligkeit zweifelte, und darüber große Seelenangst empfand. Solche Stimmung war freilich nur die Folge einer stark ausgeprägten Bescheidenheit; allein sie ergriff gleichwohl das ganze Wesen Luthers. Gefoltert von innerer Unruhe, suchte der junge Mönch sowohl im Gebet, als in den Studien Trost; doch vergeblich, bis er endlich auch einen alten Geistlichen seines Ordens über die Mittel zur Erwerbung der Seligkeit um Rath fragte. „Es gibt kein anderes," erwiederte der Greis, „als der lebendige und aufrichtige Glaube an die Erlösung des Menschengeschlechts durch Jesum Christum [1]). Der Mensch vermöge daher nicht durch eigene Verdienste oder gute Werke, sondern nur durch den Glauben an Christus gerechtfertigt zu werden. Diese Ueberzeugung könne man sich aber nicht selbst geben, sondern empfange sie nur durch die Gnade Gottes: wer also in

[1]) Luther erzählt alles dieß in seinen Werken selbst.

seinem Innern von dem Glauben an Jesus sich lebendig durchdrungen fühle, der hätte die Gewährschaft, daß er bei Gott Gnade gefunden habe, sohin der Seligkeit theilhaftig werde." Solchen Sinn hatte die Aeußerung des alten Augustiners, und da sie der Gemüthsart Luthers entsprach, letzterer auch seines aufrichtigen Glaubens an Christus sich bewußt war, so verschwand auf einmal die frühere Gewissensunruhe, und es theilte sich ihm eine hohe Freudigkeit mit. Als er durch eifriges Forschen im Kirchenvater Augustin die erörterte Ansicht von der Rechtfertigung bestätiget fand, so setzte sie sich im Innersten seines Gemüthes fest, und entschied nunmehr über seine gesammte künftige Lebensrichtung.

Martin Luther wurde im Jahr 1508 in das Augustinerkloster zu Wittenberg versetzt, und da hier einige Jahre vorher (1502) eine Universität errichtet worden war, so trat er an derselben als Lehrer auf, nämlich 1509 als Baccalaureus und 1512 als Doktor der Theologie. Bei dieser Wirksamkeit zog er durch seinen wissenschaftlichen Eifer bald die Aufmerksamkeit seiner Obern auf sich, während er durch Bescheidenheit und reinen Lebenswandel sich Achtung erwarb. Ja er trug wesentlich dazu bei, daß die oben bemerkte Lehre von der Rechtfertigung, welche eigentlich von dem Kirchenvater Augustin herrührt, an der Universität Wittenberg, mittelst Verdrängung der abweichenden Meinung der Scholastiker, das Uebergewicht gewann. Nach solchen Vorbereitungen begab es sich, daß der Pabst Leo X. in Deutschland Ablaß predigen ließ, um für den unternommenen Bau der Peterskirche in Rom Geld zu erhalten. Man versprach nämlich im Namen der Kurie Vergebung der Sünden, wenn man eine gewisse Summe bezahle. Es war dieß an sich schon eine Unsittlichkeit, weil die Päbste selbst nicht an die Wirksamkeit ihres Ablasses glaubten, sondern denselben nur als ein Mittel betrachteten, einfältigen Leuten Geld abzunehmen. Aber die Art und Weise, wie die Ausbeutung betrieben wurde, war vollends anstößig. Am unverschämtesten benahm sich der Dominikanermönch Johann Tetzel, der den Ablaß in Auftrag des Erzbischofs von Mainz zum Verkauf ausbot. Er versicherte, daß man für die größten Schandthaten durch Einlösung des Ablasses Verzeihung erhalte, ja er strengte seine Phantasie bis zur Fieberhitze an, um durch Erfindung von Rohheiten zu beweisen, wie weit die Wirksamkeit der päbstlichen Sünden-Vergebung sich erstrecke. Sprüchwörtlich wurde insbesondere die Aeußerung Tetzels: „sobald der Pfenning im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt." In Sachsen selbst ward jener Mönch zwar nicht zugelassen; allein da er nicht weit von Wittenberg an der Grenze predigte, nämlich in Jüterbock, so lief das einfältige Volk von ersterer Stadt schaarenweise dem Ablaß nach. Die Lehre Tetzels mußte vornämlich den ernsten Luther verletzen; denn soferne man auch bei vollem Unglauben durch bloßes Geld die Seligkeit erwerben könne, so war der ganze augustinische Lehrbegriff der Rechtfer-

tigung zerstört. Darum predigte der junge Doktor wider den Ablaß, um das Volk in Wittenberg von Tetzel abzuziehen; als er aber erfuhr, daß die Dreistigkeit des letztern immer höher steige, so ließ er am Aller Heiligen Abend (31. October) 1517 an der Schloßkirchethür in Wittenberg 95 Sätze wider die Ablaß-Krämerei anschlagen. Nach den Sitten jener Zeit pflegte man nämlich dunkle Stellen in wissenschaftlichen Werken, oder sonst irgend eine Streitfrage oder eine Ungewißheit in gelehrten Sachen durch gegenseitigen Schriftenwechsel oder Disputationen aufzuklären, und die Aufforderung dazu war die Verkündigung von kurzen Sätzen (Theses genannt), in welche der Einladende seine Meinung, jedoch nicht maaßgebend, zusammenfaßte. Martin Luther wollte also die Frage über die Sünden-Vergebung auf dem Wege des Ablasses durch seine 95 Sätze nicht entscheiden, sondern nur die wissenschaftliche Untersuchung über diesen ihm dunkel scheinenden Gegenstand veranlassen. Er fühlte wohl das Verwerfliche der Tetzel'schen Umtriebe, aber er war noch nicht klar, ob der Grund nur in der mißbräuchlichen Anwendung des Ablasses zu suchen, oder letzterer gänzlich zu verwerfen sei. Darum gestalteten sich auch seine Theses zum Theil sehr schwankend [2]). Gleichwohl tritt uns schon aus ihnen die reinste sittliche Güte [3]) und zugleich eine besondere Kraft des Willens und der Sprache entgegen [4]). Der redliche Mann ahndete damals noch nicht das tiefe Verderbniß der römischen Kurie, und zwar weder in Ansehung des Lehrbegriffs, noch hinsichtlich der Moral und der Politik, ja er war im Gegentheil dem Pabstthum aufrichtig zugethan [5]). Da er deßhalb glaubte, die Umtriebe Tetzels geschähen wider Willen der Kirchenobern, so sandte er seine 95 Sätze über den Ablaß an die nächsten Bischöfe, und ersuchte dieselben um Zurechtweisung des Dominikanermönchs. Man lächelte jedoch über die Einfalt der Unschuld, und ließ den Ablaßprediger gewähren. So hatte denn der Schritt Luthers zunächst keine andere Folge, als die Erbitterung der Dominikaner zu erregen;

---

[2]) Im 27. Satz heißt es: „Die predigen Menschen thand, die da fürgeben, das, sobald der groschen, in den Kasten geworfen, klinget, von stund an die Seele aus dem Fegefewer fare.

Dagegen wird in dem §. 38 gesagt: „Doch ist des Bapst vergebung und austheilung mit nichten zu verachten,“ und §. 49: „das des Bapst Ablas gut sei, sofern man sein vertrauen nicht darauf setzet.“

[3]) Satz 43: Man soll die Christen leren, Das der dem Armen gibt, oder leihet dem Dürfftigen, besser thut, denn das er Ablas löfete.

[4]) Die werden sampt iren Meistern zum Teufel faren, die vermeinen durch Ablassbrieve irer Seligkeit gewis zu sein. (Thes. 32.)

[5]) Luther erzählt dieß in der Vorrede zu seinen sämmtlichen Werken wiederum selbst und zwar auf die gewöhnliche nachdrückliche Weise: »Das ich vor dieser Zeit auch ein Münch, und der rechten rasenden unsinnigen Papisten einer gewesen bin, sogar ersoffen in des Bapstes Lere, das ich bereit were gewesen, zu ermorden alle, so dem Papst in der geringsten Syllaben nicht wollen gehorsam und unterworfen sein.«

doch hieraus entsprangen allmälig Ereigniſſe, welche abermals den Satz beſtätigten, daß die größten Weltveränderungen aus den geringfügigſten Veranlaſſungen hervorgehen.

Obgleich die 95 Theſes des jungen ſächſiſchen Gelehrten ſehr gemäßigt und zurückhaltend abgefaßt waren, ſo leuchtete anderer Seits doch auch Kühnheit und Freiſinnigkeit durch, und ſchon dieß machte bei den blinden Anhängern der Kurie Aufſehen. Es ſtellte daher nicht nur Johann Tetzel andere Sätze entgegen, ſondern es ſchrieb ſelbſt der Prokanzler der Univerſität Ingolſtadt, Dr. Eck, wider die Wittenberger Theſes [6]). Dagegen erhoben die Dominikaner amtliche Beſchwerde wider den Verfaſſer der letztern bei der Kurie ſelbſt. Der Pabſt ſchritt auch ſogleich ein, indem er eine Unterſuchung gegen Dr. Martin Luther anordnete. Man zählte damals 1518, und es fand gerade ein Reichstag in Augsburg ſtatt, welchen auch der heilige Vater beſchickte. Auf die Verwendung des Kurfürſten Friedrichs des Weiſen von Sachſen, erließ daher Leo X. dem angeklagten Mönch die Reiſe nach Rom, und beauftragte ſeinen Geſandten in Augsburg, den Kardinal Cajetan, den angeblichen Irrlehrer zurechtzuweiſen und zum Widerruf anzuhalten. Luther erſchien zur beſtimmten Zeit (October 1518), jedoch mit Empfehlungsſchreiben ſeines Kurfürſten an einflußreiche Männer in Augsburg verſehen. Dieſe riethen dem Reformator, vor dem päbſtlichen Legaten nicht eher zu erſcheinen, bis er das freie Geleit des Kaiſers und der Reichsſtadt Augsburg erhalten habe. Geheime Anhänger der römiſchen Kurie bemühten ſich ſehr eifrig jene Vorſichts-Maaßregel zu hintertreiben; denn ſie ſpiegelten dem Angeklagten vor, der Legat Cajetan habe die günſtigſte Geſinnung für ihn, und durch das Einholen des freien Geleites würde er die Sache nur bedenklicher und übler machen; doch Luther antwortete ſehr beſonnen, daß er ſchon aus Achtung gegen ſeinen Kurfürſten dem Rathe der Männer folgen müſſe, an die ihn jener empfohlen habe. So wurden alſo die geforderten Geleits-Briefe ausgefertigt und vielleicht hierdurch allein die Einleitungen zur Kirchen-Verbeſſerung gerettet [7]). Als Dr. Martin Luther vor dem Kardinal-Legaten perſönlich erſchien, wollte Cajetan die Lehre des Vorgeladenen über den Ablaß und den Glauben durch eine ſogenannte klementiniſche Extravagans widerlegen, indem er hoffte, daß Luther dieſe Stelle nicht kenne. Indeſſen der Reformator erwies ſeinem Gegner ſogleich, daß es nicht eine, ſondern zwei ſolche Stellen gebe, und während er den Kardinal durch gründliche Gelehrſamkeit in Verlegenheit ſetzte, widerlegte er zugleich alle Einreden deſſelben

[6]) Auch Sylveſter Prieras in Rom. (Sleidan L. I.)

[7]) Auffallend iſt es, daß auch der Kardinal Cajetan in einem Schreiben an den Kurfürſten Friedrich von Sachſen über das Einholen des freien Geleits von Seite Luthers ſich beſchwerte.

so siegreich, daß die Anwesenden von der Wahrheit der lutherischen Ansicht sich überzeugt fühlten. Schon dieß brachte eine gute Wirkung hervor, da die bisherigen Anhänger der neuen Lehre in ihren Gesinnungen befestiget und zugleich die Einwohner Augsburgs ihr günstig gestimmt wurden.

Nach der ersten Besprechung fand noch eine zweite zwischen dem Kardinal-Legaten und dem Reformator statt, wobei heftig in den letztern gedrungen wurde, seine angeblichen Irrthümer zu widerrufen; allein weder gütliche Vorstellungen noch Drohungen vermochten den Angeklagten zu erschüttern. Unbeugsam beharrte vielmehr Dr. Martin Luther bei allem, was er geschrieben und gesprochen. Cajetan suchte die Verhandlung in die Länge zu ziehen, auch durch Anbieten freien Geleits den Reformator zur Reise nach Rom zu bereden. Dagegen riethen die Freunde Luthern unverzügliche Abreise von Augsburg und Zurücklassung einer Berufung an den Pabst. Dieser Rath wurde befolgt, indem der Angeklagte zu Pferde sich nach Nürnberg begab, und von dort nach einigem Verweilen die Rückreise nach Wittenberg antrat. Als die merkwürdigste Erscheinung der Verhandlung in Augsburg stellt sich übrigens die Thatsache dar, daß Luther den bestimmten Vorsatz gefaßt hatte, für die Menschheit sich zu opfern, für die Wahrheit zu sterben[8]). Fortan war sein Beruf zum Reformator festgestellt. Auf die Bürger der wichtigen Reichsstadt Augsburg machte das standhafte Benehmen Luthers guten Eindruck[9]), und da letzterer bei der Rückreise auch mit den Humanisten in Nürnberg verkehrt haben mochte, so leistete die Verhandlung in Augsburg der begonnenen Kirchenverbesserung bedeutenden Vorschub. Die Berufung an den Pabst, welche Luther in letzterer Reichsstadt zurückgelassen hatte, wurde zwei Tage nach seiner Abreise von einem Notar unter Zuziehung von Zeugen an die Domkirche angeschlagen, natürlich ohne Erfolg. Leo X. ließ vielmehr die Ablaßlehre der römischen Kurie, welche angegriffen worden war, durch eine förmliche Bulle ihrem ganzen Umfang nach bestätigen. Jetzt berief sich (appellirte) Luther, und zwar am 28. November 1518, von dem Pabst an eine allgemeine Kirchenversammlung.

---

[8]) Im Jahr 1518 wurde Philipp Melanchthon, ein gelehrter Philologe und Theologe, als Professor nach Wittenberg berufen, und bald der Vertraute des Reformators. An diesen schrieb nun Luther aus Augsburg: „Beweise und erzeige dich als ein Mann, wie du on das thust, und lere die liebe Jugend, was recht und göttlich ist. Ich gehe hin, mich für euch und die liebe Jugend zu opfern, So es dem Herrn gefellet. Ich will lieber sterben, Und ob mirs wol seer schweer wird, eure Gesellschaft emberen, denn das ich das, so durch mich recht geleret ist, widerrufen sollt."

[9]) Luther sagt in demselben Brief an Melanchthon: „das jedermann in der ganzen Stadt von Dr. Luther redet, und den neuen Herostratum zu sehen begert, der ein solch gros Feuer angezündet hat."

Die ruhige Festigkeit des Augustiners, welcher der römischen Kurie sich zu widersetzen wagte, erregte nun in verschiedenen Theilen Deutschlands allmälig Aufsehen. Alle Gutgesinnten verkündeten das Lob des entschlossenen Mannes, und die Humanisten erblickten in ihm einen willkommenen Beistand wider die Barbarei der Scholastik; denn mit dieser ward der Reformator schon zu Augsburg in Händel verwickelt. Leo X. wurde über eine solche Wendung der Dinge unruhig, und suchte den kühnen Augustinermönch in der Güte zu beschwichtigen. Zu dem Ende sandte er seinen vertrauten Kammerherrn, Karl von Miltiz, nach Sachsen, um den Kurfürsten durch Ueberreichung der geweihten goldenen Rose, eines hochgeachteten Geschenks des Pabstes, zu gewinnen, und zugleich mit Dr. Martin Frieden zu schließen. Miltiz benahm sich mit großer Einsicht und Mäßigung, und brachte den Reformator durch gute Worte wirklich zu dem Versprechen des Stillschweigens in dem Streit, sofern auch seine Gegner schweigen würden. Obgleich dieser Vergleich der herrschenden Kirchenpartei sehr günstig war, so wollten sich die verstocktesten Anhänger der Kurie dennoch nicht damit begnügen, sondern sich öffentlich als Sieger über den Neuerer zeigen. Dr. Eck, der hartnäckigste Widersacher Luthers, hatte diesen in Augsburg besucht, und durch verstellte Freundlichkeit sich erboten, die Streitfrage in einer Disputation mit Andreas Bodenstein aus Karlstadt, Professor in Wittenberg, zu erörtern. Luther nahm diesen Vorschlag bereitwillig an, und da auch Bodenstein, nach seiner Vaterstadt gewöhnlich Karlstadt genannt, einwilligte, so wurde die Disputation am 27. Juni 1519 in Leipzig eröffnet. Zuerst sprach Karlstadt, dann aber auch Luther, und bei dieser Gelegenheit gab letzterer die wichtige Erklärung ab, daß verschiedene Lehren von Huß der heiligen Schrift gemäß, also mit Unrecht verurtheilt worden seien. Hierin lag der erste Schritt zum offnen Bruch mit dem Pabstthum, und von jetzt an ging das Reformationswerk mit raschen Schritten seinem Ziele entgegen.

Bei Gelegenheit des Zwiegesprächs in Leipzig ergab sich Dr. Luther tiefen und umfassenden Forschungen, um für seine aufgestellten Sätze Beweise in der Schrift zu sammeln. Dadurch entdeckte er von Schritt zu Schritt neue Irrthümer in der Lehre der Kurie, und nun ging im Innern des Reformators allmälig eine große Veränderung vor. Bis jetzt hielt derselbe das Pabstthum selbst mit dem wahren Geist des Christenthums keineswegs für unverträglich, sondern er hing ihm dem Wesen nach aufrichtig an, und drang nur bei einzelnen Gegenständen auf andere Lehren. Nunmehr gelangte er aber nach und nach zu der Ueberzeugung, daß das Pabstthum schriftmäßig überhaupt unhaltbar sei, und daß die wahre Religion keineswegs durch eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, vielmehr nur durch Entfernung des sichtbaren Hauptes, sohin Aufhebung des Pabstthums mit allen ihm angehörenden

Lehren und Einrichtungen hergestellt werden könne. Dr. Martin Luther prüfte sich lange, ehe er das entscheidende Wort aussprach; indessen seine Haltung ward von Tag zu Tag kühner. Endlich erschien im Juni 1520 ein Aufruf des Reformators an den deutschen Adel, welcher das Papstthum in seinen wesentlichsten Stützpunkten angriff und zu einer ganz neuen Lehre den Grundstein legen mußte. Luther stellte nämlich zunächst den Satz auf: daß alle Christen durch die Taufe zu Priestern geweiht werden, und daß im Nothfall ein jeder Christ taufen und absolviren könne. Daraus zog er folgerichtig die Schlüsse: nicht dem Papst allein, sondern der ganzen christlichen Gemeinde steht das Recht der Auslegung der Schrift zu, das Recht zu lösen und zu binden. Nachdem hierauf die weltliche Pracht der Päbste gerügt wurde, so folgte die Aufforderung, daß man der römischen Kurie die Einziehung der Annaten von Seite der Reichsgewalt nicht mehr gestatten möge. Hiernächst erhob sich der starke Mann gegen die Beschimpfung der Reichsgewalt durch den Papst mit einer Kraft, welche gegen das Benehmen Friedrichs I. und Ludwigs des Baiern einen auffallenden Kontrast bildete [10]). In der Entschiedenheit der Gesinnung von Schritt zu Schritt zunehmend, erklärte sich Dr. Martin Luther hiernächst gegen die Wallfahrten, das Verbot der Priesterehe, die Bettelklöster, die Jahrtage, Begängnisse und Seelenmessen, den Zwang zur Fasten und alle Brüderschaften. Zugleich tadelte der gerechte Mann mit entschiedenem Nachdruck das Verfahren der Kirchenversammlung in Konstanz wider Johannes Huß. „Von Buben," rief er aus, „ließ sich Kaiser Siegmund zur Brechung des freien Geleites verführen; denn auch dem Ketzer muß man Wort und Treue halten." Hiebei gab der Reformator auch die merkwürdige Erklärung ab: „daß man Ketzer bloß durch Gründe und nicht mit Feuer überwinden könne." So war denn der Grundsatz der freien Forschung ausgesprochen. Endlich nannte Luther den Papst geradezu den Antichrist und verlangte die Vertilgung des gesammten päbstlichen Rechts.

Eine solche Kühnheit war bisher noch nicht erlebt worden, da selbst Huß und Hieronymus ungleich zurückhaltender sich aussprachen, oder doch wenigstens den Papst nicht so ungestüm angriffen. Die Kurie wollte daher mit der Ausrottung des neuen Ketzers nicht mehr länger zögern, sondern gab Befehl, die bereits am 15. Juni 1520 gegen Luther erlassene Verdammungsbulle in Deutschland zur Vollziehung zu bringen. Um schnell zum Ziel zu gelangen, hatte man den Todfeind des Verurtheilten,

---

[10]) Die deßfallsige Erklärung Luthers lautet wörtlich also: „Das der Bapst über dem Keiser kein Gewalt habe, und ja nicht der teufelische Hoffart hinfurt zugelassen werde, das der Keiser des Bapstes füsse küsse oder zu seinen füssen sitze, oder, wie man sagt, im den Stegreiff halte, und den Zaum seines Maulpferds, wenn er auffsitzt, zu reiten. (Luthers Werke Jenenser Ausgabe, Th. I., S. 300.)

Dr. Eck in Ingolstadt, mit der Verbreitung der Bulle beauftragt; allein jetzt zeigten sich die Einwirkungen der oben geschilderten Vorläufer der Reformation; denn das deutsche Volk nahm die päbstlichen Befehle an verschiedenen Orten mit Unwillen auf. Ja Doktor Eck gerieth in Sachsen bei Verbreitung des Urtheils sogar in Lebensgefahr, und mußte sein Heil in eiliger Flucht suchen. Nunmehr bemühte sich die Kurie, vornehmlich den Landesherrn Luthers, den Kurfürsten Friedrich den Weisen in Sachsen, zur Einschreitung wider den Verurtheilten zu bewegen. Schon nach der Verhandlung in Augsburg hatte der Kardinal-Legat an Friedrich geschrieben, und ihn ersucht, den ketzerischen Mönch nach Rom zu schicken, oder wenigstens aus dem Land zu jagen. Indessen der Kurfürst war durch verschiedene Gründe bewogen worden, dem Ansinnen nicht zu entsprechen. Die neue Universität Wittenberg machte ihrem Stifter, Friedrich dem Weisen, große Freude, und dieser hegte den sehnlichen Wunsch, sie gedeihen zu sehen. Einer ihrer berühmtesten Lehrer war aber Dr. Martin Luther, und während der Verhandlung in Augsburg erklärte der Rektor der Universität, daß der Verlust eines solchen Mannes der Anstalt unersetzlichen Schaden zufügen werde [11]). Auch bei den Vergleichs-Versuchen Karls von Miltitz verwandte sich die Universität sehr warm für Luther, und am 22. November 1518 bat dieselbe den Kurfürsten von Sachsen um Fürsprache bei dem Pabst, daß Dr. Martin ohne Widerlegung durch die Schrift nicht zum Widerruf seiner Lehren *gezwungen* werde. Friedrich der Weise war unter solchen Umständen freilich zur Beschützung Luthers geneigt; allein einestheils fürchtete er einen Bruch mit dem Pabst, und anderntheils hätte er auch um keinen Preis eine wirkliche Irrlehre begünstigen wollen. Er zog daher den gelehrten Erasmus zu Rathe, auf dessen Urtheil er sehr viel hielt. Der Ausspruch jenes gebildeten Theologen war günstig für Luther [12]), und jetzt entschied sich der Kurfürst Friedrich, keine Verfolgung des Reformators zu dulden. Er antwortete daher dem Kardinal Cajetan, daß er

---

[11]) In einer Berichterstattung über die Verhandlung zu Augsburg heißt es: „der Rektor in Wittenberg bittet mich schriftlich mit allem vleiß, mich zu bemühen, damit wir ja Dr. Martinum nicht von Wittenberg verlieren. Denn so er wegkeme, so würde die Universität bey menschlichem Gedenken diesen Schaden nicht überwinden, und überaus viel Studenten und guter Leut verlieren.“

Dagegen wird in dem Schreiben der Universität an Karl von Miltitz von Luther gesagt: „Weil wir aber viel Jar her seine Geschicklichkeit, vielfeltige Erkenntnis und hohen Verstand in allerley Künsten mit unstrefflichen sitten, und christlichem Wandel gezierd gesehen, und erfahren haben.“

[12]) Sleidani de statu religionis et reipublicae, Carolo quinto Caesare, Commentarii. Lib. II: Erasmus Roterdamus, quum aliis de rebus Friderico Saxoniae duci scriberet Antverpia, *Lutheri* quoque meminit, ejusque libros magno cum applausu dicit a viris bonis atque doctis evolvi, sed et vitam illius a nemine reprehendi, quod absit ab omni suspitione tum avaritiae, tum ambitionis.

seinen Anträgen nicht entsprechen könne, bis man den Angeklagten der Ketzerei wirklich überwiesen habe. Am 8. Juli 1520 schrieb der Pabst Leo X. selbst an den Kurfürsten, und ersuchte ihn, nach fruchtlosem Verlauf der 60tägigen Frist, die dem Reformator in der Verdammungsbulle zum Widerruf vorgesteckt worden war, den Dr. Martin Luther als Ketzer gefänglich einzuziehen und bis auf weitere Verfügung der römischen Kurie zu verwahren. Friedrich der Weise, gestützt auf ein zweites Gutachten von Erasmus, erklärte aber auch dem Pabst selbst, daß er vor einer Ueberweisung Luthers keine Verfolgung desselben zugeben könne, sohin auf eine gründliche und unbefangene Untersuchung der streitigen Lehren dringen müsse. So entging der Reformator glücklich der ersten und größten Gefahr, und vorzüglich hierdurch wurde das wichtige Werk gerettet; denn soferne Luther den Schutz des Kurfürsten durch Verläumdung oder auf sonst eine Art verloren hätte und in die Hände seiner Feinde gefallen wäre, so würde er wie Huß sogleich umgebracht worden sein. Daß aber Männer wie Luther nur nach Jahrhunderten wiederkehren, wird der Verlauf der Geschichte zeigen, und so lag denn alles daran, daß er nur Anfangs nicht sogleich hingeopfert werde. Das verhinderte nun die Freisinnigkeit von Erasmus, und dieser gelehrte Mann wurde hierdurch ein vorzügliches Werkzeug, ja gewissermaßen der Retter der Reformation. Nach der Verwerfung der päbstlichen Anträge in Sachsen bot die Kurie alles auf, der Verdammungsbulle in andern deutschen Landschaften Anerkennung zu verschaffen; allein nun beschloß auch Dr. Martin Luther zum Aeußersten zu schreiten. Er wiederholte nämlich nicht nur seine Berufung an eine allgemeine Kirchenversammlung, sondern erklärte auch die Bulle der römischen Kurie vom 15. Juni 1520 für ein Werk des Antichrists, und sagte sich vom Pabstthum förmlich los. Dieß geschah durch eine feierliche Handlung, indem er, umgeben von den Studenten in Wittenberg, am 10. December 1520 jene Bulle mit den päbstlichen Gesetzbüchern öffentlich verbrannte.

Drittes Hauptstück.

Aeußere Geschichte bei Beginn der Kirchenverbesserung. Die Kaiser Maximilian I. und Karl V.

(Vom Jahr 1493 bis 1520.)

Kaiser Maximilian I. fand bei seinem Amtsantritt das Ausland, und insbesondere Frankreich, im Aufstreben, Deutschland hingegen in den Machtverhältnissen gegen Außen entschieden im Sinken. Keine Thatsache zeigte dieß deutlicher, als die Stellung des Reichs zu Italien. Im Mittelalter nahmen die Kaiser über jenes Land (freilich mit Unrecht) alle Hoheitsrechte in Anspruch, und gefielen sich dort in der Schaustellung ihres Glanzes; allein im Jahr 1494 eroberte Karl VIII. von Frankreich das Königreich Neapel, und gewann nunmehr auf die italienischen Angelegenheiten überwiegenden Einfluß. Unter Karl von Anjou hatten die Franzosen freilich auch in Apulien sich festgesetzt, doch das Unternehmen betraf nicht so unmittelbar Frankreich selbst, und war auch nicht von so auffallenden Umständen begleitet, wie die Unternehmung Karls VIII. Diese glich nämlich einem wahren Triumphzug, der nicht bloß die Interessen der Dynastie beförderte, sondern das Ansehen und die Macht Frankreichs selbst erhöhte. Maximilian I. war ein scharfsinniger Staatsmann, und erkannte die Gefahren, mit denen Deutschland vom Westen aus bedroht wurde, sogleich beim Beginn seiner öffentlichen Laufbahn. Die Unternehmung Karls VIII. in Italien erregte daher im hohen Grade seine Besorgnisse, und er mahnte die deutschen Reichsstände auf das dringendste, gegen die Uebergriffe Frankreichs mit Nachdruck einzuschreiten. Mit großer Klarheit zeigte der Kaiser im Jahr 1495 auf einem Reichstag in Worms, daß bei fernerer Unthätigkeit Deutschlands, Frankreich nothwendig das Uebergewicht erlangen, den Germanen ihren europäischen Einfluß entziehen, und am Ende auch auf Kosten der Reichsstände sich

vergrößern werde. Wie gewöhnlich wollen aber die Fürsten von einer Vertheidigung der allgemeinen Nationalzwecke nichts wissen, sondern behaupteten, man müsse vorerst den innern Rechtszustand befestigen. Letzteres war nun allerdings recht; indessen man hätte nebenbei gleichwohl die Würde des Reichs nach Außen bewahren können. Obgleich der Kaiser mit Eifer in diesem Sinn wirkte, so blieben die Stände dessenungeachtet bei der Ablehnung von Schutzmaßregeln gegen Frankreich, und forderten nur die Einsetzung eines Reichskammergerichts zur Aufrechterhaltung des Landfriedens. Da Maximilian I. der Beruhigung Deutschlands im Innern nicht abgeneigt war, auch die Interessen der landesherrlichen Gewalt die endliche Aufhebung der Selbsthülfe erheischten, so ward die eigenthümlichste Sitte des Mittelalters, das Fehderecht des Adels, wirklich durchgreifend abgeschafft. Man errichtete nämlich den Landfrieden nicht mehr, wie früher, nur für eine bestimmte Zeit, sondern für immer, unter unbedingtem Verbot der Fehden oder der Selbsthülfe bei einer Strafe von 2000 Mark Goldes. Dem eingesetzten Kammergericht wurde die Untersuchung und Bestrafung des Landfriedenbruches zugetheilt. Was die Verfassung jenes obersten Reichsgerichts anbetrifft, so bestand es aus einem Kammerrichter als Vorstand, und aus zwei Bänken von Beisitzern, wovon die eine aus Doktoren des Rechts, und die andere aus Ritterbürtigen gebildet ward. Die Ernennung des Vorstandes wie der Räthe kam dem Kaiser zu, unter Beirath und Zustimmung der Reichsstände. Zur Besoldung der Richter wurden die Sporteln oder Gerichtsgebühren und hülfsweise die Reichssteuer, oder der gemeine Pfennig, bestimmt. Nunmehr kam das Kammergericht allerdings zu Stande; da jedoch das römische Recht mit dem heimlichen Schriftverfahren beibehalten wurde, so mußte die Rechtspflege bald unter der Masse unnützer Geschäfte in's Stocken gerathen. Dieß bestätigte sich nur zu bald.

Auf dem Reichstag in Worms hatte der Kaiser die Stände zwar nicht zur Leistung der Heeresfolge gegen Frankreich, doch endlich zu einer spärlichen Geldhülfe bewogen. Maximilian brachte daher 8000 Söldner zusammen, welche er sogleich nach Italien absendete. Da die Bundesgenossen des Kaisers, der Herzog von Mailand, der Pabst und der König von Spanien, nachdrücklicher rüsteten, so verließ Karl VIII. Neapel, und die Truppen, welche er zur Behauptung seiner Herrschaft zurückließ, wurden zerstreut. Maximilian I. beschloß nun, selbst nach Italien zu gehen, um das Ansehen Deutschlands wieder herzustellen, und künftigen Angriffen Frankreichs gegen Italien vorzubeugen. Damit er endlich die Hülfe der Stände erhalte, bot er dieselben auf einem Reichstag in Lindau (1496) zur Heeresfolge für den Römerzug, oder die Kaiserkrönung, auf; allein die mittelalterliche Reichsverfassung, welche die Fürsten allerdings zu jener Heeresfolge verpflichtete, war schon lange abgestorben, und man gab also dem Antrage des Kaisers keine Folge. Maximilian I. zog nun

mit der geringen Macht, welche er aus eigenen Mitteln aufstellte, noch im nämlichen Jahr 1496 nach Italien, wurde jedoch selbst von denen, welche ihn herbeigerufen hatten, verrathen, und mußte erfolglos nach Deutschland zurückgehen.

Während seiner Abwesenheit hatte sich der Reichstag in Lindau vorzüglich mit der Befestigung des Kammergerichts beschäftiget. Schon im Jahre 1496 war nämlich das Anschwellen von Geschäften sichtbar geworden, und zugleich der weitere Uebelstand eingetreten, daß die zur Besoldung der Richter angewiesenen Einkünfte nicht flüssig wurden. Man wußte in Lindau noch keinen Rath zu schaffen, und erst im folgenden Jahre 1497 auf einer Reichsversammlung in Worms brachte man so viel zusammen, um das Kammergericht wieder in Gang zu bringen. Der Kaiser leistete, trotz seiner Geldnoth, auch einen Beitrag; allein dessenungeachtet zeigten sich die Stände zu einer Unterstützung desselben nach Außen nicht willfähriger. Auf einem dritten Reichstag zu Freiburg im Breisgau, welcher im October 1497 eröffnet wurde, bat Maximilian I. wiederholt um die Unterstützung der Stände, weil ein neuer Krieg mit Frankreich zu besorgen sei; indessen er wirkte wiederum nichts anderes aus, als eine geringe Geldhülfe. Die Stellung des Kaisers war deßhalb um so unbehaglicher, als er um diese Zeit auch mit den Schweizern in Krieg verwickelt wurde. Das Reichsoberhaupt hatte von diesen nicht nur die Aufhebung ihres Bundes mit Frankreich, sondern auch die Unterwerfung unter die Wormser Beschlüsse von 1495 gefordert, nämlich die Anerkennung des Kammergerichts und die Entrichtung der Reichssteuer oder des gemeinen Pfennigs. Da aber die oberalemannische Eidgenossenschaft schon lange entschlossen war, vom deutschen Mutterland sich zu trennen, so suchte sie jetzt eine Gelegenheit dazu, und versagte den Befehlen des Kaisers den Gehorsam. Gleichzeitig war zwischen Bündten, welches theils 1497, theils 1498 dem Schweizervereine beitrat, und Tyrol über das Kloster Münster im Münsterthale ein Streit entstanden, und dieser brachte die Gährung zum Ausbruch.

Die Graubündtner, auf die Hülfe ihrer Eidgenossen vertrauend, nahmen das Münsterthal im Jahr 1498 mit Gewalt in Besitz; allein nun riefen die Tyroler die Hülfe des schwäbischen Bundes an. Dieser setzte sich auch wirklich in Bewegung, und die Feindseligkeiten wurden zu Anfang 1499 eröffnet. Der Kaiser war jedoch in den Niederlanden von Kriegshändeln in Anspruch genommen, und dem schwäbischen Bund gebrach es am einheitlichen Handeln. Darum erlitt letzterer an mehreren Orten, insbesondere im Bruderholz bei Basel und in der Nähe von Konstanz empfindliche Niederlagen. Bei Ermatingen zogen zwar die Schweizer den Kürzern; allein der schwäbische Bund wußte den Sieg nicht zu behaupten, sondern ließ sich im Frühling 1499 bei Schwaderloch, unweit Konstanz, und im Vinßgau schlagen. Im Sommer 1499 erschien

endlich der Kaiser mit einem Heere von 20,000 Mann in der Gegend von Konstanz, da er in den Niederlanden Waffenstillstand geschlossen hatte. Sofort wurde zu Ueberlingen unter dem Vorsitz Maximilians I. der Kriegsrath versammelt, und dieser beschloß einen allgemeinen Sturm gegen die Schweizer, welche sich wiederum im Schwaderloch, unweit Konstanz, aufgestellt hatten. Dort wurden sie in der That von dem Reichsheer angegriffen; allein im entscheidenden Augenblick verweigerten die Zuzüge der Fürsten die Theilnahme an dem Kampf auf eine verrätherische Weise, und dadurch wurde der Kaiser zum Rückzug genöthiget. Während die Mannschaft der Reichsstände auseinander ging, begab sich Maximilian I. mit seinem eigenen Heergefolge nach Lindau, immer noch zur Fortsetzung des Kriegs entschlossen. Da empfing er aber plötzlich die Botschaft, daß der Graf von Fürstenberg, auf dessen Hülfe er vorzüglich zählte, bei Dorneck von dem Feind überrascht und auf das Haupt geschlagen worden war. Der Kaiser suchte seinen Schmerz unter scheinbarer Heiterkeit zu verbergen; indessen er gab die Hoffnung auf die Bewältigung der Schweizer jetzt gänzlich auf. Da nun diese dem Frieden auch nicht abgeneigt waren, so kam derselbe am 22. September 1499 wirklich zu Stande. Maximilian I. trat den Eidgenossen das Landgericht im Thurgau ab, und sprach sie von der Anerkennung des Kammergerichts sowie der Bezahlung der Reichssteuer frei; dagegen sollte jeder Theil die gemachten Eroberungen zurückgeben und der Streit zwischen Tyrol und Graubündten durch den Bischof Friedrich von Augsburg austräglich entschieden werden. So war denn in der Abtrennung Oberalemanniens von Deutschland ein bedeutender Schritt vorwärts geschehen.

Während der Unterhandlungen mit den Schweizern hatte Ludwig XII. von Frankreich, Nachfolger Karls VIII., Entwürfe auf die Eroberung Mailands an den Tag gelegt, und dieselben mit Hülfe des Pabstes und der Venetianer im Jahr 1500 auch durchgeführt. Da hierdurch das europäische Gleichgewicht bedroht wurde, so machte Maximilian I. die größten Anstrengungen, um den Franzosen den Besitz Mailands wieder zu entreißen. Der Kaiser berief sofort (1500) einen Reichstag nach Augsburg, und drang dort in die Stände zur Zurückweisung der französischen Uebergriffe; allein er erhielt die alte Antwort, daß man wegen der innern Zerrüttung Deutschlands an keinen auswärtigen Krieg denken könne. In der That waren die innern Zustände durch das Hinstechen der Reichseinheit so traurig, daß auch das Kammergericht aus Mangel an Unterhalt inzwischen wieder eingegangen war. Um dem Staatsverfall nur einigermaßen zu steuern, nahm die Reichsversammlung in Augsburg (1500) einen schon früher gemachten Vorschlag an, eine ständige Reichsregierung einzusetzen. Da nämlich nach der Erfahrung die allgemeinen Versammlungen der Stände wegen Zeit- und Kostenaufwand nur schwer zusammen zu bringen waren, und deßhalb auch Beschlüsse, die

Eile hatten, hinausgeschoben werden mußten, so sollte unter Vorsitz des Kaisers oder seines Statthalters ein Kollegium von 20 Abgeordneten der Reichsstände die dringendsten Geschäfte erledigen. Maximilia I. willigte ein, und das Reichsregiment wurde in Nürnberg wirklich eingesetzt. Zu einem Krieg gegen Frankreich konnte der Kaiser die Stände nicht bewegen, und so blieb ihm wegen der Schwäche seiner eigenen Macht nichts übrig, als mit Ludwig XII. sich zu vertragen. Obgleich dieser auch Neapel in Besitz genommen, und mit dem Könige von Spanien getheilt hatte, schloß Maximilian 1501 dennoch Frieden mit Frankreich. Im folgenden Jahre 1502 suchte der Kaiser die deutschen Fürsten zu einem Feldzug gegen die Türken zu bewegen, doch abermals vergeblich. Inzwischen verfiel auch die neue Reichsregierung in Nürnberg wieder, eine Fehde zwischen mehreren Linien des wittelsbachischen Hauses, der pfalzbairische Erbfolgekrieg, verwirrte das Reich, und die Anzeichen des innerlichen Absterbens vermehrten sich demnach bedeutend. Maximilian I., der den Willen und die Fähigkeit hatte, für die allgemeinen Nationalangelegenheiten zu wirken, konnte bei dem ewigen Widerstand und der zähen Theilnahmlosigkeit der Fürsten nichts ausrichten. Im Jahre 1507 wurde endlich die Stellung Ludwigs XII. in Italien gegen Deutschland so drohend, daß endlich auch die Stände von der Nothwendigkeit sprachen, die Uebergriffe Frankreichs zurückzuweisen. Man versprach dem Kaiser auf einem Reichstag zu Konstanz (1507) einen Zuzug von 12,000 Mann, und nun beschloß Maximilian sogleich zu Anfang des folgenden Jahres 1508 in Italien einzurücken. Obgleich die Reichshülfe noch nicht vollständig eingetroffen war, erschien er doch zur bestimmten Zeit im Feld, und griff Venedig an. Nach verschiedenen Wechselfällen der Waffen, da er bald glücklich, bald unglücklich war, schloß er mit den Venetianern einen dreijährigen Waffenstillstand. Seltsamer Weise näherte sich der Kaiser jetzt wieder dem König von Frankreich, und da auch andere gekrönte Häupter die Siege der stolzen Republik Venedig mit mißgünstigen Augen ansahen, so kam eine große Koalition des deutschen Kaisers, der Könige von Frankreich und Spanien und des Pabstes Julius II. wider jenen Freistaat zu Stande. Man nannte diese nach dem Orte des Abschlusses die Ligue von Cambray. Maximilian I. legte sie den deutschen Reichsständen zur Beistimmung vor; indessen diese lehnten Genehmigung wie Antheilnahme ab. Der Kaiser eröffnete nun (1509) den Krieg gegen Venedig mit seiner Hausmacht, war aber ziemlich glücklich, indem er außer der Grafschaft Görz auch Triest, Verona und Vicenza einnahm. Jetzt suchten die Venetianer um jeden Preis mit dem Kaiser sich zu versöhnen; da aber alle ihre Anträge verworfen wurden, so wandten sie sich an Ludwig XII. von Frankreich, und schlossen mit demselben endlich wirklich einen Schutz- und Trutz-Vertrag. Maximilian I., hierüber sehr entrüstet, errichtete mit den Königen von Spanien und England, sowie

dem Papst, durch seine Tochter Margaretha nunmehr eine Ligue gegen Frankreich.

Ludwig XII. ließ sich dadurch von seinem Bündniß mit den Venetianern nicht abschrecken, sondern sandte im Jahr 1513 ein Heer von 24,000 Mann nach Italien. In der That erwies sich die Ligue des Kaisers so ohnmächtig, daß jenes Heer die größten Fortschritte machte; zum Glück gelang es jedoch dem Papst, die Schweizer zu gewinnen, und diese vertrieben nun die Franzosen aus Italien. Durch das Vertrauen auf die neuen Bundesgenossen ermuthiget (denn die Schweizer stellten ihm für Sold 16,000 Mann), machte Maximilian I. nun einen Versuch, Burgund einzunehmen. Auch der König von England, Heinrich VIII., war mit einem Heere in Calais erschienen, dem der Kaiser eine Verstärkung sandte, und da auch der Angriff gegen Burgund von einem deutschen Zuzug unter dem Herzog Ulrich von Württemberg unterstützt wurde, so gerieth Ludwig XII. in große Gefahr. Durch geschickte Unterhandlungen wußte er sich jedoch wieder zu helfen, indem er zuerst die Schweizer in Burgund zu einem einseitigen Frieden bewog, und im Jahr 1514 auch einen Waffenstillstand mit dem Kaiser vermittelte. Letzterer entschädigte sich für seine vereitelten Entwürfe auf Burgund durch eine Wechselheirath eines Enkels und einer Enkelin mit einer Tochter sowie einem Sohne des Königs Wladislaus von Ungarn, wodurch dem Haus Habsburg die Erbfolge in jenes Königreich eröffnet wurde. Nach dem Tode Ludwigs XII. (1515) setzte sein Nachfolger, Franz I., die Staatspläne Frankreichs in Italien mit Erfolg fort, und behauptete insbesondere Mailand. Der Kaiser schloß die Franzosen in dieser Stadt zwar mit einem Heere von 30,000 Mann ein; allein wegen Mangel an Sold ging dasselbe vor erreichtem Zweck auseinander, und nun errichtete Maximilian einen bleibenden Frieden mit Frankreich. Nach der Vollziehung desselben betrieb das Reichsoberhaupt von Neuem den Feldzug gegen die Türken, und schrieb zu dem Ende für das Jahr 1518 den schon erwähnten Reichstag nach Augsburg aus. Sowohl der Papst, als auch die patriotische Richtung der Deutschen unterstützten den Plan, da nicht bloß der Kardinal-Legat Cajetan, sondern auch der berühmte Ulrich von Hutten für den Krieg gegen die Türken sprachen; an der trägen Ruhe der Reichsstände scheiterte jedoch alle Beredtsamkeit. Deutschland war durch die Zerrüttung der Nationaleinheit abgelebt, und vermochte seine Würde gegen Außen nicht mehr geltend zu machen. Der Reichstag in Augsburg traf daher für den geforderten Türkenkrieg nur Schein-Maßregeln, und verwies die entscheidende Schlußfassung auf eine neue Versammlung, welche im folgenden Jahr 1519 zu Worms abgehalten werden sollte. Schon am 11. Januar 1519 verschied aber Kaiser Maximilian I., und die Erledigung der Krone brachte andere Staatsfragen in Anregung.

Maximilian I. war ein kühner, ritterlicher Geist, und ein Mann

von den liebenswürdigsten Eigenschaften. Durch seinen angebornen Muth wider die Gefahr an sich schon gleichgültig, erhöhte er die Unerschrockenheit noch durch die vielen Wagnisse, welche er bei der Gemsenjagd von Jugend auf mit Erfolg bestand. Dem Ritterthum des Mittelalters hing er fast mit schwärmerischer Liebe an, und da er nicht nur persönliche Schönheit, sondern auch vortreffliche Waffenübung besaß, so warf seine Erscheinung den letzten Schimmer auf das ritterliche Zeitalter [1]). Maximilian war aber auch ein fähiger Staatsmann, und seine Entwürfe zeichneten sich meistens durch eine gewisse Großartigkeit aus; Schade daher, daß die zerrüttete Lage des Reichs und die Schwäche seiner Hausmacht die Durchführung derselben nie erlaubte. In letzterer Beziehung trug der Kaiser freilich selbst einige Schuld, weil er durch seine Prachtliebe und oft unzeitige Freigebigkeit in beständigen Geldmangel sich versetzte; doch wenn dieß auch nicht gewesen wäre, das Sinken Deutschlands hatte in Folge der Staatsfehler früherer Reichshäupter schon so sehr zugenommen, daß auch Maximilian I. schwerlich Rettung schaffen konnte. Die Hülfe war nur durch Erhebung des Volkes möglich, und eine solche noch nicht hinreichend vorbereitet. Maximilian erwarb sich übrigens das Verdienst, daß er mit großem Eifer nach Verbesserung der Wehrverfassung der Deutschen strebte, und zu dem Ende eine feste Verbindung des Reichs einführen wollte. Blieb es immerhin nur bei dem Versuch, so verdient doch schon der redliche Wille Anerkennung. Unter seine Regierung fällt ferner die Ausdehnung der 6 deutschen Kreise, die zu Zeiten Albrechts II. errichtet wurden, auf die damaligen 10. Auch hierdurch, namentlich die Organisation der Kreise mit Obersten und Räthen, sollte der Reichsverband etwas befestiget werden. Leider schlug aber auch dieser Plan fehl.

Während die Hinfälligkeit der Staatsmacht Deutschlands bei dem Tode Maximilians I. so schmerzlich empfunden ward, offenbarten sich zugleich die betrübten Anzeichen, daß auch die letzte städtische Einigung, der hanseatische Bund, seiner Auflösung entgegengehe. Es war nicht der Geist der Freiheit, welcher die Verbindung belebte, sondern jener der Herrsch- und Bereicherungssucht. Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts entstand daher zwischen den Bundesgliedern Neid über Handelsvortheile, Reichthum und Ansehen einzelner, woraus alsbald Mißtrauen und Zwietracht entsprangen. Seit 1517 traten vornehmlich zwischen Bremen und Minden Streitigkeiten über die Beschiffung der Weser hervor, da Bremen nach der Behauptung Mindens die freie Schifffahrt auf

---

1) Er verschmähte es sogar als Kaiser nicht, wie ein einfacher Ritter im Turnier zu kämpfen. Bei Gelegenheit einer Reichsversammlung in Worms (1495) zeigte er seine Ueberlegenheit in den Waffen, da er den berühmten und gefürchteten Ritter Claudius von Batre, einen Franzosen, im Turnier mit Glanz besiegte.

jenem Strom verkümmere. Ebenso geriethen Danzig und Lübeck gegenseitig in Händel, ja im Jahre 1518 ergab sich in der gesammten Hansa eine starke Spaltung, indem über 12 Städte entweder ausgeschlossen wurden, oder freiwillig zurücktraten. Zu ihnen gehörten Berlin, Frankfurt an der Oder, Kiel, Helmstädt, Halle, Halberstadt, Quedlinburg, Stendal, Salzwedel, Aschersleben und andere. Die weniger mächtigen Städte klagten über Bedrückung der größern, und ein inneres Gift zehrte an dem Leben des vormals so starken Bundes.

Unter solchen Umständen konnte eine Kaiserwahl niemals wichtiger gewesen sein, als jene, welche nach dem Tode Maximilians I. bevor stand; denn nicht genug, daß die alten Staatsverhältnisse Deutschlands nach allen Richtungen sich auflösten, so waren sowohl durch die bereits begonnene Kirchenverbesserung, als die hervorgetretene patriotische Richtung alle Elemente zur Verjüngung des Volkslebens und zur Wiedergeburt der Nation in voller Wirksamkeit. Der Ausgang der großen Gährung hing vorzugsweise davon ab, welche Richtung das neue Reichsoberhaupt ergreifen werde, nie barg also eine Kaiserwahl größere Folgen sich, als jene bei Beginn der Reformation. Maximilian I. hatte die Nachfolge im Reich noch bei Lebzeiten seinem Enkel, dem König Karl von Spanien, auszuwirken gesucht, und obgleich seine Bemühung keinen Erfolg hatte, so wurde nach seinem Tode Karl gleichwohl von einer Seite als Kaiser vorgeschlagen. Als Mitbewerber traten die Könige Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England auf, während ein Theil der Fürsten seine Augen auf den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, richtete. Vom patriotischen Standpunkt aus konnte man weder die Erhebung von Karl, noch jene von Franz oder Heinrich wünschen, da sie alle Könige fremder Länder waren. Karl gehörte der Abstammung nach allerdings den Deutschen an, da sein Vater Philipp der Sohn Maximilians I., und nur seine Mutter eine Spanierin war. Allein er hatte eine ausländische Erziehung genossen, und blieb durch seine Stellung als König von Spanien dem Mutterlande fremd, sowie selbst seine Haus-Interessen den vaterländischen widerstreben mußten, so lange er die spanische Krone trug. An eine Niederlegung derselben um den Preis der Kaiserwürde konnte natürlich nicht gedacht werden, da die Reichsgewalt auf einen Namen ohne Macht sich beschränkte. Schon aus diesen Gründen hätte man nothwendig einen deutschen Fürsten wählen sollen, und sowohl in Beziehung auf Persönlichkeit als auf Ansehen war Niemand würdiger, als der Kurfürst von Sachsen. Im Verhältniß zu Heinrich von England, Franz von Frankreich und Karl von Spanien war seine Hausmacht allerdings gering; doch in Deutschland bereitete sich durch die religiöse und politisch-reformatorische Richtung eine Macht vor, welche alle fürstliche Gewalt weit überwog, und einem gemeinsinnigen Kaiser den

Sieg über die innern, wie alle äußern Feinde verschaffen mußte [2]). Da Friedrich der Weise die Kirchenverbesserung mittelbar schon gefördert hatte, so vereinigte sich alles, um die Erhebung desselben als ein wahres Nationalbedürfniß darzustellen. Von Seite der Wahlfürsten ergab sich in der That kein Hinderniß, sondern diese boten dem Kurfürsten von Sachsen ihre Stimmen an; aber Friedrich war kein Mann der That in den Zeiten der Staatsstürme, er erhob deßhalb große Bedenklichkeiten, und lehnte die Wahl ab. Ja was noch schlimmer war, er verwendete selbst seinen Einfluß, um die Erhebung Karls von Spanien durchzusetzen [3]). Zur Sicherstellung der landesherrlichen Rechte rieth er nur, dem neuen Kaiser bestimmte Bedingungen der Wahl vorzuschreiben, welche dieser zu beschwören habe. Karl, als Kaiser der Fünfte dieses Namens, ging auf alle Forderungen ein, und so hatte man zum Nachtheil der Reichsgewalt ein neues Staatsrecht gebildet, die sogenannten Wahlkapitulationen, die von jetzt an jeder Kaiser vor seiner Erhebung eingehen mußte [4]). Hatte schon die goldene Bulle die Grundlagen der Nationaleinheit selbst angegriffen, so geschah solches noch mehr durch die Neuerung bei der Wahl Karls V., denn während früher die Verfassung die Rechte und Pflichten des Kaisers vorschrieb, so thaten es jetzt die Wahlkapitulationen, welche von den Kürfürsten entworfen wurden. Es stand also in der Willkür der letztern, der

---

[2]) Daß dieß keine modernisirende Ansicht nach dem heutigen Gesichtspunkt sei, daß vielmehr schon damals die Ueberzeugung bestand: ein Kaiser aus einem deutschen Fürstenhaus sei mit Hülfe der öffentlichen Meinung den mächtigen Königen von Frankreich, Spanien und England, ja dem gesammten Ausland überlegen, ergab sich bei der Wahlverhandlung selbst. Eine Meinung erklärte nämlich: Nimirum fuit semper illustre Germaniae principum nomen et fama celebris: ea nondum est extincta, sed viget incolumis, et sunt inter alias Germaniae tres hodie praecipuae familiae, Bavarica, Saxonica, Brandeburgica: sunt in his etiam nonnulli praestantes viri. *Si quem igitur ex illis rerum summae praeficiemus, et nostris copiis adjuvabimus, ut certe debemus, non est quod exteros metuamus.* (Sleidan Lib. I.)

[3]) Die Wahl Karls von Spanien als deutscher Kaiser erfolgte zu Frankfurt am 28. Juni 1520, und wurde sogleich den spanischen Gesandten, welche sich in Höchst befanden, bekannt gemacht.

[4]) Karl V. übernahm durch diesen Vertrag unter andern die Verbindlichkeiten: 1) die Stände bei ihren hergebrachten Freiheiten, d. i. Vorrechten zu schützen; 2) in Reichsangelegenheiten ohne Zustimmung der Kurfürsten keine Bündnisse einzugehen, und keinen Krieg zu erklären; 3) die Stände nicht mit Steuern zu beschweren, und die von ihnen bewilligten nur mit Zustimmung von sechs Kurfürsten einzuziehen; 4) eine ständige Reichsregierung gleich der frühern in Nürnberg einzusetzen; 5) wider die Reichsgesetze nichts anzuordnen, und Niemanden ohne rechtliches Gehör zu verurtheilen; 6) ungebührlich abgekommene Reichssteuern zurückzubringen und das Staatsvermögen durch Zurückbehaltung heimfallender Lehen oder neue Erwerbungen zu vermehren, und 7) die Vereinigungen der Kurfürsten zu gestatten, dagegen die Bündnisse der Städte und des Adels zu verbieten.

Reichsgewalt so viel Recht einzuräumen, als sie wollten, und es war nach der bisherigen Erfahrung leicht vorherzusehen, daß jede folgende Wahlkapitulation dazu benützt werden würde, um die kaiserliche Gewalt zu beschränken, und die landesherrliche zu erhöhen. Das Schicksal Deutschlands hing bei einer solchen Lage der Dinge nur von der Reformation ab, welche sowohl im Staat, als in der Kirche von dem Volk selbst angestrebt wurde.

Viertes Hauptstück.

Der Reichstag in Worms.

(Das Jahr 1521.)

Als Karl V. durch besondere Gesandtschaften seine Erhebung zum deutschen Kaiser erfahren hatte, ließ er den Reichsständen melden, daß er die Wahl annehme, und schleunigst nach Deutschland abreisen werde, um die Regierung anzutreten. Nach den nothwendigen Vorbereitungen für die Staatsverwaltung Spaniens trat er die Reise auch sogleich an, und erschien am 1. November 1520 in Köln. Sofort sandte er Briefe durch ganz Deutschland, um alle Reichsstände auf den 6. Januar 1521 zu einer feierlichen Versammlung nach Worms einzuladen. Die ersten Geschäfte dieses Reichstages, welcher in der That sehr zahlreich besucht wurde, betrafen Staatsangelegenheiten. Karl V. stellte nämlich mit Zustimmung der Stände das Reichsregiment ungefähr in der Weise wieder her, wie es 1500 eingeführt worden war, brachte das Kammergericht von Neuem in Gang, und setzte den wichtigen Beschluß durch, daß bei den Reichskriegen die Beihülfe der Stände bestimmter vorgezeichnet werden soll. Es wurde nämlich eine neue Matrikel angefertiget, und hierin bei genauer Vertheilung unter die Stände das Reichsheer auf 4000 Reiter und 20,000 Mann Fußvolk festgesetzt. Hiernächst ernannte der Kaiser seinen Bruder Ferdinand zu seinem Stellvertreter oder Reichsstatthalter, und trat demselben Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain ab. Am 30. Januar und 7. Hornung 1522 wurden in die Abtretung auch die übrigen deutschen Besitzungen des Hauses Habsburg eingeschlossen. So bestätigt sich denn unsere obige Bemerkung, daß die Interessen Karls V. nicht innerhalb, sondern außerhalb Deutschland lagen, seine Erhebung zum Kaiser den vaterländischen Zwecken sohin geradezu widersprach.

Außer den Staatsangelegenheiten beschäftigte sich die Reichsversammlung in Worms vom Jahr 1521 auch mit kirchlichen Gegenständen, und

in dieser Beziehung erlangte sie eine weltgeschichtliche Bedeutung. Als nämlich die Frist, welche dem Reformator Dr. Martin Luther in der Bulle Leo's X. vom 15. Juni 1520 zum Widerruf vorgesteckt wurde, fruchtlos verstrichen, und alle Versuche zur Vertilgung der neuen Lehre fehlgeschlagen waren, so wurden in einer zweiten Bulle vom 3. Januar 1521 Dr. Martin Luther und dessen Anhänger mit dem Bann belegt, und alle Strafen der Ketzerei wider sie ausgesprochen. Zugleich stellte der päbstliche Legat Leander bei der Reichsversammlung in Worms den Antrag zur Vollziehung des päbstlichen Urtheils. Durch den Einfluß des Kurfürsten Friedrichs von Sachsen wurde jedoch der Kaiser zu dem Ausspruch bewogen, daß dem Angeklagten vor allem erst das rechtliche Gehör verstattet werden müsse [1]), ja die Reichsversammlung beschloß sogar, die Untersuchung selbst zu führen, und zu dem Ende Luthern vor ihre Schranken zu fordern. Nachdem die Ladung ergangen war, erhielt, wie einst Johannes Huß, so auch Dr. Martin Luther vom Kaiser das freie Geleit in der Art, daß er unangetastet von Wittenberg nach Worms reisen und nach Hause zurückkehren dürfe [2]). Auch die Fürsten verbürgten die persönliche Sicherheit des Reformators, und so machte sich dieser getrost auf den Weg. Dr. Martin Luther reiste in Begleitung eines Ehrenholdes und einiger Reisigen, welche ihm die Reichsversammlung zu seinem Schutz gesendet hatte. Während der Reise zeigte sich, wie sehr schon der Ruf des kühnen Mannes verbreitet war; denn das Volk strömte häufig herbei, um ihn zu sehen. Trotz des freien Geleites ging Luther einen schweren Gang, da es bekannt war, wie oft die Hinterlist der starren Kirchenpartei die klarsten und bestimmtesten Urkunden zum Verderben ihren Gegner zu verdrehen wußte. Im gegebenen Fall lagen aber noch besondere Verdachtsgründe in Mitte, indem vor der Ankunft Luthers in Worms seine Bücher durch öffentlichen Anschlag verboten wurden. Seine Freunde in Oppenheim riethen ihm daher bei seiner Ankunft dortselbst, daß er sich nicht nach Worms wagen möge; doch Luther war mit hohem Muth und wahrer innerer Freudigkeit erfüllt. Schon in mehreren Briefen, die er unterwegs schrieb, hatte sich der feste Entschluß ausgedrückt, auf jede Gefahr hin die Wahrheit seiner Lehre zu vertheidigen, und so gab er denn den warnenden Freunden in Oppenheim die mannhafte Antwort: „Wolan! weil ich erfoddert und berufen bin, So hab ich bei mir gewis beschlossen, hinein zu ziehen, im Namen des Herrn Jesu

---

[1]) Sleidan Liber III. Princeps Fridericus, interea dum Caesarem ad agendos Wormatiae conventus euntem, comitatur, effecerat, ut Caesar velle se Lutherum evocare diceret et coram audire.

[2]) Die Urkunde, deren übrigens auch Sleidan im Allgemeinen erwähnt, war sehr höflich verabfaßt, so daß dem Angeklagten unter andern das Prädikat „Ehrenwerth" (Honorabilis) beigelegt wurde.

Christi, wenn ich gleich wüsst, das so viel Teufel drinnen weren, als Ziegel auf allen Dechern sind“ [3]). Die Persönlichkeit des denkwürdigen Mannes tritt demnach allmälig deutlicher hervor; hoher, entschlossener Muth, Unbeugsamkeit des Willens, freudige Bereitwilligkeit zur Hingebung, felsenfestes Vertrauen auf den Sieg der Wahrheit, und außer allen diesen Eigenschaften eine seltsame Kraft und Eigenthümlichkeit der Sprache! Am 16. April 1521 zog der Reformator an der Seite von Kaspar Sturm, des Ehrenholdes, welcher ihn von Wittenberg bis Worms geleitet hatte, in letzterer Stadt ein. Er nahm seine Herberge im deutschen Hof, und dieser war nun bald von Gästen überfüllt; denn es fanden sich noch am nämlichen Tag bis tief in die Nacht viele Grafen, Ritter und Geistliche ein, um Dr. Martin Luther zu sprechen. Am andern Morgen (17. April 1521) erschien Ulrich von Pappenheim, des Reichs Erbmarschall, im deutschen Hof, und überbrachte dem Reformator die schriftliche Ladung, Nachmittags vier Uhr vor dem Kaiser, den Kurfürsten und den übrigen Ständen des Reichs zu erscheinen, und anzuhören, warum und wozu er berufen worden sei. Dr. Martin Luther nahm den Befehl der Reichsversammlung mit Ehrerbietung auf, und erklärte seine Bereitwilligkeit, ihm Gehorsam zu leisten. Zur bestimmten Stunde wurde er daher von dem Erbmarschall Ulrich von Pappenheim und dem Ehrenhold Kaspar Sturm in die Herberge des Pfalzgrafen bei Rhein, und von da in heimlichen Gängen auf das Rathhaus geleitet. Der Augenblick war inhaltschwer; schon stieg das Volk in Worms auf die Dächer, um den Reformator zu sehen. In feierlicher Stille empfing die Reichsversammlung den vorgeladenen Mönch; Kaiser Karl V. saß mit dem Scepter in der Hand auf dem Kaiserthron, umgeben von seinen Räthen; die Kurfürsten zeigten sich im Schmuck ihrer Würde, die Fürsten, Grafen, Freiherren und die Abgeordneten der Reichsstädte dagegen in der prachtvollen Kleidung ihres Standes; über 200 Fürsten und Herren waren zugegen [4]); die Großartigkeit und der Glanz der Versammlung schien darum den armen Angeklagten betäuben zu müssen, und ihn

---

[3]) Wörtliche Aeußerung Luthers nach dem Bericht in dessen Werken über die Verhandlungen in Worms. Luther sprach später in seiner nächsten Umgebung sehr oft von dem Verhör in Worms, und erzählte alle Einzelnheiten desselben, sowie auch der Hin- und Rückreise. Nach seinen eigenen Worten wurde jener Bericht verabfaßt, und er ist daher die wichtigste Quelle. Dieß gilt überhaupt von den Werken Luthers, wo alle bedeutenden Ereignisse von dem Reformator selbst oder von Zeitgenossen geschildert werden. Wir legen jene Quellen deßhalb vorzugsweise überall zu Grunde, bedienen uns dabei aber immer der deutschen Jenenser Ausgabe. Auch Gleidan stimmt so wörtlich mit den Erzählungen bei Luther überein, daß er dieselben benützt haben muß.

[4]) Das Verzeichniß derselben in Luthers Werken Th. I. nimmt 5½ Folio-Seiten ein. Von den Reichsstädten hatten Köln, Worms, Augsburg, Nürnberg, Erfurt, Oppenheim, Weissenburg, Lübeck, Goslar und Eßlingen Abgeordnete gesendet.

nothwendig in Befangenheit zu versetzen. Um den Eindruck der gewaltigen Scene noch zu erhöhen, bedeutende der Erbmarschall von Pappenheim dem Angeklagten bei der Ankunft vor den Schranken, daß er nichts sprechen dürfe, er würde denn gefragt. Einen Augenblick maß das Auge des Kaisers, der Fürsten, Grafen und Herren in Todtesstille den Mann, welcher als Angeklagter vor der Reichsversammlung stand; dann nahm Dr. Johann Eck, kaiserlicher Orator und Offizial des Kurfürsten von Trier [5]), das Wort, indem er erst in lateinischer und dann in deutscher Sprache dem Angeklagten die beiden Fragen vorlegte:

1) ob er die unter seinem Namen gedruckten Schriften (man zeigte eine Sammlung aller bis jetzt erschienenen Bücher Luthers vor) als die seinigen anerkenne:
2) ob er den Inhalt derselben widerrufen oder darauf beharren wolle?

In den Romanen stirbt sich's leicht für die Wahrheit, schnellfertig traut sich nach ihnen Jeder eine solche That zu; doch die ernste Wirklichkeit haucht etwas andere Gefühle ein, und auch die gewaltigste Kraft fühlt ihre Pulse stärker und banger schlagen, wenn die Stunde der Prüfung erscheint. Die größten Männer scheuen sich in solchen Augenblicken nicht, die Bitterkeit des Todes, die Schmerzen der Hingebung zu gestehen, auch Jesus rief: „ist's möglich, Vater, so lasse den bittern Kelch an mir vorübergehen." Wir finden es nur menschlich, nicht schwach, wenn ein Gleiches bei folgenden Märtyrern hervortrat, ja es erhöht durch die Offenbarung des Seelenkampfes, welcher der Aufopferung vorausging, noch die Größe der That. Schwerer noch, als der Tod selbst, sind aber die Vorbereitungen desselben, die Verhöre in öffentlicher, feierlicher Versammlung, und die stärkste Seele fühlt für Augenblicke einen überwältigenden Eindruck derselben. Mochte nun Dr. Martin Luther von solchen Empfindungen durchdrungen sein, als nach der Anrede Dr. Ecks die tiefe Stille der Reichsversammlung zurückkehrte, oder mochte er noch eine letzte ernste Prüfung seiner Ueberzeugung wünschen; genug, er bat in Beziehung auf die zweite Frage um Bedenkzeit, wogegen er die ihm vorgezeigten Schriften bereitwillig als die seinigen anerkannte. Man gewährte ihm einen Aufschub von 24 Stunden, und am 18. April 1521 Abends 6 Uhr stand der Reformator abermals vor den Schranken der Reichsversammlung. Nachdem ihn Dr. Eck aufgefordert hatte, seine Antwort auf die gestern vorgelegten Fragen jetzt klar und bestimmt abzugeben, hielt Dr. Martin Luther an die glänzende Versammlung folgende Anrede:

„Gehorsam der Verfassung meines Vaterlandes, erscheine ich vor Kaiser und Reich, um wegen einer Anklage mich zu verantworten. Ein

[5]) Nicht zu verwechseln mit dem Provinzler Dr. Eck in Ingolstadt.

Mann aus dem Volke, erzogen in klösterlicher Einsamkeit, nicht gewöhnt an die Zierlichkeit der Höfe, die Feierlichkeit der Fürstenversammlungen, kenne ich die Gebräuche und feinere Sitte des höhern Anstandes nicht; wo ich daher gegen sie aus Einfalt verstoße, möge man mir es zu Gnaden halten. In der Sache selbst wiederhole ich zuvörderst das Anerkenntniß der mir vorgelegten Schriften, soferne sie nicht etwa von Mißgünstigen arglistig verfälscht worden sind. Was hingegen den geforderten Widerruf anbetrifft, so muß zwischen demjenigen Theil meiner Schriften unterschieden werden, welcher die Sache, und demjenigen, welcher bloße Persönlichkeiten betrifft. Jene kann ich weder widerrufen, noch ermäßigen oder einschränken; denn sie enthalten nur Wahrheit, und Verläugnung der Wahrheit ist ein Verbrechen am Menschengeschlecht. In den Streitschriften gegen die Vertheidiger der römischen Tyrannei bin ich hingegen allerdings heftiger und schärfer gewesen, als es meinem Stande gebührt; doch so aufrichtig ich meinen Fehler bekenne, so vermag ich gleichwohl auch von den Streitschriften nichts zu widerrufen, weil man dieß nur zur Erneuerung und Befestigung der Tyrannei benützen würde." — Besonders rührend war die Erklärung des Reformators, daß er den Streit nicht aus persönlichem Interesse, sondern aus Gemeinsinn unternommen habe. „Um der deutschen Nation, meinem lieben Vaterland meinen schuldigen Dienst nicht zu entziehen," lautete die wörtliche Aeußerung Luthers.

Mit fester Stimme, mit Muth und Entschlossenheit gab der Reformator diese Erklärung ab, doch er vermied dabei alle Heftigkeit und sprach ruhig und bescheiden. Als er geendet hatte, so erklärte der Offizial, daß die Verhandlung keine Disputation oder Erörterung von Glaubenssätzen, sondern einfach den Widerruf der Lutherischen Schriften zum Zweck habe, daß sohin die Rede des Angeklagten an die Frage nicht streng genug sich halte. Darum möge er eine einfache und bestimmte Antwort ertheilen. Nun regte sich in dem Angeklagten aber doch die angeborne Kraft seiner Gemüthsart, die Energie seines Charakters, der heilige Zorn der Begeisterung. Die Flammen der Feuerseele sprühten empor, mit erhabenem Stolz richtete sich der Reformator auf, und mit funkelnden Augen und glühenden Wangen sprach er:

„Weil denn Euer Kaiserlichen Majestät, Kurfürstlichen und fürstlichen Gnaden eine schlechte, einfältige, richtige Antwort begeren, So will ich die geben, *so weder Hörner noch Zehne haben sol.* Nemlich also, Es sey denn, das ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überweiset werde, So kan und will ich nichts widerrufen. Hie stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir Amen!"[*])

[*]) Wörtlich nach der Berichterstattung in den Werken Luthers.

Erschütternd drang diese Ergießung eines begeisterten Gemüths, die edle Sprache eines entschlossenen Vertheidigers der Wahrheit in die Herzen aller Anwesenden; mit dem Ausdruck der Verwunderung beugten die Großen des Reichs sich vor, jede Sylbe erhaschend, die den Lippen des stürmischen Redners entströmte. Selbst einzelne Widersacher zeigten sich bewegt, und überwältigend erschien überhaupt die Feierlichkeit des Augenblicks. Wer ist der Mönch, der einsam und allein an den Stützpunkten tausendjähriger Macht rüttelt, an der Gewalt über Leib und Gewissen? Wo sind die Streitkräfte, mit denen er den Krieg gegen den stählernen, schweren Arm der stolzen Kirche beginnt, wo sind seine Heere, seine festen Schlösser, seine Schätze? Einsam steht er auf dem Kampfplatz, seine Streitkräfte sind das Wort, seine Burgen die Gerechtigkeit und Heiligkeit seiner Sache, seine Schätze die überfließende Beredtsamkeit, die unversiegbare Weisheit, sein Schild der tiefe Glaube, die innere Erleuchtung, das prophetische Vorgefühl des unaufhaltsamen Sieges seiner Unternehmung, das Bewußtsein endlich, daß diese nicht seine, sondern Gottes Angelegenheit, die Angelegenheit der Weltordnung sei! Doch welch' blendender Glanz war es, welche einschüchternde Schaustellung der Herrschergröße, als das Auge der Fürsten prüfend auf dem Antlitz des Reformators lag! Und erblindet er nicht durch den Glanz, wankt er nicht vor dem Gewicht der ungeheuern Macht, die er jetzt erst von Angesicht zu Angesicht sieht, vermag das Ungewohnte seiner Lage, die imponirende Würde einer Reichsversammlung, die entsetzliche Ruhe und Stille des Augenblicks, nichts den einfachen, verlassenen, schüchternen Sohn des Volks zu erschüttern? Ja der Glanz blendet ihn für einen Augenblick (Bitte um Bedenkzeit), doch nur für einen Augenblick; dann faßt er sich, und mit ruhiger, doch unbeugsamer Entschlossenheit steht der Held vor Kaiser und Reich, wegweisend jeden Widerruf, jede Versöhnung, jede Vermittlung. Da steht der Heros, wie die Ahnung von Andreas Proles ihn nannte und zeichnete [7]), da ist er, von Furcht eben so weit entfernt, als Uebermuth, in ihm seht ihr nun den Fels, auf dem die Zukunft Deutschlands sich aufbauen sollte, und er steht unbeugsam und unerschütterlich für immer! Jetzt fällt das Licht der Erkenntniß in das Auge manches Mächtigen, nun weiß man, wer der Mann ist, der das Unglaubliche unternommen, jetzt fühlt man allmälig die ganze schwere Bedeutung der Sache!

Als Dr. Martin Luther nach dem Verhör vom 18. April 1521 in seine Wohnung zurückgeleitet worden war, wurde das Zuströmen von Fürsten, Grafen, Freiherren, Rittern und Edlen, welche ihn besuchten, noch größer, und heftig drängte sich auch das Volk herbei, um den Widersacher des Pabstes zu sehen. Am dritten Tag (19. April 1521)

[7]) Man sehe oben S. 1 im Text und die dazu gehörige Beilage in der Anmerkung 5.

versammelten sich die Stände des Reichs, um über die Urtheilfällung zu berathen. In ihrer Mitte erschien eine Botschaft des Kaisers Karl V., welche den schriftlichen Antrag überbrachte: „den römischen Stuhl in Schutz zu nehmen, daher die Lehre Luthers zu verdammen, und den Neuerer sowie alle Anhänger desselben mit der Reichsacht zu belegen, doch das gegebene freie Geleite nicht zu brechen, sondern für die sichere Rückkehr des Verurtheilten nach Wittenberg zu sorgen.“ Die Stände berietḧen über diesen Antrag vom 19. bis 20. April, traten ihm aber alsdann bei. Nachdem hierauf der Erzbischof von Trier und einige andere Fürsten in Auftrag des Kaisers noch mehrere Tage mit dem Reformator unterhandelt, und vergeblich die größten Anstrengungen gemacht hatten, denselben zum Widerruf zu bewegen, so wurde ihm endlich das Urtheil der Reichsversammlung am 25. April mit dem Bedeuten eröffnet, daß ihm zur Rückreise unter sicherm Geleit eine Frist von 20 Tagen gestattet sei, daß er unterwegs aber weder durch Predigen, noch durch Schreiben das Volk aufregen dürfe. Am andern Tag, den 26. April 1521, verließ Dr. Martin Luther die Reichsstadt Worms, um nach Wittenberg zurückzukehren [9]). Es begleitete ihn abermals der Ehrenhold Kaspar Sturm, welcher nur einige Stunden später von Worms abgereist und schon in Oppenheim wieder bei dem Zug eingetroffen war; indessen der Kurfürst Friedrich von Sachsen traute dem freien Geleite nicht, sondern ließ den Reformator unter dem Schein eines bewaffneten Ueberfalls aufheben und nach der Feste Wartburg in Sicherheit bringen. Luther war damit einverstanden, wie sich aus einem Brief desselben an den berühmten Maler Meister Lukas Kranach in Wittenberg ergibt [10]).

---

[9]) So heißt es in der Erzählung der Wormser Verhandlungen bei Luther. Nach dem Edikt des Kaisers mußte die Abreise dagegen am 24. April erfolgt sein, weil dort das Ende des 20tägigen Geleites auf den 14. Mai gesetzt wird.

[10]) „Lieber Gefatter Lucas,“ schreibt der Reformator, „ich las mich einthun und verbergen, weis selb noch nicht wo, und wiewol ich lieber hette von den Tyrannen, sonderlich von des wüthenden Herzogs Georg zu Sachsen Handen, den Tod erlitten, Mus ich doch guter Leute Raht nicht verachten, bis zu seiner Zeit.“

Fünftes Hauptstück.

Ausbruch der politischen Bewegung.

(Das Jahr 1522.)

Dr. Martin Luther war verschollen, nur Vertraute wußten um das Geheimniß seines Aufenthalts, und im Volke gingen über sein Schicksal nach dem Reichstag vielfache widersprechende Gerüchte um; doch seine Lehre lebte bereits in den Herzen vieler Deutschen, und die Abneigung gegen Rom ergriff allmälig einen weiten Kreis. Karl V. dachte geringschätzend von dem Reformator und hielt die religiöse Bewegung in Deutschland überhaupt nicht für so wichtig: wie die römische Kurie glaubte er vielmehr, daß es nur der Aechtung Luthers und dessen Anhänger bedürfe, um den ganzen Streit niederzuschlagen. Gestützt auf die Zustimmung der Reichsversammlung erließ er daher schon um 8. Mai 1521 in Worms eine Verordnung, wodurch 1) Dr. Martin Luther, als Ketzer und ausgestoßenes Glied der Kirche, mit der Reichsacht belegt, 2) bei Strafe der Acht die Aufnahme desselben untersagt, und dafür im Fall der Betretung die Verhaftung und Auslieferung an den Kaiser befohlen wurde, 3) bei derselben Strafe die Verbreitung seiner Bücher verboten, und endlich 4) vorgeschrieben wurde, daß von nun an weder ein Drucker noch ein Anderer Bücher theologischen Inhalts ohne Erlaubniß der Ordinarien des betreffenden Orts oder deren Stellvertreter drucken dürfe. So sollte denn durch den päbstlichen Einfluß Deutschland der Geistesfreiheit beraubt, und der Censur unterworfen werden! Bemerkenswerth ist ferner, daß die Censur nicht bloß über Bücher, sondern auch über Bilder angeordnet worden ist. Dieß gewährt die tiefsten Blicke in die große, geistige Bewegung jener Zeit, da die Ausdehnung der Censur über Gemälde ihre Veranlassung ohne allen Zweifel in Karrikaturen hatte, welche zur Verspottung des alten Systems in Umlauf gesetzt wurden. Krampfhaft kämpfte sohin die Gewalt für ihr Dasein. Dieß zeigt besonders eine Maaßregel, welche Karl V. gegen die Anhänger des Reformators beobachtet wissen wollte: denn man sollte sie niederwerfen, ihrer

Güter berauben und diese in eigenen Nutzen verwenden. Bei dem Geist der Zeit, welcher am Rauben ohnehin so großes Gefallen fand, konnte jene Aufforderung des Kaisers zur Ausplünderung der Anhänger Luthers gefährliche Folgen nach sich ziehen. Indessen die reformatorischen Ideen waren im Volke schon zu tief gewurzelt: die Verordnung des Reichsoberhaupts brachte daher gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor, d. h. sie erregte das Volk wider das veraltete System. Zunächst äußerten sich jedoch die Folgen des Wormser Edikts oder Ausschreibens in politischer Beziehung. Die Reichsversammlung wollte nach der Verurtheilung Luthers (20. April 1521) nicht weiter mit ihm unterhandeln, sondern den Geächteten schon am 21. April entlassen; allein in Worms wurde plötzlich eine Schrift auf öffentlichem Markt angeschlagen, daß 400 Ritter zum Schutze des Reformators und beziehungsweise zur Rache sich verbunden hätten, wenn man ihm ein Leid zufügen sollte. Diese Nachricht erschreckte die Fürsten, obgleich ihr der Kaiser keinen Glauben beizumessen schien, und man machte nun mit Zustimmung des letztern den oben bemerkten neuen Versuch, eine Versöhnung Luthers mit der Kirche zu Stande zu bringen. Es waren also Anzeichen gegeben, daß ein Stand, und noch dazu der ritterliche, in Folge der reformatorischen Ideen schwierig zu werden beginne. Was auch Karl V. dagegen sagen mochte, jene Anzeichen trügten nicht, unter einem großen Theil der Ritterschaft herrschte allerdings eine bedeutende Gährung, und noch mehr war dieß bei dem untersten Stand, dem Landvolk, der Fall.

Wir haben oben erwähnt, daß der „Bundschuh“ im Elsaß seit 1493 allmälig immer weiter unter den Bauern sich verbreitete. Bald erlangte der Verein eine feste Organisation, indem die Zwecke desselben in verschiedenen Sätzen oder Artikeln schriftlich festgesetzt wurden. Die Unternehmung strebte schon ganz bestimmt nach kirchlicher, wie politischer Reform, indem die Ohrenbeichte abgeschafft, der Einfluß wie das Einkommen der Geistlichen ermäßiget, die landesherrliche Macht zu Gunsten der Reichsgewalt oder Nationaleinheit aufgehoben, und den Gemeinden das Recht zur eigenen Verwaltung in ihren Sonderangelegenheiten eingeräumt werden sollte. Zugleich war der Bund auch zum Handeln entschlossen; er wollte also nicht bloß auf die öffentliche Meinung einwirken, oder das Verlangen der Reform anregen, sondern diese mit gewaffneter Hand durchsetzen. Als die Eidgenossenschaft im Stillen sich ansehnlich vermehrt hatte, so entwarfen die Häupter einen Plan des Aufstandes, und bestimmten auch die Zeit desselben. In der Woche vor Ostern 1493 sollte Schlettstadt durch plötzlichen Ueberfall genommen, und durch diesen festen Platz der Revolution ein Stützpunkt verschafft werden. Allein der Plan wurde verrathen, und der gesammte Bund durch strenge Maaßregeln der Landesherren zerstört. Indessen schon im Jahr 1505 trat eine neue Verbindung der Bauern im Bisthum Speier hervor, und 1513

eine dritte im Breisgau, ähnlich dem Bundschuh im Elsaß. Wie dieser stellte der Breisgauer Verein, der sich ebenfalls „Bundschuh“ nannte, gewisse Sätze oder Artikel als die Verfassung der Eidgenossenschaft auf. Es waren deren 12, und der erste besagte, daß die Bauern in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten kein anderes Oberhaupt anerkennen, als den Pabst und den „Kaiser.“ Da der Bund sohin gegen die landesherrliche Gewalt gerichtet war, so sieht man, wie tief und mächtig die Idee der Einheit Deutschlands im Volke lag. Nächst der Einheit, die man in erste Linie stellte, forderte man in zweiter auch Freiheit und Ermäßigung der Abgaben. Im achten Artikel verlangten die Bauern insbesondre Aufhebung der drückenden Jagdgesetze des Adels und Freigebung des Waidwerks, der Fischerei und der Waldungen. Auch der Breisgauer Bundschuh beabsichtigte die Anwendung von Waffengewalt und zunächst Einnahme einer Stadt; doch Verrätherei vereitelte auch diese Unternehmung. Von Freiburg aus gewarnt, schritt die badische Regierung rasch ein, und dämpfte im Verein mit jener Stadt den Aufruhr. Merkwürdig ist es, daß der Breisgauer Bundschuh den Kaiser Maximilian I. auffordern wollte, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Ja nach der Entdeckung der Verschwörung und der bereits erfolgten Einschreitung Freiburgs und Badens ging das Gerücht um, daß der Kaiser die Verfolgung der Bundschuher verboten habe. Jetzt ward dieser Behauptung freilich amtlich widersprochen, auch die Bestrafung aller Mitglieder des Bundschuhs von Seite des Reichsgewalt befohlen; indessen richtig ist es, daß die kaiserlichen Behörden weder so schnell, noch so nachdrücklich wider die Bauern einschritten, als die landesherrlichen. Dabei wollen wir keineswegs die Möglichkeit läugnen, daß solche Erscheinung nur Zufall war.

Schon ein Jahr nach der Verschwörung im Breisgau erfolgte ein allgemeiner Aufstand der Bauern in Schwaben, an welchem endlich auch die Städte theils gezwungen, theils freiwillig Antheil nahmen. Die Veranlassung gab eine Verbindung unter der dürftigsten Volksklasse, welche sich den Namen „Armer Konrad“ beilegte. In Würtemberg war der Zustand der Bauern am unglücklichsten, weil der damalige Herzog Ulrich durch eine maaßlose Verschwendung verarmte und in der Bedrückung der Landleute die Mittel zur Fortsetzung seiner Ausschweifungen suchte. Am meisten war das Volk über ein neues Gewicht aufgebracht, welches der Herzog einführen wollte. Als nun die Verbindung des armen Konrads beträchtlich zugenommen hatte, so wurde aus dem neuen Gewicht die Veranlassung zum Aufstand genommen. Derselbe brach im Marktflecken Beutelsbach hervor, indem ein Volkshaufe in das Schlachthaus zog, die Gewichtsteine sich ausliefern ließ, und dieselben mit den Worten in die Rems warf: „Schwimmen die Steine, so hat der Herzog, sinken sie, so haben die Bauern Recht.“ Solcher Hohn zeigte das Maaß

des Ingrimms, welche in Folge ihrer Leiden unter den Landleuten herrschte; die That bewieß aber bald, daß die Massen den Druck nicht länger ertragen wollten. Nach dem Versenken der Steine zogen die Beutelsbacher, aus andern Ortschaften verstärkt, gegen Schorndorf, und nun kam ganz Württemberg in Bewegung. Herzog Ulrich, welcher gerade auf einem Besuch bei dem Landgrafen Philipp von Hessen sich befand, eilte auf die Nachricht der Vorfälle nach Stuttgart zurück, und begab sich mit einem kleinen Gefolge sogleich persönlich in's Remsthal. Dort überzeugte er sich jedoch von der Erbitterung des Volkes so sehr, daß er seine Zuflucht zu guten Worten nahm, und Abstellung der Beschwerden versprach. Da es ihm hiemit nicht Ernst war, und er selbst die Drohung fallen ließ, daß er die Empörer mit Hülfe fremder Truppen züchtigen wolle, so brach der Sturm bald von Neuem aus, und zwar heftiger, als vorher. Herzog Ulrich erschrak nun so sehr, daß er die Hülfe des Kaisers anrief; denn er fürchtete, daß auch in andern Landschaften die Bauern aufstehen, mit dem armen Konrad sich verbinden, und in ganz Deutschland die Fürsten vertreiben würden. Vielfältige Urkunden aus jener Zeit beweisen, wie tief und allgemein die Aufregung der untern Stände gewesen sei. Es handelte sich nicht um planlose Aufstände, welche nur einen besondern, untergeordneten Zweck haben, nach dessen Durchführung sie sich von selbst auflösen, sondern die Gährung hatte geradezu den Charakter einer großen Staatsumwälzung. Nicht bloß Herzog Ulrich von Württemberg sagte dieß ausdrücklich in seinem Schreiben an den Kaiser Maximilian I., sondern verschiedene Grafen und Herren äußerten dieselbe Ueberzeugung. Man klagte von Seite der Bevorrechteten: daß das Volk keine fürstliche Obrigkeit mehr dulden, den Adel niederdrücken und vernichten wolle.

In Württemberg fand man jetzt doch für nöthig, durch Einberufung eines Landtags die Versprechungen des Herzogs einigermaßen zu erfüllen. Nach der Versammlung desselben wurden in der That die nothwendigsten Reformen vorgenommen, drückende Lasten aufgehoben, schlechte Rathgeber des Herzogs entfernt, und namentlich den Doktoren des römischen Rechts, gegen welche das Volk ungemein aufgebracht war, in allen Prozessen der Unterthanen das Stimmrecht und der Beirath abgesprochen. Die Landstände hatten alle diese Zugeständnisse gefordert, und der Herzog sie sämmtlich unter der Bedingung bewilliget, daß seine Schulden, im Betrag von 900,000 fl., vom Lande übernommen würden. Im Tübinger Vertrag gingen die Stände, welche nur aus Abgeordneten der Ritterschaft, der Geistlichkeit und der Städte bestanden, auch eine solche lästige Bedingung ein, und nun schien die Gährung des Volkes beschwichtigt zu sein. Allein solches war nur bei den Städten, keineswegs hingegen bei den Landleuten der Fall, und zwar aus zweifachen Gründen. Zuvörderst hatte man bei den Verhandlungen des Landtags den

Fehler begangen, keine Vertreter des Bauernstandes zuzulassen. Es war dieß eine offenbare Ungerechtigkeit, und mit allem Grund bemerkten die Landleute, soferne man ihnen keinen Antheil an dem Landtag einräume, so sei zu befürchten, daß derselbe nur mit den Interessen der Geistlichkeit, des Adels und der Städte sich beschäftigen werde. Durch die Klugheit der Bürger wurde nun freilich auch vielen Beschwerden der Bauern abgeholfen; indessen die letztern waren einmal über die Zurücksetzung aufgebracht, und überdieß auch mit den Reformen, welche der Landtag erreichte, nicht zufrieden. Darum blieben sie unter den Waffen, und zwangen jetzt sogar einige Städte, sich dem Aufstand anzuschließen. Andere Städte vertheidigten dagegen den Tübinger Vertrag, und vornehmlich hierdurch gelang es dem Herzog, die Staatsumwälzung zu verhindern. Nachdem er nämlich die Ritterschaft in Franken zu Hülfe gerufen hatte, vereinigte er sich mit der Mannschaft der Städte, welche er durch den Landtag gewann, und nun wurden die Bauern wirklich überwältigt. Mehrere wurden hingerichtet, viele in die Gefängnisse geworfen, andere in die Flucht getrieben, die Gährung überhaupt mit Waffengewalt gedämpft. Indessen so vollständig die Niederlage der untern Stände auch zu sein schien, so war sie gleichwohl nur vorübergehend, und der allgemeine Geist des Zeitalters, Neigung zur eigentlichen Staatsumwälzung im Großen, erhielt sich fortwährend und bereitete auch bald noch ungleich wichtigere Ereignisse vor. Wir zeigen dieß näher.

Ulrich von Hutten, der geniale Sieger über die Scholastiker, gehörte nicht bloß der humanistischen Richtung an, sondern verlangte auch sehnsüchtig nach einer kirchlichen und politischen Reform seines Vaterlandes. Als er seine öffentliche Laufbahn betrat, hatten Konrad Celtes, Jakob Wimpheling, Sebastian Brandt, Heinrich Bebel und andere schon im patriotischen Sinn gewirkt, und eine Stimmung des Volkes hervorgerufen, welche ihre Einwirkung auf Hutten nicht verfehlen konnte. In seinem Feuergeiste drückten sich die Ideen der Zeit mit der größten Stärke aus, und, in allem ganz, war es natürlich, daß er auch die patriotische Richtung ergreifen werde. Bis in's Jahr 1512 schlummerten die Gefühle der Vaterlandsliebe zum Theil noch unbewußt in ihm; damals erwachten sie aber mit Macht bei Gelegenheit seines Aufenthalts in Italien. Die politische Richtung wird am edelsten, wenn sie das nationale Prinzip, die Liebe zum Vaterland, zur Grundlage hat, weil sie als ausschließender Freiheitstrieb ohne Rücksicht auf die Nationalität oder gar auf Kosten derselben zum unreinen Eigennutz, ja sogar zur Gemeinheit führen kann. Nach den Erfahrungen unsrer Geschichte waren deßhalb die edelsten Patrioten immer diejenigen, welche von der Liebe zu ihrer Nation ausgingen. Auch Ulrich von Hutten nahm diesen Weg, indem er, angeregt vom Aufenthalt im Ausland, die Leistungen und Eigenschaften fremder Völker mit denen der Deutschen verglich, und durch die

Ergebnisse seiner Untersuchung mit eben so viel Freude, als Stolz für seine deutsche Abstammung erfüllt wurde. Nunmehr verkündete er in verschiedenen Schriften den Ruhm seiner Nation, doch stets nur zu dem Zweck, um auf das Selbstgefühl des Volkes einzuwirken, und das Streben desselben nach edlern Nationalzuständen anzuregen. Nach seiner Rückkehr aus Italien war Deutschland geistig ungemein bewegt, und laut forderte man in allen Ständen Freiheit in der Kirche, im Staat und in der Wissenschaft. Ulrich von Hutten stürzte sich mit Begeisterung in die Bewegung, wie Luther entschlossen, im Nothfall seinen Ideen sich zum Opfer zu bringen. Ausgerüstet mit gründlichen Kenntnissen und klarem Verstand, studirte er die Zustände und Bedürfnisse Deutschlands nach allen Richtungen, und hierdurch gewann er bald eine deutliche Vorstellung, welche politische Reformen zum Heile seines Vaterlandes nothwendig seien. Wie Gregor von Heimburg, wie Wimpheling und Bebel, wie jeder wahre Deutsche in allen Zeiten fand Ulrich von Hutten das größte Unglück der Nation in ihrer Zersplitterung, den einzigen Weg zur Rettung in der Wiederherstellung der Einheit durch Kräftigung der Reichsgewalt. Er wohnte dem Reichstag in Augsburg vom Jahr 1518 bei, wo wegen eines Türkenkrieges verhandelt wurde, und bei dieser Gelegenheit hielt er eine Rede an die Fürsten, welche seine Grundsätze umfassend darstellt. Mit großer Wahrheit bemerkte Hutten, daß die Deutschen unter den neuern europäischen Völkern ihren Stamm am reinsten erhalten, am wenigsten sich vermischt hätten, und schon deßhalb einiger sein sollten, als andere, daß jedoch gerade sie innerlich zerrissen seien. Die Schuld gab er mit Recht der Herrschsucht der Fürsten, welche keine zügelnde Gewalt über sich anerkennen, sondern Souveraine spielen wollen. Treffend führte der Redner aus, daß die Landesherren bei einem kräftigen Einschreiten des Reichsoberhaupts sogleich über Verletzung der deutschen Freiheit klagen, diese aber nichts anderes sei, als fürstliche Ungebundenheit und Selbstsucht, wodurch die allgemeinen Interessen der Nation einigen Familien geopfert würden.

Je mehr Hutten über die Lage Deutschlands nachdachte, desto nothwendiger schien es ihm, daß von dem Volke selbst eine große Bewegung zur Verbesserung aller seiner Zustände ausgehe. Gegen Außen fand er die Nation ohnmächtig durch ihre Zersplitterung, im Innern hinstechend durch die Nachahmung des Fremden, und insbesondre durch die schädlichen Wirkungen des römischen Rechts. Er täuschte sich in dieser Beziehung nicht; denn es ist unglaublich, welche verkehrte Richtung dadurch der nationalen Entwicklung aufgedrungen wurde, und welche Bedrückung damit für die untern Stände verbunden war. Dieß zeigte sich schon bei dem Aufstand der Bauern in Schwaben; denn eine Hauptbeschwerde derselben bestand darin, daß man seit der Anstellung der Rechts-Doktoren die Sporteln nicht mehr erschwingen könne. Deßhalb griff auch der

patriotische Hutten das fremde Recht mit Nachdruck an, und drang auf die Rückkehr zu dem vaterländischen Brauch. Da er überhaupt mit Liebe an der frühern Einfachheit und Biederkeit seines Volkes hing, so tadelte er zugleich die Prachtliebe und Verschwendung der Städter. Dieser Richtung mischte sich auch der angeborne Standesgeist bei, welchen selbst Hutten nicht ganz verläugnen konnte, es offenbarte sich also eine starke Abweichung gegen das Bürgerthum, und hierdurch hätte der aufrichtige Patriot auf Abwege geleitet werden können. Indessen das Bedürfniß des Fortschrittes war bei ihm so stark ausgeprägt, daß er von den Umständen selbst zum Kampf gegen die Haupthindernisse der Reform, die Fürsten, sohin zur Versöhnung mit dem Bürgerthum geleitet werden mußte.

Ulrich von Hutten versuchte, wie Luther, wie jeder aufrichtige Beförderer der Wahrheit, zuvörderst den Weg der Güte, um die Fürsten durch Bitten zum Gehorsam gegen den Kaiser, sowie überhaupt zu einem gemeinsinnigen Verfahren zu bewegen; allein alle seine Bemühungen waren vergeblich. Nun geschah, was bei dem charakterfesten Mann immer geschehen muß, die Unzufriedenheit mit den Gegnern des öffentlichen Wohles nimmt allmälig Bitterkeit an und erzeugt den Entschluß, die nothwendigen Reformen, welche auf dem Weg der Güte nicht auszuwirken sind, mit Gewalt durchzusetzen. Den ersten Gedanken dazu gab dem fränkischen Ritter das Verfahren der römischen Kurie gegen den kirchlichen Reformator Dr. Martin Luther. Als dieser den Kampf wider das Pabstthum anhob, begrüßte ihn Hutten mit Jubel; denn nun war die reformatorische Richtung des Jahrhunderts vollständig, und jetzt nicht mehr von bloßen Wünschen oder Hoffnungen die Rede, sondern die Ausführung, die entschlossene That im Werk. Die Festigkeit und die Kraft Luthers fand Wiederhall in der ähnlichen Sinnesart Ulrichs, und erhöhte dadurch das Vertrauen, wie die Kampfesluft desselben. Auch der kirchliche Reformator trat wider die Tyrannei auf, auch er schien von dem Streben nach Freiheit durchdrungen zu sein, und sofort beschloß denn Hutten, die Unternehmung Luthers zum Mittelpunkt seiner Bestrebungen für Deutschland zu machen. „Es lebe die Freiheit!“ schrieb er schon in seinem ersten Brief an Luther: „lasset uns die öffentliche Freiheit erringen,“ heißt es in einem andern, „wollen wir unser unterdrücktes Vaterland befreien,“ in einem dritten. Je größer aber die Hoffnungen waren, welche der patriotische fränkische Ritter auf den kirchlichen Reformator setzte, desto größer wurde sein Unwille über die Kurie, welche auch das erschienene neue Licht wieder zu ersticken suchte. Entschlossen, mit Luther zu stehen oder zu fallen, bot Ulrich von Hutten nun alle seine Geisteskraft und alle seine Verbindungen auf, um dem kirchlichen Reformator Anhänger zu verschaffen, und durch seinen großen Einfluß bei der humanistischen Richtung wurde diese entschieden zum Kampf gegen das

Pabstthum angetrieben. Zugleich bearbeitete er den Adel, suchte den Kaiser, ja selbst die Fürsten zur Beschützung Luthers wider den Pabst zu vereinigen. Bei der Ritterschaft waren seine Bemühungen nicht ganz fruchtlos, er gewann vielmehr einen bedeutenden Theil derselben für die Reformation, und darunter vornehmlich seinen Freund, Franz von Sickingen, einen sehr ausgezeichneten Mann. Seit dem Feldzug in Württemberg, an welchem beide Antheil genommen, standen sie in lebhaftem Verkehr, indem Hutten namentlich öfters bei Sickingen Besuche abstattete. Franz war nicht so gebildet, wie der Freund, doch klaren Geistes und unbefangenen Sinnes. Da er zugleich ein sehr tiefes Nationalgefühl besaß, und mit Innigkeit an den alten deutschen Sitten hing, so mußten die Ideen Huttens leicht bei ihm Eingang finden. Im belehrenden Zwiegespräch nahm daher Franz von Sickingen in der That die reformatorische Richtung seines Freundes in sich auf, und von jetzt an unterstützte er den letztern bei allen seinen mannigfachen Kämpfen, es mochten diese das Pabstthum oder die Widersacher der deutschen Einheit, die Fürsten, betreffen. Schon bei dem Streit der Kölner Dominikaner gegen Reuchlin hatte Sickingen die freisinnige Partei unterstützt, und insbesondre den Ketzermeister Hogstraten zur Bezahlung der Prozeßkosten genöthiget, zu der dieser verurtheilt worden war. Im Jahre 1520 bot er dagegen dem kirchlichen Reformator, Dr. Martin Luther, seinen Schutz an [1]). Das Gleiche geschah auch von andern Rittern, und aus vielfältigen Thatsachen ging überhaupt hervor, daß ein bedeutender Theil des Adels der reformatorischen Richtung gewonnen war [2]). Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten faßten nun allmälig den bestimmten und klar durchdachten Plan einer durchgreifenden Staats- und Kirchenveränderung in Deutschland. Derselbe ging dahin: 1) das Pabstthum abzuschaffen und auf den Grundlagen der Lehren Luthers eine allgemeine, deutsche Nationalkirche zu gründen; 2) die landesherrliche Macht einzuschränken und durch Erhöhung der kaiserlichen Gewalt die Reichseinheit wieder herzustellen; 3) das römische Recht zu entfernen, und überhaupt die alten einfachen Sitten der Deutschen zurückzuführen.

Die Idee, daß der Kaiser an die Spitze der staatlichen und der kirchlichen Reform sich stellen soll, lag mit großer Macht in dem Geist

---

[1]) Das erste Anerbieten erfolgte in einem Brief Huttens an Melonchthon vom 20. Jänner 1520: At nunc scribere Luthero ipse heros jubet, si quid in causa sua putatur adversi, nec melius alibunde remedium sit, ad se ut veniat, effecturum pro eo quod possit. Am 3. November 1520 schrieb aber Sickingen selbst an Luther und bot ihm auf seinen Schlössern eine Zufluchtsstätte und überhaupt Beistand an.

[2]) Man sehe in der Ausgabe der Werke Luthers von Walch (Band XV) ein Schreiben des fränkischen Ritters von Schaumburg, worin dieser dem Reformator Schutz verspricht. Schaumburg getraut sich, 100 Ritter aufzubringen, welche redlich zu Luther halten würden.

jener Zeit; nicht bloß die schwäbischen Bauern wollten unter Leitung des Reichsoberhauptes die Staatsveränderung ausführen, sondern auch Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen suchten den Kaiser für ihre umfassenden Pläne zu gewinnen. Franz stand zu Karl V. bereits in näherer Beziehung, da er die Wahl desselben bedeutend gefördert und dadurch sich Ansprüche auf Wohlwollen erworben hatte. Das Reichsoberhaupt schien auch in der That den Ideen der kühnen Männer nicht ganz abgeneigt zu sein; denn er versprach den Schutz Huttens gegen die Römlinge. Ulrich übernahm es daher, sogleich bei der Ankunft des Kaisers in Deutschland Unterhandlungen mit ihm einzuleiten. Ein schicklicher Vorwand dazu ergab sich bei der Krönungsfeierlichkeit, und Hutten verfügte sich deßhalb bei dieser Gelegenheit persönlich an das kaiserliche Hoflager. Indessen die Freunde hatten sich getäuscht, das Reichsoberhaupt wollte nichts von einer Unterstützung der kirchlichen Reformation wissen. Karl V. hatte einen stark ausgeprägten Geist des Aristokratismus, und war insbesondere auf seine Abstammung von zwei mächtigen Fürstenhäusern stolz. In dieser Eigenschaft schien es ihm seiner Würde zu widerstreben, die Sache eines geringen Mönchs zu der seinigen zu machen. Dann konnte er sich auch gar nicht vorstellen, wie ein solcher unbedeutender Mann eine Weltveränderung hervorbringen soll. Sogar von Seite der Spanier erkannten Einzelne zwar bald die ungeheure Bedeutung der Sache[3]); allein die meisten Großen jener Zeit, und unter ihnen auch der Kaiser, hielten das Ganze kaum der Beachtung werth. Am Hofe Karls V. betrachtete man zugleich die Schirmherrlichkeit des Reichsoberhaupts über die Kirche als eine Auszeichnung, der Kaiser selbst theilte diese Stimmung, und es fehlte darum wenig, daß er den Antrag zur Förderung der Reformation nicht lächerlich gefunden habe. Zum Mindesten überzeugte sich Hutten bald, daß am spanischen Hofe kein Heil für seine Pläne zu suchen sei. Er machte nun einen Versuch, den Bruder des Kaisers, den Erzherzog Ferdinand von Oestreich, zum Haupt der freisinnigen Richtung zu erheben, und als derselbe vergeblich war, so gab er sich in halber Verzweiflung noch ein Mal die eitle Mühe, die Sinnesart der deutschen Fürsten umzuwandeln. In einem Brief an den Kurfürsten von Sachsen (geschrieben im Herbst 1520), entwickelte er nämlich seine ganze Beredtsamkeit, um die Landesherren wider den Papst aufzuregen; doch bald kehrte die gewohnte Klarheit zurück, und Hutten überzeugte sich, daß gütliche Vorstellungen bei den Fürsten vergeblich seien. Jetzt trat denn der Gedanke einer gewaltsamen Revolution hervor, welchen er schon im

[3]) Alphons Valdes, ein Spanier, schrieb nach dem Reichstag in Worms an Peter von Angleria: Habes hujus Tragoediae, ut quidem volunt, finem et, ut egomet mihi persuadeo, non *finem*, *sed initium*. Nam video Germanorum animos graviter in sedem Romanam concitatos.

November 1520 in einem Brief an Erasmus bestimmt aussprach. Während er über die Mittel zur Ausführung nachdachte, wurde der Reichstag in Worms eröffnet, und was dort vorging, war ganz geeignet, die innerliche Gährung des fränkischen Ritters vollends zur hellen Flamme anzufachen. Ulrich befand sich noch überdieß gerade bei seinem Freunde Sickingen auf der Ebersburg in der Nähe von Worms, und wurde also von allen Vorfällen schnell in Kenntniß gesetzt. Brennend von Eifer, dem kirchlichen Reformator bei der Reichsversammlung den Sieg zu verschaffen, suchte Hutten sowohl auf die Stände, als auf die öffentliche Meinung einzuwirken, indem er beredte Flugschriften zu Gunsten Luthers verbreitete. Als aber aller Anstrengungen ungeachtet das Verdammungs-Urtheil wider den Reformator ausgesprochen wurde, so fühlte sich Ulrich tief erschüttert, und unwandelbar stand fortan sein Vorsatz, die Waffen zu ergreifen. In Folge dieses Entschlusses, welchen Franz von Sickingen theilte, mußte jedoch in dem Plane beider Männer eine bedeutende Veränderung eintreten. Wie wir gesehen haben, regte sich der angeborne Standesgeist, die Abneigung des Ritters gegen die Bürger, auch in Ulrich von Hutten, und verleitete ihn zu Ausfällen gegen die Städter. Sofern der Kaiser an die Spitze der reformatorischen Richtung sich gestellt hätte, so konnte man hoffen, dieselbe ohne besondere Betheiligung der Städte durchzuführen. Die Bewegung war dann nur gegen den Pabst und die Landesherren gerichtet, sie betraf in letzterer Beziehung mehr die Nationaleinheit sowie eine bessere Stellung der Ritterschaft, als die bürgerliche Freiheit, und war also im aristokratischen Sinne möglich. Bei der Verbindung des Kaisers mit Pabst und Fürsten blieb dagegen nichts anderes übrig, als auf die Massen sich zu stützen, sohin eine Revolution im demokratischen Sinn einzuleiten. Hutten und Sickingen sahen dieß gar wohl ein, und änderten daher sogleich ihr Verfahren, als durch das Wormser Edikt vom 8. Mai 1521 die Verbindung des Kaisers mit Pabst und Fürsten außer Zweifel gesetzt worden war.

Ulrich von Hutten unternahm es nun, vor allem die Städte mit der Ritterschaft zu versöhnen, und zum gemeinsamen Handeln zu verbinden. Anstatt wie früher Eifersucht oder Unzufriedenheit gegen die bürgerlichen Gemeinwesen zu zeigen, kam Ulrich ihnen jetzt mit Vertrauen und Aufmunterung entgegen, indem er in einer besondern an sie gerichteten Schrift die Städte zum Bündniß mit dem Adel aufforderte. Mit vieler Wahrheit schilderte er darin, daß die Auflehnung der Fürsten wider die Reichsgewalt zum Verderben des Bürgerthums wie der Ritterschaft gereiche, und daß darum die Interessen beider den Kampf wider die Landesherren zur Wiederherstellung einer wirklichen kaiserlichen Macht dringend erheischen. Hutten hatte dabei nicht die Absicht, die landesherrliche Gewalt ganz aufzuheben, sondern nur in gebührende Schranken einzuschließen, das freie Wechselspiel einer starken Reichs- oder Central-

Regierung mit verhältnißmäßiger Selbstständigkeit der Landschaften, Städte, oder Ritterbezirke in ihren Sonderangelegenheiten wieder herzustellen. Darum erklärte er in dem Aufruf an die Städte ausdrücklich, daß nicht die guten Fürsten, sondern nur die Bösen angegriffen werden sollen. Im Uebrigen gab er sich die größte Mühe, das Mißtrauen der Bürger gegen den Adel zu überwinden, und dieselben zum gemeinsamen Aufstand gegen die Landesherren zu bewegen. Um die Revolution jedoch allgemein zu machen, suchte Ulrich von Hutten auch die Landleute zu erregen, indem er sie ebenfalls in einer besondern Schrift zum Anschluß an die Sache der Freiheit aufforderte. Franz von Sickingen unterstützte seinen feurigen Freund auf das thätigste. Um die Städte zu gewinnen begab er sich selbst nach Speier, und bot dort sein ganzes Ansehen zur Erreichung des wichtigen Zweckes auf. Dann versammelte er einen großen Theil der rheinischen Ritterschaft in Landau, um zur Förderung eines allgemeinen Aufstandes auch eine feste Einigung des Adels herzustellen. Franz genoß aber nicht bloß bei seinen Standesgenossen bedeutendes Ansehen, sondern er war auch kaiserlicher Feldhauptmann, und als Heerführer überhaupt berühmt. Noch im 16. Jahrhundert nahm man nun die Mannschaft zu den Kriegen hauptsächlich aus geworbenen Lanzenknechten, und diese liefen gerne den Männern zu, welche im Ruf eines begabten Feldherrn standen. Da bei Franz von Sickingen dieß im hohen Grade der Fall war, so bedurfte er nur Geld, um eine beliebig große Armee aufzustellen. Geld hatten aber die Städte: man sieht also, wie wichtig die Zeit werden konnte, wenn Hutten und Sickingen die Städte wirklich zum aufrichtigen und eifrigen Anschließen an die beabsichtigte Staatsumwälzung gebracht hätten. Indessen so große Hoffnungen sich jene beiden Ritter auch gemacht hatten, so war nach den bisherigen Erfahrungen der Beitritt der Bürger dennoch mehr als zweifelhaft: ja es schien bei den damaligen Verhältnissen der freien Gemeinden, und der allgemeinen Lage des Reichs eine Betheiligung der Städte bei einer Staatsumwälzung wider die Fürsten durchaus undenkbar zu sein. —

Deutschland befand sich in jener Zeit immer noch im überwiegenden Besitz des Welthandels, an welchem auch die rheinischen Städte, gerade diejenigen also, deren Beistandes Sickingen zuerst bedurft hätte, lebhaft Antheil nahmen. Der Gewinn desselben war um so unermeßlicher, als zugleich die Blüthe des deutschen Bergbau's mit ihm zusammentraf. In den Städten, namentlich aber bei jenen am Rhein, die noch überdieß von der Ueppigkeit einer vortrefflichen Landeskultur gehoben wurden, fand sich daher ein bedeutender Reichthum, und diesen besaßen keineswegs die Patrizier oder Geschlechter, sondern auch Bürger, welche in Folge der Umwälzungen des 14. Jahrhunderts sich emporgeschwungen hatten. Die Bewegungen der Bauern im Reformationszeitalter litten nun alle an dem Fehler, daß sie von der Schwärmerei der Gütergemeinschaft angesteckt,

oder wenigstens mehr oder weniger gegen das Eigenthum gerichtet waren. Schon der beabsichtigte Aufstand des Bauers von Niklashausen hatte bestimmt die Einführung der Gütergemeinschaft zum Zweck, und der Bundschuh im Elsaß versprach seinen Mitgliedern die Tilgung aller Schulden durch Ausplünderung der Juden. Bei der Verbindung des armen Konrad in Schwaben entstand abermals die Besorgniß, daß sie das Eigenthum nicht achten werde, und dieß war eine der vorzüglichsten Ursachen, warum die Städte wider die Bewegung sich setzten. Mag die Furcht nun gegründet gewesen sein oder nicht, sie war wenigstens so sehr verbreitet, daß am Ende sogar der größere Theil der Bauern von dem Aufstand sich lossagte, um nicht das Besitzthum zu verlieren. So oft in der Folge eine Empörung der Landleute eintrat, wiederholte sich jederzeit die Angst vor Plünderung, und mit einem außerordentlichen Nachdruck lag also diese Richtung in dem Geist der Zeit. Als daher Hutten zur Durchführung der beschlossenen Staatsumwälzung auf die untern Stände zu wirken, und insbesondere die Bauern zu erregen begann, so glaubten die wohlhabenden Bürger in den Städten, daß die Bewegung mit einem Angriff gegen das Eigenthum endigen werde. Ein Ulrich von Hutten, ein Franz von Sickingen gaben freilich Bürgschaft genug, daß die von ihnen geleitete Staatsumwälzung keine Plünderung zum Zwecke haben könne; allein die reichen Städter zweifelten, ob die Führer das niedere Volk in den Schranken der Mäßigung zu halten vermöchten, sobald es einmal entfesselt sei. Darum wollten sie von einer Bewegung, welche nicht auf den Beistand des Kaisers, sondern der niedern Stände gestützt sei, durchaus nichts wissen. Auf die Sympathie der ärmeren Bürger in den Städten konnten Sickingen und sein Freund wohl zählen; aber ohne Mitwirkung der mittlern Stände ist nach den Lehren der Geschichte eine Staatsumwälzung niemals durchzusetzen. Was die Bauern betraf, so konnte auch von diesen eine Unterstützung der Pläne Sickingens nicht erwartet werden; denn die fränkische Ritterschaft hatte sich ja früher ihrem Aufstand widersetzt, gerade sie, auch Hutten nicht ausgenommen, dem Herzog Ulrich von Württemberg Beistand geleistet. Unter solchen Umständen erschien es als eine große Inkonsequenz, jetzt die Bauern zu dem Aufstande aufzufordern, wider welchen man früher so sehr geeifert hatte. Ulrich von Hutten fühlte die schiefe Stellung, in welche der Adel durch die Bundesgenossenschaft mit dem Herzog von Württemberg gerathen war, selbst, da er in dem Aufruf an die untern Stände deßhalb sich zu rechtfertigen suchte. Der Widerspruch des frühern und des gegenwärtigen Verfahrens war jedoch zu groß: Hutten mühte sich daher vergebens ab, das dadurch entstandene Mißtrauen zu beschwichtigen. So standen die Verhältnisse vor dem Beginn der Kirchen-Verbesserung.

Allein mit dem Auftreten Luthers veränderte sich die Stimmung in den mittlern und untern Ständen auf ein Mal wesentlich. Seit dem

Reichstag in Worms griff die Lehre des Reformators mit unglaublicher Macht sowohl in den freien Städten, als unter den Landleuten um sich, und erregte eine unbeschreibliche geistige Gährung. Dieß benützten nicht nur die oben genannten Häupter der politisch-reformatorischen Richtung vom Ritterstande, welche gerade jetzt zu handeln beschlossen, sondern eine Masse denkender Männer, welche sich in den verschiedensten Gegenden Deutschlands als Führer an die Spitze des Volkes stellten, und dasselbe für die Kirchenverbesserung stimmten. Wenn sich aber die Religion zu den Handlungen des Menschen wie die Ursache zur Wirkung verhält, so ferne sie durch Veredlung der Gesinnung tugendhaftes Leben erzeugen soll, so konnte von einer Verbesserung der Kirche auch die Herstellung edlerer Zustände des Volkes gefordert werden. Darum erwarteten nicht bloß Sickingen und Hutten, sondern alle denkenden Anhänger der Reformation von ihr eine tiefe und vollständige Umänderung der Staatsverhältnisse. In den untern Ständen entstand dieselbe Richtung instinktmäßig, und wenn sie hier mehr eine Folge des Gefühls, als des Nachdenkens war, so erlangte sie nur eine um so größere Wichtigkeit. In den Städten fürchtete man zwar fortwährend alle Bewegungen der untern Stände, als eine Gefahr für das Eigenthum; allein seitdem die Religion in's Spiel kam und das Seelenheil mit eingemischt wurde, traten jene Besorgnisse vorübergehend in den Hintergrund. Zudem war auch das Ansehen Luthers so überwiegend, daß man ihm genügende Bürgschaft wider die Anarchie zutraute. In der That, Deutschland schien gänzlich umgewandelt zu sein, und die kirchliche Reform plötzlich in eine politische überzugehen. An allen Enden des Reichs wirkten die zahlreichen Führer des Volkes bereits in diesem Sinn, die Buchdruckerpressen arbeiteten Tag und Nacht, um die neuen Ideen zu verbreiten, und die Leiter der Bewegung standen noch überdieß theils durch Reisen, theils durch lebhaften Briefwechsel in der genauesten Verbindung. Bis in die innersten Grundlagen der Gesellschaft war Deutschland daher nach dem Reichstag in Worms aufgeregt, und eine Staatsumwälzung schien ganz unvermeidlich zu sein. Viele Fürsten fürchteten dieß ausdrücklich, ja einzelne hielten sogar jeden Widerstand der Gewalt für vergeblich, indem z. B. der Kurfürst Friedrich von Sachsen erklärte: „so Gott will, daß der gemeine Mann regiere, wird es auch geschehen.“ Der Verlauf der folgenden Geschichte wird durch eine Masse anderer Thatsachen nachweisen, wie allgemein die politisch-reformatorische Richtung verbreitet und wie gewaltig der Geist des Volkes erregt war. Welchen Gang mußte unter solchen Umständen die Gährung nehmen, wenn Dr. Martin Luther mit Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten sich verbunden, soferne er den dunkeln Gefühlen, welche in den Volksmassen lagen, durch seine überwältigende Beredtsamkeit Worte gegeben, wenn er die politische Bewegung mit der Klarheit seines Geistes geleitet hätte? Gewiß der Augenblick

schloß nicht zu berechnende Folgen in sich, und die Reformation näherte sich offenbar ihrer wichtigsten Entwicklungsstufe; denn es mußte sich nun ankündigen, ob sie gelingen oder fehlschlagen, und welchen Charakter sie im erstern Fall annehmen, in welcher Weise sie auf den innern Volksgeist einwirken werde. Doch jetzt erklärte sich gerade der kirchliche Reformator gegen jede gewaltsame Staatsveränderung, nun verstand gerade er seine Lehren anders, als alle seine Anhänger sie ausgelegt hatten: das heißt, er wollte nur die Kirche und keineswegs den Staat reformiren. Ja er erklärte die wahre Religion und edle Nationalzustände geradezu für unvereinbarliche Gegensätze.

Wir haben Dr. Martin Luther bisher nur nach den Grundsätzen der Aufklärung und der Freisinnigkeit handeln sehen, wir erblickten ihn hervorragend vor seinen Zeitgenossen; allein jetzt erscheint er plötzlich in einer Weise, welche ihn mit dem Prinzipe der Freiheit in Widerspruch, und nicht über, sondern fast unter die allgemeine Bildung seiner Zeit stellt. Die nähere Schilderung dieser Richtung des Reformators führt freilich auf theologische Sätze, und diese scheinen nicht in das Gebiet der allgemeinen Geschichte Deutschlands zu gehören; allein wir halten die kurze Darstellung derselben gleichwohl hier für unerläßlich, und zwar aus mehreren sehr wichtigen Gründen. Zuvörderst erlangt man nur dadurch das vollständige Bild von dem Charakter Luthers, und dann erschließt sich durch seine auffallenden Ansichten über den Staat erst die wahre Bedeutung des Reformationszeitalters, und hierin liegt nicht bloß ein wissenschaftliches, sondern ein unmittelbares, praktisches Interesse. Eine reifere Zeit wird sich überzeugen, daß die Entwicklung der Völker von einfachen Gesetzen geleitet wird, welche in Uebereinstimmung mit der Theorie auch in allen Begebenheiten der Geschichte sich abspiegeln. Nirgends sind diese Regeln bestimmter ausgeprägt, als in großen Staatsumwälzungen, und wenn die Völker jemals dazu gelangen, der geschichtlichen Erfahrung Einfluß auf ihre Handlungen einzuräumen, so gibt es für sie nichts Wichtigeres, als die leitenden Gesetze der Staatsumwälzungen. Durch seine Grundsätze über Religion und Politik wurde nun Dr. Martin Luther bewußtlos das Werkzeug, die ungeheure Gährung seiner Zeit nach dem Plane der ewigen Entwicklungsgesetze zu leiten, und es ist darum unerläßlich, jene Grundsätze ausführlicher darzustellen.

Als die christliche Religion auftrat, verhielt sie sich zu den damaligen geistigen und sittlichen Zuständen des Menschengeschlechts, wie die Reformation zu dem ausgearteten Ultramontanismus: d. h. sie wollte durch Besserung des innern Menschen dem Staats- und Sittenverfall steuern. Nach ihrem tiefsten Wesen gehörte sie dem Fortschritt, dem wahren Humanismus an, und in dieser Eigenschaft konnte sie unmöglich der Quelle aller Laster, der Knechtschaft, das Wort reden. In der That widersprechen dem alle Lehren und alle Handlungen Jesu; allein es liegt

ein Grundſatz in der chriſtlichen Religion, welcher zwar wahr und ſchön, ja der größte Vorzug derſelben iſt, doch bei unrichtiger Auffaſſung auf Irrwege leiten kann. Derſelbe beſteht darin, daß der Geiſt über die Materie erhaben ſei, daß alle geiſtigen Intereſſen vor den materiellen den Vorzug behaupten. Je edler ein Volk iſt, deſto mehr fühlt es ſich von der Vorliebe für das Geiſtige im Gegenſatz des Materialismus durchdrungen, und in dem Grade die Entwicklung oder die Zeit eines Volkes beſſer oder ſchlechter wird, in demſelben Maaße behauptet die geiſtige Richtung oder der Materialismus die Oberhand. In den kindlichern Zuſtänden der Nationen nimmt nun das Gefühl des Gegenſatzes vom Geiſtigen und Materiellen eine beſondere Färbung an, indem man unter jenem das Leben nach dem Tode, und unter dieſem das Daſein auf der Erde verſteht. In der Religion Jeſu, als der edelſten, iſt natürlich auch die geiſtige Richtung vorherrſchend, und der erhabene Lehrer der Völker ſuchte mit Recht auf ſie am meiſten hinzuwirken. „Mein Reich iſt mehr geiſtig, als materiell“, war ſein ſchöner Wahlſpruch; indeſſen demſelben ward ſpäter die Auslegung gegeben, daß alle Hoffnung der Chriſten auf das Leben nach dem Tode verwieſen werde. Zugleich wurde einigen Bibelſprüchen, worin Beſcheidenheit und Friedensliebe unter einem Gleichniß empfohlen wird, die Bedeutung gegeben, daß der Chriſt in Betracht der ihn erwartenden ewigen Seligkeit alle Mißhandlungen und Beſchimpfungen geduldig ertragen ſoll. Der Charakter und das Verfahren von Jeſus beweiſen abermals, daß ſeine Lehren nicht einen ſolchen Sinn haben konnten, und zwar um ſo weniger, als ſie dann geradezu auf Unſittlichkeit führen mußten. Indeſſen ſie wurden in Deutſchland hin und wieder allerdings von dieſer Seite aufgefaßt, und von keinem Religionslehrer entſchiedener, als von Dr. Martin Luther.

Der Reformator faßte nämlich den Unterſchied von Geiſt und Materialismus ſtrenge ſo auf, daß er unter jenem das Leben nach dem Tode, und unter dieſem das irdiſche Daſein verſtand. Er unterſchied nämlich zwiſchen dem himmliſchen und dem weltlichen Reich, und lehrte, daß erſteres in der ewigen Seligkeit, letzteres hingegen in den Freuden ſinnlicher Genüſſe oder den Gütern der Erde beſtehe. Durch einen ganz eigenthümlichen Schluß behauptete er aber, daß himmliſches und weltliches Reich einander ausſchließen, daß alſo Niemand beide erlangen, ſondern auf das eine oder das andere verzichten müſſe. Man könnte allerdings nachweiſen, daß in gewiſſer Beziehung einiger Sinn dieſer Meinung denkbar ſei; aber Luther bildete ſie ſo ſchroff aus, daß er bei ſeiner gewohnten Folgerichtigkeit nothwendig am Ende auf widerſinnige Sätze gerathen mußte. Die größte Eigenthümlichkeit des Reformators beſtand darin, daß er niemals vor einer Folgerung erſchrak, die mit logiſcher Nothwendigkeit aus einem Vorderſatz hervorging, von deſſen Wahrheit er überzeugt war. So brachte er denn aus dem ſchroffen Unterſchied

des himmlischen und weltlichen Reichs Schlüsse hervor, welche dem gebildeten Gefühl peinlich sind[4]). Am bestimmtesten und klarsten entwickelt

---

[4]) Der Christ muß sich, ohne den geringsten Widerstand zu versuchen, geduldig schinden und drücken lassen: weltliche Dinge gehen ihn nicht an, er läßt vielmehr rauben, nemen, drücken, schinden, schaben, fressen und toben, wer da will, denn er ist ein Marterer auf Erden. [Luthers Werke. Deutsche Jenenser Ausgabe. Th. III. S. 121 in tergo. So oft wir von jetzt an Luthers Werke anführen, bezieht sich das Citat immer auf die deutsche Jenenser Ausgabe, und zwar die dritte Auflage.]

Es ist auch darumb gesagt, das niemand wehnen oder warten solle auf Weltliche oder zeitliche Freude im Reich Christi, Es muß eine Freude in Gott unter dem Kreutze sein. Wie Christus spricht: »In der Welt werdet ihr Gedrenge haben, aber bei mir Freude.« Das Herz ist immer fröhlich bei den Christen, obwohl sie an Leib, gut und ehre eußerlich leiden müssen, um Christus willen. [Th. III. S. 175. in tergo.]

Also siehst du, wie viel große, mechtige, zornige, schedliche und greuliche Feinde wider dieses Christi Reich sich sezen. Nu scheinet dagegen auf dieser Seite gar keine Gewalt, Kraft noch Macht, sondern eitel Schwachheit, das seine Christen dem Teufel und der Welt müssen fürgeworfen werden, welche doch sind arme, schwache, elende Leute wider so viel und so große Feinde und ihre Macht und Gewalt. Sie haben keinen Harnisch und wehre, sondern müssen den Feinden herhalten, sich plagen und martern, dazu tödten und würgen lassen. [Th. VII. S. 315.]

Nu soll doch nicht also zugehen, daß Christus oder sein Volk mit der Faust und gewappneter Hand sich wider die Feinde setze: denn sein Reich, wie jetzt gesagt ist, mus allhie auf erden in Schwachheit und im Leiden gehen und bleiben. [Th. VII. S. 316.]

Nu stehet Christus Reich also, das es ein Reich des Lebens, ein geistlich Reich ist. Darumb, wenn man die Christen ansiehet als die heiligen Martyrer, siehet man nichts, denn eitel Tod, wie der Psalm sagt, „wir werden umb deinetwillen teglich erwürget und sind geacht wie die Schlachtschaf.“ Wo die Christenheit ist, da muß es Blut kosten oder sind nicht rechte Christen. Es sind nicht Weideschaf, Sondern Schlachtschaf, immer eines nach dem andern hin. So ist das Ansehen des christlichen Lebens nichts denn Schwachheit, Tod und Sünde. [Th. IV. S. 147 in tergo.]

Das aber wird uns dazu gesagt, das wir gerüstet seien zu leiden, denn Christus ist nicht der Meinung, das wir uns sollten leiblich wider unsere Feinde setzen, wie die Widertäufer und andre Aufrührer fürhaben. Denn Christus hat mit solcher weltlicher Gewalt und Regiment in seinem Reich nichts zu thun. Und wir Christen können den Teufel und die Welt mit leiblicher Gewalt oder Waffen nicht schlahen noch unter uns bringen, sondern sie sind uns hiemit weit überlegen, haben und halten uns mit Leib und Gut in ihrer Gewalt, und wir dürfen nicht hoffen, das sie uns in ihrem Reich werden wol halten und viel Freundschaft erzeigen, sondern sollen allerlei Marter und Tod, Schwert und Feuer von ihnen erwarten. [Th. VII. S. 325 in tergo.]

Darumb soll Niemand gedenken noch hoffen, das wir, so Christen sind, wollten auf Erden Friede haben oder der Feinde los werden, sondern sollen uns des fröhlich erwegen und versehen, das die Christenheit allzeit muß von Feinden angefochten und verfolgt werden, und immer einen um den andern haben bis an den jüngsten Tag. [Th. VII. S. 318.]

Das Evangelium nimpt sich weltlicher Sachen gar nichts an, und setzt das eußerlich Leben allein in Leiden, Unrecht, Kreuz, Geduld und verachtung zeitlicher Güter und Lebens. [Th. III. S. 120.]

Die Christen müssen veracht, gedruckt, im Kot und Unflat gehen, Geschendet, gelestert, verdampt, ja aus der Welt gejagt werden. [Th. VII. S. 75 in tergo.]

aber Luther die bemerkte Lehre des Christenthums in seiner Auslegung des 101. Psalmen. Er unterscheidet dort, wie gewöhnlich, zwischen geistlichem und weltlichem Reich und wiederholt den Ausspruch, daß Gott den Christen das geistliche und den Heiden das weltliche Reich beschieden habe. Letzteres wird nun aber näher bestimmt. Dasselbe soll ein Fürbild der rechten Seligkeit und des Himmelreichs sein; es werden daher nicht bloß die äußeren Güter des Reichthums und der Macht, sondern sogar die innern Vorzüge des Verstandes und der wissenschaftlichen Geistesbildung dazu gezählt, wie bereits oben bemerkt wurde. Der Reformator sagt mit dürren Worten, daß es in den Staatseinrichtungen, der Gesetzgebung und der Ordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt, nur die Heiden zur Vernunft und Weisheit bringen könnten, die Christen aber alberne, gute, einfältige Schöpse und Schafe seien [5]). Daraus

---

Denn es muß doch der Christenheit auf erden also gehen, wie es dem Herrn selbs ergangen ist, das sie muß dem Teufel und der Welt herhalten, das sie mit Füssen über sie laufen und treten, das sie es fület und jämmerlich klaget, wie Esai Kap. 54 und 62 sie malet und spricht: „„Du elende und trostlose armes Widfräulein, Ueber die alle Wetter gehen und jedermann dir auf den Kopf tritt und über dich herläuft.““ [Th. VII. S. 318 in tergo.]

Nu sind die Christen allein solche Leute, Die allein Fahr und Unglück in der Welt müssen haben, und doch nichts auf Erden müssen haben, das sie sollt dazu bewegen. Denn sie haben ja weder Gelt, noch Gut, weder Ehre noch Gunst davon, Sondern nur das widerspiel, Armuth, Elend, verachtung, feindschaft; werden dazu verdampt, verflucht, verjagt und ermordet. Weil wir denn hie nichts anders zu erwarten haben, Sondern uns des Lebens und alles, was drin ist, williglich erwegen müssen, das unser Leben und Wesen für der Welt eigentlich heisset Frusta niti, vergeblich nach (mit) unglück ringen, Und umbsonst uns wider alle Welt legen. [Th. VI. Seite 247.]

[5]) Und die Wahrheit zu sagen, sind sie (die Heiden) in solchen Sachen (Staatsangelegenheiten) weit über die Christen geschickt, wie auch Christus selbst sagt, daß die Kinder dieser Welt klüger sind, wie die Kinder des Lichts, und S. Paulus spricht, 1. Kor. 1, daß nicht viel weise, Edle, starke berufen sind, Sondern was nerricht, schwach, verachtet ist, hat Gott erwehlt. Wie wir auch noch täglich erfahren, wie geschwind, listig, klug, behend die Weltkinder sind gegen uns fromme, alberne, gute, einfältige Schepsse und Schafe, Daß, wo Gott nicht bei uns stünde und ihre hohe Weisheit zur Narrheit machte, hetten sie es lengest gar viel auf eine andere weise bracht, ehe wirs weren gewahr worden. Denn Gott ist ein milder, reicher Herr, Der wirft gros Gold, Silber, Reichthum, Herrschaften, Königreiche unter die Gottlosen, Als were es Spreu und Sand, Also wirft er auch unter sie hohe Vernunft, Weisheit, Sprachen, Redekunst, das seine lieben Christen lauter Kinder, Narren und Bettler gegen sie anzusehen sind. [Th. VI. S. 155.]

Und was darfs viel Wort, das Kaiserliche Recht, Nach welchem das Römisch Reich noch heutiges Tag geregirt und bis an den jüngsten Tag bleiben wird, ist ja nichts anderes, denn heidnische Weisheit, welches die Römer, ehe denn Roma von Christen oder Gott selber nichts gehört hat, gesetzt und geordnet haben. Und ich acht wohl, wenn jetzt alle Juristen in einen Kuchen gebacken und alle Weisen in einen Trank gebrauet würden, Sie sollten nicht allein die Sachen und Hendel ungefasset lassen, sondern auch nicht so wohl davon reden, noch denken können. Denn solche Leute haben sich in grossen Hendeln müssen üben, Und gar mancherlei Menschen Sinn lernen kennen, Sind dazu mit hoher Vernunft und Verstand begabt gewest. Summa, Sie haben gelebt und werden nicht mehr leben, die solche Weisheit im weltlichen Regiment gehabt haben. [Th. VI. S. 156.]

zieht er insbesondere den Schluß, daß die Christen niemals im Stande sein würden ein eigenes Rechtssystem auszubilden, sondern daß das römische Recht bis an den jüngsten Tag bleiben werde, weil die Leute, welche mit so hoher Vernunft und Verstand begabt gewesen wären, so viele Menschenkenntniß besessen und solche Weisheit in Staatssachen gezeigt hätten, niemals mehr leben würden. Er sagt ferner ausdrücklich, daß die politischen Verhältnisse Deutschlands wohl auch eines Luthers bedürften, daß hierin aber Keiner erstehen werde, weil Gott die Staatssachen nicht so hoch achte, als die religiösen Angelegenheiten: es werde daher die Staatseinrichtung der Deutschen immer bloßes Flickwerk bleiben. Auch diese Stelle ist so merkwürdig, daß wir sie hier ebenfalls einrücken müssen [6]). Aus solchen Grundsätzen mußte nun natürlicherweise auch die Lehre fließen, daß der Christ blindlings der Obrigkeit unterworfen sei, und sich auch den widerrechtlichen Handlungen derselben niemals widersetzen dürfe. Luther lehrt dieß an vielen Stellen bestimmt und deutlich, ja er sagt ausdrücklich, daß gerade hierdurch die Christen sich von den Heiden unterscheiden [7]). Noch schärfer bestimmt Luther in einer andern Stelle den Unterschied zwischen Heiden und Christen, und beweist, daß das Wesen und der eigentlichste Charakter der christlichen Lehre darin bestehe, zu leiden und zu dulden, und ohne den geringsten Widerstand sich mißhandeln zu lassen [8]).

---

[6]) Wiewohl mich auch zuweilen dünkt, daß die Regiment und Juristen wohl auch eines Luthers dürfften; Aber ich besorge, sie möchten einen Müntzer kriegen. Denn Gott achtet nicht so gros das weltlich Regiment, als sein eigen ewiges, der Kirchen Regiment. Darumb ich nicht hoffen kann, noch will, daß sie einen Luther kriegen werden. Weil nun kein ander Regiment im römischen Reich zu hoffen ist, so ist nicht zu rathen, daß mans endere, Sondern flicke und pletze daran, wer da kann, weil wir leben. [Th. VI. S. 163 in tergo.]

[7]) Die Heiden haben hie frisch drein gegriffen und nicht allein billig, Sondern auch löblich gehalten, unnütze böse Obrigkeit absetzen, würgen und verjagen. Daher die Griechen auch Kleinod und Geschenke durch öffentliche Gesetze zusprachen den tyrannicidis, das ist denen, welche einen Tyrannen erstächen oder umbrächten. Dem haben die Römer in ihrem Keiserthum mechtiglich gefolget und schier das mehrer Teil ihrer Keiser selbst ermordet. Aber uns ist nicht genug an solchen Exempien, denn wir fragen nicht darnach, was die Heiden oder Jüden gethan haben, Sondern was Recht und billig ist zu thun, Nicht allein für Gott im Geist, sondern auch in Göttlicher eusserlicher Ordnung des weltlichen Regiments. Denn wenn gleich noch heute oder morgen ein Volk sich aufmachet und setzet seinen Herrn ab, oder erwürget ihn; Wolan das were geschehen, die Herren müssens gewarten, bis Gott so verhinge; Aber daraus folgt noch nicht, daß darumb recht und billig gethan sei. Mir ist noch kein solcher Fall vorkommen, daß es billig were: Kann auch jetzt dießmal keinen erdenken. Die Bauern in dem Aufruhr gaben für, die Herren wollten das Evangelium nicht lassen predigen, und schünden die armen Leute. Darumb müßte man sie stürzen. Aber ich hab solches verantwort, daß, obgleich die Herren Unrecht daran theten, were darumb nicht billig, noch recht, auch Unrecht zu thun, das ist, ungehorsam zu sein und zu zerstören Gottes Ordnung, die nicht unser ist, Sondern man solle das Unrecht leiden. [Th. III. S. 319.]

Daß die Obrigkeit böse und unrecht ist, entschuldigt kein Rotterei noch Aufruhr. [Th. III. S. 116 in tergo.]

[8]) Weiter, heißt es dort [Th. III. 117 in tergo], wollen wir nu auch dem christlichen und

Solche Ansichten waren nicht bloß düster, sondern sie verletzten auch die Würde des Menschen und mußten die Völker bei strenger Durchführung elend machen. Was aber die Anschauungs- und Handlungsweise Luthers von dieser Seite in einem noch ungünstigern Licht darstellt, das ist die auffallende Thatsache, daß seine hier erörterten Lehren auch nicht durch den damaligen Bildungsgrad entschuldigt werden können; denn seine unanständigen Grundsätze über geduldige Ertragung von Mißhandlungen lagen keineswegs in der Zeit, sie standen vielmehr mit dem Geist derselben in geradem Widerspruch. Nach einigen geschichtlichen Anzeigen scheint es, daß die Lehre von der Demuth (dienender Muth [Sinn]) schon bei der Einführung des Christenthums in Deutschland von manchen Priestern nach der Weise Luthers verkündet worden sei. Man würde jedoch irren, wenn man glauben wollte, daß eine solche Lehre nun auch sogleich in das Leben übergegangen wäre und in den Sitten und Handlungen des Volkes sich gezeigt hätte. Der auf Naturanlagen beruhende Nationalcharakter konnte durch bloße Lehrformen nicht so schnell verändert werden, man bekannte sich also zwar äußerlich zu der neuen Religion, aber von einer Uebung der Demuth, wie sie hin und wieder ein Missionär verlangen mochte, konnte keine Rede sein. Dazu kam noch, daß das Christenthum auch bald in bloße äußere Feierlichkeiten und Kirchengebräuche überging. Das Wesen desselben trat in den Hintergrund, die Priester begnügten sich, wenn die Edlen die kirchlichen Gebräuche beobachteten, und wenn das Volk den Zehnten richtig abtrug; auf wirkliche Uebung der Demuth wurde nicht gedrungen. Der deutsche Adel blieb daher kriegerisch, wie zuvor, rächte jede Beleidigung mit dem Schwerte, und blieb in der Behauptung dieser Sitte so mächtig, daß das Recht, sich selbst Genugthuung zu verschaffen, sogar von den Reichsgesetzen anerkannt, und von diesen nur verlangt wurde, daß derjenige,

---

evangelischen recht sagen, denn so ihr euch rühmet und gerne höret, daß man euch Christen nenne, Und dafür wollet gehalten sein, So werdet ihr ja auch leiden, daß man euch euer Recht fürhalte. Höret nun zu, liebe Christen, euer christlich Recht. So spricht euer oberster Herr Christus, des Namen ihr füret, Matth. 5. „Ihr sollt dem Uebel nicht widerstehen, Sondern wer dich zwinget eine Meile wegs, mit dem gehe zwo Meilen. Und wer dir den Mantel nimpt, dem laß auch den Rock. Und wer dich auf den einen Backen schlägt, dem halt den andern auch dar.“ Also spricht auch S. Paulus, Röm. 12. »Rächet euch selbs nicht, meine liebsten, sondern gebt raum dem Zorn Gottes.« Item so lobet er auch die Korinther, daß sie gerne leiden, So jemand sie schlägt oder raubt. Item 1. Kor. 6. straffet er sie, daß sie ums Gut rechteten und nicht das Unrecht lidden. Nu sehet ihr, wie weit euch die falschen Propheten davon geführt haben; Und heissen euch noch dazu Christen, So sie euch erger, denn die Heiden gemacht haben. Denn an diesen Sprüchen greift ein Kind wol, das christlich Recht sei, nicht sich streuben wider unrecht, nicht zum Schwert greiffen, nicht sich wehren, nicht sich rächen, Sondern dahin geben Leib und Gut, daß es raube, wer da raubet. Leiden, leiden, Kreutz, Kreutz, ist der Christen Recht und kein anders.

welcher einen Andern angreifen wollte, solches seinem Gegner drei Tage vorher anzeigen müsse. (Absage-, Fehdebriefe.) Doch nicht bloß dem ritterlichen Adel wohnte solche selbstständige Sinnesart bei, sondern auch den Bürgern. Die Städte besaßen das Fehderecht wie die Ritter gegen Fürsten, Grafen und Herren, und übten dasselbe häufig aus, wie insbesondere die großen Bündnisse der Reichsgemeinden im 13. und 14. Jahrhundert gezeigt haben. Gewiß ein großes Maaß von Freiheit, wo solche Gesetze von der Reichsgewalt erlassen werden! Das war freilich durchaus nicht demüthig, aber was noch mehr beweist, daß die feige Lehre der Unterwürfigkeit nur bei dem Worte geblieben und nie zur That gekommen, sondern bald gänzlich in Vergessenheit gerathen sei, ist der Umstand, daß auch die Aufhebung des Faustrechts, welches aus dem Mißbrauche der oben erwähnten großen Freiheit entstehen mußte, nicht den Einflüssen des Christenthums, sondern vielmehr dem auflebenden Handel und den dadurch erhöhten Bedürfnissen der öffentlichen Sicherheit, sowie endlich den Wünschen des gelehrten Adels zur Einführung des römischen Rechts zuzuschreiben ist. Die zweite Hauptlehre des Christenthums, nämlich das Gebot, der Obrigkeit unbedingt gehorsam zu sein und sich derselben auch dann nicht zu widersetzen, wenn sie widerrechtlich handelt, kam eben so wenig zur wirklichen Uebung im Leben. Aus dem angebornen Unabhängigkeits- und Freiheitssinne der Deutschen bildete sich vielmehr die Nationalsitte, das Recht auch gegen den Landesherrn, wenn es von ihm verletzt würde, mit gewaffneter Hand zu vertheidigen. Und diese Nationalsitte wurde in mehreren einzelnen Ländern Deutschlands durch Verträge ausdrücklich zum Landesgesetz erhoben: Die Städte werden darin ausdrücklich der Ritterschaft gleichgestellt, und unter dem Kaiser Wenzel wurde das Widerstandsrecht (jus resistendi) mehrern von ihnen sogar wider die Reichsgewalt eingeräumt. In jeder Beziehung waren also die Bürger an unabhängiger Gesinnung und Stellung seit dem 14. Jahrhundert dem Adel ebenbürtig. Solches ergab sich schon in den Kämpfen der Zünfte wider die Patrizier oder Geschlechter. Am besten beurkunden den selbstständigen Sinn der deutschen Bürger aber einzelne geschichtliche Züge. Als z. B. Heinrich der Aeltere von Meklenburg in der Stadt Wismar sich eine Wohnung zu bauen wünschte, mußte er bei der Gemeindeverwaltung bescheiden um die Erlaubniß dazu bitten, und Bürgermeister und Rath ertheilten solche ausdrücklich nur aus besondern Rücksichten (ob reverentiam specialem). Andere Fürsten durften nicht mit mehr Leuten in die Städte kommen, als von den Bürgern verstattet wurde, und wenn die letztern gegen ihren Landesherrn Argwohn hegten, so blieben sie, so lange er in ihren Mauern verweilte, stets unter den Waffen. Daß endlich auch die Bauern die Mißhandlungen nicht immer geduldig hinnahmen, sondern das Recht in Anspruch nahmen, wider den Druck sich zu verbinden und zu wehren, erwiesen

schon die bemerkten Bewegungen derselben vom Jahr 1493 bis 1514, und wird sich später noch bestimmter ergeben. Selbstständiger Sinn, Thatkraft, männlicher Stolz, und nicht kriechende Unterwürfigkeit lag also vor der Reformation im Charakter der Deutschen aller Stände.

Da unter diesen Umständen die Lehren Luthers über die Pflicht der Demuth mit dem Bildungsgrade der Zeit nicht entschuldigt werden können, so wird die Denk- und Handlungsweise des Reformators scheinbar immer räthselhafter; denn man würde sehr irren, wenn man den Widerstand desselben gegen die politische Umgestaltung Deutschlands aus aristokratischen Gesinnungen, Härte des Gemüths oder gar Schmeichelei gegen die Fürsten herleiten wollte. Luther haßte im Gegentheil jede Unterdrückung und war von Seite des Herzens mild und gütig, in Beziehung auf den Charakter aber voll von Unabhängigkeit und furchtloser Wahrheitsliebe. Gegen die Verbesserungen der bürgerlichen Zustände war er allerdings gleichgültiger, als gegen die Reinigung der Religionslehren, und mußte dieß auch sein, weil er aufrichtig glaubte, daß für den Christen die irdische Wohlfahrt keinen Werth habe. Indessen als gerechter und billiger Mann, der er immer war, fand er sich durch Bedrückungen des Volkes von Seite der Fürsten immer verletzt, und tadelte die letztern mehr als einmal auf das heftigste. Im Wesen selbst war er auch der Verbesserung der bürgerlichen Verhältnisse keineswegs entgegen, er hoffte zwar nicht viel davon, doch verlangte er auch in politischer Beziehung Gerechtigkeit. Seine Feinde haben ihm so oft vorgeworfen, daß sein Benehmen hinsichtlich der politischen Richtung heuchelnde Schmeichelei gegen die Fürsten gewesen sei, und auch in neuerer Zeit wird jenes Benehmen, wenn auch aus etwas andern Gründen, bitter getadelt. Um daher ein unparteiisches und tiefer begründetes Urtheil fassen zu können, muß man auch die Verfahrungsweise Luthers gegen die Fürsten genauer kennen lernen. Wir werden den Widerstand des Reformators gegen die Versuche der politischen Reformatoren bald in der ganzen Härte darlegen müssen, die Luther damals wirklich gezeigt hat, aber auch zeigen mußte; ja in unserer Zeit wird diese Härte noch größer erscheinen, manches Gemüth erschrecken und das Urtheil über den großen Mann wankend machen. Es wäre daher offenbare Ungerechtigkeit, wenn man nicht auch das Benehmen Luthers gegen die Fürsten in sein volles ungetrübtes Licht setzen würde. Denn wer nicht aus den eigenen Worten des Reformators sieht, wie wenig er sich vor den Fürsten fürchtete und wie sehr er zugleich jede Bedrückung des Volkes verabscheute, den könnte seine Handlungsweise gegen die politisch-reformatorische Richtung leicht irre machen und zu einem unrichtigen Urtheile verleiten. Hören wir daher Luther bei seiner Sprache gegen die Fürsten in seinen eigenen Worten. In einer großen Abhandlung, welche er im Jahre 1523 über die weltliche Macht, und wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei, schrieb, behandelte er die

Lehre, daß man auch widerrechtlichen Handlungen der Obrigkeit keinen gewaltsamen Widerstand leisten dürfe, mit besonderer Gründlichkeit, aber eben deßhalb benutzte er auch diese Gelegenheit, um sich über die Fürsten ganz offen und unumwunden auszusprechen [9]). Er schildert die Herrschsucht, den Eigennutz und die Tyrannei derselben mit äußerstem Freimuth, und bemerkte sogar, daß die Fürsten von jeher meistens nur Einfaltspinsel (Narren) oder Bösewichter (Buben) gewesen seien. Noch härter verfährt Luther mit den Fürsten in seiner Auslegung des 82. Psalmen.

---

9) Ich hab vorhin ein Büchlein an den deudschen Adel geschrieben, Und angezeigt, was sein christlich Ampt und Werk sei, Aber wie sie hienach gethan haben, ist genugsam für Augen. Darumb muß ich mein vleis wenden und nu schreiben, Was sie auch lassen und nicht thun sollen. Und hoffe, sie werden sich eben darnach richten, wie sie sich nach jenem gericht haben, Das sie ja Fürsten bleiben und nimmer Christen werden. Denn Gott der Allmechtige unsere Fürsten toll gemacht hat, das sie nicht anders meinen, sie mügen thun und gebieten ihren Unterthanen, was sie nur wollen. Und die Unterthanen auch irren und glauben, sie seien schuldig, dem allen zu folgen. Sogar und ganz, daß sie nu angefangen haben, den Leuten zu gebieten, Bücher von sich zu thun, Glauben und halten, was sie fürgeben. Damit sie sich vermessen, auch in Gottes Stuhl zu sitzen, und die Gewissen und Glauben zu meistern, und nach ihrem tollen Gehirn den heiligen Geist zur Schulen füren. Geben dennoch für, man dürfe es ihnen nicht sagen, und soll sie noch Gnadjunker heißen. Sie schreiben und lassen Zeddel ausgehen, der Keiser habs geboten, Und wollen christliche gehorsame Fürsten sein. Gerad, als were es ihr ernst, und man den Schalk hinter ihren Ohren nicht merke. Denn wir sollten wol sehen, wenn ihnen der Keiser ein Schloß oder Stadt nehme, oder sonst etwas unrechts geböte, wie fein sie finden sollten, daß sie dem Keiser widerstünden und nicht gehorsam sein müsten. Nu es aber gilt, den armen Mann schinden und ihren mutwillen an Gottes wort büssen, muß es Keiserlichen Gebots Gehorsam heißen. Solche Leut hieß man vor Zeiten Buben, jetzt muß man sie christliche, gehorsame Fürsten heißen. Wollen dennoch niemand lassen zu verhör oder verantwortung kommen, wie hoch man sich auch erbeut, welches ihnen doch gar kein unerträglich Ding were, wo der Keiser oder jemand anders mit ihnen also führe. Das sind jetzt die Fürsten, die das Keiserthum in Deudschen Landen regiren. Darumb muß auch so fein zugehen, in allen Landen wie wir denn sehen. Th. II. S. 190.]

Und sollt wissen, das von anbeginn der Welt gar ein seltsam Vogel ist umb einen klugen Fürsten, noch viel seltsamer umb einen frommen Fürsten. Sie sind gemeiniglich die gröbsten Narren und die ergesten Buben auf Erden. Darumb man sich allzeit bei ihnen des ergesten versehen, und wenig gutes von ihnen gewarten mus, Sonderlich in göttlichen Sachen, die der Seelen Heil belangen. Denn es sind Gottes Stockmeister und Henker, und sein göttlicher Zorn gebraucht ihrer, zu strafen die Bösen, und eusserlichen Frieden zu halten. Es ist ein großer Herr, unser Gott, Darumb muß er auch solch edle, hochgeborne, reiche Henker und Bütel haben, Und wil, daß sie Reichthum, ehre und furcht die Menge haben. [Th. II. S. 200.]

Ich wollt aber den verblendeten Leuten gar treulich raten, daß sie sich fürsehen für einem klein, kleinem Sprüchlein, der im 107. Psalm stehet. Effundit contemptum super principes. Ich schwere euch bei Gott, Werdet ihrs versehen, daß dieß klein Sprüchlein über euch in den Schwang kommt, so seid ihr verloren, und wenn auch euer jeglicher so mechtig als der Türk were. Und wird euch euer Schnauben und Toben nichts helfen. Es ist schon ein gros Theil angangen. Denn gar wenig Fürsten sind, die man nicht für Narren und Buben hält; Das macht, sie beweisen sich auch als solche. Und der gemeine Mann wird verstendig, und der Fürsten Plage, die Gott contemptum heißt, gewaltiglich daher gehet unter dem Pöfel und

Er wirft ihnen dort drei Untugenden vor, und kündigt ihnen geradezu ihren einstigen Untergang an[10]).

Wir könnten dergleichen Stellen noch eine Menge anführen, doch es mögen die angezogenen genügen. Man überzeugt sich schon aus ihnen, daß der dem Reformator gemachte Vorwurf eines Fürstenschmeichlers handgreifliche Verläumdung ist. Es erhellt ferner aus den angeführten Stellen, daß Luther auch kein Vertheidiger der Tyrannei war, sondern die bürgerliche Unterdrückung ebenfalls verabscheute, und auch in politischer Beziehung das Gute redlich wollte. Aber durch seine tiefe Ueberzeugung, daß das Wesen des Christen im Leiden bestehe, und daß namentlich Widersetzung gegen die Obrigkeit von Gott unbedingt verboten worden sei, war er in Beziehung auf die Wahl der Mittel in einen engen, nicht zu überschreitenden Kreis gebannt. Er konnte nach ihr keine andere politische Reform zugeben, als eine solche, welche von den Fürsten selbst ausgehe. Darum wandte er sich, in Beziehung auf bürgerliche Verbesserungen, niemals an das Volk, sondern immer an die Fürsten, und

---

gemeinem Mann. Und sorge, ihm werde nicht zu wehren sein, die Fürsten stellen sich denn fürstlich und fahen wieder an mit Vernunft und feuberlich zu regieren. Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht euer Tyrannei und mutwillen die lenge leiden, liebe Fürsten und Herrn. Da wißt euch nach zu richten, Gott wils nicht lenger haben. Es ist jetzt nicht mehr eine Welt, wie vor Zeiten, da ihr die Leute wie das Wild jaget und triebet. Darumb lasset euer Frevel und Gewalt und denkt, daß ihr mit Recht handelt. [Th. II. S. 101.]

[10]) Die erste Untugent ist, daß sie sich Gottes Wort zu fördern nichts annehmen. Wenn sie nur hetten, was sie wollen, wo Gott und sein Wort bleibe, da fragen sie nicht so viel nach. Die andere Untugent, daß sie auch das weltlich Regiment nicht achten, die armen und elenden mit Recht und Schutz zu versehen. Und nicht allein sind sie hierin unachtsam und verseumlich, Sondern plagen wohl auch selbst ihre Unterthanen mit Gewalt und Unrecht, oder sehen durch die Finger, daß durch andere geschicht. Und soll und mus doch niemand sagen, daß unrecht ist, damit sie ja bald reif werden zur Strafe und ihre Bosheit vollenden und das Register beschließen. Die dritte Untugent, daß sie im finstern wandeln, und leben in solchem göttlichen Stand und Ambt allein für sich selbs, gerade, als hetten sie die Oberkeit dazu bekommen, daß sie ihren Nutz und ehre, ihre Lust und mutwillen, ihren Stolz und Pracht sollten suchen und treiben, und niemand nicht schuldig, damit zu dienen oder zu helfen. Das ist denn ein lauter Weltlich, finster Leben, da sie nicht wissen, was sie thun oder nicht thun sollen, sondern gehen daher wie die Blinden, sehen auch nicht, was ihr Ampt fordert. Darumb müssen sie fallen und untergehen, wie sie verdienen. Und sollt doch ja ein menschlich Herz gar höchlich erschrecken, wenn es höret, was für ein urteil und rede im Himmel über solche Tyrannen ginge. Denn dieser Vers (Es werden alle Grundfesten des Landes umbfallen) zeigt deutlich genug an, daß sie für Gott und allen Engeln die Ehre haben, daß man sie hält für Verechter und Verfolger Gottes Worts, für frevele und untüchtige Oberherren. Dazu die blind sind und in Finsterniß gehen, und in Kurzem sollen gestürzt werden. Solcher Rede ist der ganze Himmel voll, und wird derselben auch die Erde voll durch diesen Vers. Aber dagegen haben sie sich gerüstet mit einem starken dicken Unglauben, der schaffet ihnen ein steinern Herz und einen eisern Kopf, daß sie solcher Rede nicht achten, und mit Trotz und Stolz ihres Urtheils gewarten. Wolan so lasse man sie auch fahren immer zum Teufel zu, weil sie es ja nicht anders wollen. [Th. V. S. 158 in tergo und S. 159.]

suchte diese bald bittend, bald drohend zur freiwilligen Gewährung dessen, was recht und billig wäre, zu vermögen. Wenn aber die Fürsten nicht wollten, so würden sie zwar ihre Strafe erhalten, und er drohte ihnen sogar, wie wir gesehen haben, mit ihrem gänzlichen Sturze und Untergang; indessen Gott selbst sollte sie stürzen, das Volk dagegen dürfe nie in dessen Strafamt eingreifen, also niemals sich selbst Recht schaffen, nie Gewalt brauchen. Die Männer, welche nach der politischen Reform Deutschlands strebten, befolgten Anfangs einen ähnlichen Gang. Sie wollten die Reform ursprünglich ebenfalls auf gütlichem Wege erwirken, und boten daher alle ihre Beredtsamkeit auf, die Fürsten zur freiwilligen Gewährung derselben zu bewegen. Allein sie wurden bald belehrt, daß alle ihre Bemühungen vergeblich seien. Luther hatte wohl im Grunde dieselbe Meinung; aber er zog daraus nur den Schluß, daß man im Christenthum Trost suchen und alles Gott anheim stellen müsse, der zu seiner Zeit die Fürsten hart genug strafen würde. Einen wesentlich andern Schluß zogen dagegen diejenigen, welche neben der religiösen auch noch nach der politischen Reform strebten. Wenn Vernunft und Güte, sagten diese, bei den Fürsten nichts gilt, so muß man zu wirksamern Mitteln schreiten ..... man muß Gewalt brauchen. Diesen Schluß konnte jedoch Luther nie zugeben, ohne alles zu widerrufen, was er nach dem Evangelium bisher so eifrig gelehrt hatte. Nach diesem bestehe ja das Wesen des Christen im Leiden, in dem geduldigen Ertragen des Unrechts. Die weltliche Wohlfahrt gebühre ja nur den Heiden, nicht den Christen. Diejenigen also, welche die bürgerlichen Verbesserungen mit Gewalt durchsetzen wollten, zeigten eben dadurch, daß sie nicht leiden, nicht dulden, mithin nicht Christen sein möchten: sie müßten aber vollends deßhalb verdammt werden, weil sie ein zweites ausdrückliches Gebot Gottes verletzten, nämlich jenes des unbedingten Gehorsams gegen die Obrigkeit. Der Reformator hatte noch überdieß die feste Ueberzeugung, daß das rechte Verständniß der christlichen Lehre in der Christenheit nicht bleiben könne, wenn nicht sorgfältig zwischen Christus Reich und der Welt Reich unterschieden würde. Er befürchtete daher von dem gewaltsamen Durchführen der politischen Reform, wodurch jener Unterschied verwischt werden müßte, auch eine Gefahr für das Bestehen der neuen Religionslehre, und mußte dadurch zu noch stärkerem Widerstand getrieben werden. An diesem Punkte gingen denn die Wege des religiösen und des politischen Strebens auseinander, und es stellten sich zwei selbstständige, wesentlich verschiedene Richtungen heraus. Die politische Richtung wollte zwar auch die kirchliche Reform, aber zugleich mit einer staatsrechtlichen Umgestaltung Deutschlands, welche wegen des Widerstandes der Fürsten gewaltsam erzwungen werden müsse: die religiöse Tendenz hatte dagegen das Heil der Seele zum Gegenstande, und weil dieses mit dem Streben nach weltlicher Wohlfahrt nichts zu thun habe, mit

einer gewaltsamen Widersetzung gegen die Obrigkeit aber vollends unvereinbarlich sei; so müsse die Verbesserung der Staatsverhältnisse, wo solche von den Fürsten verweigert würden, unbedingt dem Seelenheil aufgeopfert werden. Sobald deßhalb Luther von dem Dasein der politischen Richtung Spuren sah, wirkte er ihr sogleich entgegen. Schon an Hutten hatte er geschrieben (1521), daß, nach seinem Willen, für das Evangelium nicht gewaltsam gekämpft werden sollte. Als aber die Absichten Sickingens auf eine Staatsumwälzung ruchbar wurden, so gerieth der Reformator in tiefen Unmuth, weil er nun die Kirchenverbesserung in dringende Gefahr gesetzt zu sein glaubte. Mit äußerstem Nachdruck erklärte er sich deßhalb wider die Entwürfe der kühnen Ritter. Das war eine üble Durchkreuzung der Pläne Huttens und Sickingens; denn seit dem Auftreten Luthers war eine politische Reform Deutschlands nicht bloß der Wunsch der öffentlichen Meinung, sondern auch entschiedener Plan der würdigsten Männer unsres Volkes gewesen.

Reine Vaterlandsliebe war die Triebfeder dieses Strebens. Man wollte Deutschland durch Entfernung alles Fremden und Ausländischen, namentlich des römischen Rechts, seine eigenthümliche Nationalität, und durch Mäßigkeit und Einfachheit seine alte Einfalt und Sittenreinheit wiedergeben: der Ruhm und die Größe des Vaterlandes gegen Außen sollte durch die Befestigung der Reichseinheit, also durch Wiederherstellung einer wirksamern und mächtigern kaiserlichen Gewalt gesichert werden; endlich sollte auch das Loos der untern Volksklassen verbessert werden, indem man denselben nicht nur Antheil an der Ernennung der Richter einräume, sondern auch durch Verminderung der Pracht und des Aufwandes der Fürsten Erleichterung in den Abgaben erwirke. Einem solchen Streben mußte natürlich das Auftreten Luthers höchst willkommen sein. Letzterer ging ja auch von Grundsätzen der Freiheit aus, er verlangte die Abschüttelung des päbstlichen Joches, er lehnte sich ja ebenfalls wider eingerissene Mißbräuche auf. Nichts konnte auch in der That dem Plane einer politischen Reform Deutschlands förderlicher sein, als die gleichzeitige Abstellung der päbstlichen Macht, die so drückend auf Deutschland lag. Mit ungemeiner Freude kamen daher Hutten und Sickingen dem religiösen Reformator entgegen. Sie mochten wohl glauben, in ihm eine Stütze, einen Beförderer ihrer politischen Bestrebungen zu finden, und Hand in Hand mit ihm das ersehnte Werk der völligen Reform Deutschlands, also der politischen sowohl als der kirchlichen, durchzuführen. Allein sie irrten sich sehr. Wo sie einen Freund zu finden hofften, fanden sie einen Feind, und zwar keinen heimlichen, hinterlistigen, sondern einen offnen, redlichen, graden Feind: wo sie einen mächtigen Bundesgenossen zu gewinnen wähnten, erstand ihnen der entschiedenste, gefährlichste Gegner, und noch dazu ein überlegener Gegner.

Die beiden patriotischen Ritter wurden über dieses Benehmen Lu-

thers betroffen; indessen sie glaubten doch nicht, daß dadurch alle Hoffnung auf Durchführung ihrer Entwürfe vernichtet sei. Sie rechneten vielmehr immer noch auf den Beistand der Städte: selbst die Genehmigung des Kaisers und dessen mächtigen Schutz hofften sie der Staatsumwälzung noch zu erwerben, wenn nur die ersten Versuche dazu gelungen wären; sie beschlossen darum, ihr Unternehmen auch wider den Willen Luthers auszuführen. Franz von Sickingen benützte seine Eigenschaft als kaiserlicher Feldhauptmann, um durch Werbung ein zahlreiches Heer aufzustellen. Dieß gelang ihm so gut, daß im Sommer 1522 schon 2000 Reiter und 10,000 Fußgänger um ihn versammelt waren. Zugleich wurde die Bestimmung des geworbenen Heeres Anfangs geschickt verschleiert, indem man vorgab, dasselbe im Kriege gegen Frankreich für den Kaiser zu verwenden; alle Umstände schienen daher dem wichtigen Unternehmen günstig zu sein.

Die Macht der Fürsten sollte beschränkt, und zu dem Ende einer um den andern angegriffen werden. Gegenüber dem Churfürsten Richard von Trier hatte Sickingen einen schicklichen Vorwand zur Fehde, weil Richard dem Ritter die Rechtshülfe gegen zwei seiner Unterthanen verweigerte. Im September 1522 rückte Franz im Gebiete von Trier ein, eroberte außer St. Wendel noch mehrere Burgen und erschien endlich siegreich vor Trier selbst. Schon während seines Vordringens hatte er Aufrufe an die Bevölkerung des Churfürstenthums erlassen, worin er sie aufforderte, zur Erringung der kirchlichen Freiheit mit ihm sich zu verbinden; vor Trier suchte er dagegen unmittelbare Verbindungen mit den Bürgern herzustellen. Zugleich wurde die Belagerung der Stadt mit dem größten Nachdruck betrieben. Allein obschon Trier plötzlich überfallen worden war, und mit Ungestüm berannt wurde, so vermochte Sickingen die Stadt dennoch nicht zu nehmen. Die Belagerung zog sich wegen des tapfern Widerstandes des Churfürsten vielmehr in die Länge, und jetzt wurde das Unternehmen der Patrioten bald hoffnungslos. Da die Städte keine Geldbeiträge leisteten, so reichten die Mittel Sickingens nicht aus, um sein geworbenes Heer lange im Feld zu unterhalten. Die rasche Einnahme von Trier war daher für ihn nothwendig, und doch vermochte keine Anstrengung, ihn zum Ziele zu führen. Nun blieben vollends die erwarteten Zuzüge von Freunden aus, sowie noch überdieß die nächsten Fürsten zur Entsetzung von Trier heranzogen. So sorgfältig nämlich Sickingen den eigentlichen Zweck seiner Unternehmung zu verschleiern gesucht hatte, so blieb dieser den Landesherren doch nicht verborgen. Es kamen vielmehr Gerüchte in Umlauf, daß es auf große Staatsveränderungen abgesehen sei, und als die Söldner Sickingens selbst Aeußerungen der Art fallen ließen, so eilten zunächst der Pfalzgraf Ludwig bei Rhein und der Landgraf Philipp von Hessen dem Churfürsten von Trier zu Hülfe. Als sie zum Entsatz von Trier heranzogen, über-

zeugte sich Franz von Sickingen, daß sein Versuch gescheitert sei. Zu schwach, um der vereinigten Macht dreier Fürsten zu widerstehen, hob er die Belagerung von Trier am siebenten Tag der Berennung auf, und nahm noch vor dem Eintreffen des heranziehenden Entsetzungsheeres den Abzug. Der Churfürst von Trier war also gerettet; dessenungeachtet wollten seine beiden Verbündeten die Waffen nicht niederlegen, denn es galt ja der völligen Erdrückung aller revolutionären Zwecke. Darum ergriffen die drei verbündeten Landesherren nun ihrerseits die Offensive, verfolgten den weichenden Sickingen, und belagerten denselben in seiner festen Burg Landstuhl, unweit Kaiserslautern.

So endete die wichtige Unternehmung Sickingens und Huttens vom Jahre 1522, ein Versuch, welcher zu den großartigsten Ereignissen hätte führen können, durch den Widerstand Dr. Martin Luthers aber nothwendig scheitern mußte. Warum diese Nothwendigkeit gegeben war, läßt sich erst aus dem weitern Gang der Kirchenverbesserung nachweisen. Wir wenden unsre Blicke daher wieder dem Reformator zu, der unterdessen auf der Wartburg verborgen blieb, und die stille Einsamkeit benützt hatte, sein großes Werk durch einen entscheidenden Schritt der Vollendung näher zu führen.

Sechstes Hauptstück.

Innere Begründung der Reformation. Aeußere Ausdehnung derselben.

(Vom Jahr 1521 bis 1524.)

So lange mit dem christlichen Priesterthum Gefahr und Entbehrung verbunden war, zählte es begeisterte Menschenfreunde in seiner Mitte, welche die Lehre des Meisters ernstlich zur Veredlung der Völker anzuwenden strebten. Man drang daher in den Geist der Religion der Liebe ein, und suchte denselben lebendig unter den Völkern zu verbreiten. Die Einführung des Christenthums in Deutschland offenbarte alles dieß häufig sehr klar, und die erste Wirkung der neuen Lehre erwies sich eben darum in unserm Vaterlande entschieden als wohlthätig. Als aber die Kirche zu einer äußern Staatsmacht überging, als die Priester reich und üppig wurden, so gerieth der Geist der Lehre Jesu allmälig in Vergessenheit, und der fruchtbare Kern schrumpfte sichtbar zur leeren Hülse ein.

Je weiter die Zeit nun vorrückte, und je mehr sie sich dem 16. Jahrhunderte näherte, desto mehr ging das Christenthum in bloße Formen und äußere Gebräuche über. Das Bewußtsein und die Kenntniß des Inhalts verlor sich immer entschiedener, und unmittelbar vor der Reformation war dieß so weit gekommen, daß das eigentliche Wesen der Lehre gänzlich vergessen war, und daß sogar die große Mehrheit der Priester (die vielen Mönche mit eingerechnet) von dem wirklichen Inhalte und den unterscheidenden Merkmalen derselben kein Wort wußte. Alles dieß änderte sich aber durch das Auftreten Luthers auf einmal gewaltig. Der Reformator zog das Evangelium, wie er sich selbst ausdrückte, wieder unter der Bank hervor, das heißt, er ging von den Formen und äußern Gebräuchen der Kirche wieder auf den Inhalt der Lehre Christi zurück, schöpfte diesen unmittelbar aus den Quellen selbst und lehrte ihn mit ungemeiner Klarheit, Vollständigkeit und Richtigkeit. Luther fühlte und erkannte höchst deutlich, daß der Inhalt des Christenthums untergegangen sei: diese lebhafte Ueberzeugung war die stärkste Triebfeder seiner

Thätigkeit: daraus ging der Entschluß hervor, alle seine Kräfte daran zu setzen, um den Inhalt der christlichen Lehre unter dem Volke zum Bewußtsein zu bringen. Der seltene Mann unterzog sich auch diesem Geschäfte mit einer Liebe, Ausdauer und einem Aufwande von Kraft, der uns wahrlich mit Bewunderung erfüllen muß. Sein scharfer Blick zeigte ihm bald, daß das Gelingen seiner Unternehmung hauptsächlich davon abhänge, die Lehren des Christenthums in der Sprache des Volkes vorzutragen, also deutsch zu schreiben, was bis dorthin ganz ungewöhnlich war. Er that es und zeigte sich dabei als ein solcher tiefer Kenner und Beherrscher unserer Sprache, daß er zur gegenwärtigen wissenschaftlichen Ausbildung derselben den Grund legte. Deutschland besaß damals noch keine Schriftsprache, weil die Gelehrten nur lateinisch schrieben und sich dem Deutschen entfremdeten. Dieß war so sehr der Fall, daß populäre Schriften, wie Brandts Narrenschiff, in's Lateinische übersetzt werden mußten, um sie für die Gelehrten genießbar zu machen. Jedes einzelne Land hatte ferner seinen eigenen Dialekt: aus diesen hätten sich so gut besondere selbstständige Idiome bilden können, wie z. B. das Holländische, und dann war Deutschland auch innerlich und geistig auf immer zerrissen. Allein Luther entfernte diese Gefahr, indem er durch die Anmuth, die Fülle und die Gewandtheit seines Ausdruckes alles hinriß, und dadurch die Sprache seines Landes zur allgemeinen Nationalsprache erhob. Auf solche Weise wurde er der Retter der organischen Einheit Deutschlands und der Schöpfer des Herrlichsten, was wir besitzen, unserer schönen Sprache. Unermüdet thätig für seinen religiösen Zweck, entwickelte er nun die Lehren des Christenthums deutsch, und zog dadurch schnell die Aufmerksamkeit und die Theilnahme des Volkes an sich. Bald fand er aber, daß auch damit noch nicht ganz gedient sei, sondern daß er noch eine größere Aufgabe zu lösen habe, um seine Absichten vollkommen zu erreichen. Es handelte sich nämlich darum, das Volk selbst den Quellen der christlichen Lehre näher zu führen, und demselben folglich die Bekanntschaft mit der Bibel durch eigenes Lesen möglich zu machen. Doch welche Unternehmung war eine Bibel-Uebersetzung für die Bildungsstufe und die wissenschaftlichen Hülfsmittel jener Zeit? In der That schienen die Hindernisse und Schwierigkeiten fast unüberwindlich. Doch der Reformator unternahm mit einer Kühnheit, die nur Ihm eigen war, gleichwohl das Werk. Die Einsamkeit der Wartburg war es, die ihm den Gedanken und die Muße zur Uebersetzung der Bibel gab: dort löste er im Jahr 1521 die Aufgabe, in einer Weise, daß seine Arbeit für alle Zeiten unerreicht dastehen wird. Man hat diese Meinung für übertrieben und selbst für lächerlich erklären wollen, allein sie ist es nicht, sondern vielmehr völlig wahr, wenn man sich nur über ihren eigentlichen Sinn verständiget. Die Behauptung wäre freilich lächerlich, daß der weit vorgerückte Stand unserer Bildungsstufe nicht zu

einem eben so guten Verständniß der Bibel fähig sei, wie im Reformationszeitalter: im Gegentheil steht unsere Wissenschaft in dieser Beziehung hoch über Luther. Allein der Vorzug der lutherischen Uebersetzung, welchen keine Zeit mehr erringen kann, liegt nicht in diesem Umstande, sondern in dem einfachen, jedoch tiefen Naturgesetze, daß das Reformationszeitalter in den Stufenaltern der organischen Entwickelung noch an die Kindheit grenzte und dadurch der Zeit, wo die Bibelstücke geschrieben wurden, näher stand. Nur dadurch wurde es möglich, den Inhalt der letztern mit jener kindlichen Gemüthlichkeit und Einfalt, die der Bibel eigen ist, auch in unserer Sprache wieder zu geben. Jetzt, wo wir in der organischen Entwickelung den männlichen Zuständen uns nähern, und unsere Art, zu denken und zu fühlen, wovon der Ausdruck der Sprache abhängt, ernster und männlicher wird, ist es ohne Affectation niemals mehr möglich, einer Bibel-Uebersetzung jene kindliche Einfalt einzuhauchen, die offenbar Charakter der Bibel ist; und darin, darin allein liegt der Grund, daß die Uebersetzung Luthers in allen Zeiten unerreicht bleiben wird.

Man möchte vielleicht die Erörterung dieses Punktes für eine unnütze Abschweifung von unserm eigentlichen Gegenstande halten. Indessen mit Unrecht, die vorstehenden Bemerkungen waren für unsern Zweck unerläßlich, weil wir hierdurch in den Stand gesetzt werden, die ungeheure Einwirkung Luthers auf seine Zeit zu begreifen. Der Hauptvorzug des Reformators war nämlich, wie gesagt, seine außerordentliche Macht über die Sprache. Noch nie hat sich die Wahrheit, daß die letztere der Abdruck des innern Menschen sei, glänzender gezeigt, als bei Luther. Wie er von allen Zeitgenossen so sehr verschieden und ausgezeichnet war; so ist es auch seine Schreibart: er malt sich beständig darin ab, bald in dem heftigen Gähren seiner Gefühle und dem furchtbaren Toben seiner Leidenschaft, bald in der Ruhe und Klarheit der liebenswürdigsten Gemüthlichkeit und kindlichsten Einfalt. Alle Sätze, die der denkwürdige Mann schrieb, haben eine ungesuchte, natürliche Eigenthümlichkeit, an der man auf den ersten Blick ihren Verfasser erkennt. Luther hatte ein ungemein reiches und tiefes Gemüth, eine unverderbte, sittlichreine Natur und eine ungeheuchelte, völlig unbewußte, kindliche Einfalt. Alle diese Schätze aber ergoß er bei seiner entschiedenen Beherrschung der Sprache über seine Bibel-Uebersetzung, und ertheilte dadurch der letztern in seinem Zeitalter einen Zauber, der die Herzen unwiderstehlich anzog. In dieser Sprache erkannte man erst die Sanftmuth Christi und die rührenden Ergießungen seiner Menschenliebe, in ihr erst die tiefe, heilige Glut der orientalischen Poesie, wie sie aus vielen Stellen des alten Testaments, insbesondre einiger Propheten, zu uns spricht. Luther war selbst Dichter, und in der Sprache der Dichtkunst wiedergegeben, erweckte die übersetzte Bibel eine poetische Begeisterung des gesammten Zeitalters, und

jetzt erst wurden die Gemüther von dem Inhalte der christlichen Lehre lebendig ergriffen, und zwar schwärmerisch ergriffen. Der Haupthebel der Reformation war daher die Bibel-Uebersetzung, ihr ist vorzugsweise das Gelingen der großen Unternehmung zu danken. Der Erwecker der christlichen Lehre begnügte sich indessen nicht damit, auch den Ungelehrten die Bekanntschaft mit der Bibel durch eigenes Lesen möglich zu machen, sondern er half auch fortwährend durch Auslegungen nach. Er erklärte bald diesen, bald jenen Abschnitt der Bibel, schrieb bald über diese, bald über jene einzelne Lehre des Christenthums eine ausführliche Abhandlung, und brachte dadurch allmählig alle wesentlichen Sätze desselben zur öffentlichen Erörterung. Diese Erörterungen gingen durch den Widerspruch der Gegner meistens in Streit und Kampf über, und regten dadurch die Geister nur noch mehr auf. Da der Kampf von Seite Luthers größtentheils in deutscher Sprache geführt wurde, und da die Bibel-Uebersetzung die Gebildeten des Volkes in den Stand gesetzt hatte, die Streitpunkte selbst wenigstens im Allgemeinen zu verstehen, so nahm ein zahlreicher Theil des Volkes an den Streitigkeiten sehr lebhaften Antheil, und wurde dadurch mit dem Inhalte des Christenthums und dessen unterscheidenden, charakteristischen Merkmalen immer genauer bekannt. Dazu kam noch, daß in den Kirchen deutsche Lieder eingeführt wurden und die poetische Stimmung, welche durch die Bibel-Uebersetzung hervorgerufen worden war, eine neue Nahrung bekam. Die Gemüther wurden daher immer mehr gehoben und begeistert, und so geschah denn das, was seit der Einführung des Christenthums nie geschehen war, es wurde der Inhalt der christlichen Lehre selbst zur Kenntniß und zum Bewußtsein des Volkes gebracht. In dieser Thatsache liegt der eigentliche Charakter der Reformation. Letztere hat also nicht Glaubenssätze, welche das Volk wußte und kannte, geändert, sondern sie hat vielmehr die ganze christliche Religion, welche vorher für das Volk dem Inhalte nach niemals vorhanden war, lebendig gemacht, und das Christenthum also eigentlich erst eingeführt. Wie wahr dieß sei, zeigt sich in den Wirkungen, welche die neue Lehre auf die Gemüther und die Denkungsart des Volkes und die ganze Richtung der Zeit mit unwiderstehlicher Macht ausübte. Wir haben gesehen, daß vor der Reformation die vermeintlichen Hauptlehren des Christenthums, alle Mißhandlungen ruhig zu ertragen und der Obrigkeit auch bei widerrechtlichen Handlungen gehorsam zu sein, niemals zur wirklichen Uebung gebracht werden konnten. Jetzt aber, wo der Inhalt der christlichen Religion nach der Auffassungsweise Luthers zum Bewußtsein des Volkes gekommen war, geschah dieß. Jene Lehren waren nun lebendig geworden, das Volk erkannte dieselben als ausdrückliche und unmittelbare Gebote Gottes an, glaubte tief und innig, ohne deren Befolgung kein Christ zu sein, also der ewigen Seligkeit nicht theilhaftig zu werden, und gerieth daher schon bei dem Gedanken deren

Uebertretung in Furcht und Schrecken. Nachdem eine solche Richtung mit Tiefe und Kraft einmal angeregt war, wirkte sie auch im gleichen Sinne fort, und erwachtes Bewußtsein des Inhalts der christlichen Lehre blieb überall der vorzüglichste Charakterzug der Reformation.

Gleichzeitig nahm auch die äußere Ausbreitung der neuen Lehre ungemein schnell zu. Die Schriften Luthers machten durch ihre unverkennbare innere Wahrheit, nicht minder durch ihre Kraft und Wärme einen unwiderstehlichen Eindruck, und wurden eben darum von den Freunden desselben auf das eifrigste verbreitet. Dazu waren aber die damaligen Verhältnisse des Buchhandels besonders günstig. In Folge der Ausdehnung der Buchdrucker-Geschäfte bewarben sich die Besitzer derselben sehr eifrig um Handschriften, damit ihre Werkstätten Beschäftigung erhielten. Da nun die Reformatoren für ihre Arbeiten niemals einen Lohn verlangten, sondern schon zufrieden waren, wenn nur ihre Ideen unter das Volk gebracht wurden, so war den Buchdruckern der Verlag bedeutend erleichtert. Sie vervielfältigten daher die Handschriften, und sandten alsdann Leute aus, welche die Bücher auf öffentlichem Markt oder in den Häusern zum Verkauf anboten. So verbreiteten sich die Schriften Luthers bald über den größten Theil Deutschlands, und im Jahr 1519 ergriffen die reformatorischen Ideen schon Ostfriesland. Bald nachher zeigten sie sich auch in Oberalemannien, da auch dorthin die Schriften Luthers gedrungen waren. In Basel befanden sich bei Beginn der Reformation nicht nur mehrere berühmte Männer von der freisinnigen Richtung, sondern es wurde auch das Buchdrucker-Gewerbe und der Bücherverkehr besonders schwunghaft betrieben [1]). Von Basel aus gingen nun die verschiedenen Schriften Dr. Martins auf die übrige Schweiz über.

Die Zahl der Kantone, welche thatsächlich aus dem Reichsverband getreten waren, hatte sich inzwischen auf 13 erhöht, und diese bildeten nun einen besondern Staatenbund, dessen obere Leitung die Tagsatzung übernahm [2]). Aus der Freiheit hervorgegangen, hätte dieser auch der

---

[1]) Man hat noch jetzt eine ganze Masse von deutschen Geschichtsquellen und umfassenden juristischen Werken, z. B. von Alciatus, welche im 16. Jahrhundert zu Basel gedruckt wurden. So auch die Ausgabe der alten Rechtsbücher von Herold u. s. w. Dieß schon beweist mit Rücksicht auf die damaligen Hülfsmittel der Buchdruckerkunst die außerordentliche Ausdehnung derselben zu Basel im bemerkten Zeitraum.

[2]) Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Basel, Solothurn, Freiburg, Schaffhausen und Appenzell. In dieser Reihenfolge zählt schon Sleidan die eidgenössischen Kantone des 16. Jahrhunderts auf. Lib. III: Porro, tredecim hodie continentur pagis, uti vocant, Helvetii. Hi sunt Tigurini, Bernates, Lucernates, Vrani, Suitenses, Vnterualdii, Tugiani, Glareani, Basilienses, Solodurii, Friburgii, Schafusiani, Apecellenses. Hi sunt arctissimo fœdere coniuncti, per iusiurandum, & æquali vtuntur iure, ac veluti communem rempublicam administrant.

kirchlich-reformatorischen Richtung befreundet sein sollen; indessen die staatliche Macht befand sich meistens schon im Besitz vornehmer oder reicher Geschlechter, und letztere befürchteten, wie im übrigen Deutschland die Fürsten, von der Neuerung Beeinträchtigung ihrer Vorrechte. Von Oben herab war man daher Anfangs der Reformation in der Schweiz weniger geneigt, wie sich namentlich in Bern erwies: gleichwohl war der Fortschritt in sittlicher Beziehung auch in Oberalemannien ein so dringendes Bedürfniß, daß freisinnige Männer wenigstens theilweise durchzubringen vermochten. Zu denselben gehörten unter andern der gelehrte Joachim Vadian in St. Gallen, welcher selbst als Laie eifrig für die Reformation wirkte, und Ulrich oder Huldreich Zwingli aus Wildhaus, am Fuße des Säntis. Zwingli, ein Theologe, hatte außer Wien auch die hohe Schule in Basel besucht, und namentlich an letzterem Ort neben der gründlichen, wissenschaftlichen Bildung eine freisinnige Anregung erhalten. Da dieselbe durch Erasmus (seit 1516 in Basel) auch nach den Universitätsstudien bedeutend genährt wurde, so hegte Zwingli mit seinen nähern Freunden schon vor dem Auftreten Luthers ähnliche Gedanken, als letzterer [3]). Solches war bereits im Jahr 1516 der Fall [4]), wo der schweizerische Reformator im Kloster Einsiedeln lebte, und auf die Beförderung des Bibellesens, sowie die Entfernung anstößiger Kirchenformen hinwirkte. Bei der Durchsicht der ersten Schriften Luthers fand Huldreich dem Wesen nach nur seine eignen Ueberzeugungen; auf die Ausbildung der letztern hatte also der kühne Sachse keinen Einfluß geäußert, desto größern hingegen auf die äußere Geltendmachung derselben.

In der öffentlichen Wirksamkeit Luthers machten vornehmlich zwei Umstände auf alle edlere Menschen einen besondern Eindruck: die auffallende Uebereinstimmung seiner Lehren mit dem wahren Geist der Evangelien und der unerschrockene Muth bei ihrer Vertheidigung. Auch Zwingli ward von beiden Thatsachen überrascht, und äußerte sich sehr nachdrücklich in solchem Sinne, indem er zugleich mit rühmlicher Bescheidenheit die große Ueberlegenheit Dr. Martins anerkannte [5]). Sonst

---

[3]) Er erklärte unter anderem, daß er die Betrügerei des Ablasses nicht aus den Schriften Luthers, sondern schon vorher aus einer Disputation seines Lehrers Wytembach von Biel kennen gelernt habe. (Schlußreden bei d. XVIII. Art.)

[4]) Zwingli gibt selbst das Jahr 1516 als den Anfang seiner reformatorischen Wirksamkeit an. „Ich hab vor und ehe dhein Mensch in unserer Gegne üts von des Luters Namen gwüßt hat, angehebt das Evangelion Christi zu predgen im Jahr 1516.“ (Schlußreden am angeführten Ort.)

[5]) „Luter ist, als mich bedunkt, so ein trefflicher Stryter Gottes, der da mit so großem Ernst die Gschrift durchfündelet, als dheiner in tusend Jahren uf Erden je gsyn ist, und mit dem mannlichen unbewegten Gmüt, damit er den Pabst von Rom angegriffen hat, ist ihm dheiner nie glych worden, als lang das Pabstthum gewähret hat. Was ich in siner Gschrift gelesen hab, das ist gemeiniglich so wol besehen und gegründt im Wort Gottes, daß nit müglich ist, daß 's ghein Creatur umkehr.“ Zwingli a. a. O.

ging er freilich nur seinen eigenen Weg, und hielt es nicht einmal für nothwendig oder selbst gerathen, mit den Schriften des sächsischen Reformators gründlicher sich bekannt zu machen; dessenungeachtet ward letzterer auch in der Schweiz die Veranlassung zur Kirchenverbesserung. Sein Ruf verbreitete sich unaufhaltsam in den verschiedenen Kantonen, und seine Schriften folgten demselben auf dem Fuße. Ja man hielt ihn so sehr für den Urheber der neuen Ideen, daß man Ulrich Zwingli den Lutheraner nannte, als dieser bei seiner Anstellung in Zürich (1519) der Durchführung seiner reformatorischen Grundsätze näher ging. Die Gährung, welche aus dem Auftreten Luthers weit und breit in den Gemüthern entstand, regte auch in Zürich vielfältige Fragen an, wodurch Zwingli zur Offenbarung seiner Ansichten gedrängt wurde. Gleich Luther eröffnete er den Kampf gegen die römische Kurie mit dem Widerstand gegen den Ablaß, welcher in Zürich von einem Franziskaner-Mönch, Namens Samson aus Mailand, gepredigt wurde [6]). Später folgte ein heftiger Angriff auf die Ehelosigkeit der Geistlichen, und hiebei zeigte sich der Reformator schon so entschieden, daß er das Cölibat für eine Erfindung des Satans erklärte [7]). Die Grundsätze Zwingli's fanden so großen Beifall, daß sich die Bevölkerung von Zürich täglich mehr der Kirchenverbesserung zuneigte, bis endlich (1522) selbst der Rath dem Beispiele zu folgen begann. Zu Anfang des folgenden Jahres (1523) hielt Zwingli zur Erörterung der schwebenden Streitfragen eine berühmte Disputation in Zürich, welcher von Seite der Kurie der Generalvikar Faber von Konstanz beiwohnte. Die reformatorischen Ideen wurden hier so siegreich vertheidiget, daß der Rath der Stadt durch sein ganzes Gebiet öffentliche Ausschreiben mit dem Gebote ergehen ließ, das Evangelium fortan rein von Menschensatzungen zu verkündigen [8]). Wohl machten die Regierungen anderer Kantone, nicht minder die Tagsatzung, Gegenvorstellungen; allein vergeblich, Zürich schritt unter Leitung Zwingli's besonnen, doch standhaft auf dem Wege der Kirchen-Reform vorwärts. Ver-

---

[6]) Sleidan Lib. I. in fine: Docebat hoc tempore Tiguri, in Heluetiis Vlricus Zuinglius, qui sub initium huius anni venerat eo, vocatus, quum antea Glaronæ & in eremo, quem vocant, Diuæ virginis docuisset. Non multo post venit illuc, missu Pontificis, indulgentiarum, vt aiunt, præco, Samson Mediolanensis, Franciscanus, vt pecuniam emungeret. Ei sese fortiter opponit Zuinglius, ac impostorem esse docet.

[7]) Sleidan Lib. III: In eandem quoque sententiam scribit Zuinglius ad omnes Heluetios. Monet ne veræ doctrinæ cursum impediant, neque sacerdotibus maritis vllam faciant molestiam: cœlibatus enim præceptum authorem habere Satanam.

[8]) Idem Lib. III in fine: Vrgente autem Zuinglio & postulante si quid habeat, vt ne dissimulet, ille scripto se refutaturum ipsius dogmata profitetur. Post multa vtrinque commutata verba, cum ex omnibus nemo prodiret amplius in aciem, dimisso conuentu, senatus per suos fines edicit, vt traditionibus hominum omissis, Evangelium purè doceatur è veteris & noui Testamenti libris.

schiedene Nonnen traten ungehindert aus dem Kloster, und mehrere Geistliche in den Stand der Ehe: man bediente sich der deutschen Sprache im Gottesdienst, schaffte verschiedene andere Mißbräuche desselben ab, und verfuhr nicht ohne Ungestüm wider den Gebrauch der Bilder in den Kirchen.

Noch weniger gegen Außen durchdringend, doch entschieden im Geiste der Bevölkerung wurzelten gleichzeitig die reformatorischen Ideen in St. Gallen, Schaffhausen, Basel, einigen Gemeinden Appenzells und theilweise selbst in Bern. Dagegen wandte sich im Elsaß Mühlhausen durch Ulrich von Hutten der neuen Richtung zu, welcher auf seiner Reise in die Schweiz jene Stadt im Jahre 1522 besucht hatte. Da die geistige Bewegung fortwährend zunahm, obgleich die Kurie in Verbindung mit der Staatsgewalt alle Kräfte aufbot, derselben sich zu widersetzen, so zeigte sich auch in Oberdeutschland, daß der Zeitpunkt der Kirchen-Verbesserung unaufhaltsam eingetreten sei.

Siebentes Hauptstück.

Erste Einführung der Reformation in Sachsen.

(Das Jahr 1522.)

Während Dr. Martin Luther in der Einsamkeit der Wartburg tiefen Studien nachhing, und über seinen Beruf bald zur völligen Klarheit gelangen sollte, äußerten sich an der hohen Schule zu Wittenberg allmälig die Wirkungen des Reichstags von Worms. Gegen ihren großen Freund oder Lehrer ohnehin schon mit der größten Verehrung erfüllt, geriethen die Professoren, Studenten und selbst die Bürger Wittenbergs vollends in stürmische Begeisterung, als das heldenmüthige Benehmen des Reformators vor Kaiser und Reich von Augenzeugen in den Einzelnheiten berichtet wurde. Die geistige Bewegung nahm jetzt einen solchen Aufschwung, daß man es nicht mehr bei der offenen Bekenntniß zu den Grundsätzen Luthers bewenden lassen, sondern diese selbst im Leben zur Ausführung bringen wollte. Unter solchen Umständen gedachte man die alten Kirchen-Gebräuche bei dem Messelesen, insbesondere die Bilder in den Kirchen nicht ferner zu dulden, und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu reichen, wie zu nehmen. Bei der großen Glut der Begeisterung entstanden jedoch allmälig stürmische Auftritte, indem namentlich Heiligenbilder zerschlagen und in Brand gesteckt wurden. Und was die Vorfälle besonders bedenklich machte, war die Einmischung einer schwärmerischen Sekte, welche an mehreren Orten in Sachsen, namentlich in Wittenberg und Zwickau, Fuß gefaßt hatte.

Dieselbe träumte von einer allgemeinen Brüder-Gesellschaft und Glückseligkeit durch Errichtung eines neuen Reiches, worin nur die Frommen und Tugendhaften der Leitung aller öffentlichen Verhältnisse vorstehen [1]). Wie später einzelne Versuche der Ausführung beweisen, so

[1]) Sleidan Lib. III: Gliscebat ad hoc tempus occultè secta quorundam, qui cum Deo sibi colloquium esse, & mandatum habere se dicebant, ut impiis omnibus interfectis, novum

beruhte das Ganze auf dem Gedanken der Gütergemeinschaft. Man nannte die Sektirer auch Wiedertäufer, so insbesondere Sleidan, weil sie der Taufe der Kinder sich widersetzten. Ihre Schwärmerei war überaus heftig: denn sie behaupteten, Zweigespräche mit Gott zu unterhalten, und von ihm selbst Auftrag zur Bekehrung der Menschen, zu dem Ende aber die Gabe der Weissagung empfangen zu haben. An der Spitze der Fanatiker in Zwickau standen zwei Gelehrte, Stübner und Cellarius, und zwei Tuchmacher, Storch und Thomä. Ein Prediger in Zwickau, Thomas Müntzer, von der schwärmerischen Gemüthsrichtung ebenfalls glühend ergriffen, unterstützte ferner die Fanatiker bald mittelbar, bald ganz offen und entschieden. Nunmehr näherte sich die Reformation ihrer wichtigsten Entwicklungsstufe: denn es trat das mächtige Naturgesetz in Wirksamkeit, welches die Staatsumwälzungen leitet, und Sieg oder Sturz der großen Unternehmung hing ausschließend davon ab, daß ihr Urheber und Leiter jene unwandelbare Regel der Weltordnung klar zu erfassen vermöge. Um alles dieß ganz deutlich zu machen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Bei allen entscheidenden Umwälzungen treten nämlich zwei Kräfte im Kampfe auf: 1) ein altes, abgelebtes Prinzip, das im Laufe der Jahre von der Natur selbst zerstört worden ist und durch eine jugendliche Kraft ersetzt werden muß, 2) neue, reformatorische Grundsätze. Ursprünglich schwebt nun der Kampf bloß zwischen diesen beiden Kräften, aber sobald die reformatorischen Lehren Anklang und Fortgang gewinnen, tritt noch eine dritte eigenthümliche Richtung hervor. Dieselbe besteht darin, daß man die Veränderungen, welche die zuerst aufgetretenen Reformatoren verlangen, nicht groß und durchgreifend genug findet, daher wesentlich andere Verbesserungen fordert, die zwar allerdings viel tiefer gehen würden, zugleich aber auch unmöglich sind. Sämmtliche Anhänger der letztern Meinung sind gewöhnlich Schwärmer und werden am Ende Fanatiker. So zerfallen denn die Beförderer der Reformation selbst wieder in zwei Richtungen: 1) in die besonnene und 2) in die ausschweifende und fanatische Partei. Dadurch entsteht nun eine doppelte Gefahr für die eingetretene Umwälzung. Erstlich ist zu besorgen, daß die Anhänger des angegriffenen alten Prinzips über die reformatorische Richtung die Oberhand erhalten und letztere gänzlich wieder vernichten. Dieß kann theils dadurch geschehen, daß die Bekenner der neuen Grundsätze durch ihren innern Zwiespalt sich schwächen und aufreiben, theils dadurch, daß durch die übertriebenen Forderungen der fanatischen

---

constituerent mundum, in quo pii solum & innocentes viverent ac rerum potirentur. Hi suas opiniones clanculum disseminebant, in illa potissimum Saxoniae parte quae est ad Salam flumen eorumque sententiam laudabat etiam Carolostadius, ut quidem Lutherus refert.

Partei den Vertretern des Alten neue Waffen in die Hände gespielt werden. Die Vertheidigung der letztern besteht nämlich immer in der Behauptung, daß die reformatorische Richtung nur zur Unordnung führe, alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung auflöse, das Eigenthum gefährde und den mittlern Ständen überhaupt den Untergang drohe. Dieser Vorwand empfängt nun außerordentliche Nahrung und Unterstützung, wenn von Seite der verbessernden Partei eine Richtung sich ausscheidet, welche fanatische und mit den Gesetzen der Natur in Widerspruch stehende Forderungen erhebt. Hierdurch werden die Aengstlicheren auf Seite des neuen Prinzips unruhig und werfen sich im Nothfalle lieber wieder dem Alten in die Arme, als daß sie sich der Möglichkeit aussetzen wollen, unter die Herrschaft der Fanatiker zu fallen. Wenn indessen auch dieser Wechselfall nicht eintritt, sondern vielmehr die reformatorische Richtung siegreich wird, so droht wieder von einer andern Seite eine Gefahr, welche eben so dringend ist und zuletzt auch die nämliche Wirkung hat, nämlich Zurückführung des Ganzen auf den alten Zustand der Dinge. Diese Gefahr erhebt sich dann, wenn nach dem Sturz des abgelebten alten Prinzips in der verbessernden Partei die Fanatiker die Oberhand über die Besonnenen erhalten. In solchem Falle geht nämlich die Reformation unter dem Uebermaaß ihrer Forderungen und Bestrebungen unrettbar zu Grunde, reibt sich selbst auf und führt dadurch alles auf den früheren Zustand zurück. Die Durchführung und Rettung der Reformation ist daher bei allen Umwälzungen dadurch bedingt, daß zwar die Bekenner der neuen Grundsätze, aber unter ihnen der besonnene Theil oder die Partei des Maaßes die Oberhand gewinnt, und mithin nicht nur gegen die Vertheidiger des alten Prinzips siegreich sich behauptet, sondern zu gleicher Zeit auch die fanatischen Reformer überwindet und in dauernder Weise zur Ruhe bringt. Jenes besonnene Maaß bleibt sich jedoch in Beziehung auf den Umfang nicht zu allen Zeiten gleich, sondern geht mit der Zeit weiter. Was also z. B. in dem einen Jahrhundert das rechte Maaß war, kann in einem folgenden nur eine verwerfliche, halbe Maaßregel sein. Der Kampf der Prinzipien, wie wir ihn eben darstellten, zeigte sich nun in der Geschichte der neuern Völker vorzüglich bei drei großen Begebenheiten: 1) in der Reformation Luthers, 2) in der englischen, und 3) in der französischen Staatsumwälzung. Bei allen traten die drei Richtungen heraus, welche wir oben schilderten. In Frankreich waren diese drei Richtungen: 1) die Royalisten oder Vertheidiger des monarchischen Systems, sei dieses nun absolutistisch oder konstitutionell, 2) die besonnenern oder gemäßigten Republikaner (Gironde), und 3) die fanatischen Republikaner, oder die Bergpartei. Bei der englischen Staatsumwälzung waren die drei Parteien: 1) die Kavaliers oder die Vertheidiger der Vorrechte der Krone, 2) die gemäßigte reformatorische Partei, und 3) die fanatischen Reformer oder

Independenten. Die Rettung der englischen Umwälzung hing daher davon ab, daß die gemäßigtere Parlamentspartei siegreich wurde, und die Rettung der französischen davon, daß die Girondisten die Oberhand behielten und mithin gleichmäßig die Vertheidiger des alten Prinzips, wie die fanatische Bergpartei überwanden. Allein sowohl in England als in Frankreich siegte die fanatische, reformatorische Richtung, und brachte sowohl dort, wie hier alles auf den frühern Zustand zurück: denn die Herrschaft der Independenten in England führte die Restauration Karls II., also die völlig ungeänderte und unbedingte Wiederherstellung des Alten, die Herrschaft der Bergpartei dagegen die Restauration Ludwigs XVIII. herbei, welche zwar eine Konstitution gab, jedoch mit weit geringerer Freiheit, als die alten Konstitutionellen, sogleich bei dem Anfange der Umwälzung, nämlich im Jahre 1791 durchgesetzt hatten. Bei der Reformation Luthers waren die bemerkten drei Richtungen ebenfalls hervorgetreten, und zwar 1) die Anhänger des angegriffenen alten Prinzips oder die Papisten, wie man sie damals hieß, 2) die Anhänger Luthers und der gemäßigten reformatorischen Partei überhaupt, 3) die schwärmerischen Religionslehrer oder Rottengeister, wie sie Luther nannte.

Dahin gehörte namentlich die erwähnte Sekte in Zwickau; denn die Bestrebungen derselben betrafen die verrückte Idee des tausendjährigen Reiches, sowie einer vollkommnen Gleichheit aller Menschen, und beruhten demnach auf wirklicher Geistesverirrung. In den Zeiten der Staatsumwälzungen und Reformationen ist übrigens der Fanatiker nicht gar zu leicht von dem besonnenen Reformer zu unterscheiden, da die Gährung auch bei den klarsten Männern aufgeregte Begeisterung hervorzurufen pflegt. Zudem entwickeln öfters die Schwärmer neben sittlicher Reinheit auch Herzensgüte und Uneigennützigkeit: sie streben dann wirklich aufrichtig nach der Beförderung des öffentlichen Wohles, und sind für solchen Zweck der größten Aufopferung fähig. Sowie dieß schon zu blenden vermag, so besticht zuweilen auch die Glut ihrer Gefühle und die scheinbare Tiefe ihrer Ueberzeugungen: — nicht Jedermann vermag daher ihre eigentliche Bedeutung von dem rechten Gesichtspunkt aufzufassen.

Je größer das Ansehen der Männer ist, welche ihr Urtheil über die Schwärmerei trüben lassen, desto gefährlicher wird die letztere, und solche Gefahr zeigte sich niemals größer, als bei dem ersten Hervortreten der sächsischen, fanatischen Reformer. Nicht nur der berühmte Professor Karlstadt neigte sich dem Sektengeist zu, sondern sogar ein Mann von noch größerer Bedeutung, Philipp Schwarzerde, schien wanken zu wollen. Melanchthon, wie er seinen Geschlechtsnamen übersetzte, war von dem Kurfürsten Friedrich in Sachsen, als Professor der alten Sprachen, an die Hochschule in Wittenberg berufen worden, und wurde hier der wichtigste Mitarbeiter des kirchlichen Reformators. In Abwesen-

heit des letztern war es sogar gewöhnlich, das Urtheil Melanchthons über dringende Fragen einzuholen, und denselben überhaupt als den natürlichen Stellvertreter Luthers zu betrachten. Es wollte unter den spätern Gelehrten fast zur Sitte werden, den ersten Gehülfen über den Meister zu erheben; doch wehe der Reformation, wenn Philipp Schwarzerde die oberste Leitung derselben hätte führen müssen. Abgesehen von einer Unselbstständigkeit, welche in wichtigen Augenblicken der Leitung durchaus nicht entbehren konnte, vermochte er auch nicht gleichmäßig oder sicher die Klarheit und den Scharfsinn des Urtheils zu bewahren. Als daher Abgesandte der Zwickauer Fanatiker, Storch und Thomä, in Wittenberg erschienen, ließ er sich von der scheinbar tiefen Ueberzeugung und der vermeintlichen Weissagungsausgabe derselben so entschieden blenden, daß er mit sich nicht in's Reine kommen konnte, ob die beiden Tuchmacher Fanatiker oder wirklich inspirirte Propheten seien. In einem Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen gestand er vielmehr den großen Eindruck, welchen die Sehergaben der Wollenweber auf ihn hervorbrachten, die Betheurung beifügend, daß die Propheten offenbar von gewissen Geistern erfüllt seien. Ob diese gute oder böse Geister wären, getraue er sich nicht zu entscheiden: da hiezu nur Ein Mann befähiget sei ..... Dr. Martinus[2]). So war also die entscheidende Frage bestimmt gestellt: denn soferne Luther über den Charakter und die Bedeutung der schwärmerischen Richtung nicht sogleich völlig klar gesehen hätte, so war das Werk der Reformation unrettbar verloren.

Die Pflichten, welche in dieser Beziehung die Häupter von Staatsumwälzungen zu erfüllen haben, sind an sich schon äußerst schwer, weil Eigenschaften von scheinbar widersprechender Art bei ihnen zur vermittelten Einheit gelangt sein müssen. Mit kalten Verstandesgründen bringt man kein Volk dahin, wider Einrichtungen oder Gewohnheiten langer Jahrhunderte sich zu erheben, und den schweren Kampf gegen tief gewurzelte Vorurtheile zu beginnen. Dazu gehört die erschütternde Macht der Beredtsamkeit, und diese entquillt nur der Gluth des Herzens. Je höher indessen die Flammen des Gemüthes emporschlagen müssen, desto größer wird die Gefahr der Gefühls-Ueberspannung, und dieß ist so wahr, daß auch der kälteste Reformator einen leichten Anflug schwärmerischer Begeisterung offenbaren muß. Aber während die Brust wie ein

---

[2]) Von dem merkwürdigen Brief Melanchthons theilen wir folgende Stelle mit: »Non ignorat Celsitudo Vestra, quam periculosae dissensiones in urbe Zwiccavia excitatae sint. Ex horum motuum auctoribus huc advolarunt tres viri, duo *lanifices*, literarum rudes, literatus tertius est. Audivi eos. Mira sunt, quae de sese praedicant: missos se clara voce Dei ad docendum, esse sibi cum Deo familiaria colloquia, videre futura etc. *Quibus ego quomodo commoveor, non facile dixerim. Magnis rationibus adduceor certe, ut contemni eos nolim. Nam esse in eis spiritus quosdam multis argumentis adparet, sed de quibus judicare praeter Martinum nemo facile possit.*

Feuermeer sprüht, soll der Kopf eiskalt bleiben, und dadurch die Klarheit des Urtheils bewahren.

Für Dr. Martin Luther war die Erfüllung solcher Aufgabe um so schwieriger, als er im entscheidenden Augenblick gerade den gefährlichsten Durchgangspunkt seiner innern Entwicklung erreicht hatte. Bei jedem Manne seiner Art, welcher unabsichtlich auf eine Veränderung der Weltverhältnisse hinarbeitet, und nur von Schritt zu Schritt über seine Unternehmung immer klarer wird, tritt ein Moment ein, wo die Seele, wie durch Blitze plötzlich erleuchtet, auf ein Mal mit hellem Bewußtsein und tiefer Ueberzeugung des reformatorischen Berufes sich erfüllt sieht. Solche Momente gehen zunächst aus ungewöhnlicher Steigerung des Gefühls-Vermögens hervor, und sind am meisten von dem bemerkten schwärmerischen Anflug begleitet, welcher im Leben eines jeden Reformators sich äußert. Luther erfuhr diese Umwandlung während seines Aufenthaltes auf der Wartburg, und in der rasch vorübereilenden Erleuchtung seines innersten Geistes erkannte er sich zum ersten Mal als das Werkzeug der Weltordnung, als den lange erwarteten Reformator seines Volkes [3]). Gerade in diesen gefährlichen Zeitpunkt, wo die gesteigerte Gemüthsrichtung so sehr der Versuchung zum Uebermaaß unterliegt, fiel nun das Auftreten der schwärmerischen Reformer in Sachsen.

Durch die Abwesenheit Luthers des Führers beraubt, und irregeleitet noch überdieß durch den Eifer Karlstadts und das schwankende Benehmen Melanchthons, ließen viele Bürger und Studenten Wittenbergs zu einer unklaren Aufregung, sowie zu tumultuarischen Schritten sich fortreißen, und es entstanden die Auftritte in Wittenberg, deren oben er-

---

3) Die dießfallsige Erklärung, natürlich im Geiste der Zeit verabfaßt, befindet sich in einem Schreiben Luthers an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen (Jenenser Ausgabe Th. II. S. 79), wo es heißt: „Von meiner Sach aber, gnedigster Herr, antwort ich also. E. K. F. G. weis, oder weis sie es nicht, So laß sie es je hiemit kund sein, Das ich das Euangelium, nicht von Menschen, Sondern allein vom Himel, durch vnsern Herrn Jhesum Christum habe, Das ich mich wol hette mügen (Wie ich denn hinfort thun wil) einen Knecht vnd Euangelisten rhümen vnd schreiben. Das ich mich aber zur Verhöre vnd Gericht erboten hab, Ist geschehen, Nicht das ich dran zweiuelt, Sondern aus vberiger Demut, die andern zu locken.

NB ich aber sehe, Das meine zu viel Demut gelangen wil, zur nidrigung des Euangelij, Vnd der Teufel den Platz gantz einnemen wil, Wo ich jm nur ein Handbreit reume, Mus ich, aus not meines Gewissen anders dazu thun.

Das weis ich je von mir wol, Wenn diese Sach zu Leipzig also stünde, wie zu Wittemberg, So wolte ich doch hinein reiten, Wens gleich (E. K. F. G. verzeihe mir meine nerrisch reden) neun Tage eitel Hertzog Georgen regnete, Vnd ein jglicher were neunfach wütender, denn dieser ist.

GOtt sei E. K. F. G. geschrieben, der meinung, Das E. K. F. G. wisse, Ich kome gen Wittemberg in gar viel einem höhern Schutz, denn des Churfürsten, Ich habs auch nicht im sinn, von E. K. F. G. Schutz begeren. Ja ich halt, Ich wolle E. K. F. G. mehr schützen, denn sie mich schützen könde.

wähnt wurde. Wie leicht hätte nun Luther in der gereizten Gemüthsstimmung, welche gerade bei ihm eingetreten war, zur schwärmerischen Ueberspannung mit fortgeschleudert werden können. Doch der Kopf des Reformators blieb so kalt wie Eis, und er durchschaute auf den ersten Blick den Charakter und die Bedeutung der hervorgetretenen, fanatischen Richtung. Von der klarsten Ueberzeugung durchdrungen, daß von dieser Seite der Reformation eine größere Gefahr drohe, als von jener der Papisten, erhob er sogleich den Kampf wider die Schwärmer.

Zunächst erschien seine Schrift wider die Neuerung zu Wittenberg, worin die geschehenen Vorfälle entschieden getadelt werden: — dann aber verließ Luther, selbst wider Willen seines Kurfürsten, sofort die Wartburg, um durch sein persönliches Ansehen alle Mißgriffe in Wittenberg zu beseitigen. Am 7. März erschien er dort, und bald war durch seine öffentlichen Vorträge aller Unfug gestillt. Auch die Fanatiker von Zwickau erschienen nun vor dem Reformator, um ihre Sehergaben zu offenbaren; doch der klare Luther wies sie mit Nachdruck zurecht [4]). Von jetzt an beobachtete derselbe die Schwärmer genau, um ihnen bei jedem Versuch zur Ausführung ihrer Tollheiten sogleich überwältigend entgegen zu treten.

Während Luther so die überspannte, reformatorische Richtung darnieder hielt, setzte er gleichzeitig seinen Kampf wider das Papstthum mit Nachdruck fort. Heinrich VIII., König von England, wollte sich zum Ritter der römischen Kurie aufwerfen, und den deutschen Reformator mit dem Wort überwinden. Zu dem Ende ließ er wider denselben eine Streitschrift unter seinem Namen verbreiten. Vielleicht meinte Heinrich, seine königliche Würde mache auf Luther einen solchen Eindruck, daß dieser sofort demüthig vor ihm sich beugen werde: — aber was galt dem unabhängigen Mann ein Diadem? Mit seinem gewöhnlichen Freimuth antwortete er dem königlichen Schriftsteller noch im Jahre 1522, und spielte ihm arg mit [5]). Heintz, wie Luther ihn nannte, fühlte sich sehr betrof-

---

[4]) Man erzählt hierüber verschiedene Anekdoten, unter andern, daß Marcus Stübner die Gedanken des Reformators errathen habe, und zwar dessen innere Hinneigung zu den Schwärmern, oder wenigstens die Versuchung, deren Lehre für wahr zu halten. Ut scias, inquit Marcus, Luthere, me spiritu Dei praeditum esse, ego, quid in animo tuo conceperis, sum indicaturus, idque est: *te incipere inclinari ad haec, ut meam doctrinam veram esse credas.*

Cum Lutherus, ut ipse postea dixit, istam dedita opera sententiam cogitando esset complexus: *increpet te Deus, Satana.*

Was hievon auch zu halten sein mag; jedenfalls mußte Luther nicht allzusanft mit den Schwärmern verfahren sein: denn es wird nach dem obigen Bericht sogleich bemerkt:

Eo die oppido illi excesserant, et Chemnitzo *literas plenas maledictis et execrationibus ad Lutherum miserunt.*

[5]) In der Jenenser Ausgabe steht die Antwort Luthers im II. Theil S. 145 u. flgd. Stellen wir jene S. 149: „Was ists, das ein Esel wil den Psalter lesen, der nur zu Sack-

sen, daß ein deutscher Bürger so gegen ihn zu schreiben wage: er suchte daher um die Einschreitung der Fürsten von Sachsen nach; allein bei den damaligen Zeitumständen konnte ihm dieß wenig helfen; und er mußte also die scharfe Zurechtweisung geduldig hinnehmen. Die Sprache des Reformators war allerdings mehr als derb, und man kann sie kaum mit der Zeit allein erklären, da eigene Anhänger Dr. Martins dadurch sich verletzt fühlten. Indessen dieser war der Meinung, daß man Revolutionen mit Rosenwasser und Zuckerbrod nicht durchsetzen könne. Wenn sich daher seine Freunde über seine heftige Sprache beschwerten, antwortete er immer: „so lange er mit Bitten und gütlichen Vorstellungen zu Werke gegangen, hätten sich seine Feinde nur über ihn lustig gemacht, darum wolle er es jetzt mit einem andern Ton versuchen.“

Sowie der Reformator über seine heftige Schrift gegen den König von England gegen seine Freunde sich verantworten mußte, so war er von diesen schon vorher zur Rede gestellt worden, warum er die hohen kirchlichen Würdeträger so herabsetze [6]).

Bei unsrer Bildungsstufe müssen solche Ausdrücke allerdings befremden; indessen sie wurden von der Leidenschaft abgepreßt, und Leidenschaften sind dem Reformator nothwendig, wenn schon mit Recht zu wünschen ist, daß sie die Gesetze des Anstandes nicht verletzen mögen.

Unter den heftigen Ausfällen gegen seine Widersacher von zwei entgegengesetzten Seiten vergaß Dr. Martin Luther niemals, aufbauend an seinem großen Werke fortzuarbeiten. Bald erließ er Belehrungen über die wesentlichen Grundsätze der neuen Religion, bald Ermahnungen zur Ablegung papistischer Gebräuche, bald Anleitungen zur zweckmäßigen Organisation der reformirten Kirchen-Gesellschaft. In letzterer Beziehung entwickelte er auch wirkliche staatswissenschaftliche Kenntnisse, wie sich insbesondre aus seinen Rathschlägen zur Behandlung der geistlichen Güter ergibt. Da nämlich viele Mönche und Nonnen, ja selbst höhere Geistliche mit ansehnlichen Pfründen die Lehre Luthers mit Begeisterung annahmen, und ihr Amt niederlegten, so wurden allmälig die Einkünfte von Stiften oder geistlichen Gütern für andere Zwecke verfügbar. Dr. Martin gab daher in einer besondern Druckschrift seinen Rath, wie man jene Einkünfte behandeln solle. Derselbe geht auf eine äußerst verständige Weise dahin: von den Renten einer geistlichen Stiftung jährlich zu-

---

fragen gemacht ist?“ sind noch die gelindern. Dagegen kommen Wendungen vor, welche unsre höhere Bildung nicht mehr wieder zu geben erlaubt.

[6]) Jenenser Ausgabe Th. II, fol. 141 in tergo. Die Sprache war wirklich naiv: „Verantwortung Dr. Martin Lutheri, Warums er die großen Prelaten, Bapst, Kardinäle, Bischöffe, so hart antaste und schelte, in seinen Schriften und Büchern, Narren und Esels-köpffe heiße. Dem Ehrsamen und weisen Claus Storm, Burgermeister zu Magdeburg, meinem besondern günstigen Herrn und Freund.“

erst die Ausgaben für eine Pfarrstelle, die Küsterei und die nothwendigen Schulen zu bestreiten, den Ueberfluß hingegen für Gebrechliche und alte arme Menschen, Unterhaltung der Waisen und armen Kinder, Unterstützung der Hausarmen, Verpflegung dürftiger Reisender, Unterhaltung der Kirchen-, Pfarr- und Schulgebäude und auf Einrichtung von Getraide-Magazinen für Nothfälle zu verwenden [7]). Seine Rathschläge sind

---

[7]) Die gesammte Abhandlung steht im II. Theil der Werke Luthers, Jenenser Ausgabe, S. 259—267. Welche klare, einsichtsvolle und freisinnige Ideen Luther in Beziehung auf die Verwaltung des Stiftungsvermögens hegte, ergiebt sich aus folgenden Sätzen:

Verwesunge des gemeinen Kastens zu bestellen.

Die verwesunge des gemeinen Kasten, sol also bestellet vnd gethan werden, Nemlich, Das alle Jar jerlich, auff den Sontag nach dem achten der heiligen drey Könige tage, vngefehrlich, vmb eilff hor, eine gemeine eingepfarrte Versammlunge, auffm Rathause allhie, erscheinen wollen, und sollen, Alda selbs durch die Gnade Gottes, in warem, Christlichen Glauben eintrechtiglich zehen Vormunden oder vorsteher, zu dem gemeinen Kasten, auffm gantzen hauffen, one vnterschied, die tüglichsten erwelen, Als nemlich, zween erbare Menner, zween des regierenden Raths, drey aus den gemeinen Bürgern in der Stad, vnd drey aus den Bawern auffm Lande, Welche zehen also erwelten, die Bürde dieser Verwesung, vnd Vormundschafft, als bald, vmb Gottes vnd gemeines nutz willen, gutwillig auff sich nemen vnd laden sollen, bey guten Christlichen Gewissen, Vnangesehen, Gunst, neid, nutz, furcht, oder einigerley vnzimliche vrsache, nach irem besten vermögen, Inhalts dieser gegenwertigen vnser vereinigunge, die Verwesunge, Einname, vnd ausgabe, trewlich vnd vngefehrlich zu handeln, pflichthafftig, vnd verbunden sein.

Beschliessunge des Kastens mit vier besondern Schlössern.

Dieser gemeiner Kasten vnd beheltnus, sol in vnserm Gotteshause, an dem orte, Da es am sichersten, verwaret sein, Vnd mit vier vnterschiedlichen, besondern Schlössern, vnd schlüsseln verschlossen werden, Also, das die Erbar manne einen, der Rath einen, die Gemeine in der Stad einen, und die Bawrschafft auffm Lande einen sonderlichen Schlüssel haben.

Die Vorsteher sollen alle Sontage beisamen sein.

Alle Sontage im jar, von eilff hora bis vmb zwey zur vesper zeit, sollen die zehen Vorsteher, in vnserm gemeinen Pfarrhofe, oder im Rathause, beisamen sein, Vnd alda jre Vormundschafft vleissig pflegen, vnd gegenwärtig sein, alle semptlich ratschlahen, vnd handeln, Damit die ehre Gottes, Vnd die liebe des eben Christen Menschen, in ganghafftiger vbung erhalten, vnd zu besserunge angeschickt werden möge, Vnd sollen solche jre Ratschlege, in auffrichtiger, trewer Geheime gehalten, Vnd vnordentlicher weise nicht geoffenbaret werden, Ob etliche aus jnen, nicht allzeit entgegen, durch redliche vrsachen verhindert werden, Sol gleichwol der merer teil zu handeln, vnd verfaren macht haben.

Drey Bücher, darinne alle Güter gerechtigkeit vnd verwesunge angezeichent.

Drey Bücher oder Register, sollen die zehen Vorsteher auff die zeit aller Sontage, für handen haben, Nemlich.

Das Heubtbuch, Darinnen sollen beschrieben sein, vnd furthin werden diese vnsere brüderliche Vereinigung, Wie dieselbige besiegelt im Kasten ligt, alle brieuelige Vrkunde, Stifftungs briefe, Verzeichnis, vnd Erbregister, vber alle Güter, vnd gerechtigkeiten, So allenthalben in gemeinen Kasten, wie oben, gewand, vnd eingebracht, vnd künfftiger zeit darein gebracht vnd komen werden.

aber vornehmlich in Ansehung der Verwaltung des Stiftungs-Vermögens so gediegen, daß sie jetzt noch für manche Regierung zur Belehrung dienen könnten, und da die Geschichtschreiber diesen trocknen, doch wichtigen Gegenstand mit Stillschweigen übergehen, so sahen wir uns gedrungen, einige der schönsten Vorschläge Luthers in der Anmerkung 7 mitzutheilen. Wie heilsam würde es jetzt noch sein, Grundsätze der Art bei andern Verwaltungszweigen im Größern anzuwenden, ja es gibt vielleicht heute noch einzelne Stiftungen, denen durch die Ausführung der Vorschläge des Reformators geholfen wäre.

Das Handelbuch, darein sollen alle Handlunge, Rathschlege, Abschiede, Erkundunge, Nachforschung vnd beschlüs, So allenthalben bey vnd vber der verweſung, Einname, vnd ausgabe des gemeinen Kastens, beschehen, geübt, vnd volzogen, eigentlichen eingeschrieben, vnd verzeichent werden, Daraus man sich allzeit, notdürfftigs Beschieds, zu erholen haben möge.

Das Jarrechen Register, Darein sollen beschrieben werden anfenglich, ein volstendig Verzeichnis vnd Inuentarium aller Stück des Vorrats, Farender habe, Kleinot, silberwerck, vnd barschafft am gelde, ein jglichs mit rechter Vnterschied des gewichts, zal, vnd mas, den vorgemelten zehen Vorstehern, Als ein Einname, in jrem ankomen eines jglichen Jars, stückweise vberantwort, vnd wiederumb berechent werden sollen.

Achtes Hauptstück.

Reichstäge in Nürnberg. Fortgesetzte Ausbreitung der Lehre Luthers.

(Vom Jahr 1522 bis 1525.)

Durch die geistige Aufregung in Deutschland in religiöser Beziehung wurden auch in Ansehung der Staats-Angelegenheiten die vielfältigsten Fragen angeregt, und von der einen Seite Furcht, von der andern dagegen Hoffnungen daran geknüpft. Der Kaiser selbst war um diese Zeit in weitaussehende Kriege mit dem König Franz I. von Frankreich verwickelt, und konnte bei seiner Abwesenheit von Deutschland den Staatsgeschäften wenig obliegen. Inzwischen war jedoch das lange beabsichtigte Reichsregiment zu Stande gekommen und in Nürnberg eingesetzt worden. Um zunächst die Sicherheit der Nation gegen Außen zu wahren, schrieb dasselbe noch im Jahre 1522 einen Reichstag nach Nürnberg aus. Man schilderte dort die Gefahren, womit Ungarn von den Türken bedroht werde; aber wie gewöhnlich waren die Anträge zu einem Reichskrieg erfolglos.

Auf einer zweiten Versammlung der Stände zu Nürnberg, welche im Jahre 1523 statt fand, kam derselbe Gegenstand von Neuem zur Berathung; doch jetzt wollte man Deutschland in einem solchen Zustand der Entkräftung finden, daß nicht einmal zur Aufrechthaltung des innern Friedens, geschweige zu einem Türkenkrieg Geldmittel vorhanden seien. Man ließ deßhalb die Sache auf sich beruhen und beschäftigte sich mit der wichtigsten Frage der Gegenwart, der religiösen Aufregung. Der Pabst Leo X. war am 1. December 1521 verstorben, und Hadrian VI., ein Deutscher, ihm zum Nachfolger gegeben worden. Letzterer wünschte so sehr, wie sein Vorgänger, die Neuerungen Luthers zu unterdrücken; allein er wollte hiezu einen wesentlich andern Weg einschlagen. Von dem Bewußtsein durchdrungen, daß die Kirche einer Verbesserung bedürfe,

und daß nur durch die hartnäckige Verweigerung derselben die Spaltung entstanden sei, beschloß er solche von oben herab einzuleiten.

Hadrian VI. sandte einen besondern Bevollmächtigten, Franz Chiregati, auf den Reichstag in Nürnberg (1523), um die Fürsten zu ernstlicher Unterdrückung der Lutherischen Neuerung zu bewegen, und bei dieser Gelegenheit wurde das merkwürdige Geständniß abgelegt, daß alles Uebel vom Sitze der obersten Kirchengewalt in Rom ausgegangen sei [1]). Damit war denn auch das bestimmte Versprechen der Abhülfe verbunden. Indessen die gute Absicht des heiligen Vaters kam zu spät: seine zugesagten Reformen genügten nicht mehr, und fanden auch kein hinreichendes Vertrauen; Luther selbst begleitete vielmehr die Erklärungen mit der beißenden Anmerkung, daß man wahrscheinlich alle Jahrhunderte nur einen kleinen Schritt vorwärts machen wolle [2]).

Die Reichsstände selbst hielten sich übrigens bei den Beschwerden der Kurie an deren eigenes Geständniß, daß das Uebel der Kirche von Oben gekommen sei, und forderten darum vor allem die Abstellung der Mißbräuche. Zu solchem Behuf verlangte man die Berufung einer allgemeinen Kirchen-Versammlung nach Köln, Mainz, Metz, Straßburg oder einer andern deutschen Stadt. Endlich stellte man die Beschwerden wider die römische Kurie in 77 Sätzen zusammen, und ließ diese dem päbstlichen Gesandten zur Abhülfe zusenden [3]). Zugleich wurden ver-

---

[1]) Sleidan Lib. IV: Nam certe plurimis nunc annis graviter multisque modis peccatum esse Romae, et inde a pontificio culmine malum hoc atque luem ad inferiores omnes ecclesiarum praefectos defluxisse. Neminem enim esse, qui suum faciat munus, aberrasse omneis, et ne unum quidem ex omni numero vacare culpa: proinde soli Deo tribuendam esse omnem gloriam, et suppliciter ab eo petendam veniam. Quod cum ita sit, daturum se operam, ut respublica Romana, quae tantis forsan malis occasionem dedit, omnium prima severe corrigatur, ut quae causam damni dedit, medicinae praebeat et salutis initium. Quod quidem eo magis faciundum sibi videat, quo vehementius id a plerisque desideretur. Quod autem errores atque vitia, de quibus compertum habeat, non statim emendet, hanc esse causam, quod morbus iste, quem sanare cogitet, admodum sit inveteratus et multiplex etiam. Itaque pedetentim sibi agendum esse, ne repentino quodam studio medendi, graviorem excitet motum.

[2]) Idem. Haec scriptum Lutherus postea sermone populari convertit, et additis in marginem annotat junculis, illud, quod Pontifex alt pedetentim oportere procedi, sic accipiendum esse dicit, ut singuli pedes atque passus intervallum habeant aliquot seculorum.

[3]) Die betreffende Urkunde findet sich bei Goldast Reichssatzungen, und lautet im Wesentlichen: Quod sedis Apostolicae sententia in Lutherum lata, simulque Sacrae Caesareae Majestatis edictum non sit debitae executioni demandatum, non sine maximis, urgentissimisque rationibus, utputa ne pejora inde causarentur.

Majori namque populi parti jam pridem persuasum est, et modo Lutheranis libris ac dogmatibus populorum opinio sic informata, ut jam pro comperto habeant, Nationi Germanicae a Curia Romana per certos abusus multa et magna gravamina et incommoda illata esse: ob id, si pro executione Apostolicae sedis sententiae, vel Imperatoriae Majestatis edicti quidpiam acerbius attentatum esset, mox popularis multitudo sibi hanc suspicionem

schiedene Beschlüsse gefaßt, wie es in der Zwischenzeit bis zur Berufung einer allgemeinen Kirchen-Versammlung mit der neuen Lehre gehalten werden solle [4]). Diese Anordnungen waren der Reformation so günstig, daß selbst Luther seine Zufriedenheit damit zu erkennen gab, ja was den Päbstlichen noch befremdender vorkam, so war die evangelische Lehre selbst in Nürnberg unter den Augen des Reichsregiments ohne Hinderniß öffentlich verkündigt worden. Unter solchen Umständen breitete sich die Lehre Luthers so schnell und unaufhaltsam aus, daß sie in den Jahren 1523 und 1524 nicht nur in mehreren bedeutenden Städten Deutschlands

---

animo concepisset, ac si talia fiebant pro evertenda evangelica veritate, et sustinendis manutenendisque malis abusibus impietatibusque. Unde indubie nihil aliud quam gravissimi tumultus populares, intestinaque bella speranda essent, quemadmodum ex multis ac variis rerum argumentis Principes aliique Ordines jam plane didicere et cognovere. Oportunioribus itaque remediis his malis, in hac potissimum temporum difficultate, succurrendum esse existimant,

Nam nisi istiusmodi abusus et gravamina, simulque *certi Articuli, quos saeculares Principes juxta haec specialiter designatos scriptis exhibebunt*, fideliter reformentur, vera pax et concordia inter ecclesiasticos saecularesque Ordines, hujusque tumultus et errorum extirpatio per Germaniam minime speranda est.

Principes Germaniae in solutionem Annatarum ad aliquot annos sedi Apostolicae solvendarum ea lege ac conditione consensisse, ut illa in oppugnationem perfidissimi Turcae, et defensionem fidei Catholicae converterentur.

Quod Beatitudo Pontificis, accedente ad haec Sacrae Caesareae Majestatis consensu, liberum Christianum Concilium ad locum convenientem in Natione Germanica, quanto ocius et celerius quoad fieri possit, videlicet vel in Argentoratum, vel Moguntiam, Coloniam Agrippinam, vel ad civitatem Metensem, vel alium convenientem locum in Germania indiceret: nec ultra unius anni spatium (si possibile foret) haec Concilii convocatio et designatio differretur, et quod in tali Concilio eis qui interesse deberent Ecclesiastici vel laicalis ordinis, non obstantibus quibuscunque juramentis et obligationibus, libere liceret loqui et consulere pro gloria summi Dei, et salute animarum, proque republica christiana, absque aliquo impedimento; quinimo quilibet ad haec debeat esse obnoxius.

[4]) Luther theilt die Dekrete des Reichstags in vier Sätzen mit, die er einzeln kommentirt. Ihr Inhalt ist folgender:

Artikel I. Man solle das Evangelium predigen nach auslegung der Lerer, von der Christlichen Kirche angenomen vnd approbirt.

Artikel II. Das Ertzbischoue vnd Bischoue gelerte Leute, der heiligen Schrifft verstendig, verordenen sollen, Die auff solch Predigt mercken, Vnd die jenigen, so hierin jrren, gütlich vnd bescheidenlich davon weisen, Welche aber sich nicht wollen weisen lassen, mit gebürlicher Straf straffen, Damit man nicht spüre, Als wolt man die Euangelische warheit verhindern oder vnterdrücken.

Artikel III. Das man mitler zeit des Concilii, nichts newes drücken noch feil haben lasse, Es sey denn durch verstendige Leute bey jeder Oberkeit besichtiget.

Artikel IV. Das geistliche Person, So Weiber nemen, vnd aus den Orden tretten, Sollen nach dem geistlichen Recht gestrafft werden, Nemlich, jr Freiheit, Priuilegien vnd Pfründen verwirckt haben, Vnd weltliche Oberkeit sol solche Straff nicht hindern.

Zu letzterem bemerkt Dr. Martin: Dieser Artikel scheinet wol zu hart, Aber wenn die andern gehalten würden, Müßte sich der auch leiden.

(Nürnberg, Straßburg, Ulm, Schwäbisch-Hall, Magdeburg, Bremen und Frankfurt am Main), sondern auch in einem großen Theil von Schlesien, Mecklenburg und Preußen angenommen wurde.

Hadrian VI. starb schon am 14. September 1523, und sein Nachfolger Klemens VII. nahm in Beziehung auf die Kirchen-Reformation sogleich wieder die entgegengesetzte Politik an. Weit entfernt, irgend eine Entartung der römischen Kurie zuzugestehen, oder eine Verbesserung von Oben zu versprechen, forderte er nur entschieden die Unterdrückung der Ketzerei. Es war abermals ein Reichstag nach Nürnberg ausgeschrieben worden, und dorthin sandte Klemens VII. in feierlicher Weise einen Bevollmächtigten, den Kardinal Laurentius Campegi. Aber so sehr hatte die Lehre Luthers im Volke schon Wurzel gefaßt, daß man dem Legaten von Seiten der Fürsten rieth, seinen Einzug in Nürnberg nicht in der Pracht seiner Würde zu halten. Campegi bat in einer Rede die deutschen Reichsstände auf das dringendste um die Vertilgung der Lutherischen Lehre; doch man nahm die Anträge ziemlich lau auf, und verlangte erst Antwort über die Beschwerden gegen den römischen Stuhl. Es wurden daher im Wesen nur die frühern Beschlüsse wiederholt, und neuerdings die Berufung einer allgemeinen Kirchen-Versammlung verlangt. So konnte denn die Reformation im Stillen sich befestigen.

Auf dem neuen Reichstag in Nürnberg zeigte sich auch, wie sehr man in politischer Beziehung von der allgemeinen Aufregung Gefahren befürchte: denn es wurde von einigen Fürsten dem Reichsregiment der Vorwurf gemacht, daß es die Unternehmungen Sickingens heimlich begünstiget habe. Es war dieß ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, da sich ergab, daß man bei einer politischen Reform Deutschlands die Interessen der mittlern Stände und jene des Kaisers oder der Reichsgewalt für identisch hielt.

Im Laufe des Jahres 1524 wirkte Luther durch Rede und Schrift ununterbrochen für die Befestigung seiner Lehre, und während er hierdurch seine alten Anhänger bestärkte, und immer neue gewann, trat im Jahr 1525 ein Ereigniß ein, wodurch die Reformation auf ein Mal auch einen äußern Stützpunkt erhielt. Friedrich der Weise, Kurfürst zu Sachsen, hatte die Kirchen-Verbesserung bisher bloß geduldet, ihr vielleicht nur im Stillen Vorschub geleistet; allein am 5. Mai 1525 verschied er, und sein Bruder und Nachfolger, Johann der Beständige, trat sogleich entschieden zur Lehre Luthers über. Kurz vor seinem Ende hatte Friedrich der Weise drei Briefe an seinen Bruder Johann geschrieben, welche ihm ein merkwürdiges Denkmal gesetzt haben. Es war dortmals gerade der Bauern-Aufstand ausgebrochen, von welchem wir jetzt Bericht erstatten müssen, und bei dieser Gelegenheit rieth der milde Fürst zur Mäßigung und zu schonenden Staats-Maaßregeln. Ja er legte hie-

bei sogar ein Geständniß ab, welches wohl selten aus dem Munde der Fürsten kommt, das Geständniß nämlich:

„daß man den Aufruhr von oben herab vielleicht veranlaßt habe: denn die Armen würden von der Kirchen- und Staatsgewalt vielfältig bedrückt“ [5]).

Der Tod des weisen Kurfürsten erregte in Sachsen allgemeine Trauer, und Luther hielt über der Leiche Friedrichs zwei Reden [6]). Durch den Regierungswechsel wurde aber die neue Lehre zu dem Glauben des kurfürstlichen Hauses in Sachsen erhoben, und diese bedeutende Begebenheit verbesserte in politischer Beziehung die Stellung der Reformation Luthers wesentlich.

---

[5]) Friedrich schrieb: Ewer Liebden wolt ich von hertzen gern mein Bedencken anzeigen was den Fürsten zu Antwort solt gegeben werden, Aber E. L. wissen meine Schwachheit, So ist das ein grosser Handel, das man mit gewalt handeln sol, vieleicht hat man, den armen Leuten, zu solcher auffrhur, vrsach geben, vnd sonderlich mit verbietung des worts Gottes, so werden die Armen in viel wege, von vns Geistlichen vnd weltlichen Oberkeiten beschwert.

[Luthers Werke, Jenenser Ausgabe. Th. II, S. 515.]

[6]) Sie stehen in der Jenenser Ausgabe von Luthers Werken Th. II, S. 518 u. flgd.

Neuntes Hauptstück.

Neue politische Gährung. Vorläufer des Bauernkrieges.

(Vom Jahre 1524 bis 1525.)

Leben ist Entwicklung: wie also die rechte reformatorische Richtung erstarkte, mußte auch ihr nothwendiger Begleiter, die fanatische Verirrung, bis zum entscheidenden Zusammenstoß im Wachsthum begriffen sein: üppig wucherte daher auch diese unheilvolle Saat. Zu Zwickau, wo der vorzüglichste Sitz der Schwärmerei war, schritt endlich die Behörde ein, und entsetzte den Pfarrer Thomas Müntzer, das Haupt der Ultra-Reformer, seines Amtes. Thomas hielt sich natürlich nur für einen Märtyrer und verfügte sich nach Alstett in Thüringen, um dort sein Wesen ärger zu treiben, wie zuvor. Derselbe begnügte sich nämlich nicht bloß mit dem Empfehlen des tausendjährigen Reiches, sondern ging auch zur Herstellung desselben über, indem er die ihm so angenehme Gütergemeinschaft einführte.

Thomas Müntzer hat, wie jeder Mann der Geschichte, ein Recht auf gerechte Beurtheilung; er war sehr unglücklich, und dieser Umstand vermehrt für den Geschichtschreiber noch die Pflichten der Unparteilichkeit; indessen diese verbieten zugleich die Ueberschätzung eben so gut, als die Herabwürdigung, denn die Geschichte darf kein Roman sein. Das Haupt der Zwickauer und Altstetter Fanatiker hatte manche gute Eigenschaft, wie dieß bei Leuten seiner Art gewöhnlich ist. Wir haben bereits zugestanden, daß die Schwärmer öfters redlich nach dem Guten streben, und es ist kein Grund vorhanden, das Gleiche bei Müntzer nicht anzuerkennen; in der That würde die Beschuldigung bloßer Ehrsucht und Eigennützigkeit bei ihm nicht zu begründen sein. Doch Thomas hatte eben das Unglück, ein sehr feuriges Gemüth ohne hinreichende Verstandeskräfte zu besitzen, und so führte das Uebermaaß der Gefühlsrichtung zur Beherrschung des schwachen Kopfes, hierdurch aber zu eben so unsinnigen Meinungen, als Entwürfen.

Es war nicht zu tadeln, daß sich Müntzer manchen Lehren Luthers mit Ernst widersetzte: gegen jene der Macht des bloßen Glaubens war der rechte Widerspruch vielmehr verdienstlich: auch die Ueberzeugung Müntzers, daß der wahre heilige Geist nur des Menschen Vernunft sei, verdient alles Lob [1]); allein diese Aussprüche waren bei ihm leider nicht Erzeugnisse klarer Denkkraft, sondern Spiele einer krankhaften Phantasie, welche nach einer andern Richtung wieder alles verdarben. Thomas glaubte nämlich an unmittelbare mystische Eingebungen, und er stellte deßhalb an die Spitze seines Glaubensbekenntnisses den abenteuerlichen Satz: daß das wahre Wort Gottes unmittelbar „von und aus dessen Munde gehe". Nun eiferte er freilich gegen die Schrift, allein aus dem noch mystischern Grunde, weil Gott nicht unmittelbar gesprochen habe. Eine solche unmittelbare Offenbarung sei der Traum; und Thomas glaubte daher sehr ernsthaft an Träume. War nun schon im wachenden Zustand sein Gehirn etwas verdreht, welche verzerrte Phantasien mochten ihm vollends im Schlafe kommen, und was mußte entstehen, wenn er diese fieberhaften Gebilde als Befehle des Herrn ernstlich im Leben ausführen wollte?

So bestrebte er sich denn, das Reich Gottes zu gründen: das heißt mit der Gleichheit aller Menschen auch die Gemeinschaft der Güter her-

---

[1]) Luther zählt die Hauptlehren Müntzers auf, ohne jedoch diesen zu nennen, und zwar in dem Schreiben an die Christen zu Antorff, Sich für irrigen Geistern zu hüten. (Jenenser Ausgabe Th. III, fol. 99 in torgo u. flgd.) Es heißt dort:

„Also lieben Freunde, ist auch vnter euch komen ein leibhafftiger Rumpelgeist, Welcher euch wil irre machen, vnd vom rechten verstand füren auff seine dunckel. Da sehet euch für, vnd seid gewarnet. Auff das aber jr deste bas seine Tücke meidet, Wil ich hie derselben etliche erzelen.

Der erste Artikel ist, das er helt, Ein jglich Mensch hat den heiligen Geist.

Der ander, der heilige Geist ist nichts anders, denn vnser Vernunfft vnd verstand.

Der dritte, Ein jglich Mensch gleubt.

Der vierde, Es ist keine Helle oder verdamnis, Sondern allein das Fleisch wird verdampt.

Der fünfft, Ein jgliche Seele wird das ewige Leben haben.

Der sechste, die natur leret, das ich meinen neheſten thun solle, was ich mir wil gethan haben, Solchs wollen, ist der Glaube.

Der siebend, das Gesetz wird nicht verbrochen mit böser Lust, So lange ich nicht bewillige der Lust.

Der achte, Wer den heiligen Geist nicht hat, Der hat auch keine Sünde, denn er hat keine vernunfft."

Das waren die Grundsätze Müntzers, den auch Luther meint. Dieß zeigen unter andern folgende Stellen:

„Zwar ewer rumpelgeist, da er bey mir war, leugnet er diese Artikel alle, wiewol er von den andern vberzeuget war, Vnd auch in der Rede selbs sich verschnappet, vnd etliche bekand.

Mir ist auch nicht zweiuel, Er wird mich bey euch dargeben, als habe ich gesagt, Gott wolle die Sünde haben."

zustellen. Alstett war der glückliche Ort, wo der Versuch wirklich gemacht wurde. Mit Hülfe einer geheimen Gesellschaft schritt Müntzer dort zur Vollziehung seiner Pläne, und es entstand ein verworrenes Treiben, das großes Aergerniß erregte [2]). Da Thomas die Gütergemeinschaft über die ganze Christenheit ausdehnen wollte, so beschränkte er seine fanatische Wirksamkeit leider nicht auf Thüringen, sondern suchte zunächst ganz Deutschland mit seiner Geistes-Verirrung anzustecken. Bis zum Jahre 1524 behauptete sich der Unfug in Alstett; dann wurde jedoch der Urheber auch von dieser Stadt vertrieben. Nun begab sich Thomas in das südliche Deutschland, um ihn Waldshut, an der Schweizer-Grenze, sich anzusiedeln. Unterwegs hatte er in Nürnberg eine Schrift wider Luther drucken lassen, weil derselbe seinem Treiben überall so nachdrücklich entgegentrat. Während früher der Reformator wegen seiner Heftigkeit und des gänzlichen Bruchs mit dem Pabste so sehr getadelt worden war, erhielt er jetzt von Müntzer wegen Halbheit und unterwürfigen Gesinnungen scharfe Verweise. Thomas nannte ihn nur das „sanftlebende Fleisch“ [3]), und in einer spätern Schrift: den „sanftbelebenden Bruder und Leisetreter“ [4]). Unglücklicherweise befand sich in Waldshut schon vor

---

2) Dr. Zimmermann bemüht sich, Thomas Müntzer in der Geschichte höher zu stellen, als bisher, und spricht „von kleinen Seelen, die auch in der getrübten Flamme das ächte, reine Feuer zu erkennen entweder nicht den Willen oder nicht die Fähigkeit haben.“ —

Indessen wir können bei dem besten Willen in jener Fürsprache für Müntzer leider nur keine Thatsachen finden, die das geschichtliche Urtheil ändern könnten. Nicht eine ist angeführet! Dann dünkt uns eine Masse von Widersprüchen vorzuliegen.

Dr. Zimmermann nennt Müntzer zu wiederholten Malen einen Fanatiker, und gleichwohl heißt er ihn den „nüchternen Denker.“ „Nüchterner Denker“ und „Fanatiker“ sind jedoch zwei Dinge, welche geradezu einander aufheben, vereint gar nicht gedacht werden können. Dann bemerkt Zimmermann, daß Thomas trotz seiner hellen Gedanken im Ausdruck dunckel war. Allein wer klar denkt, äußert sich auch klar, und das Verhältniß von Ursache und Wirkung ist zwischen „Gedanken“ und „Ausdruck“ so nothwendig, so gewiß, daß Verworrenheit oder Dunkelheit des „Ausdrucks“ in allen und jeden Fällen unfehlbar Unklarheit des „Gedankens“ erweist.

Wer wie Müntzer Gütergemeinschaft ernstlich einzuführen trachtet, ist geistig so schwach und krank, daß keine Art von Ueberredungsgabe, und wäre sie auch bedeutender, als jene Zimmermanns, aus ihm einen begeisterten Seher, Menschenfreund oder Heros der Geschichte zu machen vermag. Bedauern und Mitleiden mit dem unglücklichen, Kranken und Geistesarmen zu empfehlen, ist alles, was der Geschichtschreiber für Männer, wie Müntzer, thun kann, mag er auch gerade so strenge „im Dienste der historischen Wahrheit schreiben, eben so kritisch sichten und nicht minder Gerechtigkeit üben“, als Dr. Zimmermann.

3) Die Schrift führte den Titel:

„Schutzrede und Antwort wider das geistlose, sanftlebende Fleisch zu Wittenberg“

4) Brief Thomas Müntzers an Christoph N., Bürger zu Eisleben. (Luthers Werke, Jeneuser Ausg. Th. III, S. 110.) Dort heißt es unter andern:

Ir seid vorhin vnterricht durch ermanung Gottes, Wie Doctor Jodocus Jonas von Wittemberg, ganz vber die masse köstlich wider mich den Plan behalten hette, Ist nicht anders, denn das schreiben Luther durch jn verursacht, Ist mir auch nicht fast wunder, Das ich so seer für der Welt stincke, zum smack der Gottfürchtigen, vnd zum widerrufflichen

PARSONS LIBRARY University of MICHIGAN

der Ankunft Müntzers eine Richtung, welche sich zur Wiedertäuferei hinneigte. Diese fing nun durch die Lehren des neuen Propheten Feuer, und es bildeten sich ähnliche Bestrebungen, wie in Alstett aus. Leider verbreiteten sich die Grundsätze von Thomas Müntzer sowohl in der Schweiz, als im Hägau und in einem Theil von Schwaben, und da sie natürlich die untersten Volksklassen am meisten aufregen mußten, so ergriffen sie allmählig bei den Bauern in einem gewissen Kreise um sich. Thomas setzte diesen unter andern über die Regierungsgrundsätze und die rechte Art der Staatsverwaltung einige Artikel auf, welche hierauf umgearbeitet, sowie erweitert wurden, und unter den Bauern böses Blut erzeugten.

Und solches geschah wenig über ein Jahr nach dem Ausgang der Unternehmung Sickingens! Der tapfere Ritter hatte sich vor der Uebermacht seiner Verfolger in die feste Burg Landstuhl eingeschlossen, und vertheidigte sich hier mit großem Nachdruck. Da jedoch das Schießpulver bei den Belagerungen schon mit Erfolg angewendet wurde, so vermochten die Wälle von Landstuhl für die Dauer nicht zu widerstehen. Endlich wurde Sickingen gefährlich verwundet, und wegen der Unmöglichkeit eines weitern Widerstandes entschloß er sich, zur Rettung seiner Krieger die Feste im Wege der Unterhandlungen zu übergeben. Kurz nachher verschied der Ritter, und der Kampf wider die Fürsten hatte von dieser Seite ein Ende. Ulrich von Hutten erhielt die Nachricht von dem Schicksal seines Freundes in der Schweiz, und zwar zu einer Zeit, wo ihn große Leiden beugten. Mit Erasmus von Rotterdam, dem frühern Beförderer der Reformation, war er in Basel zerfallen, wie später näher berichtet werden wird, und verfolgt von ihm auf die Insel Ufnau, ohnweit Rappersweil im Züricher See, geflüchtet. Dort traf ihn die unglückliche Botschaft, und da er bereits siechte, so brach ihm die Trauerkunde vollends das Herz.

Ulrich von Hutten, der deutsche Patriot mit hohen Geistesgaben und feurigem Gemüth, starb in der Blüthe seines Lebens (noch nicht 38 Jahre alt) zu Ufnau im August 1523, mit dem erdrückenden Bewußtsein der Scheiterung aller seiner hochsinnigen Pläne. —

Doch wenn auch die Unternehmung Sickingens erfolglos endete, eine Nachwirkung blieb gleichwohl zurück, und die Wünsche politischer Reformen tauchten von Zeit zu Zeit in verschiedenen Gegenden Deutschlands

---

jamer vnd schmach der sanfftlebenden Brüder vnd Leisetrettern. Ich weis das im Schoß mein Name schmeckt, ehe er Ehren gewinnet. Es sind aber Gerstenstachel drau, das gerstenbrot mus gebrochen werden, Das gesetze wird die Gottlosen vmbstürtzen, Es hilfft sie je geschrey gar nichts, Hab ich vor einmal gescholten mit Büchsen, Wil ich nu mit Gott vber sie donnern im Himel, sie haben jre Büberei lang gnug getrieben, Gott weiset hierüch, das sie sich nicht werden entschültigen.

wieder auf. Die Grundsätze Luthers hatten nämlich seit 1522 in Franken, in Schwaben, und namentlich im Schwarzwald, sowie im Högau bedeutenden Anklang gefunden. In den letztern Gegenden wurde die neue Lehre von vielen jungen Geistlichen mit so großer Wärme verkündiget, daß sich eine weit verbreitete geistige Aufregung ergab, und diese blieb keineswegs bei dem religiösen Gesichtspunkt stehen, sondern spielte entschieden in die Politik hinüber.

Es ist zur Sitte geworden, die Ursachen des Bauernkrieges in dem gedrückten Zustand der Landleute zu suchen, und es ist manches romantische Gemälde hierüber aufgestellt worden. Indessen die Pflicht geschichtlicher Nüchternheit und Treue empfiehlt eine schärfere Beobachtung, und nach ihrer Anstellung Vorsicht im Urtheil. Schon die allgemeine Lage Deutschlands zu Ausgang des 15. Jahrhunderts leitet auf Gesichtspunkte, welche gegen eine ungewöhnliche Noth des Bauernstandes Zweifel erregen müssen. Der Handel war damals noch sehr lebhaft und vorzugsweise in den Händen der Deutschen: auf dem Meer segelten unsre Handelsflotten, und belebten rückwirkend die Schifffahrt auf dem Rhein, der Donau, der Elbe und der Oder. Schwunghafter Handel muß jedoch unfehlbar auf die Landwirthschaft günstigen Einfluß äußern, und dieß bestätigte sich auch: denn die Früchte des Landes waren gesucht, und standen im lohnenden Preise. Dadurch steigt aber von selbst der Werth des Grundeigenthums, und sohin der Wohlstand der Bauern. Hiezu kommt noch eine weitere Thatsache, welche mit besonderer Aufmerksamkeit gewürdiget werden muß.

Die Abgaben auf den Bauerngütern waren nämlich dinglicher Art, und rührten aus sehr alter Zeit her. Dortmals hatte das Grundeigenthum einen geringern Werth, und nach Verhältniß desselben wurde in der Regel das Maaß der Abgaben festgesetzt. Mit Ausnahme der Zehnden und gewisser Gattungen des Handlohns oder der Laudemien, blieben nun die Zinse im Laufe der Zeit unverändert, während der Werth des Grundeigenthums bedeutend sich erhöhte. Unter solchen Umständen mußten mit zunehmendem Nationalwohlstand auch die Bauern reicher werden, und zu Ausgang des 15. Jahrhunderts war dieß ganz entschieden der Fall.

Wahre Treue in der Auffassung der Geschichte ist schwieriger, als man glaubt, und insbesondere schwer nach der bisherigen Behandlung der deutschen Geschichte. Von dem bedeutenden Irrthum der alten Freiheit in der Urzeit ausgehend, beginnt die Darstellung gemeiniglich mit einer mährchenhaften Idyllenwelt, welche auf einem Mal mit Jammer und Elend endet. Anstatt also zu zeigen, wie sich die Barbarei der Urzeit zwar langsam und kümmerlich, allein gleichwohl allmählig milderte, anstatt nachzuweisen, wie die innern Volkszustände im Stillen fortschritten, werden wir von glänzender Freiheit rückwärts zu Schmach und Noth geführt. Auch ein beliebter Geschichtschreiber der neuern Zeit, Zimmer-

mann, über den Bauernkrieg, führt uns jenen Weg, und schildert sodann die Lage des deutschen Volkes an der Neige des 15. Jahrhunderts in folgender Weise:

„Keiner der Stürme, welche von unten nach oben sich erhoben, brachte die, welche davon bedroht gewesen, zur Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Auf der Partei der Herren waren selbst die von bessern Gefühlen, wie Froissart, der Geschichtschreiber des Adels seiner Zeit, so verstockt, daß sie die nächste Ursache des Aufstandes der Bauern in dem zu großen Wohlstand und Wohlbehagen des Volkes fanden, welche dasselbe zur Unverschämtheit und zum Muthwillen verleitet haben. Darum war es bei ihnen, als wäre nichts vorgefallen; unbekümmert, wie um einen Windstoß, wenn er vorübergegangen und verhallt ist, verweigerten sie nicht nur hartnäckig jede Erleichterung, so gerecht, so leicht erfüllbar auch deren Forderung war; sondern sie erschwerten geflissentlich überall das Joch: keuchend unter ihrer Geißel sollte dem armen Volke der Muthwille vergehen. Gefühllos wurde der Landman auf die Mutter Erde niedergetreten. Damit sich wenige Individuen wohl sein lassen konnten, befand sich der größte und wackerste Theil der Nation auf das übelste, in unaussprechlichem Elend. Die Früchte des sauern ländlichen Schweißes flossen alle auf die Schlösser und in die Klöster, und nicht einmal am Sabbattage, an welchem doch jeder in eine menschliche Existenz eintreten sollte, durfte der Pflüger oder der Weingärtner von einer der bessern Früchte des Bodens genießen, den er mit heißer Arbeit bebaute. Denn so viel er auch in die immer offenen Hände der Edelleute und der Priester lieferte, es genügte ihrer Habsucht oder ihrem maaßlosen Bedürfnisse nicht, und er, der Arme, blieb ausgeschlossen von dem allgemeinen Rechte, welches die Mutter Natur jedem auf die Welt mitgiebt, an ihren Freuden und Genüssen seinen bescheidenen Theil hinzunehmen.“

Solches Gemälde gefällt ohne Zweifel in den Reihen der Opposition; aber es ist nur Schade, daß es nicht wahr ist, daß die einfache Geschichte gerade das Gegentheil nachweist. Es kann nicht schwer fallen, unzweideutige Belege beizubringen. Hören wir Augenzeugen.

Zu Ausgang des 15. Jahrhunderts, sohin zur Zeit, welche in dem oben eingerückten Gemälde geschildert wird, wirkte in Deutschland mit Liebe und Eifer ein Mann, um die Zustände seines Volkes von Innen heraus zu verbessern. Derselbe liebte sein Vaterland: er gehörte der freisinnigen Richtung an und beförderte mit Macht die Aufklärung. Dem eigentlichen Volk näher stehend, machte er sich mit dessen Verhältnissen genau bekannt, und suchte alsdann auf dem Grund der Sachkenntniß dem Volk weiter zu helfen. Dieser verdiente Mann war Sebastian Brandt, der Verfasser des berühmten Narrenschiffes. Wie beschreibt nun Er, der Zeitgenosse, Augenzeuge und eingeweihte Kenner, die Zustände der deut-

schen Bauern an der Neige des 15. Jahrhunderts? In nachstehender Weise:

„Es war eine Zeit, wo die Bauern einfältig waren und in Gerechtigkeit glücklich, in strohenen Hütten. Nun aber sind sie auf's Weintrinken gefallen, sie stecken sich in Schulden, so theuer ihr Korn ist, sie wollen nicht mehr in Zwilch gehen, sondern in kostbaren, vornehmen Kleidern. Das Stadtvolk lernt jetzt Betrug von den Bauern, die wuchernd ihre Früchte hinterhalten und Theurung schaffen, bis etwa das Wetter kommt und Korn und Scheuer verbrennt. Bürger und Kaufmann will jetzt Ritters Genoß sein, der Edelmann frei, der Graf gefürstet, der Fürst gekrönt. Der Bauer trägt seidene Kleider und goldene Ketten, das Bürgerweib geht vornehmer wie die Gräfin, der Adel hat keinen Vorrang mehr. Mancher Biedermann verdirbt dabei und kommt an den Bettelstab, oder er wirft sich auf Betrug und Judenwerk, oder er spitzt sich auf eine reiche Erbschaft, und hofft wohl einen zu Grab zu tragen, der noch mit seinem eignen Gebeine Birnen abwirft. Der Geiz treibt die Menschen durch See und Unwetter, der Neid kocht seine eigenen Glieder. Geld gilt vor Ehre, Ehrbarkeit und Weisheit sind verlassen."

Hüte man sich darum, mit vorgefaßten Meinungen an die Geschichtschreibung zu gehen; trage man Scheu, aus der Geschichte einen Roman zu machen! Nicht Armuth des Bürger- und Bauernstandes, sondern übertriebener Aufwand und unmäßige Prachtliebe desselben waren zu Ausgang des 15. Jahrhunderts das Gebrechen der Zeit. Dieß ist so gewiß, daß die Gesetzgebung alles aufbot, um den Luxus in Kleidern, Gastmälern und Lustbarkeiten zu ermäßigen; allein alles war vergebens![5]).

Es ist richtig, daß der Adel die Bürger, wie die Bauern verachtete, und daß im Einzelnen häufig große Ungerechtigkeiten der Vornehmen gegen die Geringern verübt wurden. Auch die Grundsätze über ausschließendes Jagd- und Fischrecht des Adels wurden zuweilen mit Un-

---

[5]) Als einen besondern Grund der Bedrückung des Landvolkes führt Oechsle in seinen „Beiträgen zur Geschichte des Bauernkrieges" die Aufhebung des Pfahlbürgerrechts an. Er bemerkt: „das Pfahlbürgerrecht sei darin bestanden, daß die Städte eigene Leute von Fürsten oder Herren zu Bürgern annahmen, welche, wenn sie innerhalb Jahr und Tag von ihren Herren nicht zurückgefordert wurden, frei blieben." Es ist eigen, wie sehr der Geist der ältern Einrichtungen trotz der klarsten Urkunden verkannt wird. Wie oben (Siebentes Buch, erstes Hauptstück, S. 408) nach den Urkunden entwickelt wurde, waren die Pfahlbürger reiche Ritter oder Herren, welche auf dem Lande bedeutende Güter und in den Städten Häuser besaßen. Sie erwarben das Bürgerrecht nur, um sich der Vasallen-Dienste gegen Fürsten oder Adalinge zu entziehen, und den Stadtschutz wider dieselben zu genießen. Deßhalb waren die Dynasten gegen die Pfahlbürger aufgebracht, und um die Sache zu erschweren, sollte einem solchen adeligen Herrn der Aufenthalt auf den Gütern verkümmert werden. Die Darstellung oben B. VII, H. 2, S. 337 u. 338 ist streng urkundlich und erläutert die Sache vollständig.

menschlichkeit geltend gemacht, vorübergehend stiegen zugleich hin und wieder die Steuern, und manchmal hatten selbst ganze Gegenden oder Stände ein Recht zur Beschwerde über den Druck von Oben. Indessen hierin lagen die Ursachen des Bauern-Aufstandes keineswegs. Im Ganzen befanden sich die häbigen Landleute vielmehr im Zustande eines gewissen Wohllebens, und es entstand in den ganz untern Ständen ein Drang, sich ebenfalls zu bessern Vermögens-Verhältnissen emporzuschwingen. Schon bei der Empörung des Baukers von Niklashausen bestanden die Haufen seiner Anhänger großentheils aus Knechten und Mädgen, welche ihren Bauer verließen, um schnell reich zu werden, und ähnliche Erscheinungen zeigten sich auch später. Dann brachte das Uebermaaß des Luxus viele wohlhabende Bauern herab, und erzeugte in ihnen das Verlangen, durch ungewöhnliche Mittel wieder zu Vermögen zu gelangen. Sebastian Brandt war ein scharfer Beobachter; er deutet an, wie mancher Bauer durch die Prunksucht verderbe, und durch unlautere Mittel wieder zu steigen suche. Darum befanden sich auch unter den Anführern der Bauern bei Empörungen öfters Männer, die in ihren Vermögens-Umständen herabgekommen waren.

Nicht eigentliche Noth, so bereitwillig wir auch Ungerechtigkeiten und Bedrückungen im Einzelnen zugestehen, sondern die Nachwehen des Luxus, in Verbindung mit einem unklaren Drang, die Staatszustände zu ändern, und die geringern Stände zu heben, erzeugten die Neigung zu dem großen Bauernaufstand. Die Lehren Luthers hatten das Volk gewaltig aufgeregt, und die Sehnsucht nach Neuerungen erweckt. Diese Neigung wurde von den schwärmerischen Reformern eifrig benützt, um die Unzufriedenheit zu steigern, und die Lage des Volks düsterer zu schildern, als sie wirklich beschaffen war. Luther eiferte freilich nur gegen die Unterdrückung des Evangeliums, bloß gegen die geistige Tyrannei; allein seine Bestrebungen galten immer der Abstellung von Mißbräuchen und Bedrückungen. Unter solchen Umständen konnte die neue Lehre den Bauern recht wohl unter dem Gesichtspunkte der Freiheit erscheinen; aber dann war es auch natürlich, daß sie sich von ihr nicht bloß die Beförderung des Seelenheiles, sondern auch eine Erleichterung ihres Schicksales, eine Verbesserung ihrer Lage versprachen. Mochte diese immer weniger ungünstig sein, als man gewöhnlich glaubt: — die Unzufriedenheit war durch viele Volksmänner einmal angeregt, und meistens sehnt sich der Mensch nach bessern Zuständen. Wenn der religiöse Reformator so eifrig gegen die Tyrannen sprach, wenn er so warm schilderte, daß alle Menschen Brüder seien, alle vor Gott gleich wären; so konnte in den Bauern wohl der Gedanke entstehen, daß sie gegen ihre reichen und mächtigen Brüder zu sehr zurückgesetzt seien und von ihnen allzuviel leiden müßten, sie konnten leicht die Meinung fassen, die Billigkeit und die so häufig gepredigte Menschenliebe müsse eine Verbesserung ihrer Umstände

gebieten. Und so war es auch. Alle Schritte des kühnen Mannes hatten in den untern Volksklassen entschiedene Wünsche nach ihrer Verbesserung hervorgerufen. Schwärmerische Religionslehrer, denen selbst jener große Charakter, jene ungeheure Kraft zu gemäßigt war, benützten diese Stimmung, um das Volk für durchgreifendere Reformen zu gewinnen, als jener wollte, und namentlich zu gewaltthätiger Aenderung der politischen Verhältnisse zu vermögen. Es verbreiteten sich die Ideen eines gewissen Eldorado, kurz die Lehren allgemeiner Brüderschaft, Gütergemeinheit und Gleichheit der Menschen. Luther wurde nun in verschiedenen öffentlichen Schriften heftig getadelt, der Halbheit, des Juste-Milieu, oder Leisetreterei, wie man es damals nannte, der Inkonsequenz, der Herrschsucht, und sogar der Heuchelei und Schmeichelei gegen die Fürsten beschuldiget. Der Vorsatz einer Umwälzung der Staatsverhältnisse trat immer deutlicher hervor, doch die Art und Weise, wie schon einer der ersten Versuche auftrat, bewies, daß die Triebfedern nicht allzu rein sein konnten.

Ulrich, Herzog von Württemberg, der hartherzige Despot, welcher einen Vetter Ulrichs von Hutten, den Ritter Hans von Hutten, auf eine meuchlerische Weise ermordet hatte, Er, der Peiniger seines Volkes, wider den schon der arme Konrad aufgestanden war, wurde endlich von dem Herzoge in Baiern, sowie der Ritterschaft in Franken und Schwaben mit Krieg überzogen, und in Folge seiner Tyrannei mit Hülfe des schwäbischen Bundes im Jahr 1519 aus seinem Lande gejagt. Es ist eine sehr gewöhnliche Erscheinung, daß vertriebene Tyrannen auf einmal die Larve der Freisinnigkeit vornehmen, und um den Beistand der volksthümlichen Richtung sich bewerben. Höchst unsittlich muß es jedoch sein, wenn irgend ein Mann oder eine Partei der Opposition einen solchen unnatürlichen Bund annimmt. Viele schwäbische Bauern, namentlich auch Mitglieder der frühern Verbindung des armen Konrads, thaten es aber, und Ulrich gewann Stuttgart wieder. Der schwäbische Bund vertrieb den harten Herzog von Neuem, und dieser wiederholte das alte Spiel, mit Hülfe aufgewiegelter Bauern seine Herrschaft wieder zu erringen.

Alle diese Vorfälle, und die Neigung der schwäbischen Bauern zu einem Aufstand im Größern waren allerdings schon vor der Ankunft Thomas Müntzers in Waldshut aufgetreten; allein Thomas war ganz der Mann, die Aufregung noch höher zu steigern. Durch seine Thätigkeit erlangte die Gährung größere Intensivität, und es wurden ihr allmählig eigentliche Pläne im Großen untergelegt. So traten denn wichtige Ereignisse in Aussicht.

Zehntes Hauptſtück.

Das Manifeſt der Bauern.

(Das Jahr 1525.)

Eine zuſammenhängende Reihe wirkender Urſachen ſollte in den Landleuten den feſten Entſchluß erzeugen, nicht bloß ihre beſondern Standesverhältniſſe, ſondern die politiſchen Zuſtände des deutſchen Reichs überhaupt vom Grunde aus zu verbeſſern. In den Bauern ſelbſt entſtand ein ſolcher kühner und umfaſſender Gedanke keineswegs von ſelbſt: ſie wurden vielmehr durch Bearbeitung von vielen Seiten allmählig dazu gebracht. Nachdem die Lehren Luthers die geiſtige Aufregung weit verbreitet, und den Drang nach Reformation allgemein erweckt hatten, unternahm es zuerſt Ulrich von Hutten, die Landleute für die politiſche Reformation Deutſchlands zu gewinnen. Vor Eröffnung des unglücklichen Feldzuges ſeines Freundes Franz von Sickingen hatte er ſowohl die Städte, als die Bauern für den bemerkten Zweck zur Vereinigung mit der Ritterſchaft zu überreden geſucht. In Anſehung des Landvolkes geſchah dieß durch ein Zwiegeſpräch, „Neukarſthans“ betitelt, zwiſchen Sickingen und einem Bauern, worin die Gründe zur Aenderung der ausgearteten Kirchen- und Staatszuſtände entwickelt wurden. Es wird darin ausdrücklich die Anwendung von Waffengewalt verſprochen. Die tief aufregende Schrift Huttens, der „Neukarſthans,“ fand ihren Weg auch in den Schwarzwald, nach Schwaben und in einen großen Theil von Oberdeutſchland. Während hierdurch ſchon der Geiſt der Bauern entflammt wurde, gab Thomas Münzer dieſer Stimmung von Waldshut aus neue Nahrung, und durch die Ermunterungen noch anderer Volksführer, wie Balthaſar Hubmaier, Pfarrer Schappeler, Franz Rebmann, Jörg Metzler von Ballenberg, Wendel Hipler, Keller Weigandt u. ſ. w., ward im Frühjahr 1525 von den Bauern die Durchführung der politiſchen, wie kirchlichen Reformation wirklich beſchloſſen.

Bei politischen Gährungen in den Massen des Volkes ist es sehr schwierig, die Ansichten über die Art der angestrebten Reformen zur Einheit zu bringen. Gemeiniglich sind die Meinungen hierüber so verschieden, daß Parteiungen entstehen, und je mehr sich diese zersplittern, desto weniger ist ein wirksames Handeln möglich. Deßhalb zeugte es von einer schon weit gediehenen Organisation der Gährung, daß die Bauern, welche zur Einleitung der Revolution entschlossen waren, vor der Ergreifung der Waffen über ihre Forderungen an die herrschenden Machthaber sich vereinigten. Unter dem Namen der „12 Artikel“ wurde nämlich im Frühjahr 1525 ein Manifest unter dem Landvolk in Schwaben verbreitet, worin die Beschwerden desselben und die Mittel zur Abhülfe zusammengestellt waren. Wer den Aufsatz verabfaßt habe, ist nicht mehr zu ermitteln. Es kreisten schon seit längerer Zeit Artikel über die einzuleitenden Reformen unter den Bauern von verschiedenen Verfassern, und aus allen wurde endlich ein mittlerer Vorschlag zusammengesetzt, welcher allgemeine Zustimmung erhielt.

Der erste Artikel (man sehe die Anmerkung 1) hatte nach der Beschaffenheit der Zeitverhältnisse eine ungemeine Wichtigkeit. Zuvörderst erklären sich die revolutionären Bauern darin für Anhänger der Lehre Luthers, und verlangen die reine Verkündigung des Evangeliums. Da die kirchliche Reformation um diese Zeit schon sehr weit um sich gegriffen hatte, so stellten die Landleute ihre politische Bewegung gleichsam unter den Schutz der neuen Religion. In guter Berechnung war der erste Artikel zugleich so gefaßt, daß Luther ihn nothwendig billigen mußte. Außer der lautern Verkündigung des Evangeliums forderten die Bauern die Einräumung des Rechtes für die Gemeinden, ihren Pfarrer selbst zu erwählen, und bei ungebührlichem Betragen wieder abzusetzen. Dagegen konnte der Reformator unmöglich etwas einwenden, weil die Forderung ganz seinen Grundsätzen entsprach. Von ungemeinem Scharfsinn zeugte es vollends, daß der erste Artikel für die Lutherische Theorie über die Rechtfertigung sich erklärte: denn soferne irgend etwas den Reformator zu bestechen vermocht hätte, so war es die Annahme dieses Glaubenssatzes.

---

1) Zum ersten, Ist vnser demütige bitte vnd beger auch vnser aller wille vnd Meinung, Das wir nu hinfort, Gewalt vnd Macht wollen haben, Ein gantze Gemein solle ein Pfarrherr selbs erwelen und kiesen, Auch gewalt haben, denselben wider zu entsetzen, wenn er sich ungebürlich hielte. Derselbige erwelete Pfarrherr soll vns das heilige Euangelium lauter vnd klar predigen on alle menschlichen Zusatz, Lere, vnd gebot, denn vns, den waren Glauben stets verkündigen, gibt uns ein Vrsach Gott vmb seine Gnad zu bitten, vnd denselben waren glauben einbilden, vnd in vns bestetten. Denn wenn sein Gnade in vns nicht eingebildet wird, So bleiben wir stets im Fleisch vnd Blut, Das denn nichts nütz ist, wie klerlich in der Schrifft stehet, Das wir alleine durch den waren glauben zu Gott komen khnnen, Vnd alleine durch seine Barmhertzigkeit selig müssen werden, drumb ist vns ein solcher Fürgeher vnd Pfarrherr von nöten, vnd dieser gestalt, in der Schrifft gegründet.

Der Verfasser des Manifestes wollte keine bloße Läuterung der Religionssätze, sondern Verbesserung des socialen Zustandes: aus Politik setzte er die Glaubens-Reform an die Spitze; doch schon im zweiten Artikel fordert er eine wesentliche politische Maaßregel: „Beschränkung des Zehntens“. Wie sich aus dem Inhalt jenes Satzes ergiebt (man sehe Anmerkung 2), war auch er ziemlich gemäßigt gefaßt. Gleichwohl enthielt er schon Eingriffe in das Privateigenthum. Viele Zehnten waren nämlich von den Berechtigten an dritte Personen verkauft worden, und die Erwerbungsart beruhte sohin auf einem lästigen Rechtstitel. Unentgeldliche Aufhebung des Zehntens schmälerte also wohlerworbene Privatrechte. Freilich erboten sich die Bauern zu einem billigen Vergleich mit den Käufern; allein nur in Ansehung des großen Zehntens, da sie jenen vom Vieh gar nicht mehr geben wollten.

Vollkommen billig war dagegen die Forderung des dritten Artikels (Anmerkung 3), daß man die Leibeigenschaft aufhebe. Wenn das Christenthum schon bei seiner ersten Einführung den Kampf wider die Skla-

---

2) Zum andern, Nach dem der rechte Zehend auffgesetzt ist im alten Testament, vnd im Newen alles erfüllet, nichts deste minder, wollen wir den rechten Kornzehend gern geben, doch wie sich gebüret, Demnach sol man jn Gott geben, vnd den seinen mitteilen, gebürt es einem Pfarrherr, so klar das wort Gottes verkündet, Sind wir des willens hinfort, diesen Zehend vnser Kirchpröbsten, so denn eine Gemeine setzt, sollen einsamlen vnd einnemen, dauon einem Pfarrherr, so von einer gantzen Gemeine erwelet wird, seinen zimlichen gnugsam Auffenthalt geben jm vnd den seinen, nach erkentnis einer gantzen Gemein, Vnd was überbleibt, sol man armen Dürfftigen (so im selben Dorffe fürhanden sind) mitteilen, nach gestalt der Sachen, vnd erkentnis einer Gemein.

Was überbleibt sol man behalten, ob man reisen müsste von Landes not wegen, Damit man kein Landstewer dürffte auff den Armen anlegen, sol mans von diesem Vberschusse ausrichten. Auch ob sache were, das eines oder mehr Dörffer weren, die den Zehend selber verkaufft hetten, aus etlicher Not halben, dieselbigen sb dæwmb. zu zeigen in der gestalt haben von einem gantzen Dorffe, der sol es nicht entgelten, Sondern wir wollen vns zimlicher weis nach gestalt vnd Sach mit jm Vergleichen, jm solchs wider mit zimlicher ziel vnd zeit ablöken. Aber wer von keinem Dorff solch erkaufft hat, vnd jre Vorfahren, jnen selbs solch zugezeigend haben, Wollen, sollen, vnd sind wir jnen nichts weiters schädig zu geben, Allein wie oben stat vnsern erweiten Pfarrherr damit zu vnterhalten, nachmalen abzulösen, oder den Dürfftigen mitteilen, wie die heilig Schrifft inne helt, sie seien geistlich oder Weltlich. Den kleinen Zehend, wollen wir gar nicht geben, Denn Gott der HERR das Vieh frey dem Menschen geschaffen, das wir ein yzimlichen Zehend setzen, den die Menschen erdicht haben, darumb wöllen wir jn nicht weiter geben.

3) Zum dritten, Ist der brauch bisher gewesen, das man vns für jr eigen Leut gehalten habe, welchs zu erbarmen ist, Angesehen das vns Christus alle mit seinem köstbarlichen Blutvergiessen erlöst vnd erkaufft hat, den Hirten gleich als wol als den Höchsten keinen ausgenomen. Drumb erfind sich mit der schrifft, das wir frey sein, vnd wollen sein. Nicht das wir gar frey sind, kein Oberkeit haben wollen, Leret vns Gott nicht, Wir sollen in geboten leben, nicht in freiem fleischlichen mutwillen, Sondern Gott lieben als vnsern HERRN, jn im vnsern Nehesten erkennen, Vnd alles das, so wir auch gern heten, Das vns Gott am Nachtmal geboten hat zu einer Leh, Darumb sollen wir, nach seinem gebot leben, zeigt vnd weist vns dis Gebot nicht an, das wir der Oberkeit nicht gehorsam sein, Nicht allein der Oberkeit, Sondern wir sollen vns gegen jedermann demütigen, das

verei eröffnete, so geziemte es sich ganz für die Zurückführung einer ausgearteten Religion auf die reine Lehre ihres Stifters, die Ueberbleibsel unwürdiger Knechtschaft vollends wegzuräumen. Aeußerst verständig erklärte sich auch das Manifest über den Sinn der Befreiung des Landvolkes, indem darunter keine zerstörende Ungebundenheit verstanden, vielmehr Ordnung und obrigkeitliche Leitung vorbehalten sein sollte.

Gerecht und billig erscheint hiernächst auch der vierte Artikel (Anmerkung 4), insoferne er die Beschränkung der Jagdvorrechte betrifft. Es war nur zu richtig, daß der Adel das Wild hegte, und dadurch den Landleuten sehr großen Schaden zufügte: die Gerechtigkeit forderte darum gebieterisch, daß hierin ein Einsehen geschehe, doch mit möglichster Schonung der Eigenthumsrechte.

Bedenklicher war hingegen der Inhalt des fünften Artikels (Anmerkung 5): denn er konnte durch Eingriffe in das Eigenthum üble Wirren zur Folge haben.

Der 6., 7., 8., 9., 10. und 11. Artikel (Anmerkung 6—11) verdienten alle Berücksichtigung, und es lag in den Pflichten der Billigkeit, in diesen Beziehungen den Landleuten mildernde Zugeständnisse zu machen.

---

wir auch gern gegen vnserer erweleten vnd gesetzten Oberkeit (so vns von Gott gesetzt) in allen zimlichen und Christlichen sachen gern gehorsam sein, Auch on zweiuel, je werdet vns der Eigenschafft als war vnd recht Christen, gern erlassen, oder vns im Euangelio des berichten das wirs seien.

4) Zum vierdten, Ist bisher im brauch gewesen, Das kein armer Man gewalt gehabt hat, das Wildbret, Geudgel oder Fisch, im flissenden Wasser zu fahen, Welchs vns sonst gar unzimlich vnd unbrüderlich düncket, Sondern eigenützig, vnd dem wort Gottes nichs gemäss sein. Auch an etlichen Orten, die Oberkeit vns das Wild zu trotz und mechtigen Schaden haben wil, Vns das vnser (so Gott dem Menschen zu gut erwachsen hat lassen) die vnuernünfftigen Thier zu vnnutz verfressen, mutwilliglich leiden müssen, dazu still schweigen, das wider Gott vnd den Nechsten ist. Wann als Gott der HErr den Menschen erschuff, hat er jm gewalt gegeben über alle thier, über den Vogel im Lufft, vnd über den Fisch im wasser. Darumb ist vnser begeren, wenn einer Wasser hette, das ers mit gnugsamer Schrifft beweisen mag, das man das Wasser wissentlich also erkaufft het, Begeren wir jms nicht mit gewalt zu nemen, Sondern man müsse ein Christlich einsehen darinnen haben, von wegen brüderlicher Lieb, Aber wer nicht gnugsam Anzeigung darumb kan thun, sol es einer Gemein zimlicher weis mitteilen.

5) Zum fünfften, sind wir auch beschwert der Beholtzung halben, Denn vnsere Herrschafft haben jnen die Höltzer alle allein geeigent, Vnd wenn der arm Man was bedarff, mus ers umb zwey Gelt kauffen. Ist vnser meinung was für Höltzer es sein, es habens Geistlich oder Weltlich innen, die es nicht erkaufft haben, sollen einer gantzen Gemein wider anheim fallen, vnd einer Gemein zimlicher weis frey sein, einem jglichen sein notdurfft ins Haus zu brennen, vmb sonst lassen nemen. Auch wenn von nöten sein würde, zu Zimmern, auch vmb sonst nemen, doch mit wissen der, so von der Gemein dazu erwelet worden, So aber keins fürhanden were, denn das so redlich erkaufft ist worden, Sol man sich mit demselbigen brüderlich vnd Christlich vergleichen, Wenn aber das Gut am anfang, aus jnen selbs geeignet were worden, vnd nachmals verkaufft worden, Sol man sich vergleichen nach gestalt der Sachen, vnd Erkentnis brüderlicher Lieb vnd heiliger Schrifft.

6) Zum sechsten, Ist vnser hart beschwerung, der Dienst halben, Welcher von tag zu tag gemehret werden, vnd teglich zunemen, Begeren wir, das man ein zimlich Einsehen

Beſonders wichtig war der letzte Artikel (man ſehe Anmerkung 12), worin alle vorhergehenden Reform-Anträge für unmaaßgebend erklärt werden. Man muß den Scharfſinn des Manifeſtes in der That bewundern: denn gleichwie ſchon der Eingang mit meiſterhafter Politik ſo gefaßt iſt, daß die geſammte Lutheriſche Partei unzertrennlich mit der Sache der politiſchen Revolution verknüpft werden ſollte, ſo vollendete dieß der Schluß-Artikel durch ſcheinbare Unterwerfung unter die Entſchei-

---

drein thue, Vns dermaſſon nicht hart beſchweren, Sondern vns gnedig hierinnen anſehen, wie vnſer Eltern gedienet haben, Allein nach laut des Wort Gottes.

7) Zum ſiebenden, Das wir vns hinfort ein Herrſchafft nicht weiter wollen laſſen beſchweren, Sondern wie es ein Herrſchafft zimlicher weis einem verleihet, Alſo ſol er's beſitzen laut der Vereinigung dieſes Herrn vnd Bawren, Der Herr ſol jn nicht weiter dringen noch zwingen, mehr Dienſt noch anderſt von jm vmb ſonſt begeren, damit der Bawr ſolchs Gut on beſchwerde alſo rueglich brauchen vnd nieſſen müge. Ob aber des Herrn dienſte vonnöten weren, Solt jm der Bawr willig vnd gehorſam für andern ſein, doch zu ſtunde vnd zeit, das dem Bawren nicht zu nachtheil diene, vnd vmb einen zimlichen Pfennig den thun.

8) Zum achten, Sitzen wir beſchwert, vnd der viel, ſo Güter inne haben, Das dieſelbigen Güter die Güld nicht ertragen künden, vnd die Bawren das jre darauff einbuſſen vnd verderben, Das die Herrſchaft dieſelbigen Güter erbare leute beſichtigen laſſen, vnd nach der billigkeit am Zinſegelt erſchafft, damit der Bawr ſein arbeit nicht vmb ſonſt thue, denn ein jglicher Tagewercker iſt ſeines Lohns würdig.

9) Zum neunden, Sein wir beſchwert der groſſen freuel, ſo man ſtets newe Satzung machet, Nicht das man vns ſtrafft nach geſtalt der Sach, Sondern zu zeiten aus groſſem neid, vnd zu zeiten aus groſſer gunſt, Iſt vnſer meinung, vns bei alter geſchriebener Straff zu ſtraffen, darnach die Sach gehandelt iſt, vnd nicht nach gunſt.

10) Zum zehenden, Sind wir beſchwert, das etliche haben jnen zugeeignet Wieſen, dergleichen Ecker, die denn einer Gemeine zugehörent, Dieſelbigen werden wir wider zu vnſern gemeinen handen nemen, Es ſey denn ſach, das mans redlich erkaufft habe, wenn mans aber unbillicher weis erkaufft hette, Sol man ſich gütlich, brüderlich mit einander vergleichen, nach geſtalt der Sach.

11) Zum eilfften, Wollen wir den brauch genant den Todfall, gantz vnd gar abgethan haben, den nimer leiden noch geſtatten, Das man Widwen, Waiſen, das jre wider Gott vnd ehren alſo ſchendlich nemen vnd berauben ſol, wie es an vielen Orten (mancherley geſtalt) geſchehen iſt, Vnd von denen, ſo ſie beſchützen vnd beſchirmen ſolten handhaben ſie vns geſchunden vnd geſchaben, Vnd wenn ſie wenig fug hetten gehabt, hetten dis gar genomen, das Gott nicht mehr haben wil, Sondern ſol gantz abſein, kein Menſch nichts hinfürder ſchüldig ſein zugeben, weder wenig noch viel.

12) Zum zwelfften, Iſt vnſer Beſchlus vnd endliche meinung, Wenn einer oder mehr Artikel als hie geſtellt, ſo dem Wort Gottes nicht gemeſs weren (als wir denn nicht vermeinen) Dieſelbigen Artikel, wo man vns mit dem Wort Gottes für vnzimlich anzeigen, wolten wir davon abſtehen, Wenn man vns mit grund der ſchrifft erkleret, Ob man vns ſchon etlich Artikel jetzt zulies, vnd hernach ſich befünde, das vnrecht weren, Sollen ſie von ſtund an tod vnd abſein, nichts mehr gelten, Der gleichen ob ſich in der Schrifft mit der warheit mehr Artikel erfünden, die wider Gott vnd beſchwerung des Neheſten weren, wollen wir vns auch fürbehalten vnd beſchloſſen habſu, vnd vns in aller Chriſtlicher Lere vben vnd brauchen, darumb wir Gott den HERRN bitten wollen, der vns daſſelbige geben kan, vnd ſonſt niemand, Der friede Chriſti ſei mit vns allen, Amen.

Der Text obiger 12 Artikel iſt nach Luther. Jenenſer Ausgabe, Th. III, fol. 111 in tergo — 113.

dung des kirchlichen Reformators. Damit dem letztern ja keine Gelegenheit zum Tadel seiner Anhänger gegeben werde, erklären diese im Voraus mit Bescheidenheit, daß sie allen Forderungen entsagen wollen, welche mit der Schrift nicht zu vereinbaren seien. Im Grunde genommen hatte diese scheinbare Bescheidenheit keine praktische Bedeutung: denn Luther hatte auch öfters seine Bereitwilligkeit zum Widerruf erklärt, wenn man ihm aus der Bibel widerlegen werde. Sowie aber Er fest entschlossen war, keine Auslegung der Schrift als richtig anzuerkennen, welche nicht mit seiner Meinung übereinstimmte, eben so war dieß bei den Bauern der Fall. Gleichwohl erlangten sie den großen Vortheil, den Massen Sand in die Augen zu streuen, weil solche den versteckten Sinn des Manifestes nicht errieth en, und durch das bescheidene äußere Gewand desselben für die politischen Reformer nothwendig günstig gestimmt werden mußten.

Eilftes Hauptstück.

Die Stellung Luthers zu dem Bauern-Aufstand.

Der Charakter der Kirchenverbesserung war Kampf gegen ein Prinzip, welches tausend Jahre in der Meinung gegründet und festgewurzelt war. Freiheit war ihr Wahlspruch, und sie konnte daher füglich so ausgelegt werden, daß sie die politische Freiheit, nämlich die Entfernung der fürstlichen und königlichen Macht, eben so gut beabsichtige, als die der päbstlichen. Unter diesem Gesichtspunkte konnte sie sehr leicht den Fürsten gefährlich erscheinen und bei denselben Widerstand erregen. Waren aber die päbstliche und die weltliche Macht der Fürsten vereinigt, so konnte an eine Durchführung der neuen Lehre nicht gedacht werden. Gerade umgekehrt schien solche nur dann möglich, wenn ein bedeutender Theil der Fürsten für die Evangelischen gewonnen werden konnte. Dieß hat auch die Geschichte bewiesen. Bloß dadurch, daß sich der Kurfürst Friedrich leidend verhielt, und den Aufforderungen des Pabstes zur Verfolgung oder gar Auslieferung Luthers nicht Gehör gab, wurde es verhindert, daß die Reformation nicht gleich Anfangs erstickt wurde, und ihr späterer Sieg ward nur dadurch herbeigeführt, daß sich mehrere mächtige Fürsten förmlich für die Kirchen-Verbesserung erklärten und dieselbe mit den Waffen vertheidigten. Selbst hier war der Kampf noch zweifelhaft und konnte nur mit vieler Anstrengung zum Vortheil des reformatorischen Prinzips entschieden werden. Hätten also die Fürsten, welche die neue Lehre annahmen und so große Anstrengungen zur Erhaltung derselben machten, gegen solche sich erklärt, so lag es klar am Tage, daß die Reformation erdrückt worden wäre. Die Gegner derselben wußten dieß alles sehr gut, und darum ging ihr Bestreben sogleich Anfangs dahin, das reformatorische Prinzip den Fürsten in Ansehung der politischen Folgen, die daraus entspringen müßten, verdächtig zu machen und ihnen die Besorgniß einzuflößen, daß nothwendig Aufruhr und Empörung oder der Sturz aller fürstlichen Macht dadurch entstehen müsse.

Dieß war immer ihre Hauptwaffe, womit sie die Evangelischen bekämpften, immer suchten sie zu beweisen, daß die Angriffe gegen die päbstliche Gewalt, wenn sie gelängen, nothwendig auch zu Angriffen gegen die Fürsten führen müßten, und daß letztere folglich zugleich mit dem Pabste gestürzt werden würden. Viele Fürsten glaubten dieß auch wirklich, und diese Besorgniß trug bei manchen mehr dazu bei, sie zum Widerstande gegen das Lutherthum zu bewegen, als die Ueberzeugung von dem größeren inneren Werthe des entgegengesetzten Lehrbegriffes. An sich war die Behauptung, daß die Angriffe gegen die päbstliche Gewalt, oder mit andern Worten, das Streben nach Befreiung aus dem geistigen Joche auch ein Streben nach Befreiung aus dem weltlichen Druck zur Folge haben könne, nicht so ganz ohne Grund, sondern aus psychologischen Rücksichten sogar sehr wahrscheinlich. Diejenigen, welche dem reformatorischen Prinzip, um dessen Fortgang zu verhindern, immer das Schreckbild der bürgerlichen Empörung entgegen hielten, wußten zwar sehr gut, daß Luther nicht allein keinen politischen Zweck habe, sondern im Gegentheile einem solchen entschieden sich widersetzen würde; allein sie hüteten sich wohl, es zuzugestehen, und behaupteten fortwährend, die Umwälzung in der Kirche müsse auch zu politischen Umwälzungen führen. Sie vertheidigten diese Behauptung auch mit vielen scheinbaren Gründen, und machten schon hierdurch viele Fürsten der neuen Lehre abgeneigt. Dazu kam aber noch, daß der Gang der Ereignisse ihre Vorhersagung zu bestätigen schien, und theilweise auch wirklich bestätigte. Der Aufstand der Bauern, die von den schwärmerischen Reformatoren aufgeregt worden waren, trat hervor, und zwar mit allen Greueln und Schrecken, welchen der bewaffnete Fanatismus zu verursachen pflegt. Dadurch wurde das reformatorische Prinzip in die größte, dringendste Gefahr gebracht. Denn es hatte sich ja erfüllt, was die Anhänger des Pabstes verkündet hatten, der Aufstand und die maaßlosen Ausschweifungen, welche ihn begleiteten, waren von den Bekennern der neuen Lehre ausgegangen, diese hatten sich sogar auf die Grundsätze der Reformation berufen! Hatten also die Gegner derselben nicht Recht? Haben jene Grundsätze nicht zu blutigem Aufruhr geführt, nicht Brennen, Rauben, Morden veranlaßt, nicht das Eigenthum gefährdet, nicht zur Umkehrung aller Verhältnisse und zur Auflösung aller gesellschaftlichen Bande Gefahr erregt? Muß sich demnach nicht Jedermann vor dem Gifte der Neuerung hüten, das solche Früchte bringt? Müssen also nicht alle Getäuschten und Verführten zur schützenden und erhaltenden Mutterkirche zurück? In der That die Gefahr, welche bei solchen Umständen für das reformatorische Prinzip entstehen mußte, war drohend und furchtbar, und es gab nur ein Mittel, solche abzuwenden. Dasselbe bestand nicht darin, daß Luther bei dem Ausbruch des Aufstandes sich heftig gegen die Fanatiker erklärte, sondern darin, daß der Reformator die nothwendige Entstehung der

schwärmerischen Partei und deren gewaltsame Verfahrungsart schon längere Zeit voraussehen, und ihr daher schon von vorne herein mit Nachdruck entgegenwirken mußte. Und Luther hatte wirklich den klaren, scharfen Blick, der erfordert wird, um solche Ereignisse Jahre lang vorauszusehen. Schon vier Jahre vor dem Ausbruch des Bauernkrieges wußte er, daß es zu politischen Empörungen kommen würde, und er bot daher schon vom Januar 1522 an alle seine Kraft und Beredtsamkeit auf, dieselben zu verhüten [1]). Hiebei benahm er sich so offen und aufrichtig, daß jeder Redliche überzeugt werden mußte, der Reformator wolle nicht allein keine politische Umwälzung, sondern es widerstrebe eine solche sogar seinem Zwecke. Und der Umstand, daß jene Ueberzeugung schon vor dem Ausbruche des Bauernkrieges den ungleich größern Theil der Anhänger der neuen Lehre, und insbesondere die Fürsten, welche die letztere begünstigten, ergriffen hatte, diese Thatsache allein rettete die Reformation. Denn als die Vertheidiger des Pabstthums triumphirend ausriefen: „nun seht ihr die Früchte der Neuerung, nun findet ihr, wie wahr unsere Vorhersagung gewesen ist," verlor diese zur Zeit des Aufstandes außerdem so mächtige Waffe alle Kraft, weil Luther gegen den Aufruhr lange genug gelehrt und gewirkt, und die Fürsten, welche dem neuen Prinzip anhingen, zu tief überzeugt waren, daß nur fanatische Uebertreibung, nicht aber Luthers Lehre die Katastrophe herbeigeführt habe. Hätte hingegen der Reformator vorher geschwiegen, hätte er sich rücksichtlich der politischen Frage nicht schon mehrere Jahre vorher entschieden erklärt, so würde ihm, wenn er es nun auch bei dem Ausbruche des Aufstandes selbst hätte thun wollen, Niemand geglaubt haben, und die politische Empörung würde völlig auf Rechnung der von ihm angefangenen Neuerung geschrieben worden sein. Dieß mußte aber alsdann nicht bloß einen großen Abfall in seiner ganzen Partei, sondern auch eine enge Verbindung der gesammten weltlichen Macht mit dem Pabste, also Sturz des reformatorischen Prinzips und Zurückführung der Völker unter das geistige Joch der Kirche, zur unausbleiblichen Folge haben. Die nämliche Wirkung würde eingetreten sein, wenn die fanatische Richtung über Luther und die Anhänger des Pabstes zu gleicher Zeit die Oberhand gewonnen hätte. Die Gründe sind einfach und sicher. Schwärmerei kann sich nicht selbst beherrschen, sie ist ohne

---

1) Es ist äußerst merkwürdig, mit welcher klaren Bestimmtheit der Reformator die Ereignisse vorher sah. In einer Schrift an den Kurfürst Friedrich von Sachsen, gegeben zu Wittenberg am Freitag ante Invocavit 1522, sprach er: „Die dritte ist, das ich mir übel fürcht, und sorge, ich sey sein leider allzugewis, für einer grossen Empörung in deudschen Landen, damit Gott deudsche Nation straffen wird. Denn wir sehen, das dis Evangelium fellt in den gemeinen Mann trefflich, und sie nemens fleischlich auf, sehen, daß es wahr ist, und wollens doch nicht recht brauchen.

[Luthers Werke, Jenenser Ausgabe, Th. II, S. 83.]

Maaß und Ziel, hält keine Grenze ein und zerstört sich durch ihre Ausschweifung selbst. Nothwendige Folge davon ist, daß die Fanatiker, wenn sie einmal ihr Gegengewicht des Maaßes zerstört haben, unter sich selbst uneinig werden, weil immer einer die Ausschweifung weiter treiben will, als der andere, und jenen, welcher einmal inne halten möchte, der Mäßigung und Schwäche anklagt. So war in der französischen Staatsumwälzung der schwärmerische und gewaltthätige Republikaner Danton, der rücksichtslose Danton, den noch größeren Fanatikern Robespiere und St. Just noch zu gemäßigt, und letztere wurden wieder von den Hebertisten der Mäßigung beschuldigt. Eine Partei der Schwärmer rieb daher so lange die andere auf, bis alle vernichtet waren. Ganz die nämliche Erscheinung begann nun auch in dem Reformationszeitalter unter den Fanatikern hervorzutreten, und zwar schon bei deren ersten Hoffnungen auf Erfolg. Einer der einflußreichsten Mitglieder dieser Partei war der bemerkte Pfarrer Müntzer, ein Mann von äußerst schwärmerischem Charakter. Aber er war doch seinem Meinungsgenossen und Verbündeten, dem Prediger Pfeiffer, noch zu besonnen. Letzterer drohte ihm daher mit der Vertreibung, wenn er nicht rascher und hitziger zu Werke gehen würde. Ueberhaupt trugen alle Handlungen der gesammten Partei das Gepräge blinder Leidenschaft: Vernunft und Besonnenheit hatten ihre Macht verloren, das Ganze hatte daher keine Leitung, und würde von Thorheit zu Thorheit fortgegangen sein, bis es sich endlich in der Ausschweifung selbst zu Grunde gerichtet haben würde. Dieß ist schon darum völlig gewiß, weil alle jene Schwärmer keinen Begriff von Staatswissenschaft hatten, sondern die bürgerlichen Verhältnisse lediglich nach Bibelsprüchen einrichten und leiten wollten. Bei der englischen Umwälzung war während der Herrschaft der Independenten eine ähnliche Richtung vorhanden, allein sie wurde von dem staatsklugen Cromwell, der zwar auch Schwärmer war, doch dabei tiefe Regierungskenntnisse besaß, gezügelt und nur zu dessen Zweck benützt. Die deutschen Fanatiker des sechszehnten Jahrhunderts hatten keinen Cromwell, und wenn mit diesem 100 Jahre später die schwärmerische Richtung sich nicht erhalten konnte, sondern alles zur unbedingten Restauration Karls II. zurückführte, wie hätten die Schwärmer des Reformationszeitalters einen dauernden politischen Zustand begründen können? Dieß war völlig unmöglich und die unvermeidliche Folge eines Sieges der fanatischen Richtung über Luther war nothwendig das Zurückfallen der Zustände unter das geistige Joch des Pabstes. So gut bei der französischen und englischen Staatsumwälzung die Ausschweifung des reformatorischen Prinzips ihr gerades Gegentheil, nämlich die Wiederherstellung der alten Staatsverhältnisse, zur Folge hatte, eben so mußte die Uebertreibung der religiösen reformatorischen Grundsätze ihr Widerspiel, nämlich die Wiederherstellung der alten kirchlichen Gewalt, herbeiführen. Es ist dieß nach unabänderlichen Natur-

gesetzen also, die sich in den Erscheinungen der Geschichte nur offenbaren, es kann und wird wahr nie anders sein. Darum unterliegt es keinem Zweifel, die Reformation, und folglich die Befreiung der edleren Völker aus dem geistigen, tödtenden Zwange der Kirche, konnte nur dadurch gerettet und siegreich durchgeführt werden, daß Luther die doppelte Gefahr, welche seinem Zwecke aus der fanatischen Richtung entspringen mußte, zur rechten Zeit klar erkannte und darnach seine Wirksamkeit einrichtete. Und wahrlich man muß es bewundern, wie scharf, wie deutlich der Mann sah, wie richtig und lebhaft sich seinem Geiste alle Folgen jener Richtung darstellten. Er wußte genau, daß die Fanatiker die Reformation in größere Gefahr bringen würden, als dieß je die Macht des Pabstes und selbst des Kaisers vermocht hätte. Dieß zeigt sich vornehmlich in der Ermahnung zum Frieden an die Bauerschaft [2]).

Luther wußte also genau, daß durch die fanatische Richtung den Anhängern des Pabstes neue Waffen gegeben und die Gefahr erregt würde, das gesammte reformatorische Streben durch die Vertheidiger der alten Lehre unterdrückt zu sehen. Er wußte aber auch, daß die nämliche Wirkung eintreten würde, wenn die Schwärmer siegen. In der unten eingerückten Stelle ist dieß deutlich ausgesprochen [3]). Noch bestimmter sagt dieß der Reformator an einem andern Ort: „Würden die Bauern Herrn", heißt es dort, „so würde der Teufel Abt werden, würden aber solche Tyrannen Herrn, so würde seine Mutter Aebtissin werden." Auch in seiner Auslegung des Propheten Jona bezeichnet er scharf seine wahre Stellung und erklärt, daß er das Evangelium gegen zwei Seiten hin zu vertheidigen habe, 1) gegen die Geister und Rotten, womit es der Teufel zur rechten Seite angreift und 2) gegen die Tyrannen, womit er es zur linken Seite anfällt. Am vollständigsten und kräftigsten sprach sich aber Luther über den Gang der Reformation und über den Punkt, woran alles zu scheitern drohte, in der unten folgenden wichtigen Stelle aus [4]).

---

2) So sol nu und muß euer Titel und Namen dieser sein, daß ihr die Leute seid, die darumb streiten, daß sie nicht unrecht noch übels leiden wollen noch sollen, wie das die Natur gleibt, den Namen solt ihr führen und Christus Namen mit Frieden lassen: denn das ist auch euer Werk und so thut ihr auch. Wolt ihr den nicht führen, sondern Christlichen Namen behalten, wolan, so muß ich die Sache nicht anders verstehen, denn daß sie mir gelte, und euch für Feinde rechen und halten, **die mein Evangelium dämpfen oder hindern wollen, mehr denn Bapst und Kaiser bisher gethan haben**, weil ihr unter des Evangelii Namen wider das Evangelium faret und thut.

3) Weil denn diese Sache gros und fehrlich ist, als die beide, Gottes Reich und der Welt Reich betrifft: Denn wo diese Aufruhr solt fort dringen und überhand nehmen, würden beide Reiche untergehen, daß weder weltlich Regiment, noch göttlich Wort, sondern eine ewige Verstörung ganzes deutschen Landes folgen würde.

4) Aber was soll ich auf die Papisten hinfürder fast sehr zornig sein, welche meine offentlichen, abgesagten Feinde sind, und was sie an mir thun, das thun sie nach Feindes

Diese merkwürdige Stelle ist zwar zwei Jahre später, als der Bauern-Aufstand, und bezieht sich auch mehr auf bloße dogmatische Zwistigkeiten, den bekannten Sakramentsstreit, aber es schwebten dem Reformator die frühern Verhältnisse doch augenscheinlich dabei vor. Er schildert seine Lage, wie sie vor einigen Jahren zwischen den Anhängern des Pabstes einerseits und den fanatischen Reformern andrerseits beschaffen war, so treu und wahr, daß man meinen sollte, er spreche nur von jenen Zuständen. Wenn man indessen die letzte Stelle auch ausschließend auf den Sakramentsstreit beziehen will, was jedoch psychologisch nicht wohl möglich ist, so beweisen doch die vorher angeführten Stellen hinlänglich, wie scharf und richtig Luther die Gefahr erkannte, welche der Reformation aus der ausschweifenden, politischen Richtung entspringen mußte. Dadurch wurde er in den Stand gesetzt, dieser gefährlichen Richtung zur rechten Zeit entgegenzuwirken. Hätte er sich von der mäßigen und billigen Sprache, die in dem Manifeste der Bauern geführt wurde, irre führen lassen, und seinen Widerstand verschoben, so wäre er später nicht mehr im Stande gewesen, die siegreiche fanatische Partei in gemäßigte Schranken zurückzuführen: er würde vielmehr ihr erstes Opfer geworden sein, weil sie ihn, wie dieß bei solchen Verhältnissen gewöhnlich ist, mehr haßten, als die Anhänger des Pabstes selbst. Aber sowie er durch sein scharfsinniges Vorhersehen der Entstehung der fanatischen Richtung den Vertheidigern des alten Prinzips die Hauptwaffe, das Schreckbild des Aufruhrs, zerstört hatte, so vernichtete er eben dadurch schon von vorne herein auch die Macht und Wirksamkeit der überspannten Reformer. Die große Mehrzahl unter den Bekennern der neuen Lehre waren schon mehrere Jahre vor dem Ausbruche der ausschweifenden Richtung mit dem nothwendigen Eintreten dieser Erscheinung und mit deren ver-

---

Recht, wie sich's gebühret. Aber dieß sind mir allererst die recht schuldigen, meine zarten Kinder, meine Brüderlein, meine goldne Freundlin, die Rottengeister und Schwärmer, welche (als mich dünkt) weder von Christo noch vom Evangelio etwas dapffers hätten gewußt, wo der Luther nicht zuvor hätte geschrieben, und freilich durch ihre Kunst aus des Bapstes Tyranney in solche Freiheit und Licht sich schwerlich hätten gewirkt, oder wo sie es hätten thun können, hätten sie es doch nicht thürst angreifen noch wagen. Denn zu der Zeit, da ich allein im Kampf stund, Bullen und Bann, beide Bapsts und Kaisers, dazu aller Papisten Anfechten leiden mußte, waren sie aus der massen kühne, freudige, unverzagte Helden, stille zu schweigen und mich allein im Schlamm arbeiten zu lassen. Nu mir aber Gott gnediglich geholfen hat, daß ich mir und ihnen ein wenig Luft und Raum gemacht habe, und sie mir solten beistehen und helfen vollend den Streit ausführen, wie ich mich auf sie verließ und getröstet, fallen sie von hinten zu über mich armen gemarterten Menschen, und greifen mich dazu greulicher an, denn die Papisten thun. Da muß ich ein neuer Papist sein, sie sind's, die Christum recht predigen. Wolan allzusammen, wie ihr zusammen seid und zusammen gehöret, Teufel, Papisten und Schwärmer nur frisch an den Luther. Ihr Papisten von fornen her, Ihr Schwärmer von hinten zu, Ihr Teufel von allen Enden dran, hetzt, jagt, treibet getrost, Ihr habt das rechte Wild für euch. Wenn der Luther liegt, so seid ihr genesen und habt gewonnen.

derblichen Folgen bekannt gemacht worden, auch die Art und Weise, wie jene Richtung nun wirklich im Leben auftrat, war von dem Reformator vorhergesagt worden, alle besonnenen Anhänger des letztern, und diese bildeten die große Mehrheit, waren also ebenfalls lebhaft überzeugt, daß die Rettung des reformatorischen Prinzips durch die Ueberwindung der Fanatiker bedingt sei, erhoben sich daher mit Macht gegen solche und brachten sie schnell und dauernd zur Ruhe. Dadurch wurde nun das neue Prinzip von der doppelten Gefahr, die wir oben angegeben haben, befreit, denn einerseits wurde verhindert, daß die Umwälzung nicht unter dem Uebermaaß ihrer Forderung unterliege, und andrerseits wurde durch die Aufrechterhaltung der Einheit der verbessernden Partei den Gegnern die Macht zur Unterdrückung der Reformation benommen. Dieser Erfolg war indessen nicht so leicht, als man glaubt, Luther mußte vielmehr für solchen Zweck viel leiden. Zuerst überhäufte ihn bei den ersten Zeichen des Aufstandes der Bauern die päbstliche Partei mit bittern Vorwürfen, und gab ihm und seiner Lehre die ganze Schuld des bevorstehenden Unheils. Dann griffen ihn aber auch die Anführer der Bauern hämisch an und beschuldigten ihn der Heuchelei, der Doppelzüngigkeit und der Absicht, ein neues Pabstthum aufrichten zu wollen. So lange die Bauern noch nicht förmlich zu den Waffen gegriffen hatten, hegte der Reformator überdieß noch einige Hoffnung, daß er die Sache durch gütliche Vorstellungen beilegen könne, er wollte daher noch nicht in seiner Kraft mit ihnen sprechen, sondern nahm vielmehr ihre ungerechten und so tief kränkenden Vorwürfe, um dem guten Zweck nicht zu schaden, geduldig hin. Es ist rührend, wie der große Mann die ihm sonst eigenthümliche Heftigkeit bei dieser Gelegenheit beherrschte, und ohne an die erlittenen Beschimpfungen zu denken, so mild und gütig zu den Bauern sprach [5]).

Indessen nicht bloß die beiden äußersten Endpunkte der Meinung richteten Angriffe auf Luther, sondern selbst seine eigenen Anhänger, welche sein Verfahren im Ganzen billigten, äußerten über die Art, wie er sich später gegen die Bauern aussprach, die größte Unzufriedenheit. So war denn der Mann von allen Seiten angegriffen und verlassen, aber er besaß ein Gut, das unschätzbarste und höchste unter allen, die Unabhängigkeit von dem Einflusse der Meinung. Die Macht der letztern ist groß,

---

5) Sehet lieben Herrn und Freunde, das ist mein Unterricht, so ihr von mir begehrt, und bitte, wollet eurer Erbietung gedenken, daß ihr euch gerne wollet mit Schrift lassen weisen. Wenn nu dieß zu euch kommt, so schreiet nicht sobald, der Luther heuchlet den Fürsten, er redet wider das Evangelium. Leset zuvor, und sehet meinen Grund aus der Schrift, denn es gilt euch. Ich bin entschuldigt für Gott und der Welt. Ich kenne die falschen Propheten unter euch wohl, gehorchet ihnen nicht, sie verführen euch wahrlich. Sie meinen euer Gewissen nicht, sondern sie wollen gern Galater aus euch machen, daß sie durch euch zu Gut und Ehren kämen.

in der Regel ist ihr Lob Leben, ihr Tadel Tod, und die meisten Menschen nehmen daher ihre Kraft zu weiteren Leistungen aus der Beistimmung derselben, sowie sie umgekehrt durch deren Mißbilligung alle Kraft zu weiteren Erfolgen verlieren. Aber es gibt Fälle, wo der Einzelne sich über die Meinung erheben und seine Ueberzeugung gegen solche aufrecht erhalten muß. Diese Fälle sind als Ausnahme von der Regel sehr selten, treten gewöhnlich nur in großen Zeiten ein und sind auch nur vorübergehend, indem hervorragende Männer ihrer Zeit nur vorangehen und darum deren Ansichten, Pläne und Verfahrungsarten selbst von den Besten eine kleine Weile mißbilligt werden; doch die Zeit rückt schnell nach, das Große findet Anerkennung und kommt durch die Meinung zum Leben. Es bleibt also zwar wahr, daß die wirkliche Macht nur in der Meinung liegt, und daß außer ihr es keine gebe, aber gleichwohl ist es in gewissen, nur vorübergehenden Fällen selbst zum Vortheil des Guten und Wahren nothwendig, seine Ueberzeugung gegen die ganze Welt, gegen Feind und Freund zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten. Dieser Kampf ist der härteste und schwerste, welcher im Menschenleben zu bestehen ist, denn nichts lähmt und erdrückt mehr, als Mißbilligung und Verkennung selbst von Seite der Guten und Edlen. Aber Luther hatte die Kraft, auch diesen Kampf siegreich zu bestehen, und entschieden über die Meinung sich zu erheben. Nie war er größer, als wie er schrieb: „Wolan, so gelte der Trotz in Gottesnamen, wen es gereuet, der lasse ab, wer sich fürchtet, der fliehe, mein Rückhalter ist mir stark und gewiß, das weiß ich. Ob mir schon die ganze Welt anhinge und wieder abfiele, das ist mir eben gleich und denke, ist sie mir zuvor doch auch nicht angehangen, da ich alleine war. Wer nicht will, der lasse es, wer nicht bleibt, der fahre immer hin. Ich kann desto fröhlicher leben und sterben, weil ich mit solchem Gewissen lebe und sterbe, daß ich ja mit allem Fleiß habe der Welt zu ihrem Besten gedient[6]).

Der Reformator versuchte zunächst den Weg der Güte, um die Landleute von dem gewaltsamen Aufstand abzubringen, und zugleich die Fürsten zur freiwilligen Erleichterung der untern Stände zu bewegen. Zu dem Ende schrieb er eine Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerschaft in Schwaben[7]). Eifrig bemüht, den Mittler in den gefährlichen Wirren zu machen, wandte er sich in jener Schrift zuerst an die Fürsten und Herren, und gab ihnen alle Schuld des Aufruhrs. Der freimüthige Mann erklärte mit Nachdruck, daß die Fürsten und Bischöfe durch ihre Tyrannei gegen das Volk, welche nicht mehr zu ertragen sei, die Empörung veranlassen[8]). Luther ging hier zum Vortheil

---

6) Luthers Werke, Jenenser Ausgabe. Th. III. S. 135 in torgo.

7) Luthers Werke, Jenenser Ausgabe Th. III, fol. 118 in torgo — 128.

8) Erstlich mögen wir Niemand auf Erden danken solchs Rathschs und Aufruhrs, denn

der Bauern sogar weiter, als sich streng thatsächlich erweisen ließ: denn selbst aus urkundlichen Untersuchungen über die Größe der damaligen Abgaben geht hervor, daß ein übermäßiger materieller Druck durchaus nicht vorhanden war[9]). Aus freisinnigen und humanen Rücksichten stellte sich der Reformator indessen auf die Seite des Volkes und verband darum mit seiner Fürsprache für die Bauern die eindringliche Aufforderung an die Herren, zu einer mildern Behandlung gegen die untern Stände überzugehen[10]). Hierauf sprach Luther die Landleute an, indem er ihnen im Einzelnen Ursache zur Beschwerde zugestand, seiner gewöhnlichen Theorie nach aber behauptete, daß sie sich gegen die Obrigkeit nicht mit Gewalt Recht verschaffen dürfen. Alsdann geht er zur Untersuchung der 12 Artikel selbst über.

Wie vorauszusehen war, wurde der erste für recht erklärt; indessen hier schon zeigte sich die Abneigung des Reformators gegen jeden Eingriff in das Eigenthum: denn er widersetzte sich der Verwendung des Zehntens zur Besoldung des Pfarrers, wenn der Zehnten Eigenthum eines Dritten sei.

Folgerichtig fand natürlich Luther den zweiten Artikel gänzlich verwerflich, und er äußerte sich sehr bitter wider denselben[11]). Ja sogar

---

euch Fürsten und Herrn, sonderlich euch blinden Bischöfen, tollen Pfaffen und München, die ihr noch heutiges Tages verstockt, nicht aufhöret zu toben und wüthen wider das heilige Evangelium, ob ihr gleich wisset, daß es recht ist, und auch nicht widerlegen könntet. Dazu im weltlichen Regiment nicht mehr thut, denn daß ihr schindet und schatzt, euren Pracht und Hochmuth zu führen, bis der arme gemeine Mann nicht kann und mag länger erwagen. Das Schwert ist euch auf dem Halse; noch meinet ihr, ihr sitzet so feste im Sattel, man werde euch nicht mögen ausheben. Solche Sicherheit und verstockte Vermessenheit wird euch den Hals brechen, das werdet ihr sehen. Ich habs euch zuvor vielmal verkündigt, ihr solltet euch hüten für dem Spruch, Psalm 107: Effundit contemptum super Principes, Er schüttet Verachtung auf die Fürsten; ihr ringet darnach, und wollet auf den Kopf geschlagen sein, da hilft kein Warnen noch Vermanen für.

9) Auch Oechsle kommt in seiner Geschichte des Bauernkrieges durch quellenmäßige Forschungen auf das Ergebniß, daß die bürgerlichen Lasten nicht in dem Grade drückend gewesen seien, um durch Aufruhr sich Erleichterung zu schaffen.

10) Denn das sollt ihr wissen, lieben Herrn, Gott schaffts also, daß man nicht kann, noch will, noch solle euer wüterei die Länge dulden. Ihr müßt anders werden, und Gottes Wort weichen; thut ihrs nicht durch freundliche, willige Weise, so müßt ihrs thun durch gewaltige und verderbliche Unweise. Thuns diese Bauern nicht, so müssens andere thun. Und ob ihr sie alle schlügt, so sind sie noch ungeschlagen; Gott wird andere erwecken; denn er will euch schlagen und wird euch schlagen. Es sind nicht Bauren, liebe Herrn, die sich wider euch setzen, Gott ists selber, der setzt sich wider euch, heimzusuchen euer Wüterei. Es sind etliche unter euch, die haben gesagt, sie wollen Land und Leute daran setzen, die Lutherische Lehre auszurotten. Wie dünkt euch, wenn ihr euer eigen Propheten wäret gewesen, und wäre schon Land und Leute hintan gesetzt? Scherzt nicht mit Gott, lieben Herrn! Die Juden sagten auch, wir haben keinen König, und ist ein solcher Ernst worden, daß sie ewiglich ohn König sein müssen.

11) Dieser Artikel ist eitel Raub und öffentliche Strauchdieberei. Denn da wollen sie die Zehenden, der nicht ihr, sondern der Oberkeit ist, zu sich reissen, und damit machen,

der dritte Artikel fand keine Gnade vor ihm, weil nach der Bibel Abraham und die andern Patriarchen Leibeigene gehabt hätten, eine solche Einrichtung also nicht gegen das Evangelium sei. Die übrigen Sätze erklärte der Reformator für bloße Rechtsfragen, welche ihn als Theologen nichts angingen, und er verwies daher in dieser Beziehung an das Gutachten der Rechtsverständigen. Am Schluß sprach Dr. Martin beide Parteien zugleich an, mit der Betheuerung, daß beide gleich unrecht thäten. Deßhalb machte er den Vorschlag, daß man aus dem Adel einige Grafen und Herren, und in den Städten einige Rathsherren erwählen möge, welche den Streit vermitteln sollen. Beide Theile möchten etwas nachgeben, die Herren also ihren Uebermuth mäßigen und von ihrer Tyrannei so weit zurückweichen, daß der arme Mann Luft und Raum zum Leben gewinne: die Bauern hingegen alle Forderungen aufgeben, welche zu weit und hoch greifen. Solcher Rathschlag war ohne Zweifel eben so wohlwollend, als verständig; allein nach der gegenseitigen Stimmung der Gemüther war die Befolgung nicht zu erwarten. Uebrigens kam auch die Vorstellung Luthers zu spät, der Kampf in Schwaben hatte schon begonnen.

---

was sie wollen. Nicht also, lieben Freunde, das heißt die Oberkeit ganz und gar abgesetzt; so ihr doch in der Vorrede bedingt, Niemand das Seine zu nehmen. Wollt ihr geben und Guts thun, so thuts von eurem Gute, wie der weise Mann spricht; denn Gott durch Esajam sagt: Ich hasse das Opfer, das vom Raube kommt.

Redet ihr doch in diesem Artikel, als wäret ihr schon Herrn im Lande, und hättet alle Güter der Oberkeit zu euch genommen, und wollet niemand unterthan sein, noch geben. Daran man greift, was ihr im Sinn habt. Lieben Herren, laßt ab, laßt ab, ihr werdets nicht enden, es helfen euch nicht die Kapitel der Schrift, so euer Lügenprediger und falscher Prophet an den Rand geschmieret hat, sondern sind wider euch.

Zwölftes Hauptstück.

Ausbruch der Empörung in Schwaben und Franken.

(Das Jahr 1525.)

Schon im Hornung 1525 äußerte sich die allgemeine Unzufriedenheit der Landleute in der Herrschaft des Abtes von Kempten, und es fand dort eine mächtige Verbrüderung derselben statt. Gleichzeitig machte der Herzog Ulrich von Württemberg einen neuen Versuch, seines Landes wieder Meister zu werden. Die schweizerischen Kriegssöldner, gewohnt nur für Lohn zu kämpfen, nahmen keinen Anstand, ihre Dienste dem Herzog zu verkaufen. Während sie einem Lande angehörten, welches mit so rühmlichen Anstrengungen der Tyrannei sich erwehrt hatte, zogen sie in einem zahlreichen Haufen (15,000 Mann stark) aus, um in Schwaben das durchzuführen, was Oestreich in Oberalemannien versucht hatte. Bei der Abwesenheit des Kaisers und der Ohnmacht der Reichsgewalt war die Aufrechterhaltung des Landfriedens in Schwaben dem Bunde daselbst anvertraut, der zu solchen Zwecken schon früher zwischen Fürsten, Grafen, Herren und Städten geschlossen, und durch die Bemühungen Karls V. ohnlängst erneuert worden war. Der schwäbische Bund fürchtete eine Verbindung der allerwärts schwierigen Bauern mit dem Herzog Ulrich, und suchte daher vor allem diesen zu schlagen. Im entscheidenden Augenblick verließen die geldgierigen Schweizer wegen unterbliebener Soldzahlung ihren Bundesgenossen, so daß denn die Unternehmung Ulrichs abermals mißglückte. Nunmehr wandte der schwäbische Bund seine gesammte Macht wider die aufrührerischen Bauern, welche allerwärts gerüstet hatten, und bereits in mehreren großen Haufen zu Felde lagen.

Zwei der mächtigsten waren jene vom Allgau und Bodensee, zusammengesetzt aus den Unterthanen des Platzes ab Reitnau, Bermatingen, Allingen, Markdorf, Meersburg, Obnieg, Rappersweilen, Osterach,

Zusdorf, Tettnang, Argau, Wasserburg, Ravensburg, Zell, Lindenberg, Leutkirch u. s. w. Ihre Anführer waren unter andern: Dietrich Hurlenwagen von Lindau, Eitelhans Ziegelmüller von Unter-Thüringen, Hans Aggenbach von Riethain und andere. Mit Ungestüm drangen beide Haufen in Schwaben vor, und hatten schon in der ersten Hälfte des Aprils 1525 mehrere Klöster, Schlösser, Flecken und Städte eingenommen. Bevor das schwäbische Bundesheer, welches unter Anführung des Truchseß Georg von Waldenburg, des Grafen Wilhelm von Fürstenberg und des Ritters Frowein von Hutten wider die Landleute auszog, die Entscheidung durch die Waffen versuchte, wurden zwischen beiden Theilen gütliche Unterhandlungen gepflogen. Anfangs schienen diese auch einen günstigen Erfolg zu versprechen: denn man wurde über einen Vergleich einig, und brachte denselben in 14 Artikeln zum wirklichen schriftlichen Abschluß [1]). Die Vergleichs-Urkunde führt die Ueberschrift: „Vertrag zwischen dem löblichen Bund von Schwaben und den zweien

[1]) Zum ersten, sollen die zween Haufen, vom Allgäu und Bodensee, ihre Vertrags- und Bundesbriefe, so sie mit einander aufgerichtet und gegen einander übergeben haben, gemeiner Versammlung überantworten.

Zum andern sollen sie auch ihrer Pflicht, so sie obberührter ihrer Bündniß und Vereinigung halben zusammen gethan haben, einander endlich und gänzlich ledig zählen, und keiner den andern derhalben weiter anziehen.

Zum dritten. Nachdem diese ihre Empörung und Aufruhr, auch Entziehung ihren Obersten und Herrschaften schuldigen, verpflichten Gehorsam, wider K. K. Majestät und des heiligen Reichs Landfrieden, die goldne Bulle, und gemeine Recht, fürgenommen, sollen die Bauerschaft geloben und schwören, dergleichen Bündniß, Vertrag und Aufruhr hinfort zu vermeiden.

Zum vierten sollen sie geloben und schwören, daß sie sich von einander thun, auch anheim verfügen und ihren Obersten, Herrschaften, von denen sie sich abgeworfen haben, wiederum Pflicht thun, ihnen getreu, gehorsam und gegenwärtig zu sein, ihre Zins, Gült, Zehende und andere Gerechtigkeit, wie sie ihnen dieselben vor diesem Aufruhr gereicht und gethan haben, nachmals zu thun und zu leisten, bis so lang sie solches alles oder zum Theil durch einen der nachfolgenden Austrag, oder das ordentlich Recht mit Recht widertrieben haben.

Zum fünften sollen sie auch alle Klöster, Schlösser, Städte, Flecken, Häuser und Güter, wie viel sie denn der in dieser Aufruhr und Empörung erobert und eingenommen haben, samt der entwerten Habe, so viel sie der bei ihnen erfunden oder angezeiget werden mag, den Entwerten alsbald wiederum eingeben und zustellen.

Zum sechsten. Ob sie in dieser Empörung jemand zu pflichten oder zu verbürgter oder unverbürgter Satzung, derhalben Verschreibung zu geben genöthiget hätten, die sollen todt und ab sein.

Zum siebenden. So denn solches alles und jedes, so obsteht, völliglich beschehen und vollzogen worden ist, ob denn einer oder mehr, gemeiniglich oder sonderlich aus obgemeldten zweien Haufen, vermeinen wollten, durch ihre Obern und Herrschaften, in was wege das wäre, beschwert zu sein, damit denn dieselben derhalben gebührende Wendung und Erleidung bekommen mögen, wie denn gemeine Stände dazu zu fördern zum höchsten geneigt sind.

Auch herwiederum was derselben Obern und Herrschaften wider ihre Unterfassen und Unterthanen, gemeiniglich oder sonderlich, zu sprechen und zu klagen haben, daß sie aller und jeder solcher Sachen halben den Austrag gegen einander nehmen und geben wollen. Als nämlich, daß ein Oberkeit oder Herrschaft zwei oder drei ehebare Städte ihres Gefallens,

Haufen Bauern am Bodensee und Allgau. Sie ist unterzeichnet, sowie bestegelt von Georg Truchseß von Waldburg, Wilhelm Graf von Fürstenberg, Howein von Hutten und Hugo Grafen von Montfort einerseits,

dergleichen die Unterthanen oder Bauern auch zwo oder drei Städte ihres Gefallens fürschlagen, und so die der Sachen gütlich oder rechtlich nicht eins werden möchten, alsdenn die F. D. zu einem Obmann erkiesen und bitten, dabei es auch ungeweigert bleiben.

Zum achten. Damit sich niemand des Kostens oder Ungelegenheit halben, das Recht vor den Fürsten oder Bundesrichtern zu suchen, zu beschweren habe, welcher Partei denn gefälliger sein wolle, daß eine jede Oberkeit oder Herrschaft und derselben Unterthanen und Hintersässen, zwischen denen sich Irrung und Gebrechen gehalten, zween schiedlich ehrbare Männer weltlichen Standes dazu geben und verordnen, die sich mit Fleiß unterstünden, sie solcher Gebrechen halben in der Güte mit Wissen zu vereinigen und zu vertragen.

Zum neunten. In welchen Artikeln sie die Güte nicht finden würden, daß alsdann die Partei um dieselbige nachfolgend endlichs rechtlichs Austrags begnügig sein wollen.

Zum zehnten. Und nämlich so sollen sich die Partei Obmanns vergleichen, und wo sie sie sich des nicht vergleichen könnten, alsdann jeder Theil einen, zween oder drei brennen, und darum loosen, oder daß gemeine Stände des Bunds zu Schwaben einen aus ihnen der Versammlung zu Obmann erkiesen und geben sollen.

Zum eilften. Und was denn durch dieselben Obmann und Zugesetzte, sämmtlich, oder der mehrer Theil auf allen Parteien, mündlich oder schriftlich fürbringen, in der Güte gesprochen, oder zu Recht erkennet wird, daß es dabei endlich und ungeweigert bleiben, von jedem Theil, den solches berühret, ohne Widerrede angenommen und vollzogen werde.

Zum zwölften soll sich auch eine jede Oberkeit, derselben Unterthanen, Hintersässen und Zugehörigen den fürgeschlagenen rechtlichen oder gütlichen Austrag eins, nach dem und sie einander, oder ihr einer den andern in Mondesfrist dem Nähesten vereinen; auch nothdürftig Compromiß und Anlaßbrief darum begriffen, und mit gnugsamen Glauben, Versprüch und Versieglung, wie sich gebührt, aufrichten, und darnach fertigen, mit der sondern Clausel, daß sich gütlich oder rechtlich Handlung, nach Dato des Anlaß und Compromiß, in einem Jahr und dreien Monden den nähesten enden, es wäre denn, daß die von dem, darauf sich die Parteien veranlaßt, oder dem Obmann, aus erheischenden und im Rechten gegründeten Ursachen länger verzögen.

Zum dreizehenden. Damit Fried, Ruhe und Einigkeit im heiligen Reich desto stattlicher gehalten, und die gehorsamen, friedlichen Unterthanen durch die aufrührigen, ungehorsamen nicht wiederum verführet, und zu verderblichem Schaden gebracht werden, sollen die gemeldten Unterthanen, der zweier Hauffen, samt und sonders in allen Gerichten und Gemeinden ein getreue, fleißige Aufsehung haben, ob irgend einer oder mehr diesem Vertrag und allem dem, so darin begriffen, nicht geleben und nachkommen, oder weiter Aufruhr und Ungehorsam stiften und machen würden, dieselben der Oberkeit darunter gesessen, anzeigen und helfen gefänglich annehmen. Damit die um ihr Ungehorsam und Uebertretung, wie sich gebührt, gestraft werden.

Zum vierzehnten. Ob sich begebe, daß obgemeldter Unterthanen Herrn, Jungherrn und Obern diesen Vertrag, auch die Artikel darinnen begriffen, so viel sie die betreffen, nicht geleben und nachkommen: auch die Unterthanen, samt oder sonders, wider Recht beschweren und weiter denn vermeldter Vertrag inhalt, drängen, und die Beschwerden solches gemeldten Bunds, Hauptleuten und den Räthen anzeigen würden; sollen gemeine Stände dieselben, so viel der ihn verwandt, mit Hülf der Beschwerten, dem Vertrag seines Inhalts in allweg zu begeben, zu Gehorsam bringen, damit einem jeden Beschwerten, so Rechtes begehrt, das wie sich gebührt gedeihen und widerfahren möge.

Zum letzten soll hiemit aller Unwill, der sich zwischen den Oberkeiten und viel gemeldten Unterthanen unter dieser Empörung zugetragen, hingelegt und abseins, auch kein Theil den andern außerhalb Rechtens und weiter, denn dieser Vertrag zugibt, nichts unfreundliches noch Schädliches zufügen.

und den Bürgermeistern, sowie Ammännern von Ravensburg, Meersburg, Altorf, Tettnang und Markdorf, als Mitverwandten bestimmter Bündnisse der zweier Haufen Bodensee und Allgau, und in Auftrag der bevollmächtigten Anwälde der Bauern, andrerseits. Indessen der Vertrag wurde nicht gehalten, beide Parteien beschuldigten sich vielmehr wechselseitig der Verletzung desselben, und so wurden denn die Feindseligkeiten eröffnet [2]).

Es war schon vor Ausbruch des Bauernkrieges eine gewisse Verbindung gleichdenkender Männer in politischer Beziehung eingeleitet, welche von Zeit zu Zeit durch mündliche Botschaft oder Besprechung unter einander verkehrten: auch Bearbeitung der Bauern durch ausgesendete Führer der revolutionären Partei fand in verschiedenen Gegenden von Schwaben und Franken statt, so daß denn die politische Gährung einen gewissen Zusammenhang hatte. Im Wesentlichen gleichzeitig entstanden daher die Empörungen im Allgau, am Bodensee, im Höhgau, Schwarzwald, in Besitzungen des Deutschordens, im Hohenlohischen, am Neckar, im Rothenburgischen an der Tauber und in andern Gegenden Frankens.

Seitdem Luther der Bilderstürmerei Karlstadts sich widersetzt, und das Treiben desselben aufmerksam verfolgt hatte, war dieser von Wittenberg abgezogen, und nach kurzem Aufenthalt auf dem Lande, wie ein einfacher Bauer Landwirthschaft treibend, als Pfarrer nach Orlamünde berufen worden. Letzteres geschah von der Bürgerschaft der Stadt, ohne Vorwissen der Landesherrschaft und der Universität Wittenberg. Luther hierüber entrüstet, und fortwährend mit der Wirksamkeit von Dr. Andreas Bodenstein (Karlstadt) unzufrieden, hatte auf einer Reise schon in Jena einen bittern Wortwechsel mit demselben. In Orlamünde, wohin er sich sodann begab, vermochte der Reformator die Bürger in ihrer Anhänglichkeit an Bodenstein nicht zu erschüttern, und wurde von ihnen am Ende mit Geringschätzung behandelt. Da Karlstadt in Folge dieser Umstände von der Landes-Regierung aus Orlamünde vertrieben wurde, so begab er sich nach Rothenburg an der Tauber in Franken. Dort fand er viele Gleichgesinnte, sowie er überhaupt dem Herd der Revolution näher war. Durch sein ganzes Wesen zu einer thatkräftigern Partei sich hinneigend, mag Dr. Andreas Bodenstein mit den revolutionären Führern in manche Berührung gekommen sein. Doch wie dem auch sei, so brachte sein Aufenthalt in Rothenburg jedenfalls eine gewisse Gährung hervor. Der Rath der Stadt suchte ihn ebenfalls zu vertreiben; allein Karlstadt wurde von seinen Freunden, insbesondre von Ehrenfried Kumpf

[2]) Sleidan Lib. IV: Unum agmen consedit prope Biberacum, alterum in Alegvia, tertium ad lacum Brigantinum seu Constantiensem. Cum autem intercessione Ravensburgensium et Campodunensium, ex rusticanis nonnulli duces Ulmam fide publica venissent, dierum aliquot pacto fuerunt induciæ, verum non servatæ. Cujus quidem rei culpam utrinque alii in alios conferebant. Itaque coptum est hostiliter agi.

und Stephan Menzinger, im heimlichen Versteck verborgen gehalten. Später äußerten sich die Wirkungen seiner Anwesenheit, indem in Rothenburg noch eine heftigere Bilderstürmerei entstand, als in Wittenberg. Bald zeigte sich aber auch eine politische Gährung; denn Stephan Menzinger trat an die Spitze eines Ausschusses, welcher nach Verdrängung des Rathes die Leitung der Stadt übernahm, und den Aufstand im ganzen rothenburgischen Bezirk ausbreitete.

Nunmehr entwickelte Wendel Hipler seine volle Thätigkeit, um im Hohenlohischen die lange beschlossene Empörung endlich zur Flamme zu bringen. Mit Hülfe von Gleichgesinnten, welche entweder in ihrem Vermögen herabgekommen waren, oder aus Privathaß handelten, brachte er es in Oehringen wirklich zu einer Gährung. Es wurde ein Ausschuß gebildet, und von diesem eine Schrift über die Beschwerden der Unterthanen den regierenden Grafen zugesendet. Man pflog nun gegenseitig Unterhandlungen; indessen die Bauern der Umgegend hatten sich der Bewegung bereits angeschlossen und verlangten hitzig die Bewilligung der 12 Artikel. Immer heftiger, verwirrter und gewaltthätiger wurde nun das Treiben. Züge aus dem Odenwald hatten nämlich unter Anführung von Georg Metzler aus Ballenberg bereits das Kloster Schönthal in der Nähe von Oehringen besetzt. Dorthin rückten nun nicht bloß Schaaren von Oehringen, sondern auch von Rothenburg, das Kloster selbst hingegen ward geplündert.

Von Schönthal zog der vereinigte Haufe nach dem Schloß Neuenstein, und wiederholte dort die Plünderung. Nachdem ein Gleiches im Nonnenkloster Lichtenstern geschehen war, begab sich der Hauptzug über Löwenstein und Neckar-Ulm vor Weinsberg, wo unter der Führung des Grafen von Helfenstein mehrere Ritter zum Widerstand gegen die Bauern sich versammelt hatten.

Am 16. April 1525, dem ersten Ostertag, stürmten die Bauern die Stadt; Graf Helfenstein mit seinen Rittern und ein Theil der Bürger vertheidigten sich tapfer; allein am kleinen Thor bei der Kirche half ein Weinsberger von innen öffnen, während die Bauern außen am Erbrechen arbeiteten. Hier drangen die Stürmenden bald ein, und es wurden die übrigen Thore sogleich geöffnet, nachdem inzwischen auch das Schloß genommen worden war. Weinsberg wurde nun von 6000 bis 8000 Bauern überschwemmt. Graf Ludwig von Helfenstein gerieth mit mehreren Rittern in Gefangenschaft, und verschiedene Reisigen versteckten sich, um der Wuth der Sieger sich zu entziehen. Heftig entbrannte in der That auch der Rachedurst der Bauern, und man forderte insbesondre die Hinrichtung des Grafen Ludwig von Helfenstein. Wohl suchte der Anführer Wendel Hipler den Grafen mit den übrigen gefangenen Rittern zu retten, indem er den Landleuten das Bündniß mit dem Adel gegen die Fürsten empfahl; doch der Feldhauptmann des schwäbischen

Bundes, Georg von Waldburg, hatte bei seinen Siegen bereits Todesurtheils wider gefangene Bauern vollstrecken lassen, und ein Theil der Sieger von Weinsberg, Jack Rohrbach an der Spitze, forderte darum Repressalien. So wurde denn der Graf Ludwig mit 14 Rittern und mehreren Reisigen zum Tode mittelst des Spießens verurtheilt. Die ergrimmten Bauern bildeten zu dem Ende eine Gasse, in welche die Verurtheilten hineingestoßen wurden. Da erschien plötzlich die Gemahlin des Grafen Ludwigs von Helfenstein mit ihrem zweijährigen Knaben auf dem Arme, und bat flehentlich, ja knieend für das Leben ihres Gemahls. Vergeblich bot auch der Graf selbst ein Lösegeld von 30,000 Gulden: die rachsüchtigen Bauern wollten Blut. Erbärmlich starben also Graf Ludwig und vierzehn Ritter [3]). Von einem kleinen Theil des versammelten Haufens war die Gewaltthat verübt worden, und die Mehrheit von etwa neun Zehntheilen erfuhr sie erst nach der Vollbringung. Jetzt sollte die ganze Stadt Weinsberg geplündert werden; aber auf die Abmahnung der Führer ward der Raub auf die Häuser der Geistlichen, der vornehmsten Beamten und der eifrigsten Anhänger der ermordeten Ritter eingeschränkt. Dagegen wurden die Kirchen gründlich ausgeplündert, und die Bauern entwickelten eine habsüchtige Gier, welche im äußersten Grade gehässig und anstößig war.

Nun erhob sich auch der erwartete Aufstand im Herzogthum Württemberg, und die Furcht der Herren ward dort so groß, daß viele Mitglieder der östreichischen Regierung zu Stuttgart in feste Plätze entflohen. Württemberg war nämlich nach Vertreibung des Herzogs Ulrich unter östreichische Verwaltung gekommen. Auf dem Wonnenstein bei Botwar ertönte die Sturmglocke, und dorthin strömten massenweise bewaffnete Bauern. Im ganzen Land griffen nun die Landleute zu den Waffen, und rückten in starken Haufen sogar vor Stuttgart. Ein Bürger öffnete ihnen die Thore, und so fiel die Stadt in die Hände des Aufstandes. Von dort aus sollte die Reichsstadt Eßlingen eingenommen werden, weßhalb denn Aufforderungen der Art an den Rath jener Gemeinde erlassen wurden.

Inzwischen hatten sich die Sieger von Weinsberg, welche sich den hellen Odenwalder Haufen nannten, in die Gegend von Heilbronn begeben, und auch diese Stadt mit geringer Mühe eingenommen. Ein

[3]) Eodem. Interim, in diversa parte Sueviæ, circa Halam, et per Franconiam, ingenti numero alii confluxerant. Ii decimasexta die Aprilis, qui tum erat Paschæ dies, Vninspergum oppidum occupant: nobiles aliquot præsidiarios in eo partim capiunt, partim cædunt: ex captivis Ludovicum comitem Helfestenum et alios, militari quidem, sed crudelissimo supplicii genere necant, et hastis utrinque projectis confodiunt. Qua quidem in re tanto plus erat sceleris et inhumanitatis, quod illius quoque conjugem, Maximiliani Cæsaris filiam notham, cum injuria rejicerent: quae parvulum infantem ulnis gestabat, et ad ipsorum projecta pedes, lachrymarum vi maxima profusa, totiusque corporis habitu miserabili, maritum sibi, ac filiolo parentem donari petebat.

großer Theil der Bürger hielt es mit den Bauern, und hinderte den Rath der Stadt an wirksamen Vertheidigungs-Maaßregeln. Schon am 18. April zog daher der helle Haufen vom Odenwald in Heilbronn ein. Nachdem das deutsche Haus, dem Deutschorden zugehörig, geplündert worden war, entsandten die Bauern verschiedene Züge, um Schlösser zu brechen. So wurden die Burgen Scheuerberg und Horneck eingenommen, ausgeraubt und verbrannt.

Bei Gundelsheim trafen alle einzelne Züge des hellen Odenwalder Haufens wieder zusammen, und die Führer dachten nun daran, dem Aufstand eine bessere Organisation zu geben. Theils um einen vorzüglichen Feldherrn zu erlangen, theils um der Ritterschaft sich zu nähern, wurde dem berühmten Ritter Götz von Berlichingen der Oberbefehl angetragen. Götz, zubenannt mit der eisernen Hand, gehörte, gleich seinem Freunde, Franz von Sickingen, zur Opposition des Adels wider die Fürsten: er war mit dem politischen Zustand Deutschlands, namentlich der Entkräftung der Reichsgewalt, ebenfalls unzufrieden, und darauf gründeten die Bauern ihre Plane. Berlichingen war indessen ein sehr klarer Kopf, und versprach sich darum wenig von dem Unternehmen der unruhigen Bauern. Da ihm zugleich deren Plünderungswuth und Grausamkeit ein Greuel war, so lehnte er die Anträge sehr ernstlich ab. Durch die Gewalt der Umstände ward Götz von Berlichingen am Ende doch zur Annahme des Oberbefehls über den hellen Haufen vom Odenwald bewogen, zugleich trafen von Würzburg ermunternde Versprechungen und Rathschläge ein, und die Entwürfe der Bauern nahmen jetzt einen großartigen Charakter an, d. h. sie erhoben sich zu nichts Geringerem, als zu einer vollständigen politischen Reform des gesammten deutschen Reichs. Wir müssen diesem wichtigen Gegenstand einen besondern Abschnitt widmen.

Dreizehntes Hauptstück.

Entwürfe der politischen Reformer. Ausgang des Aufstandes in Schwaben und Franken.

(Das Jahr 1525.)

Nach dem Beispiele des Reichsritters Götz von Berlichingen verbündete sich auch der Graf Georg von Wertheim nothgedrungen mit den Bauern, und die politische Bewegung gewann sohin fortwährend an Bedeutung. Gleichzeitig vereinigte sich der Aufstand im Rothenburgischen mit jenem in der Herrschaft Hohenlohe-Schillingsfürst, und alsbald brach die Empörung auch in Mergentheim aus. So bildeten sich neben dem hellen Haufen vom Odenwald auch ein mächtiger fränkischer Haufen. Indem die Flammen weiter und weiter leckten, verbreitete sich die Empörung allmälig über das gesammte Würzburger Gebiet und einen großen Theil vom Ansbachischen. Als die ersten Spuren der Gährung in dem Bischofssitz Würzburg selbst sich äußerten, rückte der fränkische Haufe, verstärkt durch große Zuzüge aus den neuen Aufständen über Lauda nach Ochsenfurt. Nachdem dort neue Verstärkung eingetroffen war, ging der Zug nach Iphofen, und nach kurzem Aufenthalt allda gen Schwarzach. Während in Iphofen die Bauern von Langheim zu dem Heere gestoßen waren, trafen in Schwarzach die Unterthanen des bedeutenden Bezirks Dettelbach ein, und der Aufruhr schwoll nunmehr gleich einer Lawine an. Bevor das Heer nach Ochsenfurt gelangte, stießen die Zuzüge aus Uffenheim, Leutershausen, Kitzingen und andern Orten zu ihm. Bald nachher erhob sich auch die Rhöne, und es strömten von dort beträchtliche Massen dem Heere zu. Mittlerweile hatte sich der fränkische Haufe dem hellen Haufen vom Odenwald genähert, welcher zum Marsch nach Würzburg eingeladen worden war. Am 7. Mai 1525 fand die Vereinigung beider Züge wirklich statt, und nun bildeten die empörten Bauern eine große Armee, welche alsbald von Würzburg Besitz ergriff.

Da inzwischen noch mehr Ritter und Herren dem Aufstand gezwungner Weise sich angeschlossen hatten, so sah sich die Bewegung bereits zu

einem sehr wichtigen Staats-Ereigniß gediehen, und der Ausgang war nun durch die Frage bedingt: ob es möglich sein werde, die Landleute zur Mannszucht, sowie zur Ausdauer zu vermögen, und dem Ganzen eine besonnene Leitung zu geben? Es fehlte dem Aufstande keineswegs an Männern, welche die Nothwendigkeit jener Forderungen einsahen: denn nicht bloß Götz von Berlichingen, sondern auch Wendel Hipler suchten in das revolutionäre Heer Ordnung, und in den Aufstand Zweck, Plan und Organisation zu bringen. Allein Berlichingen gehörte als gezwungen nur mit halber Seele der Verbindung an, und dann hegten die Bauern wegen seines Standes ein so großes Mißtrauen zu ihm, daß er durchgreifend nicht wirken konnte. Wendel Hipler stand den Bauern allerdings näher, er hatte, als früherer Beamter im Verwaltungsfach, auch Geschäfts-Kenntnisse, Ueberblick über den Staats-Organismus, und vielen Verstand. Gleichwohl waren seine Fähigkeiten mehr schlaue Feinheit, als überwiegende Genialität, und zugleich fehlte die Würde und erschütternde Ueberlegenheit der großen Charaktere, welche empörte Massen im Augenblick des Sturmes durch ihre bloße Persönlichkeit zu beherrschen vermögen ..... kurz bei der politischen Bewegung fehlte ein wirklicher Reformator, während er in der religiösen mit so unverkennbarem Beruf aufgetreten war.

Die Führer der Landleute thaten, was sie konnten: — in Würzburg wurde von den beiden vereinigten Haufen ein großer Rath eingesetzt, welcher fortan alle Unternehmungen leiten sollte. Auch Götz von Berlichingen, Wendel Hipler und Georg Metzler von Ballenberg waren Mitglieder dieses obersten Rathes. Einer der ersten Beschlüsse desselben bestand darin: daß man mit allen Bauernhaufen im Felde, also auch mit jenen in Schwaben, am Rhein, in Lothringen und im Elsaß zum einheitlichen Wirken in gegenseitiges Benehmen sich setzen soll. Zu dem Ende wurde Heilbronn zum Sitz einer gewissen obersten Bundesbehörde ernannt, und Wendel Hipler mit noch zwei Mitgliedern des obersten Rathes dahin abgeordnet. Alle diese Maaßregeln waren ohne Zweifel recht gut; indessen sowohl der große Rath in Würzburg, als auch Wendel Hipler in Heilbronn unterließen es, vor allem mit demjenigen sich zu beschäftigen, was am meisten Noth that.

Bisher hatten die empörten Bauern nur einzelne Schlösser und Städte durch ihre unverhältnißmäßige Uebermacht eingenommen: seit der blutigen That in Weinsberg und dem folgenden Plündern und Brennen ging der Schrecken vor ihnen her, und der Adel unterwarf sich öfters ohne Widerstand. So konnte es jedoch nicht fortgehen; der mächtige schwäbische Bund rüstete vielmehr mit Eifer, um den Aufstand zu bewältigen; sein fähiger Feldherr, Georg von Waldburg, war bereits damit beschäftiget, die bewaffneten Bauernhaufen im Allgäu und am Bodensee niederzuwerfen, und der Pfalzgraf bei Rhein schickte sich schon an, seine

Macht mit dem Truchseß zu vereinigen, und alsdann auch das Heer der Landleute in Franken zu zerstäuben. Auf Seite des Bundesheers der Fürsten, Städte und Herren war Mannszucht und Kriegskunst, eine wohlgeübte Reiterei und gut bedientes Geschütz. Da es den Bauern an allem diesem fehlte, da insbesondere bedenkliche Zeichen von Widerspenstigkeit, Meuterei und Anarchie in ihrem Heere hervorgetreten waren, so mußten vor allem die bessere Ausrüstung und Waffenübung des Heeres betrieben und die strengste Mannszucht eingeführt werden. Statt dessen beschäftigten sich Wendel Hipler und seine beiden Kollegen in Heilbronn mit der Ausarbeitung der künftigen Reichsverfassung der Deutschen. Der Entwurf war freilich so wichtig, daß wir die Mittheilung desselben in der Anmerkung für nothwendig erachten*); allein was konnten Reformations-

*) Verfassungs-Entwurf für das deutsche Reich.

I. Alle Geweihten sollen reformirt und nach ziemlicher Nothdurft erhalten werden, ohne Rücksicht auf ihre Geburt, ob sie von hohem oder niederem Stande sind.

Hieher gehören zuerst „die großen Hansen", als Bischöfe, Pröbste, Dechanten, Domherren und ihres gleichen.

Alle Personen, die zu einem religiösen Orden gehören, als Mönche, Nonnen, Rollharde, Deutschherren und ihres gleichen, die, wie am Tage liegt, unter dem geistlichen Scheine reißende Wölfe sind, sollen reformirt werden.

Jede Gemeinde soll gute Hirten, die allein die Schäflein mit dem in der Schrift gegründeten Wort Gottes zu weiden sich befleißigen, zu setzen und zu entsetzen haben.

Alle Priester oder zum Gottesdienste bestimmte Personen sollen den Menschen mit gutem Beispiele vorangehen, wie Christus, unser Erlöser, gethan hat. Sie sollen dagegen anständig unterhalten werden, und der Ueberfluß soll zur Unterstützung armer nothdürftiger Menschen, und zu dem gemeinen Nutzen verwendet werden.

II. Alle weltlichen Fürsten, Graven, Herren, Ritter und Edlen sollen auch reformirt werden, damit der arme Mann nicht gegen die fürstliche Freiheit so hoch von ihnen beschwert werde.

Den Geringern soll gegen die Fürsten und Herren, den Armen gegen die Reichen zu gleichen schleunigen rechtlichen Austrägen verholfen werden.

Alle, von den Fürsten an bis auf den gemeinen Adel, die von dem heiligen Reiche oder desselben Verwandten belehnt sind, sollen, Jeder nach seiner Geburt, anständig und standesmäßig dotirt werden. Dagegen sollen sie dem h. römischen Reiche getreulich vorseyn, die Gehorsamen, die Frommen, die Wittwen und Waisen beschirmen, und die Ungehorsamen und Bösen strafen.

Alle Lehensleute sollen dem römischen Kaiser oder ihren andern Lehensherrn, weltlichen Reichsfürsten, ehrlich und redlich dienen, die armen Unterthanen ohne weitere Beschwerde schützen und schirmen, und Jedermann zu Recht hülflich und räthlich seyn, auf daß sich Niemand beklage, er könne kein Recht finden.

Alle Fürsten, Graven, Ritter, Edle und Knechte, sie mögen vom Reiche und Reichsfürsten belehnt seyn oder nicht, sollen sich göttlich, christlich, brüderlich und ehrlich halten, daß Niemand durch sie unbilliger Weise beschwert werde. Sie sollen auch das göttliche Wort und Recht vor aller Gewalt getreulich und nach all' ihrem Vermögen helfen schützen, schirmen und handhaben, damit es nicht mit Gewalt zerstört werde, wie hiervor geschehen.

III. Alle Städte, Communen und Gemeinden im h. Reiche, keine ausgenommen, sollen zu göttlichen und natürlichen Rechten nach christlicher Freiheit reformirt und bestätigt werden.

pläne helfen; wenn die Bauernhaufen im Feld wild und ungeregelt sich selbst überlassen blieben, und in dem unvermeidlichen, bald bevorstehenden

---

Wider die neue Reformation soll Niemand alte oder neue menschliche Erdichtung einführen, damit der Eigennutz unterdrückt, dem Armen wie dem Reichen geholfen, auch brüderliche Einigkeit erhalten werde.

Alle Bodenzinse sollen mit dem zwanzigfachen Betrage, also 1 Pfenning mit 20, abgelöst werden.

Den Kaufleuten soll die Straße gesichert, und eine neue Ordnung gemacht werden, wie sie jede Waare geben sollen, damit man sich im Kaufe darnach richten könne, und der gemeine Nutzen gefördert und gemehrt werde.

IV. Alle Doktoren, sie mögen geistlichen oder weltlichen Standes sein, sollen in keines Fürsten Rath, auch an keinem Gericht sitzen, zu reden, zu rathen oder zu handeln gelitten, sondern ganz abgeschafft werden, auf daß dieselben sich von Menschengesetzen auf die göttliche Schrift legen, und als geschickte Personen zum Predigen berufen werden; denn es werden viele Personen durch ihre Verzögerungen und Ausflüchte verderbt.

Damit das kaiserliche Recht dennoch nicht unterdrückt werde, sollten auf jeder anerkannten hohen Schule oder Universität drei Doktoren der kaiserlichen Rechte beibehalten oder angestellt werden. Wenn Fürsten oder andere Gerichte sich bei ihnen Raths erholen, so sollen sie ihnen gemeinschaftlich in Monatsfrist getreuen, in den Rechten gegründeten Rath geben, damit einem Jeden möglichst bald zu Recht geholfen werde.

Weil die Doktoren nicht Erbdiener des Rechts, sondern besoldete Knechte sind, die um ihres eigenen Nutzens willen lange aufhalten und langsam zu Ende rathen oder dienen, sollen sie an keinem Gericht sitzen, Urtheil zu machen oder auszusprechen.

Weil öffentlich am Tage liegt, daß die Doktoren zwei Parteien oft zehn Jahre, auch mehr und weniger um ihres Eigennutzes willen herumziehen, weßwegen sie Stiefväter und nicht rechte Erben des Rechts genannt werden können, sollen sie alle bei keinem Gericht gebraucht oder gelassen werden.

Wenn aber eine Herrschaft oder Stadt je einen oder mehr Doktoren haben wollte, so soll derselbe in keinen Rath gesetzt, sondern allein in Rathschlägen gebraucht werden. Den Richtern steht es dann immer noch frei, den gegebenen Rath zu mehren, zu mindern oder zu befolgen.

V. Es wäre gut, wenn kein Geweihter, er sei hohen oder niedern Standes, zu des Reichs Rath, oder zu anderer weltlichen Fürsten, Herren oder Communen Rath beigezogen oder gebraucht würde.

Denn durch der Welt Weisheit und Brauch werden sie verfinstert im Geiste Gottes, werden auch träge und versäumen den Dienst Gottes; und es ist sehr zu besorgen, die weltliche Ehre möchte sie verführen, daß sie dadurch die Gnade Gottes, wenn sie die hätten, auch verlören.

Kein Geweihter oder Gesalbter soll in ein weltliches Amt gesetzt, dazu benutzt oder gebraucht werden; denn weltliche Ehre und Geiz verhindert sie am Dienste Gottes, wie öffentlich am Tage liegt.

Kein Geweihter oder Gesalbter soll zu einem Rathe, Gerichte oder weltlichen Sachen gezogen oder genommen werden; denn dadurch sind sie zu Herren, und die Weltlichen von hohen und niedern Ständen zu Knechten geworden. Es sind auch Edle und Unedle durch die Mönche ausgesogen und zu Gästen ihres Guts gemacht worden, welches billiger auf sie, als auf die Mönche geerbt haben sollte.

Zu dem Rathe der Geistlichen wird nie ein weltlicher zugezogen, sie aber sind in allen weltlichen Räthen die vornehmsten und obersten gewesen. Dadurch und durch ihre List und Betrügerei sind Viele zum Verderben des Leibes, der Seele und des Guts gebracht und verführt worden. Denn was uns Sünde ist, ist ihnen recht gewesen, und was ihnen unrecht und verboten ist, z. B. Eheweiber zu nehmen, ist uns recht gewesen.

Kampf mit dem Heere des schwäbischen Bundes aufgerieben werden mußten?

VI. Es wäre gut, wenn alle weltlichen Rechte im Reich, die bisher gebraucht worden sind, abgeschafft und aufgehoben würden, und das göttliche und natürliche Recht, wie hievor und hernach bemerkt wird, eingeführt würde. Dadurch hätte der Arme so viel Zugang zum Recht, als der Höchste und Reichste.

Das kaiserliche Kammergericht im h. Reiche deutscher Nation soll besetzt werden mit sechszehn rechtschaffenen, unbescholtenen Männern, nämlich zwei von Fürsten, zwei von Graven und Herrn, zwei von der Ritterschaft, drei von Reichsstädten, drei von allen Fürstenstädten im Reiche, vier von allen Communen im Reiche; die sollen einen Kammerrichter im Reiche aus dem Graven- oder Herrenstande zu erwählen haben. Aus solchen sechszehn Personen sollen der Kläger und der Beklagte jeder einen Redner und einen Rathgeber erwählen und nehmen, der ihnen ihre Sache verhandle. Die Personen, die zu diesem Kammergericht genommen werden, sollen vorher wenigstens 9 Jahre bei Gericht gesessen und gebraucht worden sein.

Nach dem Kammergericht sollen im h. Reiche vier Hofgerichte errichtet werden, jedes auch mit sechszehn Personen besetzt, nämlich von Fürsten, Graven und Herren drei, von Rittern und Knechten drei, von den Reichsstädten drei, von den Fürstenstädten drei, von allen Communen im Reiche vier; die sollen auch alle mit einander einen Herrn zu ihrem Hofrichter erwählen. Aus ihnen sollen die Parteien ebenfalls Redner und Rathgeber nehmen, und solche Personen sollen ehrbar, und vorher zu Rath und Gericht gesessen sein.

Unter den vier Hofgerichten sollen sein sechszehn Landgerichte, je vier einem Hofgerichte untergeordnet, und jedes mit sechszehn Personen besetzt, nämlich vier von Fürsten, Graven und Herren, vier von Rittern und Knechten, vier von allen Städten und vier von allen Communen. Jedes soll einen rittermäßigen Mann zum Landrichter wählen, und es soll obgeschriebener Maßen gehalten werden.

Unter den sechszehn Landgerichten sollen sein vierundsechszig Freigerichte, je vier einem Landgerichte untergeordnet, und jedes ebenfalls mit sechszehn Personen besetzt, nämlich vier von den Reichsstädten, vier von dem Adel, vier von den Fürstenstädten und vier von allen Communen. Ein jedes soll einen vom Adel zum Freirichter erwählen, und es soll obgeschriebener Maßen gehalten werden, doch dem Stadtgericht und gemeinen Landschaften unschädlich.

Von Stadt- und Dorfgerichten mag appellirt werden an das nächste Freigericht, doch nicht unter 10 Gulden, es betreffe denn Ehre oder Erbtheil.

Von den Freigerichten mag appellirt werden an das nächste Landgericht, doch nicht unter 100 Gulden.

Von dem Landgericht mag appellirt werden an das nächste Hofgericht, doch nicht unter 1000 Gulden.

Von dem Hofgericht mag appellirt werden an das Kammergericht, doch nicht unter 10,000 Gulden.

VII. Es wäre gut, wenn alle Zölle, Geleit, Umgeld, Aufschläge, Steuer und Beschwerden, die bisher allenthalben im Gebrauch waren, abgeschafft würden, ausgenommen, was als nothwendig anerkannt würde, damit der Eigennutz den gemeinen Nutzen nicht beschwerde.

Es sind so viele Zölle bei geistlichen und weltlichen Fürsten, Graven, Herren, Rittern, Edeln, Prälaten, Mönchen und Städten aufgekommen, daß dadurch alle Kaufmannshändel beschwert werden, und der gemeine Mann alle Waaren desto theurer kaufen muß.

Die zur Beförderung des allgemeinen Nutzens, zur Erhaltung der Brücken, Wege und

Georg Truchseß von Waldenburg hatte inzwischen den Aufruhr im Allgäu und am Bodensee mit blutiger Strenge wirklich gedämpft, und

---

Stege nothwendigen Zölle sollen gegeben werden, und was übrig bleibt, zum gemeinen Nutzen hinterlegt werden.

VIII. Alle Straßen im deutschen Reiche sollen frei und ohne Zwang gehalten werden; Niemand soll gezwungen sein, Geleit zu bezahlen; denn die Fürsten und Herren tragen es dergestalt von dem römischen Reiche zu Lehen. In welches Fürsten oder Herrn Gebiet Jemand beschädigt, oder ihm das Seinige genommen wird, das soll derselbe Fürst oder Herr gänzlich bezahlen.

Alles Umgeld von Wein, Bier und Meth soll abgeschafft werden; es würde denn aus wichtigen Ursachen etwas Weniges bewilligt.

IX. Steuer, Bedeloſung oder andere Neuerungen sollen aufgehoben werden; ausgenommen, dem römischen Kaiser soll seine Steuer, die in zehn Jahren einmal kommt, vorbehalten sein.

X. Alle Münzen von Gold und Silber sollen gebrochen und in ein Korn und Gewicht gebracht werden; doch der Freiheiten und Rechte eines Jeden unbeschadet.

Alle Bergwerke, sie enthalten Gold, Silber, Queckſilber, Kupfer, Blei oder Anderes, sollen ohne Ausnahme frei sein.

Alles gefundene Gold, Silber, Blei und Kupfer soll von der Reichskammer zu einem festen Preiſe angenommen und bezahlt werden. Was von Kupfer gefunden wird, das Silber hält, das soll man nicht seigern, sondern demſelben Silber zusetzen, damit man Oertlen, Heller, oder andere dergleichen Münze machen kann. Wenn man mit dem Blei abtreibt, so findet sich das Silber selbſt, ohne besondere Mühe. Was aber von Kupfer oder Blei gefunden wird, das nicht viel Silber hielte, das mag man seigern und sonſt verkaufen.

Es sind viel neue Münzherren aufgeſtanden, wodurch die alte gute Münze verſchwunden, und geringhaltige Münze von großem Nominalwerth entſtanden iſt. Es wäre gut, wenn man derſelben Freiheit und Herkommen unterſuchte, und denen, die nicht alten rechten Grund Freiheit haben, das Münzen niederlegte. Die alten Münzherren sollen, ſo weit es nothwendig iſt, belaſſen werden, und in den Reichsmünzen, wie die angelegt werden, ihren Münzvortheil oder Schlagſatz haben. Auf die eine Seite soll der Reichsadler, auf die andere des Münzherrn Wappen geprägt werden.

Wenn zwanzig oder einundzwanzig Münzſchmieden im Reiche angelegt würden, wäre es genug; die müßten bei geſchworenem Eid und Strafe des Verbrennens ein Korn und Gewicht an Silber und Gold durch das ganze Reich münzen, damit der gemeine Mann in der Münze unbetrogen bliebe. Dieſe Münzſchmieden sollen nach Gelegenheit der Länder und Kaufmannshändel angeordnet werden. Sie sollen unter Oeſtreich, Baiern, Schwaben, Franken, Oberrheinſtrom vertheilt werden.

Keiner soll eine Münze verſchlechtern, bei der Strafe des Verbrennens, ſondern die Gold- und Silbermünzen in die beſtätigten Münzſchmieden ſchicken, wo ſie ihm nach der Satzung, oder wie jede Münze gemünzt wird, bezahlt werden soll, außer ſie wäre zu gering oder auf andere Art verfälſcht. An den Orten sollen 64 Kreuzer einen Gulden an Gold gelten. Die Heller sollen Oertlich, die Pfenninge Heller genannt werden. Die Oeſterreicher und Straßburger, die zwei Pfenninge gelten, sollen Pfenninge genannt werden, die andern neuen Silbermünzen Gulden, halbe Gulden, Orte ($^1/_4$ Gulden), und halbe Orte.

XI. Der große Nachtheil der Armen im Kaufen und Verkaufen soll bedacht, und im Reich Ein Maaß, Eine Elle, Ein Fuder, gleiches Gewicht, Eine Länge der Tücher und Barchente und aller anderen Waaren aufgerichtet werden.

Daraus folgt, daß alle Spezereien und Anderes, das nach dem Centner verkauft wird, ein gleiches Gewicht haben. Was aber von Spezerei dem Pfund nach verkauft wird, soll troyiſch Gewicht haben.

zog nun in das Herzogthum Württemberg, um auch dort die Empörung der Bauern zu bewältigen. Am 12. Mai 1525 schlug er gegen die württembergischen und Schwarzwälder Haufen, welche zu einem Heere von mehr als 25,000 Mann angewachsen waren, bei Böhlingen die entscheidende Feldschlacht. Kriegskunst und Mannszucht siegten, 6000 Bauern lagen erschlagen auf dem Wahlplatz, und alle Uebrigen entflohen: nirgends zeigte sich mehr ein Widerstand, und Württemberg, einer der

---

Was von Gold, Silber, Perlen oder dergleichen verkauft oder gekauft wird, soll mit kleinem Gewicht, wie vormals, gewährt werden.

Das Weinfuder, ein Viertel und eine Maaß sollen allenthalben gleich sein; aber die Maaß von Bier, Meth und dergleichen soll um ein Viertel größer sein.

Korn, Waizen, Erbsen, Linsen, Kichern, sollen ein Meß haben gestrichen; aber die rauhe Frucht soll mit demselben Meß gehauft gewährt werden.

Alle fetten Waaren sollen mit der Bier- oder Meth-Maaß verkauft werden; welche aber dem Centner nach verkauft werden, die soll man mit dem großen Gewicht wägen.

XII. Die großen Handelsgesellschaften sollen aufgehoben werden; denn Arme und Reiche werden dadurch, daß sie alle Waaren nach ihrem Gefallen taxiren, übervortheilt.

Wenn eine Gesellschaft zusammenlegen oder einer allein handeln wollte, so soll das Betriebs-Kapital nicht über 10,000 fl. betragen; wenn bekannt wird, daß einer mehr im Handel stecken habe, so soll das Hauptgut und die Hälfte dessen, was er über die bestimmte Summe umtreibt, für die Reichskammer eingezogen werden.

Welcher Kaufherr über die 10,000 Gulden einen Ueberschuß an Geld hat, der kann Andern, wenn er will, leihen und evangelisch helfen.

Wenn ein Kaufmann über seinen Handlungsfond einen Ueberschuß an Geld hat, so kann er es bei dem Magistrat hinterlegen und jährlich vier vom Hundert nehmen. Die Rathsherren sollen das Geld dann armen Männern gegen Versicherung leihen und fünf vom Hundert nehmen. Dadurch würden geschickte arme Männer zur besseren Betreibung ihres Gewerbes unterstützt.

Alle Geldwechslergeschäfte sollen bei schwerer Strafe verboten werden.

Es soll eine Ordnung unter den großen Hansen, die im Großen handeln, gemacht werden, damit die kleinern Kaufleut auch bleiben und ihre Nahrung bekommen möchten.

Den Krämern in Städten, die mancherlei Waaren feil haben, soll nur Eine Waare zugelassen werden.

Ferner soll auch kein geborener Adeliger in Zukunft einem geistlichen Fürsten und Prälaten mit Lehenschaft verbunden, und die von Geistlichen zu Lehen gegebenen Güter sollen wieder frei sein. Wer die weltlichen Lehen sollen von den weltlichen Herren empfangen und getragen werden, wie sich gebührt, ohne Beschwerde der Träger. Die Lehensherren sollen auch dem Lehenträger die Güter schützen und vertheidigen helfen. Wenn aber die Lehensherren sich weigerten, dieß zu thun, so sollen die Güter dem Lehenträger freieigen bleiben.

Schließlich sollen alle Bündnisse der Fürsten, Herren und Städte aufgehoben, und allein der kaiserliche Schirm und Frieden gehalten werden, ohne alles Geleit oder Beschwerde; alle deßhalben gemachten Verschreibungen sollen ungültig sein, und keine dergleichen je wieder aufgerichtet werden, bei Verlust aller Freiheiten, Lehen und Regalien.

Alle im Reich, auch Fremde aus andern Königreichen, sollen frei und sicher wandern können zu Roß, Wagen, Wasser oder zu Fuß, und zu keinem Geleit oder andern Abgaben weder von ihrem Leib noch Gut gezwungen werden, damit der arme Mann und der gemeine Nutzen seinen Fortgang habe. Amen.

Hauptherde der politischen Gährung, ging in dumpfe Ruhe über. Nun zog das rächende Bundesheer gen Weinsberg, und plünderte und verbrannte die Stadt. Alsdann erfolgte die Vereinigung der Streitkräfte Waldburgs und des Kurfürsten von der Pfalz ohnweit Neckarulm.

Inzwischen zog der helle Odenwälder und der fränkische Haufe der Bauern ordnungs-, muth- und trostlos umher, sein Schicksal ahnend, Götz von Berlichingen aber fand Gelegenheit, seine erzwungene Verbindung mit den unlenksamen Fanatikern aufzugeben. Bei Königshofen traf endlich das vereinigte Heer der Fürsten auf jene revolutionären Streitkräfte, die Schlacht begann und endigte wie jene bei Böhlingen. Mehrere Tausend Bauern wurden getödtet, und die Uebrigen zerstreuten sich. Eine starke Schaar, welche von Würzburg aus der Mannschaft bei Königshofen zu Hülfe gesendet worden war, wurde in der Gegend von Sulzdorf durch die Waldburgischen Reiter angegriffen und ebenfalls vollständig geschlagen. Am 7. Juni 1525 rückten die Sieger in Würzburg ein, und von dort, verstärkt durch Zuzüge des Markgrafen von Brandenburg, in das Bambergische. Allenthalben in Franken und Schwaben wurde der Aufstand der Bauern erdrückt, und da ein Gleiches im Elsaß durch den Herzog von Lothringen geschehen war, so hatte die große politische Bewegung in Oberdeutschland erfolglos geendet.

Wenn es auch nicht übermäßige materielle Bedrückung, wenn es gerade nicht Noth und Elend waren, welche die Landleute zur Ergreifung der Waffen bestimmten, so hätten weise Staatsmänner oder Regierungshäupter aus dem ungeheuern Ereigniß gleichwohl gewisse Lehren abziehen sollen. In mancher Beziehung waren die Beschwerden der Bauern gerecht, nach mehr als einem Gesichtspunkte ihre reformatorischen Verfassungs-Entwürfe sehr verständig und zweckmäßig. Was ihnen nicht vergönnt war, auszuführen, hätten darum wohlwollende Regierungen nunmehr aus eigenem Antrieb in's Werk setzen, die Vorschläge der politischen Reformer, so weit sie ersprießlich waren, jetzt ihrerseits bereitwillig einführen sollen. Doch von einer solchen einsichtsvollen Politik wollten die Fürsten nichts wissen. Eine zweite Pflicht der Machthaber nach der Dämpfung des Aufruhrs war Milde gegen die Besiegten, Mäßigung in der wiedererrungenen Gewalt. Hatten die Bauern auch nicht überall Recht, so waren ihre Forderungen doch zuweilen sehr billig, und vergingen sie sich auch bis zur blutigen Rachsucht, zum greuelvollen Plündern und Brennen, so durften weise Regierungen gleichwohl die Rohheit der Rachsucht nicht nachahmen, also unbeschadet des richterlichen Ernstes die Repressions-Maaßregeln nicht übertreiben. Leider geschah aber auch dieß; denn Folter und Henkersbeil wütheten auf eine Weise, welche mit der Nothwendigkeit sich nicht mehr entschuldigen ließ.

Vierzehntes Hauptstück.

Ausbruch der politischen Gährung in Sachsen.

(Das Jahr 1525.)

Thomas Müntzer hatte sich im Jahr 1525 von Waldshut in Oberdeutschland wieder nach Sachsen gewendet, und zu Mühlhausen in Thüringen seinen Aufenthalt genommen. Es ging schon ein Jahr vorher das Gerücht, daß derselbe in jener Stadt sich niederlassen wolle, und Dr. Martin Luther erließ deßhalb ein Schreiben an den Rath und die Gemeinde, sich vor Thomas zu hüten. Letzterer hatte jedoch während seines Aufenthaltes in Alstett so viele Verbindungen in Mühlhausen angeknüpft und später so eifrig unterhalten, daß er bei seiner Zurückkehr nach Sachsen von der Gemeinde in Mühlhausen wirklich zu ihrem Prediger erwählt wurde. Der Rath der Stadt wollte die Warnung Luthers zwar beachten, und Müntzer nicht als Prediger anerkennen; allein auf Anstiften des Schwärmers empörte sich das Volk, entsetzte den Rath, und jagte einen Theil desselben aus der Stadt. An die Stelle der vertriebenen Verwaltung ward eine neue aus Anhängern der Gütergemeinschaft eingesetzt, und von ihr Müntzer nicht nur als Prediger bestätiget, sondern auch zum Oberhaupt der städtischen Regierung ernannt. Thomas verband sich jetzt mit einem zweiten Fanatiker, dem schon erwähnten Prediger Pfeiffer, einem gewesenen Mönch, und führte sofort in Mühlhausen das Reich Gottes und die Gütergemeinschaft ein. Müntzer saß in der heiligen Gemeinde als der Vertraute des Herrn zu Gericht, und gab seine Richtersprüche nicht nach dem einfältigen Menschenverstand, sondern nach unmittelbarer Offenbarung Gottes [1]). In Mühlhausen war ein

[1]) Historia Thome Müntzers, des Anfengers der Düringischen Auffruhr, seer nützlich zu lesen. Philipp Melanchthon. Dieser Bericht, welcher in den Werken Luthers, Jenenser Ausgabe, Th. III, fol. 125 in tergo u. flgd. steht, ist eine Hauptquelle des gegenwärtigen Hauptstücks. Bezüglich auf obige Stelle im Text heißt es in jener Erzählung: Vnd das

reiches Stift der Johanniter mit großen Einkünften, im Johanniterhofe setzte sich denn Thomas ein: gleichzeitig erging an die Reichen der Befehl, ihr Vermögen mit dem Volke zu theilen, und wer es gutwillig nicht herausgeben wollte, dem wurde es mit Gewalt abgenommen [2]). Dem niedern Volk gefiel diese neue Einrichtung sehr wohl: denn es stellte sofort alle Arbeit ein, und wer Kleider oder Nahrung bedürftig war, wandte sich nur an den Propheten Thomas, als Verwalter des gemeinschaftlichen Vermögens. Der Ruf von der Glückseligkeit in Mühlhausen verbreitete sich bald in der Nachbarschaft, und das Landvolk strömte massenweise nach der Stadt, um reich zu werden [3]).

Alsdann erließ Münzer Aufforderungen an die Bergleute im Mansfeldischen zur Vertreibung der Fürsten [4]); Pfeiffer hingegen rückte mit bewaffneten Schaaren gegen Eisfeld und plünderte Schlösser wie Kirchen. Da er mit großer Beute zurückkehrte, so ward die Habgier der fanatisirten Massen immer größer. Von dem guten Erfolg angelockt, brachen nun auch die Bauern von Frankenhausen im Gebiete der Grafen von Mansfeld und Stollberg ein, und plünderten verschiedene Schlösser aus.

---

er (Thomas Müntzer) in allen Spiesen were, Gieng er auch mit zu Raht, Vnd gab für, Recht zu sprechen mus durch offenbarung von Gott, vnd durch die Bibel geschehen. Also was im gefiel, sprach man zu Recht, Vnd man hielts also sonderlich Gottes befehl.

2) Er leeret auch, das alle Güter gemein solten sein, wie in Actis Apostolorum geschrieben stehet, Das sie die Güter zusamen gethan haben. Damit macht er den Pöfel so mutwillig, das sie nicht mehr arbeiten wolten, sondern wo ein Korn oder Tuch von nöten war, ging er zu eim reichen, wo er wolt, fodderts aus Christlichem rechten, denn Christus wolt, man solte teilen mit den dürfftigen, Wo denn ein reicher nicht willig gab, was man foddert, name man es jme mit gewalt. Dis geschahe von vielen, Auch theten es die, so bey Thoma woneten im Johaniter hofe. Solchen mutwillen treib Thomas, vnt mehret teglich, Vnd drewet allen Fürsten in der Nachbarschafft, das er sie wolt demütigen.

3) Das treib er fast ein Jar lang, bis in das M.D.XXV. jar, da die Bawrschafft in Schwaben und Francken sich erregt.

Da meinet Thomas er wolt das stündlin treffen, Die Fürsten weren erschrocken, der Adel verjagt, die Bawren würden das Feld behaupten, Vnd wolt auch im Spiel sein, vnd sein Reformation anfahen, Vnd liesse sich hören in predigen, die zeit were komen, Er wolt schier zu feld ziehen, gos Büchsen im Parfüsser Chor, Es lieffen auch das Landvolck mit hauffen gen Mülhausen, wolten alle Reich werden.

4) Darauf schries er dem Berckvolck zu Mansfeld ein seer Teufelischen Brieff, Das sie sollten auff die Fürsten schlahen wie auff den Ambos Nimroth, Binck, Banck. [Historia Thome Müntzers ꝛc. Siehe oben Anm. 1.]

Der Brief Müntzers an die Mansfeldischen Bergleute, dessen in der Berichterstattung hier gedacht wird, lautete also: „Lasset euer Schwert nicht kalt werden von Blut, schmiedet Binkepank auf dem Ambos Nimrod, werft ihm den Thurm zu Boden: es ist nicht möglich, weil sie leben (die Fürsten), daß ihr der menschlichen Furcht sollt los werden. Man kann euch von Gott nichts sagen, dieweil sie über euch regieren. Dran, dran, dran! Gott geht euch vor, folget!

Thomas Müntzer mit dem Schwert Gideonis.“
[Walch Th. XVI, Sp. 150.]

Während diese Vorfälle den Zorn Dr. Martin Luthers auf das heftigste aufregten, trafen auch die Nachrichten aus Schwaben und Franken in Sachsen ein, daß die Bauern dortselbst zur Durchführung ihrer zwölf Artikel die Waffen ergriffen haben, und über 40,000 Mann stark zu Felde lagen. Brachte schon solche Botschaft großen Schrecken hervor, so verbreiteten die Gerüchte von dem Brennen, dem Plündern und der blutigen Rachsucht der Bauern, welche natürlich noch übertrieben sein mochten, vollends Entsetzen. Luther insbesondre wurde sichtbar ergriffen, ihm schrieben böswillige Feinde die Ursache des Unheils zu, sein klärer Blick zeigte ihm die schreckliche Gefahr der Ereignisse für die Reformation, und er erhob darum jetzt seine Stimme mit glühender Leidenschaft und niederschmetternder Stärke gegen die Fanatiker. In der Schrift wider die räuberischen und mörderischen Bauern ergoß er seine volle Entrüstung über Thomas Müntzer und andere Verführer des Volkes, griff aber zugleich die Landleute selbst an. „Im vorigen Büchlein," erklärte der Reformator, „durfte ich noch nicht aburtheilen, weil sich die Unzufriedenen zu Recht und bessern Unterricht erboten hatten; aber ehe ich mich umbsehe, fahren sie fort, und greiffen mit der Faust drein, rauben, toben, und thun wie die rasenden Hunde!" Dann fordert er die Behörden und alle Freunde der Ordnung zum Kampf wider die Aufrührer auf, und versprach sogar einem Jeden die Seligkeit, welcher in solchem Streite das Leben verlieren würde [5]).

Auf die Bewegung in Schwaben und Franken konnte die Schrift Luthers freilich keinen Einfluß äußern, weil dort der Aufruhr im Wesentlichen schon ohne Zuthun des Reformators besiegt worden war; dagegen brachte sie in Norddeutschland eine entscheidende Wirkung hervor. Der Kurfürst Johann und der Herzog Georg von Sachsen, der Landgraf von Hessen und der Herzog von Braunschweig rüsteten, um auch in jener Gegend die Fanatiker mit den Waffen zur Ruhe zu verweisen. Thomas Müntzer, in der Meinung, daß ganz Sachsen und Thüringen zum Aufstand reif sei, und in der Hoffnung, daß die fränkischen Bauern näher gegen Thüringen vorrücken würden, zog mit 300 Mann von Mühlhausen nach Frankenhausen, dem Hauptsitz der unzufriedenen Landleute. Mittlerweile hatten die Bauern in der Grafschaft Mansfeld zu den Waffen gegriffen, und ihre Standesgenossen in der Umgegend folgten dem Beispiel. Schon wollte Müntzer dieß benützen, um von Frankenhausen aufzubrechen, und alles Land in revolutionären Zustand zu versetzen, als der Stand

[5]) Luther wider die reubischen und mordischen Bawren [L. W. Jen. Ausg. fol. 125 in tergo]: Darumb lieben Herrn, löset hie, rettet hie, helffet hie, erbarmet euch der armen Leute, Steche, schlahe, würge hie, wer da kann. Bleibestu darüber tod, wol dir, Seliglichern Tod kanstu nimermehr vberkomen, Denn du stirbst in gehorsam göttliches Worts vnd befehls Roma. 13., vnd im dienst der liebe deinen Nechsten zu retten aus der Hellen vnd Teufels banden.

der Sache sich plötzlich änderte. Graf Albrecht von Mansfeld hatte sich nämlich durch die Empörung seiner Bauern nicht einschüchtern lassen, sondern mit 60 Pferden den Aufstand angegriffen. Da er vollkommen siegreich ward, und 200 Bauern tödtete, so geriethen die Anhänger Müntzers in Frankenhausen so sehr in Schrecken, daß sie den beschlossenen Aufbruch unterließen, und vorerst den Aufstand des Landvolks in Masse abwarten wollten. Dadurch erhielten der Kurfürst und der Herzog Georg von Sachsen, der Landgraf von Hessen und der Herzog Heinrich von Braunschweig Zeit, ihre Rüstungen zu vollenden, und so rückten sie denn mit ihren Reisigen gen Frankenhausen an. Die Fürsten hatten nur 1500 Reiter und wenig Fußvolk, während die Bauern 8000 Mann zählten; dafür fehlte es den letztern an Reiterei, Waffen-Uebung, und sogar an einem geschickten Anführer. Um sich gegen die feindliche Reiterei einigermaßen zu schützen, führte das Landvolk eine Wagenburg um sich auf.

Sachkenner bemerkten auf den ersten Blick, daß die zusammengerotteten Bauern der Vertheidigung gegen eine geregelte Waffenmacht gänzlich unfähig seien; die Fürsten versuchten darum vor dem Angriff erst die Güte, und ermahnten durch einen Abgeordneten zur Niederlegung der Waffen und Auslieferung der Rädelsführer. Ueber die Bauern hatte sich augenscheinlich Furcht verbreitet, und sie waren daher einem Vergleich nicht abgeneigt: da ergriff jedoch Thomas Münzer das Wort, und suchte durch seine Rede das Vertrauen seiner Anhänger wieder zu beleben. Zuerst schilderte er die Verschwendung, die Tyrannei, sowie die Unfähigkeit der Fürsten zu einer rechten Staatsverwaltung, und damit verband er die Aufforderung, eine so untüchtige Obrigkeit zu vertilgen [6]). Anbelangend die schlechte Rüstung und Kampffähigkeit des Landvolkes verwies er auf die Macht Gottes, der auch den Ungeübten den Sieg verleihen könne [7]).

6) Was sind aber die Fürsten? Sie sind nichts den Tyrannen, schinden die Leute, unser Blut vnd schweis verthun sie mit hoffieren, mit vnnützem pracht, mit Huren vnd Buben. Es hat Gott geboten in Deuteronomio, Es sol der König nicht viel Pferd bei sich haben, vnd ein grossen Pracht füren, Auch sol ein König das Gesetzbuch in henden teglich haben.

Was thun aber vnsere Fürsten? Sie nemen sich des Regiments nicht an, Hören die armen Leute nicht, sprechen nicht Recht, Halten die Straßen nicht rein, Wehren nicht Mord und Raub, Straffen kein frevel vnd mutwille, Verteidingen nicht Widwen und Waisen, Helffen nicht den armen zu Recht, Schaffen nicht das die Jungen recht erzogen würden zu guten sitten, Fördern nicht Gottesdienst, so doch vmb solcher vrsach willen Gott Oberkeit eingesetzt hat, Sondern verderben allein die Armen je mehr vnd mehr mit newen beschweerden. Brauchen jre macht nicht zu erhaltung Friedens, sondern zu eigenem troh, Das je einer seinem Nachbarn starck genug sey, Verderben Land vnd Leute mit vnnöthigen Kriegen, rauben, brennen, morden, Das sind die Fürstlichen Tugend, damit sie jtzund vmbgehen. Jr. solt nicht gedencken, das Gott lenger solchs leiden wolle, Denn wie er die Cananeos vertilget hat, so wird er auch diese Fürsten vertilgen.

7) Es ist nicht wunder, das Gott wenigen vnd vngerüsten Leuten Sieg gebe, wider viel tausent, Denn Gedeon mit wenig Leuten, Jonathan mit seim einigen Knaben viel tausent geschlegen haben, Dauid vngerüst den grossen Goliat vmbbracht.

Nachdem diese rhetorische Figur mit Hinweisung auf Bibelstellen unterstützt worden war, betheuerte Müntzer die Unterstützung Gottes: denn er habe von dem Herrn selbst mündlich den Auftrag erhalten, alle Stände zu reformiren [8]).

Dieser unglückselige Wahn der Verrücktheit gereichte zum Verderben der irre geleiteten Landleute: denn sie glaubten ihrem schwachen Propheten, und ein Zufall diente noch dazu, diese in ihrer Vollendung zu bestärken. Ihre Fahne war nämlich mit einem Regenbogen bemalt, dem Sinnbild, daß auf trübe Zeiten bessere kommen sollen. Während nun Müntzer sprach und so bestimmt den Beistand Gottes zusicherte, zeigte sich ein Regenbogen am Himmel. Dieß hielten die fanatisirten Bauern für ein Zeichen Gottes, und nun glaubten sie steif und fest, daß sie durch ein Wunder den Sieg über die Fürsten erlangen würden. Der Antrag der letztern wurde also zurückgewiesen. Jetzt hielt der Landgraf von Hessen eine Anrede an die vereinigte Kriegsmacht der Fürsten, um sie zur Tapferkeit anzuspornen. Er bemerkte zuerst, daß man die Güte mit den Aufrührern versucht, doch kein Gehör gefunden habe: deßhalb müsse das Schwert gebraucht werden [9]). Der Landgraf entwickelte sodann, daß das Landvolk keineswegs übermäßig mit Abgaben beschwert sei, und daß dasselbe vielmehr bei geringem Zins im Zustand einer gewissen Wohlhabenheit sich befinde [10]). Auch die Vorwürfe über Vernachlässigung der öffentlichen Sicherheit, der Rechtspflege u. s. w. erklärte der Fürst von Hessen für grundlos [11]). „Wenn aber auch die Obrigkeit sich Fehler zu Schulden kommen lasse," lautete der Schluß der Rede, „so stehe es dem Volke dennoch nicht zu, durch Aufruhr eigenmächtig sich Abhülfe zu ver-

---

8) Darüber weis ich gewislich, Das Gott vns helffen wird, vnd vns Sieg geben, Denn er hat mir mündlich solchs zugesagt vnd befohlen, Das ich alle Stende sol reformiren.

9) Lieben Freunde, Ihr sehet die armen Leute für euch, wider die jr gefürt seid, jrem vngehorsam vnd freuel zu wehren. Nu hat die Fürsten erbarmet jres Elendes, Vnd haben wir mit jnen lassen handeln, das sie abzügen, sich ergeben, vnd die Heuptleute verantworten. Auff solchs geben sie kein Antwort, vnd rüsten sich zu schlahen, so foddert es die grosse not dagegen, das wir vns wehren. Drums vermane ich euch, das jr sie ritterlich angreifft, vnd den trewlosen Böswichtern vnd Mördern wehret.

10) Aber jedermann acht sein beschwerden am gröbsten, Was dagegen ander Leute leiden, will niemand ermessen. Die Bawren geben geringe Zins, darumb sitzen sie sicher, mügen Weib vnd Kind erneeren, mügen Kinder zu Zucht vnd Ehre erziehen. Solch sicherheit zu vnterhalten, werden jre Zins angelegt, Sag mir, wem kompt der gröbste nutz daraus? Den Vnterthanen, Darumb sind jre Klagen nichtig.

11) Denn es ist je erdicht vnd erlogen, das wir nicht gemeinen Landfriedens halten, das wir nicht die Gericht bestellen, Mord vnd rauberey in Leudern nicht wehren, Denn wir nach vnserm vermögen, geuliessen sind friedlich Regiment zu erhalten. Nu ist je gering die Bürde, die die Vnterthan an Gelt oder Zins tragen, gegen der Sorge vnd mühe die wir tragen.

schaffen“ [12]). Man sieht, daß die Theorie Luthers gewirkt hatte, und namentlich mit großer Klarheit und Wohlgefälligkeit in den Geist der Großen übergegangen war.

Als der Landgraf gesprochen hatte, wurde durch die Trommeten das Zeichen zum Angriff gegeben. Eine Salve der Geschütze eröffnete den Kampf, und ihr folgte das Einhauen der Reiter; aber die erleuchteten Bauern und ihr angehauchter oder inspirirter Prophet stimmten statt der Gegenwehr eine Hymne an, und riefen die Hülfe des heiligen Geistes herbei [13]). Thomas Müntzer war also wirklich so albern, daß er den Angriff der fürstlichen Waffengewalt bloß mit Wundern zurückzuschlagen hoffte. Sein schwacher Verstand muß allerdings Mitleiden einflößen; allein auf der andern Seite fällt es ungemein schmerzlich, daß dadurch so viele Menschen in's Elend gestürzt wurden. Thomas hatte die Gegner noch dadurch sehr gereizt, daß er einen Jüngling von Adel, den einzigen Sohn eines Greises, welcher der Unterhandlung oder der Ueberredung wegen in das Lager der Bauern gekommen war, gegen den Kriegsgebrauch niederstoßen ließ [14]). Auch die Reisigen der Fürsten wurden daher von Zorn entbrannt, und richteten ein furchtbares Blutbad an. Von Seite der Bauern dachte Niemand an Gegenwehr; als die fürstlichen Reiter die Wagenburg durchbrochen hatten, so ergriff der ganze Haufe vielmehr die Flucht. Erst am Fuß des Berges, auf dessen Höhe das Lager der Landleute sich befand, leistete eine kleine Schaar derselben den Gegnern Widerstand; allein sie wurde sogleich vernichtet.

Leider wußten auch hier die Fürsten die Pflichten der Menschlichkeit gegen den Ueberwundenen nicht gebührend zu beachten. Die Bauern dachten an nichts mehr, als durch eilige Flucht ihr Leben zu retten; aber obgleich sie gar keinen Versuch zur Vertheidigung machten, und in keiner Weise mehr gefährlich waren, so wurden doch an 5000 Mann nieder-

---

12) Ich rede solchs nicht darumb, daß ich mich als ein Fürst schmücke, Vnd der Bawren sache arg mache, Sondern es ist die gantze warheit. Ich weis wol, daß wir offt strefflich sind. Denn wir Menschen sind, vnd vns offt vergreiffen, Dennoch sol man darumb nicht Auffruhr anrichten. Es gebeut Gott Oberkeit zu ehren.

Sie klagen aber, daß man jn nicht gestatten wolle das Euangelium zu hören, Dennoch sol man darumb nicht Auffruhr anrichten. Denn wie Christus Petro verboten hat zu fechten, So sol ein jeder, was er gleubt, verantworten für sich selbs, Wil jn Oberkeit darob tödten, sol es leiden, vnd sol nicht zum Schwert greiffen, vnd ander Leute erregen, jn mit gewelt zu retten. Christus hat vber Petro, da er fechten wolt, ein schrecklich Vrteil gefellet, Das er des todes schüldig sei, Wer das Schwert nimpt, sol mit dem Schwert vmbkomen, spricht Christus, Vnd hat sich selbs ans Creutz hencken lassen. Also ist Auffruhr wider das Gebot vnd Exempel Christi.

13) Die armen Leute aber stunden da vnd sungen, Nu bitten wir den heiligen Geist, gleich als weren sie wahnsinnig, schickten sich weder zur wehr noch zur Flucht, Viel auch trösten sich der grossen zusag Thome, das Gott hülff vom Himel erzeigen würde, Dieweil Thomas gesagt hette, Er wolt alle schüsse in die Ermel fassen.

14) Historia Thome Müntzer ꝛc. fol. 129 in tergo.

gemacht. Man hatte damals selbst im Volk eine hohe Meinung von den Tugenden der sächsischen Fürsten, und bei dem Aufstand in Franken war die Rede davon, ob man sich nicht in den Schutz derselben begeben wolle; indessen bei der thüringischen Empörung bewährten sie jene Eigenschaften keineswegs. Auch nach der Zerstreuung der Bauern wurde eine Verfolgung eingeleitet, welche das rechte Maaß der Strenge bei weitem überschritt, und zur Grausamkeit ausartete. Nach der Besetzung des Fleckens Frankenhausen machten die Fürsten 300 Gefangene, und diese wurden sämmtlich enthauptet. Es wurde also nicht im mindesten berücksichtiget, daß die unglücklichen Landleute nur Verführte und Geistesverwirrte waren, deren Zurechnungs-Fähigkeit sogar in Zweifel gezogen werden konnte.

Der Anstifter des Jammers, Thomas Müntzer, mußte den Kelch der Leiden in seiner ganzen Bitterkeit kosten. Es war ihm gelungen, zu entfliehen, und in Frankenhausen sich zu verbergen. Durch Zufall ward er aber im Bett entdeckt, und gefangen genommen. Man führte ihn gebunden nach dem Mansfeldischen Schloß Heldrungen, und unterwarf ihn dort einer harten Behandlung. Anfangs bestand Thomas auf der Rechtmäßigkeit seiner Handlungen; als man jedoch die Martern der Folter furchtbar steigerte, bereute er scheinbar oder aufrichtig seine Unternehmungen. Der Schmerz preßte ihm selbst die Namhaftmachung seiner Verbündeten in Alstett und Mühlhausen ab. Auch das Geständniß wurde abgelegt, daß man die Gleichheit aller Christen einführen und alle Fürsten, welche widerstehen, vertreiben oder ermorden wolle [15]). Thomas Müntzer ward übrigens mit seinem Genossen Pfeiffer ebenfalls enthauptet. Vor der Hinrichtung schrieb er noch einen Brief an den Rath und die Gemeinde Mühlhausen, worin er von weiterer Empörung abmahnte [16]). Härter als der Tod durch Henkershand mag dem unglücklichen Mann das Bewußtsein gewesen sein, daß der Glaube an großen Beruf, die tiefe

---

15) Müntzer erwähnte auch seines Aufenthalts in Oberdeutschland, und bemerkte darüber folgendes: Im Elegkaw vnd Hegaw bey Basel, hat er etliche Artikel, wie man herrschen sol, aus dem Euangelio angeben, Daraus fürder andere Artikel gemacht, Hetten jn gern zu sich genomen, habe aber jnen gedanckt, Habe Empörung nicht gemacht, sondern sind bereit zuvor auffgestanden gewest. Ecolampadius vnd Hugefeldus haben jn des Orts geweiset zu predigen zum Volcke, Da er denn geprediget, das, wo vngleubige Regenten, da were auch vngleubig Volck, das daselbs ein Rechtfertigung werden solt. Die Brieue so jm dieselbigen geschrieben, habe sein Weib bei sich in einem Sack.

16) Helfft ja rahten mit vleis meinem Weibe, vnd fliehet zum letzten das Blutuergiessen, dafür ich euch itzunder trewlich warnen wil, Denn ich weis, das ewer der mehrer teil in Mülhausen dieser auffrührischen Empörung nicht anhengig gewest, sondern das allzeit gerne gewehret vnd fürkomen, damit je derselbigen vnschüldigen nicht auch in Beschwerung, als etlichen zu Franckenhausen geschehen, komen dürffen. Wolt euch ja der Versamlung vnd empörung nicht anhengig machen, Sondern gnad bey den Fürsten (wie ich verhoff, jhr Fürstlich Gemüte werden euch Gnade erzeigen) ansuchen.

Ueberzeugung, mit Gott selbst in unmittelbarer Verbindung zu stehen, und als Werkzeug desselben im entscheidenden Augenblick durch ein Wunder Beistand der Allmacht zu erhalten, daß, sage ich, solches feste Vertrauen eitel Schein, Trug und Täuschung war. Es ist eines der größten Unvollkommenheiten und Uebel des Lebens, daß es eben so gut eine falsche Begeisterung gibt, als eine wahre, eben so wohl eine trügerische Ueberzeugung, wie die rechte, und daß beide nicht weniger tief und aufrichtig sein können, als ihr Gegensatz.

Mit der Bewältigung des Bauern-Aufstandes in Thüringen war die politische Bewegung des Reformations-Zeitalters vollständig abgeschlossen, die Ruhe kehrte allenthalben zurück, und es war von bildungskräftigen Ideen in staatlicher Beziehung nirgends mehr die Rede.

Fünfzehntes Hauptstück.

Verhältniß der kirchlich-reformatorischen Richtung zur politischen. Nothwendiger Untergang der letztern.

Wenn je eine Erschütterung der Weltverhältnisse, als Gebot der Nothwendigkeit, aus einem innern organischen Drang hervorging, so war es das großartige Ereigniß der Kirchen-Verbesserung. Die mittelalterlichen Zustände hatten ihre vollkommene Ausprägung erlangt, was nach Maaßgabe der wirkenden Kräfte in Kunst und Wissenschaft, in Handel, Gewerben und Ackerbau, in äußerm Wohlstand und geistiger Bildung erstrebt werden konnte, war geleistet worden: die Kultur genoß die Früchte ihrer verhältnißmäßigen Entwicklung; allein nun war der Kreis der Ideen erschöpft, und der behagliche Wohlstand brachte bei dem Mangel an Selbstbeherrschung, welcher einem noch jugendlichern Alter des Völkerlebens anklebte, selbst die Sitten in Gefahr. Zugleich stand die bisherige Haupttriebfeder des gestaltenden Organismus, der heilige, religiöse Glaube, der Erschlaffung nahe, und eine höhere, stärkere Bildungskraft, die denkende Einsicht, mußte fortan zur Wirksamkeit gebracht werden. Je größer aber unter solchen Umständen die Veränderung sein mußte, welcher die Zustände Deutschlands, als dem schöpferischen Quell der Reformation, entgegen gingen, desto zuversichtlicher hätte man erwarten sollen, daß der allgemeine Umschwung der Dinge auch die Staatsverfassung ergreifen müsse. Die Zeit war ernst und groß, heftige Gährungsstoffe setzten die Geister und Gemüther in Bewegung, vielfach und gewaltig zeigte sich das Streben, in allen Theilen des Wissens zu den Tiefen zu dringen und den letzten Grund der Dinge zu erfassen: alle Fragen, welche das Menschengeschlecht in seinen wichtigsten Angelegenheiten, mithin sowohl in religiöser, als in politischer Beziehung, seit Jahrhunderten beschäftigten, traten mit neuer Kraft hervor und forderten nachdrücklich ihre endliche, entscheidende und dauernde Lösung: die Gegensätze der Meinung, welche eingeschlummert waren und durch Gleich-

gültigkeit ihre Wirkung und Bedeutung verloren hatten, bildeten sich von Neuem, der Kampf der Ueberzeugungen und der Prinzipien erwachte, alle Verhältnisse waren verschoben, verrückt: wie wenn durch ein plötzlich wirkendes Niederschlagsmittel der organische Verbindungsprozeß verändert worden wäre, stäubten die Parteien auseinander und ordneten sich in neuen, nicht geahneten Gegensätzen: alles deutete auf eine umfassende und tief eingreifende Veränderung in den Zuständen der Völker.

Darum erstreckte sich die allgemeine Gährung auch auf die Fragen der Politik, ja in dieser Beziehung schien eine durchgreifende Reform fast noch nothwendiger zu sein, als in kirchlicher. Seit Jahrhunderten war die Reichsgewalt im Sinken begriffen, und mit dem Eintritt des 16. Jahrhunderts ihre Zerrüttung so weit gekommen, daß selbst ein fähiger und wohlwollender Kaiser dem Verfall nicht im mindesten zu steuern vermochte. Dadurch wurde aber das höchste Gut der Nation, ihre Einheit, zerstört, und in Folge dieses Unglücks ihre Selbstständigkeit nach Außen gefährdet. Bis jetzt nahmen die übrigen Völker im Verhältniß zu den Deutschen noch einen sehr untergeordneten Rang ein; allein bei ihnen nahm die innere Entwicklung gerade den entgegengesetzten Gang an, indem die königliche Gewalt, also die Staatseinheit, auf Kosten der großen Adelsgeschlechter von Schritt zu Schritt eben so sehr erstarkte, als in Deutschland umgekehrt die Unabhängigkeit des hohen Adels, sohin die Reichszersplitterung, auf Kosten der kaiserlichen oder der einheitlichen Reichsgewalt, unaufhaltsam um sich griff. Dem sollte ein Ziel gesetzt, und zugleich dem öffentlichen Volksleben durch Entwicklung der verfassungsmäßigen Freiheit ein weiterer Spielraum, sowie erhöhte Fruchtbarkeit verschafft werden. In den Grundsätzen war unsere mittelalterliche Reichsverfassung vortrefflich: nur sollten solche Grundsätze jetzt richtiger durchgeführt, die Reichsstandschaft als National-Repräsentation ausgebildet, die schützenden Gesetze der persönlichen Freiheit vom Vorrecht des Adels zum Gemeingut des Volkes erhoben, und überhaupt allen schönen Prinzipien der Verfassung durch billigere Ausdehnung auf die mittlern Stände Geist und Leben eingeflößt werden. Die äußern Zustände schienen jenen wohlthätigen Reformen günstig zu sein: denn die Massen bestanden nicht mehr aus dürftigen Liten und Schalken, sondern Handel, Gewerbe und Ackerbau hatten die ehrenwerthen Stände wohlhabender und beziehungsweise unabhängiger Bürger und Bauern geschaffen. Solche Lage der Dinge machte die mittlern Stände nicht nur größerer Bildung, sondern auch der Antheilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten fähig, die politische Reform also zeitgemäß. Alle hervorragenden Männer von edlerer Art erkannten auch den Beruf der Zeit, und verlangten sehr eifrig nach der potitischen Wiedergeburt ihres Vaterlandes: die Ideen dazu waren vielfältig verbreitet, und zum Theil eben so klar, als gediegen, und doch sollte alles scheitern, Deutschland nur kirch-

lich, nicht aber staatlich reformirt werden. Es scheint dieß bei dem ersten Anblick ein seltsamer Widerspruch mit allen Bedürfnissen und Fähigkeiten der Zeit gewesen zu sein, und doch stellt sich jener Gang der Entwicklung schlechterdings als nothwendig dar, wenn man den Verhältnissen mehr auf die Tiefe zu blicken im Stande ist. Eine Untersuchung der Art wird für unsere Zeit äußerst lehrreich, und da sie als Darstellung der verborgenen Triebfedern der Ereignisse, sowie als Erläuterung derselben jedenfalls in ein Geschichtswerk gehört, so stehen wir nicht an, uns derselben in gebührender Vollständigkeit zu unterziehen.

Das religiöse Leben im Mittelalter hatte eine Beschaffenheit, welche der richtigen Auffassung zum Theil entgangen ist, und darum hegt man über die kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände jener Zeit nicht immer richtige Begriffe. Hauptcharakterzug des Volkslebens war damals allerdings der Glaube; wer aber diesen für schwärmerisch und anstreifend an Frömmelei, sowie Mysticismus halten wollte, der würde irren. Gerade umgekehrt bewegte sich der Glaube nur an der Oberfläche des Gemüths, und regte weder die Denkkraft, noch die Gefühle besonders auf. Von Seite der Kirchengewalt waren freilich viele gottesdienstliche Gebräuche angeordnet worden, um die Macht der Religion zu sichern: täglich fand daher Gottesdienst mehrere Male statt, und ein Jeder war zum Besuch verpflichtet: auch die Gebräuche bei hohen Festtagen, die Pracht des Kultus, der schöne Kirchengesang, von Musik begleitet, waren auf die Sinne berechnet, um den Glauben tief in das Gemüth einzudrücken; dessenungeachtet war nirgends von Kopfhängerei oder pietistischem Wesen die Rede. Entschlossen, das Leben auf jede Weise zu genießen, waren die Geistlichen vielmehr gegen Fröhlichkeit und sinnliche Genüsse sehr duldsam. Die Kurie selbst war damit ganz einverstanden: sie forderte zwar strenge regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes, unweigerliche Ablegung der vorgeschriebenen Beichten, und überhaupt willige Beobachtung aller religiösen Gebräuche: sie verlangte ferner buchstäbliches Nachsagen der von ihr vorgeschriebenen Glaubenssätze, und duldete in dieser Beziehung keine abweichende Ansicht, ja nicht einmal Zweifel oder Forschung. Allein in Beziehung auf den Genuß des Lebens war sie ebenfalls äußerst duldsam. Wo auch die Politik periodische Nüchternheit vorschrieb, wie zur Fastenzeit, blieb das Gebot nur bei den Worten stehen, und wurde so durchgreifend umgangen, daß durch die Menge, Auswahl und Güte der Fastenspeisen gerade diese Zeit die meisten Freuden der Tafel darbot. Gleichwohl sollte das Volk vor dem Eintritt der Fasten noch durch erhöhten Sinnengenuß entschädigt werden, und so entstanden die Lustbarkeiten des Karnevals und der Fastnacht, welche im Mittelalter eine außerordentliche Ausbildung erlangt hatten. Der religiöse Glaube, wie er damals von einer prachtvollen, majestätischen und mächtigen Kirche repräsentirt wurde, erlaubte, ja empfahl und förderte demnach entschieden

Heiterkeit und fröhlichen Lebensgenuß. Bei manchen Religions-Gesellschaften ward freilich Entbehrung und selbst Peinigung zur Pflicht gemacht; indessen dieß waren immer nur Ausnahmen von der Regel, und selbst jene Erscheinungen beweisen die Richtigkeit unsrer bisherigen Darstellung, da z. B. die Waldenser eben deßhalb entstanden, um durch Armuth und Entsagung von dem Reichthum und der Genußsucht der herrschenden Kirche sich zu unterscheiden. Ja so sehr waren Fröhlichkeit und Wohlleben der Grundzug im Charakter der mittelalterlichen Geistlichkeit, daß selbst die zum Gegentheil bestimmten Bettel-Klöster Dürftigkeit und Entbehrung nur höhnend vorgaben, der That nach aber nicht weniger genossen, als die vornehmern Konvente.

Mit der heitern Lebens-Auffassung standen nun auch die Grundsätze der Kirche über Vergebung der Sünden im Einklang. Der Pabst besaß die Macht, zu binden und zu lösen; durch ihn erlangten daher sämmtliche Beichtiger die Fähigkeit, alle Sünden zu vergeben. Zuweilen legten die Geistlichen zwar schwerere Bußen auf; doch was waren diese gegen die ewige Verdammung, von der man durch die Strafen erlöst wurde? Ueberdieß gaben Geld-Bedürfnisse der Päbste öfters Gelegenheit, durch Erkaufung von Ablaß der Sünden auf leichte Weise ledig zu werden.

Alles dieß wurde aber durch die Lehre Luthers über die Rechtfertigung wesentlich geändert. Nach solcher Theorie konnte das ewige Heil nicht durch gute Werke, keineswegs durch Fasten, oder milde Gaben, nicht durch priesterliche Sünden-Vergebung, ja nicht einmal durch tugendhaftes Leben allein, sondern nur durch den Glauben an den Erlöser Jesus Christus erworben werden. Unglücklicherweise sollte sich aber nicht Jedermann den Glauben beliebig aneignen, vielmehr derselbe nur durch Gott, und zwar den heiligen Geist verliehen werden können. Da nun alles, was diesen Glauben nicht hat, verdammt wird, so hängt die Frage, wer verdammt oder selig werden soll, ausschließend von Gott ab, ohne daß die Handlungen der Menschen, also weder Tugend noch Laster Einfluß hierauf haben können. Gott bestimmt demnach im Voraus, wer verdammt und wer selig werden soll, Freiheit des menschlichen Willens giebt es nicht, gute und böse Thaten des Menschen haben auf Seligkeit oder ewige Verdammung nicht den geringsten Einfluß. Dieß folgt logisch aus den oben angeführten Lehrsätzen. Luther spricht es aber zum Ueberfluß auch noch ausdrücklich und äußerst bestimmt aus, und zwar in seiner berühmten, wichtigen Streitschrift gegen Erasmus **de servo arbitrio**. Es ist unerläßlich, die bedeutendsten Stellen davon hier auszuheben [1]).

I.

[1]) Unsere Seligkeit steht allein auf Gottes Werk und nicht in unsern Kräften und Rath. [Luthers Werke. Walchische Ausgabe, Th. XVIII, S. 2121.]

Selbst aber bei diesen Folgen kann es noch nicht sein Bewenden haben, sondern es muß vielmehr aus der bemerkten Lehre auch der noch viel härtere Satz fließen, daß, nach der ewigen und unveränderlichen Vorherbestimmung Gottes, Menschen ewig verdammt werden, die es nicht verdient haben, und umgekehrt andere selig werden, denen ein anderes Loos gebührt hätte. Luther, welche die Folgerichtigkeit allem vorzog und sich vor keinem Satze scheute, der aus seinen Vordersätzen als

---

II.

Gott hat durch seinen unverrücklichen Rath und Willen alles vorhergesehen, und macht, schafft und wirkt durch denselben alles. Dieser Donnerschlag schlägt zu Boden den freien Willen mit allen Gründen, die dazu mögen aufgebracht werden. Gottes Art und Natur wird ewiglich nicht verändert, also auch seine Weisheit, Stärke, Vorsehung und alles, was in Gott ist. Aus dem folget also, daß es nicht zu verläugnen sei, daß alles, was wir thun, und alles, was geschieht, ob es uns wohl dünket, als geschehe es zufällig und sei veränderlich, dennoch also müsse geschehen und nicht kann anders sein. Denn Gottes Wille ist kräftig und läßt sich nicht hindern. Wenn nun der Wille sich nicht hindern läßt, noch gehindert werden kann; so kann das Werk auch nicht gehindert werden, daß es nicht sollte geschehen in Zeit, Statt, Weise, Maaß, wie Gott versehen hat und will. [L. W. Walch. Ausg. Th. XVIII, S. 2083 und 2084.]

III.

So sehen wir nun, daß nicht allein die Worte des Gesetzes wider den freien Willen sind, sondern daß auch alle Worte der göttlichen Zusagung in der Schrift denselbigen dämpfen und niederlegen, und kurzum, daß die Schrift allenthalben dem entgegen ist. [W. A. a. a. O. S. 2233.]

IV.

In Summa, wenn wir unter dem Satan, unter dem Gott dieser Welt sind, wie alle Menschen sind, die nicht Christum erkannt, noch Gottes Geist haben, so sind wir in seinen Stricken, seine Gefangene nach allem seinen Willen, so daß wir nichts anderes wollen können, als was Satan will. So aber ein Stärkerer kommt und überwindet ihn, als wenn Gott kommt und nimmt uns ihm als einen Raub; so sind wir wiederum, durch den heiligen Geist, Gottes Eigene und Gefangene (wiewohl das Gefängniß eine edle Freiheit ist) und alsdenn thun wir willig, was er will. Also ist des Menschen Wille im Mittel zwischen Gott und Satan und läffet sich führen, leiten, treiben, wie ein Pferd oder ander Thier. Nimmt ihn Gott ein und besitzet ihn, so geht er, wohin und wie Gott will, wie der 73. Psalm V. 22 sagt: ich bin wie ein Thier bei dir. Nimmt ihn der Teufel ein und besitzet ihn, so will er und geht, wie und wohin der Teufel will. Und ist nun der menschliche Wille darin nicht frei oder sein selbst mächtig, zu welchem unter den zweien er laufen und sich halten wolle, sondern die zwei Starken fechten und streiten darum, wer ihn einnehme. [L. W. a. a. O. S. 2123 und 2124.]

V.

Die Christen aber werden nicht vom freien Willen, sondern von Gottes Geist getrieben. Röm. 8. 14. Getrieben werden aber, das ist ja nicht wirken, sondern hingezogen und von einem andern hingerückt werden, wie ein Zimmermann eine Säge rücket, oder eine Axt oder Beil zum Hauen brauchet und führet. Und daß ja Niemand zweifele, daß diese Worte des Luthers seien, zählt die Diatribe (Erasmus Schrift über den freien Willen) meine Worte her, welche ich für die meinen erkenne. [Ebend. S. 2268.]

Schlußfolge nach den Regeln der Logik hervorgehen mußte, gab auch dieß ausdrücklich zu [2]).

Daß diese Folge hart sei, ja daß es sogar Schauder erregen müsse, wenn Menschen, ohne es verdient zu haben und ohne es verhindern zu können, ewig verdammt sein sollen, entging Luther keineswegs, sondern er fühlte es vielmehr sehr lebhaft und sprach es auch bestimmt aus [3]).

I.

[2]) Also verbirget nun Gott seine ewige unaussprechliche Güte und Barmherzigkeit unter ewigen Zorn, seine Gerechtigkeit unter Ungerechtigkeit. Da ist nun die höchste Staffel des Glaubens zu glauben, daß der Gott gleichwohl der gütigste sei, der so wenig selig macht, zu glauben, daß der Gott gleichwohl der gerechteste sei, dessen Wille also stehet, daß etliche müssen verdammt werden. [Ebend. A. XVIII, S. 2119 und 2120.]

II.

Denn Gottes Sohn ist darum Mensch worden, und darum gesandt in die Welt, daß er rede, schaffe, thue, leide, allen Leuten alles freundlich anbiete, was ihnen zur Seligkeit vonnöthen ist, wiewohl sich viel an ihn stoßen, welche also gelassen werden in ihren Wegen und verhärtet nach dem heimlichen Gottes Willen, und den Christum, ob er wohl locket, reizet, vermahnet, ob er viel thut, viel freundlich anbeut, nicht annehmen. Und der Christus weinet nun, trauert und ist jämmerlich über der Gottlosen Verdammniß, wiewohl der göttliche Wille der Majestät etliche nach Vorsatz fahren läßt, verwirft und verdammt. [Ebend. S. 2245.]

III.

Aber liebe Vernunft gefället dir Gott, wenn er die Sünder annimmt und seliget; so soll er dir auch nicht mißfallen, wenn er verdammet, wie er will: ist er dort gerecht, so ist er hier auch gerecht. Dort streut er Gnade und Güte aus unter die Unwürdigen, hier braucht er Ernst Grimm, Zorn und Schärfe gegen die, so es nicht verdient haben. [S. 2346.]

IV.

Derhalben siehst du, wie tief die Bosheit des menschlichen Herzens verborgen liegt und ist. Daß Gott die Sünder, die wohl anders verdienet hätten, zu Gnaden annimmt, da saget die Vernunft nicht, daß er ein ungerechter Gott sei, da hadert sie nicht noch murret wider Gott, so es doch ganz unrecht ist, wenn es nach Vernunft sollte gemessen werden. Warum klaget sie aber da nicht? Ja es ist süße und dienet ihr; darum ist es recht und aufs allerbeste. Wenn aber Gott die verdammt, die es nicht verdient haben, oder etliche zum Verdammniß verordnet, ehe sie geboren werden, dieweil ihr das bitter und sauer ist und ihr nicht dienet, da klaget sie, es sei unrecht, unleidlich, da hadert sie, da murret sie, da lästert sie. [S. 2344 und 2345.]

[3]) Ich weiß wohl, was so hoch ärgert und woran sich stößt dieselbe gemeine, natürliche, menschliche Vernunft, nämlich daran, daß Gott also aus Willen und lauter aus Willen die Menschen verläßt, verstockt, gleichsam als habe er Lust an ihrem ewigen Verderben, ewiger solcher großer Qual und Pein der armen elenden Menschen, so er doch so hoch und reich läßt rühmen seine Güte, Gnade und Barmherzigkeit (S. 2316). Zum andern bleibt gleichwohl, daß Gott eben so hart und tyrannisch scheinet vor der Vernunft, wenn er uns also träget und duldet durch seine Güte, als wenn er uns verstocket durch seinen unerforschlichen Willen (wie denn wir lehren). Denn dieweil Gott sie, daß der freie Wille nicht vermag zu wollen das Gute, und siehet auch, daß der freie Wille durch die Güte, welche ihn duldet, ärger wird; so ist Gott eben mit der Güte, wie es die Vernunft dünket, aufs härteste und tyrannischste; und scheinet, als habe er Lust an unserm Jammer, so er wohl helfen könnte, wenn er wollte. Denn wenn es nicht sein Wille wäre, so könnte auch das Dulden nicht da sein. Denn wer will ihn zwingen? Dieweil nun und so lange der Wille Gottes stehet, ohne welchen nichts

Stellen der Art zeigen deutlich, wie lebhaft und scharf der Reformator die harten Folgen seiner Lehre einsah. Allein es flossen diese Folgen einmal aus Vordersätzen, von deren Richtigkeit er unerschütterlich überzeugt war, und die er nie aufgeben konnte, ein Schwanken und Handeln mit Grundsätzen, wie es z. B. im Charakter von Erasmus lag, und womit später die protestantische Kirche und sogar die, welche sich lutherisch nennt, selbst sich zu helfen suchte, konnte nichts für den großen Mann sein; er war immer klar, folgerichtig, offen, redlich, er mußte daher die Schlußsätze, welche aus seinen Vordersätzen nach logischen Regeln nothwendig folgen mußten, auch treuherzig und furchtlos annehmen und zugeben, mochten sie auch noch so ungereimt und sinnlos scheinen. Alles, was er thun konnte, mußte sich darauf beschränken, gegen die Härte, die aus der Rechtfertigungs-Lehre bei ihrer folgerichtigen Anwendung nothwendig fließen muß, einen Satz aufzustellen, welcher einigen Trost und Beruhigung ertheilt, ohne sein Lehrgebäude, und namentlich ohne seine Logik anzutasten. Dieses Auskunftsmittel fand er in der Erklärung, daß Gottes Wille nicht vollständig offenbart, sondern theilweise noch verborgen sei. Man müsse also zwischen dem offenbarten und nicht offenbarten oder heimlichen Willen Gottes unterscheiden. Zu letzterem gehöre nun die Frage, warum Menschen, ohne es verdient zu haben, zur ewigen Verdammniß unabänderlich verurtheilt sind, und warum Gott gleichwohl der gütigste und gerechteste sei, wenn er Menschen schon, ehe sie geboren werden, ewig verdammt. Hierüber habe Gott dem Menschen, so lange dieser auf der Erde sei, noch keinen Aufschluß ertheilen wollen: man dürfe daher über den verborgenen oder heimlichen Willen Gottes nicht forschen, „sondern es sei der Gott mit Zittern und Furcht anzubeten, der solche hohe, große Werke kann thun und will thun.“ (S. 2245.) Am jüngsten Tage werde aber auch über den verborgenen Willen Gottes Aufschluß ertheilt werden. „Denn wie das recht sei,“ sagt der Reformator, „daß Gott die Sünder und die es nicht verdienet haben, selig mache, ist uns unbegreiflich; wir werden es aber sehen, wenn wir nun kommen werden, da der Glaube wird aufhören und wir von Angesicht zu Angesicht sehen. Also auch, wie das recht sei, daß er die verdamme, die es nicht verdient haben, ist auch jetzund unbegreiflich; wir glauben es aber, bis daß des Menschen Sohn vom Himmel offenbart wird.“ (S. 2346.)

---

geschieht, und dieweil das stehet, daß der freie Wille nicht kann Gutes wollen, so ist's alles umsonst, was man aufbringt, Gott zu entschuldigen und den freien Willen zu beschuldigen, daß an uns der Fehl sei. Denn allezeit hat der freie Wille zu sagen: ich vermag es nicht und Gott will es nicht; was soll ich thun? Wenn er sich schon meiner erbarmet und strafet, so muß ich doch vonnöthen ärger werden, er gebe mir denn seinen heiligen Geist. Den Geist gibt er mir aber nicht; er könnte mir ihn wohl geben, wenn er wollte: darum ist's gewiß, daß er nicht will. [S. 2283 u. 2284.]

Sobald Glaubenssätze der Art die Massen wirklich ergriffen, so mußte eine furchtbare Erschütterung des Gemüthes entstehen. Bisher hatte man die Sorge für das Seelenheil der Kirche überlassen, welche das ewige Leben für die genaue Befolgung ihrer äußern Vorschriften gerne bewilligte. Jetzt konnte aber der Priester nichts mehr helfen, Beichte war unwirksam, Sünden-Vergebung ohnmächtig, nur Auserwählung von Gott machte selig. Nothwendig mußte also die quälende Frage entstehen, ob man zu denen gehöre, welche schon vor der Geburt zur ewigen Verdammung verurtheilt wurden, oder zu den andern? Kennzeichen der Auserwählung war nur der tiefe Glaube an den Erlöser, folgerichtig regte sich also der peinvolle Zweifel, ob man recht, aufrichtig und tief genug an Christus glaube? Jeder Anflug von Lust und Scherz, jede Neigung zur Heiterkeit und Lebensgenuß konnte nun für eine Anfechtung des Teufels, für ein Zeichen des mangelnden Glaubens, also der vorherbestimmten Verdammung gehalten werden. Das Gemüth wurde daher erschrocken und zaghaft, und jetzt war ein breiter Weg zum Mysticismus eröffnet.

Mit einer Gewalt, welche den ganzen innern Menschen krampfhaft aufrüttelte, ergriff nun die Lehre Luthers wirklich die Massen. Aengstlich entstand in dem weitesten Kreise die Selbstprüfung über den Besitz des aufrichtigen Glaubens, und daher kam die Seelenunruhe und Gewissensangst, welche im Reformations-Zeitalter so allgemein verbreitet war. Fortwährend stößt man bei der Quellen-Forschung auf Briefe angesehener Personen an Luther, wo sie über innere Qual klagen, und nach Trost suchen. Deßhalb legten auch so viele vornehme Würdeträger ihre Stellen nieder, und stellten ganze Konvente ihre reichen Einkünfte zur Verfügung des Landesherrn. Der Reformator selbst hatte früher durch den Zweifel über die Mittel zur Seligkeit ungeheure Qual gelitten, und wenn dieß bei einem so klaren Kopf und eisernen Charakter möglich war, so ergibt sich leicht, wie die Wirkung der neuen Lehre bei den Massen sein mochte. Man hat oft geäußert, daß die Lutherische Religion im Verhältniß zur Katholischen ein leichter und bequemer Kultus sei; doch man irrte gewaltig, denn jene entfernte weit mehr von heiterer Auffassung des Lebens, und legte ihren Bekennern, trotz der einfachen äußern Gebräuche, innerlich ungeheure Lasten auf. Der Zweifel am Besitz des aufrichtigen Glaubens drückte, in Verbindung mit der Ohnmacht der Priester zur Verleihung der Seligkeit, das Gemüth nieder, und machte gegen alle Güter des Lebens gleichgültig.

Welche Einflüsse nun diese Umwandlung des religiösen Lebens auf die Staatszustände und alle politischen Fragen äußern mußte, liegt klar am Tag. Luther erklärte, daß die Heiden, als kleine Entschädigung für die ewige Verdammung, in den Staatssachen die Gabe hoher Vernunft und Weisheit empfangen hätten, und darum zur Freiheit und Würde der öffentlichen Zustände gelangt seien. Er lehrte, daß umgekehrt die

Christen wegen der Theilhaftigkeit am ewigen Leben einfältige Schafe und Schöpse seien, und bleiben müßten, daher in den öffentlichen Zuständen es nie über den Unsinn hinausbringen könnten. Erbärmlichkeit der politischen Verhältnisse war also ein Kennzeichen der Auserwählung Gottes, Fülle, Anmuth und Würde derselben dagegen ein mögliches Wahrzeichen der vorherbestimmenden oder prädestinationellen Verdammung. Sollten nun die ächten Gläubigen mit Liebe, Eifer und Aufopferung an der Veredlung der Staatszustände arbeiten? Das mußten sie wohl bleiben lassen! Uns kommt die Sache freilich beinahe lächerlich vor, und es mag schwer sein, in die Eigenthümlichkeit des damaligen Glaubens sich hineinzudenken; indessen das Sachverhältniß war doch so, wie wir es schilderten. Der Reformator spielte keinen Heuchler, sondern was er sprach, glaubte er aufrichtig. Es war ihm deßhalb voller Ernst, wenn er über Vorzüge oder Mängel der Staatsverfassung mit Gleichgültigkeit sich ausdrückte. Alle jedoch, welche ihm aufrichtig anhingen, theilten eifrig seine Meinungen und Gefühle: die gesammte Lutherische Richtung wurde daher lau gegen eine politische Reform Deutschlands. Man verkannte das Bedürfniß derselben nicht, man würde sie angenommen haben, wenn sie den religiösen Grundsätzen nicht widersprach; indessen man hielt sie in Betracht des höhern Gutes der Seligkeit für unwesentlich, für Nebensache. Reformationen können jedoch nur durch Aufopferung durchgesetzt werden, und Triebfeder der letztern ist ausschließend der Enthusiasmus. Wenn nun sowohl Luther, als alle seine aufrichtigen Anhänger gegen die politische Reform völlig gleichgültig blieben, wo sollte dann die Aufopferungs-Fähigkeit für einen solchen Zweck herkommen? Es war ja nur die kirchlich-reformatorische Partei, keineswegs aber die entgegengesetzte, welche auch eine Verbesserung der Staatszustände durchführen wollte. Unter solchen Umständen mußte letztere also geradezu unmöglich werden: denn in dem Maaße die Popularität Luthers bei der strebenden Richtung zunahm, mußte auch der Eifer für die politische Reform erkalten, und zuletzt bei der evangelischen Partei ganz erlöschen.

Alle äußern Umstände und Begebenheiten trugen nun noch dazu bei, um jene Nothwendigkeit um so unabweisbarer zu machen. Auf Seite der Lutherischen Partei forderte man sehr strenge Uebereinstimmung des Glaubensbekenntnisses mit den Handlungen. Reiner, sittlicher Lebenswandel war daher so nothwendig, um öffentliche Achtung zu genießen, daß schon ein gewisser Glanz im äußern Leben, vollends aber jede Art von Geschlechtsübergriffen Anstoß erregten. Wer in diesen Fall kam, war sogleich alles Ansehens und Einflusses ledig. Die Häupter der politisch-reformatorischen Partei waren nun allerdings edle und feinfühlende Männer, welche schon durch ihre Bildung den Anstand liebten und alle unlautern Ausschweifungen vermieden; allein manche von ihnen hielten in ihrer heitern Lebenslust zärtliche Verhältnisse außer der Ehe nicht ge-

radezu für unsittlich. Jene Männer verkannten die Gefahren, welche zweideutige Verhältnisse zum andern Geschlecht für reinere Volkszustände immer hervorbringen, und setzten sich dadurch selbst in eine schiefe Stellung. So hatte z. B. Willibald Pirkheimer in Nürnberg, als Wittwer, Verbindungen der Art, und Ulrich von Hutten wurde von seinen Gegnern mit einem noch üblern Rufe verfolgt. Dieß reichte nun hin, um dieselben bei der Lutherischen Partei jeder entschiedenern Einwirkung unfähig zu machen. Endlich richteten die Ausschweifungen des Bauern-Aufstandes die politisch-reformatorischen Entwürfe in den Augen der mittlern Stände vollends zu Grunde.

Wie vorher zu sehen war, und oben angedeutet wurde, veranlaßte die Mißachtung des Eigenthums in den 12 Artikeln der Landleute bedeutende Unordnung. Ueberhaupt offenbarte sich nur zu bald, daß keineswegs übermäßige Lasten, sondern Neigungen zu Ungebundenheit und die Begierden nach Vermögensvergrößerung die meisten Unzufriedenen zu der Empörung bewogen hatten. Bei jeder willkürlichen Anmaßung berief sich der Schuldige indessen auf das Manifest, und es entstand eine solche Verwirrung und gewaltthätige Zügellosigkeit, daß die Führer der Bauern über den Ausgang der Bewegung in große Bestürzung geriethen. Um das Schlimmste zu verhüten, hielten die Häupter eine genauere Fassung und eine Beschränkung der 12 Artikel für nothwendig, indem man vornehmlich die wichtigsten Sätze bis zur Einführung einer allgemeinen neuen Verfassung vorläufig außer Kraft setzen wollte. Götz von Berlichingen und Wendel Hipler brachten es durch vieles Zureden dahin, daß im leitenden Ausschuß Beschlüsse der Art gefaßt wurden [4]). Dieselben

---

4) Es waren ihrer 18 an der Zahl, und sie lauteten also:

1. Jede Gemeinde soll ermächtigt sein, einen Pfarrer zu erwählen und zu entsetzen, wenn er sich ungebührlich hielte.

2. Jede Stadt und jeder Flecken soll den großen Zehnten von Wein, Korn und allem Getreide getreulich einsammeln und bis zur Reformation hinterlegen. Der kleine Zehnten soll ganz aufgehoben sein.

3. Die Leibeigenschaft soll ganz aufgehoben sein.

4. Jedem Bürger oder Bauern soll erlaubt sein, das Wildpret auf seinem Grund und Boden zu erlegen und in seinen Nutzen zu verwenden. Die gebannten Wasser und Bäche, besonders die der Geistlichen, sollen bis zur Reformation frei sein, außer wenn genugsam erwiesen würde, daß sie erkauft oder zinsbar gemacht wären.

5. In Betreff der Wälder sollen die Ortsobrigkeiten darüber halten, daß nicht ein Jeder nach seinem Belieben darin haue, sondern Leute aus der Gemeinde wählen, welche die Plätze, wo gehauen werden dürfe, auszeichnen sollen. Wer dawider handle, soll gestraft werden. Eben so soll bei der Strafe verboten sein, Vieh in ein Ueberhau oder junges Holz zu treiben. Wo Uebertrieb statt finde, soll derselbe bleiben, jedoch unter der Bedingung der Reciprocität.

6—8. Der sechste, siebente und achte Artikel sollen bis zu der künftigen Reformation suspendirt bleiben.

9. Bis zu der künftigen Reformation soll Jeder für sein Verschulden gestraft werden, wie es von Alters herkömmlich gewesen.

10. Dieser Artikel soll ebenfalls bis zu der künftigen Reformation suspendirt sein.

waren ohne allen Zweifel sehr zweckmäßig; allein die Massen der Bauern wurden darüber so unzufrieden, daß sie die Anstifter der Maaßregel ermorden wollten. Alsdann veranstalteten sie ihrerseits eine Versammlung, ohne Zulassung ihrer Führer, und beschlossen darin, alle Vornehmern, insbesondere sämmtliche Fürsten und Herren, welche sich nicht mit ihnen verbinden wollten, umzubringen [5]).

Nunmehr erfolgte das wüste Herumziehen der Bauern, bei welchem vorzüglich die Völlerei derselben großes Aergerniß erregte. In den eingenommenen Schlössern und Klöstern füllten sie sich übermäßig mit Getränken an, und rühmten sich dessen, sowie ihrer jetzt glücklichen Lebensweise in sehr cynischer Weise. Ihr Benehmen erweckte bei den Gebildeten und den Bürgern in den Städten entschiedenen Widerwillen, und dieser fiel am Ende, wenn auch unverdient, auf die politisch-reformatorische Richtung selbst. Die gewerbsreichen und einflußreichen Städter erklärten sich wider die Bewegung, und so ward dieser das Vernichtungs-Urtheil gesprochen; denn ohne die mittlern Stände können Staats-Umwälzungen nicht durchgeführt werden.

Wenn freilich der Kaiser die Partei der politischen Reformer ergriffen hätte, so würden die Verhältnisse eine andere Wendung genommen haben, weil nun die größte Macht jener Zeit, Dr. Martin Luther, auch der Verbesserung der Staatsverfassung das Wort gesprochen haben würde. Der Reformator hatte nämlich bestimmt erklärt: daß der Churfürst von

---

11. Der Todfall soll auf immer abgeschafft sein, das Handlohn bis zu der Reformation, wo man weiter darüber erkennen werde.

12. Dieser Artikel soll bestehen, wie er in den zwölf Artikeln ausgedrückt sei.

13. Keiner soll ohne Befehl plündern, noch zum Zuzug aufmahnen, bei Leibesstrafe.

14. Zinse, Gülten und Schulden sollen bis zu der Reformation einem Jeden ohne Widerrede bezahlt werden.

15. Wiesen, Aecker, Gärten und Güter, die der weltlichen oder geistlichen Obrigkeit zugehören, sollen gehegt und von Niemand beschädigt werden. Insbesondere sollen die bisherigen Güter der Geistlichen von der weltlichen Obrigkeit zu treuen Handen genommen und beschirmt werden.

16. Keiner soll den Andern, er sei geistlich oder weltlich, unbilliger Weise beleidigen, sondern gerichtlich belangen; und jedem Rechtsbegehrenden soll zu Recht, Gericht und Strafe verholfen werden.

17. Die Unterthanen in allen Städten, Dörfern und Flecken sollen ihren vorgesetzten Obrigkeiten gehorsam sein, auch sich keiner verdienten Strafe weigern. Wenn aber einer oder mehrere sich ungehorsam zeigten, sollen Rath und Gericht einen Jeden anhalten, seine verschuldete Strafe zu leiden, und mit den Gehorsamen dem muthwilligen Frevel wehren. Wenn sich Jemand der Gewalt widersetzte, sich rottirte und Hülfe dazu leistete, soll es den Hauptleuten und Räthen des ganzen hellen Haufens angezeigt werden, welche mit gebührenden und ernstlichen Leibesstrafen einschreiten werden.

18. Diese Ordnung soll von Allen, die der Brüderschaft oder Vereinigung anhängen, bis auf fernere Erklärung gehalten, und die Obrigkeiten bei der Handhabung derselben von den Hauptleuten und Räthen des ganzen hellen Haufens unterstützt werden.

[5]) Dieß erzählt Götz von Berlichingen in seiner Lebensbeschreibung.

Sachsen dem Kaiser eben so unterworfen sei, wie der Bürgermeister von Torgau dem Churfürsten. Nach der Lehre des unbedingten Gehorsams gegen die Obrigkeit würde daher Luther auch die Rechtsverbindlichkeit einer Verfassungs-Revision, welche vom Reichsoberhaupt ausging, vertheidiget haben, und dann wäre ohne allen Zweifel seine ganze Partei auf die Seite der politischen Reform getreten. Indessen wir haben die Gründe, warum von Karl V. eine Verbindung mit der freisinnigen oder volksmäßigen Richtung niemals zu erwarten war, bereits angeführt. So mußten denn die politischen Bestrebungen des Reformations-Zeitalters nothwendig scheitern.

War dieß ein Unglück? Wir glauben kaum! Jedes Streben hat seine besondere Zeit: das 14. Jahrhundert war das politisch-, und das 16. das kirchlich-reformatorische. Dort durchdrang das Bedürfniß der socialen Umgestaltung die mittlern und untern Stände von ganz Deutschland eben so allgemein, wie im 16. Jahrhundert jenes der Kirchen-Verbesserung: damals unterlag aber die freisinnige Richtung, und mit ihrer Zeit war sie selbst unwiderruflich dahin gegangen. Wie in Folge eines solchen Ereignisses die Verhältnisse im 16. Jahrhundert sich gestalteten, mußte durch das Wiederhervortreten der politischen Richtung die Reformation der Kirche gefährdet werden, und diese war im gegebenen Zeitalter ungleich wichtiger, als jene des Staates. Wer sich tiefer in den wahren Stand der Dinge hineindenken will, wird sich von der Wahrheit dieser Bemerkung sehr lebhaft überzeugen.

Schon hundert Jahre früher hatte der Sitten-Verfall so sehr zugenommen, daß er die Völker aufzulösen drohte. Alle höher stehenden Männer deuteten auf das schreckliche Uebel hin, und drangen auf Abhülfe; indessen der Widerstand der römischen Kurie vereitelte alle Bestrebungen. Die Ausschweifungen setzten sich fort, und selbst der schwunghafte Verkehr vermehrte noch die Gefahr, weil in Ermanglung eines tiefern sittlichen Haltpunkts im Gemüth die Wohlhabenheit der Bürger und Bauern zu einem übermäßigen und entnervenden Luxus führte. Die Entwürfe der politischen Reform konnten solcher Verirrung keineswegs steuern, sondern dieselbe eher fördern, da gerade die Bauern in ihrem Aufstand nur das Mittel suchten, den schon zum Bedürfniß erhobenen Luxus zu behaupten, oder noch höher zu steigern. Bei einer solchen Lage der Dinge war es nothwendig, das Gemüth der Menschen in seinen innersten Tiefen zu erschüttern, und dazu war kein Mittel geeigneter, als die Lehre Luthers über den Unterschied vom himmlischen und weltlichen Reich. Wir sind weit entfernt, die düstere Auffassung des Lebens für ein Glück oder eine Pflicht zu erklären; sie ist vielmehr eine Abweichung vom Normalzustande nach einer andern Richtung, und es sind insbesondre manche Grundsätze Luthers dem gebildeten Gefühl äußerst peinlich. Man darf jedoch nicht vergessen, daß seine Zeit krank, sehr krank

war, und ungewöhnlicher Heilmittel bedurfte. Das war denn die ungeheure Erschütterung der Gemüther, welche seine Lehre hervorbrachte: die Menschen gingen in sich, und suchten sich andere Lebenspfade. Auch in den geheimsten Falten seines Herzens barg der Reformator keine Spur von Heuchelei oder Unredlichkeit: sein Wille war eben so rein, als seine Ueberzeugung aufrichtig: darum wurde seine Wirksamkeit auch von Segen begleitet. Die Sitten wurden anständiger, und die Menschen dadurch besser: an die Stelle der frühern Leichtfertigkeit trat würdiger Ernst, und die wohlthätigen Folgen äußerten sich zunächst in innigern Banden des Familien-Lebens. Tief im Innersten änderte die Reformation Luthers die Gesinnung der Deutschen, und so entstanden die stark ausgeprägte Gemüthlichkeit sowie der sittliche Drang, welche vornehmlich in den Liedern der Meistersänger liegen, und fortan der Charakterzug der mittlern Stände in Deutschland wurden. Man würde irren, wenn man solche Wirkung der Reformation auf die Anhänger Luthers allein beschränken wollte; sie erstreckte sich rückwirkend vielmehr auch auf die Bekenner des katholischen Glaubens in Germanien, so daß diese mehr durch Namen und Formen, als im Wesen von der allgemeinen Verbesserung der Zustände verschieden blieben. Zugleich hatte der Grundsatz freier Forschung auf die Wissenschaft einen so entscheidenden Einfluß, daß auch sie durch die Reformation verjüngte Triebkraft erlangte, und es bildete sich also im regen Wechselspiel sittlicher Gemüthlichkeit und geistiger Forschung die Zeit der Studien und Volks-Erziehung, woraus allein die höhere und bleibende Freiheit der Völker hervorgehen kann. Und so zerstörte die Kirchen-Verbesserung unreife Versuche der Freiheit im Interesse der letztern selbst.

Hutten ahnete etwas der Art, denn er schrieb an Luther: „Dein Werk, heiliger Mann, ist aus Gott, und wird bleiben: meines ist menschlich, und wird untergehen!“ Es war die von einem höhern Zusammenhang gebotene Nothwendigkeit, welche die Bestrebungen des edlen Ritters fallen ließ: es erhöht aber den Ruhm des unglücklichen Mannes, daß er seine und seiner Entwürfe Stellung zu jenen des Reformators so scharf erkannte.

Sechszehntes Hauptstück.

Erasmus und Luther. Streit über den freien Willen.

(Vom Jahr 1524 bis 1526.)

Erasmus von Rotterdam, der eifrige Beförderer der humanistischen Studien, der tiefe Sprachforscher, der Freund eines gebildeten Geschmacks und der Aufklärung, mußte durch alle seine Ansichten und Neigungen zu der Reformation sich hingezogen fühlen. Anfangs war dieß auch der Fall; allein der friesische Gelehrte liebte nicht den ernsten Kampf, nicht die unbeugsame Strenge der Grundsätze, sondern suchte durch vermittelnde Nachgiebigkeit die Reize eines angenehmen Lebens mit den Bestrebungen der Reform zu vereinigen. Darum bemühte er sich, die bessere Richtung zu fördern, ohne mit der herrschenden Macht und deren Anhängern zu brechen; kurz er entwickelte ein System des Schaukelns und der Halbheit, welches fast den Schein der Doppelzüngigkeit erregte. Eine solche Stellung war indessen für die Dauer nicht zu behaupten; denn bei der Aufregung der beiden kämpfenden Parteien wollte keine einen Mann auf ihrer Seite dulden, der ihr nur halb angehöre. Von beiden Richtungen ward daher Erasmus getrieben, sein zweideutiges Benehmen aufzugeben, und mit Entschiedenheit für die eine oder die andere Richtung sich zu erklären. Der gelehrte Friese hatte seiner Natur nach geringe Lust, in dem Kampfe für Meinungen einer Gefahr oder auch nur Unannehmlichkeiten sich auszusetzen; als er nun bei immer heftigerer Entzündung des Streits seine neutrale Stellung nicht länger zu behaupten vermochte, so lenkte er allmälig auf die Seite der Macht hinüber. Das erste Zeichen davon ergab sich bei der schon erwähnten Reise Huttens nach der Schweiz im Jahr 1522.

Ulrich wollte seinen alten Freund und humanistischen Kampfgenossen in Basel besuchen; doch dieser wich ihm entschieden aus, um nicht für einen Anhänger der Evangelischen zu gelten. Der fränkische Ritter war freilich schon früher mit der Lauheit seines Freundes in der Reforma-

tionssache unzufrieden gewesen; allein er hielt denselben gleichwohl nicht für so schwach, daß er ihn aus Furcht verläugnen werde. Beharrlich suchte daher Hutten bei Erasmus Zutritt zu erhalten; allein dieser verschloß ihm die Thüre. Um zugleich die Freunde Huttens bei geneigter Stimmung zu erhalten, scheute sich Erasmus nicht, sein Benehmen zu entstellen, und die Vermeidung Huttens mit einer Krankheit desselben zu entschuldigen [1]). Ulrich, mit Recht darüber entrüstet, schickte sich an, den Doppelzüngigen zu entlarven, und als dieser Entschluß ruchbar wurde, suchte Erasmus den Beleidigten zu versöhnen, indem er die frühere Freundschaft wieder geltend machte. Als Bitten vergeblich waren, so wurden selbst Drohungen gebraucht; Hutten verachtete solche natürlich, und ließ seine Schrift erscheinen [2]). Erasmus vertheidigte sich [3]); da er aber die Unwirksamkeit der Erwiederung voraussah, war er schon vorher so tief gesunken, seinen Freund durch Angeberei bei dem Rath in Zürich zu verfolgen [4]). Zugleich offenbarte er hiebei eine neue Doppelzüngigkeit, indem er gegen die reformirte Behörde sowohl in Zürich, als in Straßburg aus Schmeichelei die evangelische Richtung rühmte [5]). Indessen das unedle Benehmen von Erasmus verletzte nicht bloß die nähern Freunde Huttens, sondern die Anhänger der Reformation überhaupt. Es erschienen verschiedene Schriften wider Erasmus [6]), ja selbst Luther und Melanchthon tadelten denselben entschieden [7]). Ersterer war nun entschleiert, und konnte auf eine wohlwollende Nachsicht der lutherischen Partei nicht mehr hoffen. Bald nachher bestürmten die Anhänger der römischen Kurie den berühmten Friesen immer heftiger, wider Luther öffentlich aufzutre-

---

[1]) Die Erklärung lautete also: Fuit Huttenus paucorum dierum hospes: interim nec ille me adiit, nec ego illum. Et tamen si me convenisset, non repulissem hominem a colloquio. Dagegen heißt es in einem andern Brief: Quod Hutteni colloquium *deprecabar*, non invidiae metus tantum in causa fuit: erat aliud quiddam, quod tamen in *spongia* non attigi. Ille *egens et omnibus rebus destitutus* querebat *nidum aliquem, ubi moraretur*. Erat mihi *gloriosus ille miles cum sua scabie in aedes recipiendus*.

[2]) Sie führte die Aufschrift: »Expostulatio cum Erasmo.«

[3]) Spongia adversus Huttenicas adspergines.

[4]) Am 10. August 1523 schrieb er an den Rath von Zürich: man möge wohl Hutten dort wohnen lassen, doch seinen Muthwillen ein wenig zähmen. „Dies schrib ich aber, das er dieselb Uwer Gütigkeit nit misbruche zu einem gailen und muthwilligen Schriben, das da treffentlich schadet dem evangelischen Handel, andern guten Künsten, auch gemeinen Sitten.“

[5]) In dem Brief an den Rath in Straßburg heißt es: »Veneror pietatem vestram, quod favetis Evangelio, pro quo provehendo ego jam tot annis tantum exhaurio laborum tantumque sustineo invidiae.“

[6]) Unter andern von Otto v. Brunfels.

[7]) Luther äußerte sich auf die nachstehende Weise: Equidem Huttenum nollem expostulasse, multo minus Erasmum extersisse. Si hoc est spongia abstergere, rogo, quid est maledicere et conviciari? Prorsus frustra sperat Erasmus sua rhetorica sic omnibus ingeniis abuti, quasi nemo sit, imo quasi pauci sint, qui sentiant, quid alat Erasmus.

ten, und da diese Aufforderung auch durch den König von England eifrig unterstützt wurde, so entschloß sich Erasmus endlich, ihr Folge zu leisten.

Bei dem großen und überwiegenden Ansehen, in welchem dieser Gelehrte bisher gestanden war, hoffte die päbstliche Partei von einem Angriff desselben gegen den Reformator sehr viel; man hielt erstern für geistig überlegen, und glaubte, daß Luther im wissenschaftlichen Streit eine empfindliche Niederlage erleiden, und hierdurch an Achtung, wie Einfluß verlieren werde. Als daher die ersten Zeichen einer Meinungs-Verschiedenheit beider Männer und eines ernsten Kampfes sich hervorthaten, machte die Sache unter den Gelehrten großes Aufsehen, und man schien von Seite der Evangelischen nicht ohne Besorgniß geblieben zu sein. Wie immer dachte jedoch der Reformator selbst wesentlich anders, und er zeigte daher den festesten Muth, so wie die lebhafte Ueberzeugung, daß er den Sieg über den Gegner davon tragen müsse. Schon im Jahr 1523 war das Gerücht von einem bevorstehenden Angriff des Friesen gegen Luther verbreitet, und letzterer gewarnt worden; Dr. Martin erklärte indessen seinen Freunden, daß er den neuen Widersacher, trotz aller Beredtsamkeit desselben, nicht fürchte, sondern nachdrücklich zurechtweisen werde *). Als die Stellung von Erasmus zu der Reformation immer feindseliger wurde, schrieb Luther selbst an ihn, und empfahl ihm im Interesse seiner Ruhe und seines Ruhmes Friede mit den Evangelischen. Und in diesem Brief wußte der Reformator ein gewisses Gefühl der Ueber-

*) Daß es Mosellanus mit Erasmo hält, so viel den Artikel göttlicher Vorsehung belanget, weiß ich vorhin wol, ja er ist durchaus in allen Stücken Erasmisch. Dagegen weiß ich, und bin gewiß, daß Erasmus weniger weiß und verstehet von göttlicher Vorsehung (will schweigen, daß er davon mit Wahrheit rühmen sollt), denn bisher alle Sophisten in Schulen davon gelehret haben. Darum besorge ich mich gar nicht, daß er mir etwas in dem abbrechen sollt, ich wollt denn meine Lehre, dafür Gott sei, widerrufen. Derhalb werde ich mich für Erasmo, ob Gott will, weder dieses, noch aller ander Artikel christlicher Lehre halben, fürchten oder entsetzen.

Erasmo will ich nicht Ursach geben, ichts wider mich fürzunehmen; und ob er einst oder zwier an mich setzte, will ichs ihm zu gut halten. Doch mein's Erachtens wär's ihm nicht zu rathen, daß er die Kraft seiner Redekunst wollte an mir erweisen; denn er wird am Luther (hoffe ich) kein Fabrum Stapulensem finden, noch dergleichen Ruhm an ihm, wie an jenem, erjagen, da er sich so hören läßt. Alle freuen sich mit mir, daß der Gallus erlegt ist.

Wird er sich aber in's Spiel mengen, so soll er, durch Gottes Gnade, erfahren, daß Christus sich weder vor den Pforten der Hölle, noch vor den Gewaltigen, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, nicht fürchte, und ich Lallender will mit Gottes Hülfe dem allerberedtsten Erasmo mit Freudigkeit begegnen, will mich nichts anfechten lassen, sein großes Ansehen, Namen und Gunst; denn ich weiß, was in ihm steckt, sintemal uns auch, Gott lob, nicht unbewußt ist, was der Satan im Sinn hat, wiewol ich warte, bis daß Er sich weiter und besser bloß und an Tag gebe, wie er gegen mir gesinnet sei.

Daß ich Euch hievon mit so vielen Worten schreibe, geschieht derhalb, daß ihr euch von meinetwegen nicht sollt bekümmern, noch für mich Sorge tragen, auch für der Widersacher prächtigen stolzen Worten nicht erschrecken.

legenheit auszudrücken, welches fast eine Geringschätzung des Gegners offenbarte; denn mit einem Anflug von Ironie und feinem Hohn bemerkte er, seine Sache sei bereits so weit gediehen, daß sie nichts mehr zu befürchten habe, und sollte auch ein Erasmus mit allen seinen Gaben und Kräften dagegen sich auflehnen [*]).

Die Wahl der Streitfrage, durch deren Erörterung der neue Kämpfer für das Pabstthum die evangelische Lehre angreifen wollte, zeugte von großem Scharfsinn; denn sie fiel auf den Grundsatz, welcher der Stützpunkt aller Meinungen Luthers war, und mit dessen Widerlegung die Reformation selbst in sich zusammen stürzen mußte, die Folge des Augustinisch-Lutherischen Begriffes von der Rechtfertigung in Beziehung auf den freien Willen. „Es gibt keine Freiheit des Willens", mußte der Schlußsatz des Reformators lauten, und dagegen erhob sich Erasmus von Rotterdam in der Schrift de libero arbitrio, welche er im September 1524 herausgab.

Bisher bewegte sich der Kampf beider Parteien mehr in Persönlichkeiten; jetzt aber wurde er in wissenschaftlicher Weise auf den Hauptpunkt geleitet; zugleich war die päbstliche Partei durch einen der fähigsten Männer seiner Zeit repräsentirt, und der Ausgang dieser Erörterung entschied unbedingt über den Ausgang der Reformation. Es knüpften sich solche unermeßliche Folgen an eine Frage, welche dem Anschein nach nur ein schulmäßiges oder gelehrtes Interesse haben konnte, daß der Geschichtschreiber genöthiget ist, auf den Streit näher einzugehen, wenn er den Entwickelungsgang jener wichtigen Zeit klar vor die Augen der Leser stellen soll.

Schon im hohen Alterthum durchlief ein unwiderstehlicher Drang die poetisch-gebildeten Völker, die Natur der Dinge oder die Beschaffenheit der Weltordnung zu begreifen. Mit auffallender Uebereinstimmung wurden sämmtliche Forscher zur Untersuchung der Ursache des Uebels geleitet, und alle fanden, daß dort der Schlüssel für die Geheimnisse des Lebens liege. Sie irrten nicht, auch über die Bedeutung des Uebels traten mehr oder weniger dunkle Ahnungen hervor, und man gelangte endlich zur Kenntniß zweier entgegengesetzter Prinzipien, welche um die Leitung der Weltverhältnisse kämpfen. Es war weniger die Philosophie,

---

[*]) Ego optarem (si possem fieri mediator) ut et illi (Papistae) desinerent te impetere tantis animis, sinerentque senectutem tuam cum pace in Domino obdormire. Id sane facerent mea quidem sententia, si rationem haberent tuae imbecillitatis, et magnitudinem causae, quae modulum tuum dudum egressa est, perpenderent: *praesertim cum res jam eo pervenerit, ut parum sit metuendum periculum nostrae causae, si Erasmus etiam summis viribus oppugnaret, nedum si aliquando spargit aculeos et dentes tantum.* Rursus si tu, mi Erasme, illorum infirmitatem cogitares, et a figuris illis rhetoricae tuae salsis et amaris abstineres, etsi omnino neque posses neque auderes nostra asserere, intacta tamen dimitteres et tua tractares.

als die Theologie, welche jene Forschungen mit besonderem Eifer betrieb, und so bildete sich bei geistig-verwandten Männern der verschiedensten Zeitalter die Lehre über den freien Willen, wie sie nach dem vorigen Hauptstück Dr. Martin Luther entwickelte.

Diese Ansichten sind strenge und düster, verletzend sogar; doch man darf im Urtheil über dieselben sich nicht übereilen, sie nicht schnellfertig für widersinnig erklären, sondern man muß mit Vorsicht und Bescheidenheit sich aussprechen. Dieß ist schon deßhalb nothwendig, weil der Reformator jene harten Sätze nicht erst erfunden hat. Bereits vor ihm bildeten sie die Ueberzeugung des tiefen Denkers Augustin, und auch über diesen Kirchenvater hinaus gehen ihre Spuren, um sich erst im grauen Alterthum zu verlieren. Dem ruhigen und schärferen Beobachter sind solche Erscheinungen auch nicht auffallend, denn sie gründen sich auf ein bestimmtes Gesetz der Weltordnung. Vermöge dieses Gesetzes müssen alle höheren Fragen periodisch wieder zum Vorschein kommen, aber in jeder folgenden Periode bringen sie weiter zur Wahrheit vor, und bei der Annäherung zum Gipfel der organischen Entwicklung tritt denn das höhere Licht selbst, und mit ihm, dem Wesen nach, die Lösung aller schwebenden Fragen ein.

Die christliche Theologie kam bei dem Forschen nach dem letzten Grund demnach auf den richtigen Weg; allein nach der Poesie der frühern Zeitalter traten ihre Ergebnisse zum Theil als Mythe auf, und nahmen den Charakter des Wunderbaren und Uebernatürlichen an. Durch alles dieß entsteht bei dem Eintritte hellerer Zeiten gegen die dogmatischen Untersuchungen über die Natur des Uebels erst Gleichgültigkeit, dann Widerwille, und es entspringt das entschiedene Streben, von jenen Untersuchungen sich gänzlich zu entfernen, sohin die Aufschlüsse über den Sinn des Lebens anderswo zu suchen. Aber man irrt; die Unwahrheit kann nur durch das Begreifen der Natur des Uebels ermittelt werden. Auch die Zeiten der Bildung müssen daher auf die Fragen über den Ursprung, das Wesen und die Wirkung des Uebels zurück, indessen sie sollen dieselben nur nicht mehr mystisch, sondern nach Anleitung von Naturgesetzen wissenschaftlich behandeln. Ein weiterer Mangel der Religion der Offenbarung liegt darin, daß sie über die Natur der Dinge kein vollständiges Licht zu geben vermag; sie kam zwar auf richtige Spuren und verfolgte dieselben nicht ohne alles Ergebniß, allein die letzte und völlige Lösung der obersten Fragen war ihr nicht möglich, vielmehr blieben bedeutende und wesentliche Zweifel und Widersprüche zurück. Diese zu beseitigen, und den letzten Grund der Dinge durch das Mittel nüchterner Denkkraft nachzuweisen, ist also in unsern Zeiten Aufgabe der Wissenschaft.

Hält man nun ihre Ergebnisse an die Augustinisch-Lutherische Lehre über den freien Willen, so werden wir uns bald bescheiden, jene Glau-

hensätze nicht vorschnell für Unsinn zu erklären; wir werden uns vielmehr von einer gewissen Demuth, so wie dem Wunsch durchdrungen fühlen, über diesen tiefen und ergreifenden Gegenstand der Forschung den Schleier der Ergebung fallen zu lassen. Ein Geschichtswerk kann nicht der Ort sein, Untersuchungen der Art vollständig durchzuführen; doch einige Andeutungen über die wissenschaftliche Seite der Theorie von dem freien Willen sind nothwendig, um die Wirkungen der Lutherischen Lehre auf das Reformations-Zeitalter zu erklären.

Poesie und Mythus personificiren die beiden Prinzipien des Guten und des Uebels in mächtigen Gewalten; wie wäre es, wenn die Grundidee auf eine einfache Regel von organischen Gegensätzen zurückgehe, welche die ganze Schöpfung, alle Stoffe, alle Organismen und Naturkräfte durchdringen?

Wie wäre es, wenn der Einfluß des guten und bösen Prinzips in dem Menschen als Naturanlage sich äußern würde?

Man sagt schon im gewöhnlichen Leben, der Dichter, der Künstler, der Gesetzgeber muß geboren werden, man kann also die Eigenschaften, die dazu erforderlich sind, nicht künstlich erlernen, d. h. ohne Anlagen nicht erlangen. Dieß ist auch völlig richtig; ich möchte einmal den Dichter, den Maler, den Tonsetzer, den Bildhauer, den Gesetzgeber ersten Ranges sehen, der keine ungewöhnlichen Anlagen besitzt, sondern nur durch seinen freien Willen und in Folge desselben durch Uebung und Fleiß zu seinen Erfolgen gelangt. Kann letzteres geschehen, so können auch alle Menschen große Künstler, Gesetzgeber und Religionsstifter, alle gleich gebildet, reich und mächtig werden, und die Theorie eines unbedingt freien Willens führt daher nothwendig auf die Lehre einer allgemeinen und vollkommenen Gleichheit aller Menschen.

Man stößt folglich schon auf Eine Beschränkung des Willens, jene zur Erstrebung genialer Leistungen, welche ohne die entsprechende Naturanlagen nicht möglich sind.

Wie wäre es nun, wenn gemüthliche Güte und harter Sinn, scharfe Verstandes-Kraft und beschränktes Fassungs-Vermögen ebenfalls durch Naturanlagen, z. B. die Struktur des Herzens und den Bau des Gehirns bedingt seien?

Unter solcher Voraussetzung würde man auf sehr eigenthümliche Sätze gerathen; denn das sittliche Uebel, Dummheit und böse Leidenschaft, würden nunmehr nicht durch den Willen der Menschen allein, sondern vorzugsweise durch die Schöpfung selbst, nämlich die Art und Weise der menschlichen Organisationen hervorgebracht. Jetzt würde aber auch der Besitz vortrefflicher Eigenschaften sehr zur Bescheidenheit einladen, und im Urtheil über die entgegengesetzten zur Milde, weil Naturanlagen auf beide einen so großen Einfluß hätten.

Der Mensch wäre nach solcher Voraussetzung also einsichtsvoll oder

beschränkt, gefühlvoll oder hartherzig, geschickt oder ungeschickt, edelmüthig oder eigennützig, je nachdem er edel oder unedel organisirt ist. Weil z. B. durch das Unglück Anderer mein Mitleid erregt, mein Gefühl verwundet wird, so entsteht in mir der Wunsch, Entschluß oder Wille, dem Unglücklichen zu helfen; weil ich durch Ueberlegung finde, daß diese oder jene Einrichtung nützlich ist, entspringt in mir der Wunsch, Entschluß oder Wille, eine solche Einrichtung zu schaffen oder hervorbringen zu helfen. Jenes mitleidige oder verwundete Gefühl wird aber durch die Beschaffenheit meines Innern, durch die Struktur und den Bau meines Herzens oder überhaupt der Organe, wodurch das Gefühl entsteht, und diese Ueberlegung durch die Struktur und den Bau meines Gehirns oder überhaupt der Organe hervorgebracht, welche das Denken erzeugen.

Nun nehme man vollends für einen Augenblick an, daß Erziehung die übeln Neigungen nur bis auf einen gewissen Grad zu überwinden vermöge, im Einzelnen dagegen eine Triebfeder zu bösen Leidenschaften übrig bleibe, welche solche Individuen aller Lehren, selbst aller Gefahren von Strafe ungeachtet, zu Uebelthaten unwiderstehlich forttreibt?

Setzt man einen solchen Fall, so müßten selbst die härtesten Lehren Luthers offenbar in einem andern Licht erscheinen, als man bei dem ersten Anblick vielleicht anzunehmen geneigt ist. Es bedürfte jetzt in der That nichts, als jene Sätze nur von der poetischen in die wissenschaftliche Sprache überzutragen, um uns mit einem gewissen Erstaunen zu überraschen.

Poetisch gesprochen lehrte der Reformator: „daß in Ansehung der Wahl zwischen Guten und Bösen, oder wie er es nennt in Hinsicht göttlicher Dinge, der Wille nicht frei sei, sondern entweder von Gott oder vom Teufel besessen und getrieben werde. Nehme ihn Gott ein, so gehe er hin, wo Gott wolle, nehme ihn dagegen der Teufel ein, so gehe er hin, wohin der Teufel wolle.“ In der wissenschaftlichen Sprache lautet nun diese Stelle nach unserer obigen Voraussetzung folgendermaßen. „Der Wille des Menschen ist in Beziehung auf die Wahl zwischen Guten und Bösen, Weisheit und Thorheit, Edelmuth und Gemeinheit u. s. w. keineswegs unbedingt frei, sondern wird von der Schöpfung erzeugt und geleitet durch die Art und Weise der sittlichen und geistigen Ausstattung des Menschen. Ist letzterer edel ausgestattet, was man bildlich oder poetisch ausdrücken kann: „ist der Mensch von Gott erfüllt oder eingenommen“, so wird er zum Guten bestimmt und getrieben; ist er dagegen unedel ausgestattet, was man bildlich oder dichterisch ausdrücken kann: „ist er vom Teufel erfüllt oder eingenommen“, so wird er zum Bösen bestimmt und getrieben.“ Wo wäre nach unserer Voraussetzung nunmehr noch ein Zweifel, wo ein Widerspruch, wo etwas Dunkles? Das Wesen der Triebfeder, welche den Willen bestimmt, liegt immer darin, daß dasjenige, nach welchem der Mensch verlangt, seiner Neigung entspricht, ihm

Vergnügen macht. Dieß ist sowohl bei dem der Fall, welcher etwas Gutes, als auch bei dem, welcher Uebles zu begehen begehrt. Der Edle und Tugendhafte übt das Recht und die Tugend zwar immer dieser selbst willen und nicht wegen der innern Freude, welche mit solchen Handlungen zugleich auch verbunden ist, also nicht aus Eigennutz, aber er thut es doch gerne. Eben so thut auch der Unedle und Lasterhafte das Böse gerne, weil es ihm Nutzen verschafft oder wenigstens gewähren soll. Wenn man demnach sagt, der Wille wird von den Naturanlagen bestimmt und getrieben, so hat dieß nicht den Sinn, als wenn der Mensch wider seine Neigung gezwungen würde, dieß oder jenes zu thun, sondern das Mittel, dessen sich die Schöpfung bedient, um den Willen des Menschen nach ihren Zwecken zu bestimmen und unumschränkt zu beherrschen, besteht eben darin, daß sie durch seine Anlagen solche Neigungen in ihm erweckt, welchen die Handlungen, die sie will, entsprechen. Darum läßt sich der Mensch gerne treiben, der Edle gerne zu guten Thaten, der Lasterhafte gerne zu bösen. Wir sprechen natürlich nur immer bedingungsweise in der Voraussetzung, die oben gemacht wurde. Aber auffallend bleibt es doch, daß man dadurch immer mehr auf die Sprache Luthers geleitet wird [10]).

Ich gestehe, daß ich bei so bewandten Umständen mir nicht getraue, die Meinungen Luthers über den freien Willen mit vornehmer Geringschätzung und schnellfertig für Unsinn zu erklären. Nach den tiefsten Gefühlen meines Innern sehe ich mich vielmehr gedrungen, bescheiden über so folgenreiche und tiefe Fragen der Schöpfung zu urtheilen. Noch größer

---

10) Er erklärte sich nämlich in folgender Weise: „Und ich sage, wir müssen denn Böses thun (wenn man nämlich nach der Sprache des Reformators nicht von Gottes Geist erfüllt ist), nicht daß wir dazu gezwungen werden (nämlich äußerlich), sondern, wie jene sagen, es muß vonnöthen also sein, ohne Veränderung; nicht daß gewaltig Zwang und Drängniß sei, das ist wenn der Mensch nicht Gottes Geist hat, so wird er nicht als mit Gewalt und bei dem Halse hingerissen, daß er wider seinen Willen (nämlich Neigung) müsse Böses thun, wie man einen Dieb oder Mörder wider Willen zum Galgen hinführt, sondern er thuts willig und gerne. Und denselbigen Willen, Lust und Neigung kann er aus seinen Kräften nicht nachlassen, ändern oder bezwingen, sondern gehet die Lust immer vor sich. Wenn man ihn äußerlich gleich zwinget, etwas anderes zu thun, dennoch bleibt inwendig der Wille und ist demjenigen feind und gehässig, der ihm wehret. Er würde ihm aber im Herzen nicht feind sein, wenn er von sich selbst könnte anders werden, oder demselbigen, der ihm wehret, folgen. Das heißen wir hier ein Müssen, oder müssen von Noth sein, das nicht zu verändern ist, daß sich der Wille da nicht anders wenden oder ändern kann; sondern vielmehr gereizet und erhitzet wird zur Lust des Bösen, je mehr man ihm widerstehen will. Wiederum wenn Gott in uns wirket, so ist der Wille, denn Gott in die Herzen giebt und der heilige Geist uns einbläset (nach unserer Sprache die edlen Anlagen und Triebe, welche uns die Natur giebt), auch nicht ein gezwungen Ding, sondern eine Lust und herzliche Neigung, da ich das Gute willig und gerne thue ohne Drangsal, und lasse mich nicht davon reissen, wenn gleich alle Teufel und die Pforten der Hölle mir wehreten, da die Lust fortfähret, gerne will und liebet das Gute, wie zuvor das Böse."

wird aber das Bedürfniß, auch bei den größten Leistungen des Hochmuths sich zu enthalten, und bei den Mängeln, ja selbst den Fehltritten Anderer der Milde im Urtheil sich zu befleißigen.

Was in den Lehren Luthers am meisten verletzt, ist der schauderhafte Satz, daß Menschen schon vor der Geburt ewig verdammt werden. Dieser würde sich, angewendet auf die Einflüsse der Naturgaben, bedeutend mildern, wenn man annehmen wollte, daß die Vorsehung die Anlagen nicht ungerecht vertheile, sondern in künftigen Schöpfungsstufen wechseln lasse. Auch die Folgen böser Naturtriebe wären natürlich nur zeitlich und würden gesühnt; alles scheinbar Widersinnige verschwände dann in der Lehre Luthers, und man sähe sogar, wie seine Vorhersagung der einstigen Lösung des vermeintlichen Widerspruchs sich erfülle.

Dessenungeachtet fühlen wir uns lebhaft durch die Annahme verletzt, daß höhere Kräfte, mag man diese nun mystisch, oder als Naturanlagen sich denken, mehr als das eigene Verdienst des Menschen über seinen Werth oder Unwerth, mehr als der eigene Wille über seine Handlungen entscheiden sollen. Die nämliche Wirkung brachte nun die Theorie des Reformators hervor, und Erasmus hoffte, diesen Umstand zu benützen, um den Gegner in der öffentlichen Meinung zu stürzen. Doch die Sache ging anders, als die Feinde der Evangelischen gehofft hatten.

Dr. Martin Luther antwortete auf die Schrift von Erasmus de libero arbitrio im December 1525 mittelst der schon erwähnten Abhandlung de servo arbitrio. Es wurden darin die harten Grundsätze, welche wir im vorigen Hauptstück entwickelten, ganz unverschleiert und furchtlos vertheidiget; aber so tief war der Geist der Zeit, so beklommen die allgemeine Stimmung der Gemüther, daß die Massen der evangelischen Partei wider die düstern Lehren ihres Führers nicht Entrüstung, sondern ehrfurchtsvolle Scheu empfanden. Erasmus rühmte sich zwar, daß er gesiegt und viele Anhänger Luthers zum Rücktritt bewogen habe [11]; allein sein gesammtes Vorgeben war grundlos, wie er im Geheimen selbst zugestand [12]. Die Evangelischen wurden durch seine Schrift nicht überzeugt, sie fielen von dem Reformator nicht ab, sondern schlossen sich inniger an ihn an. So wurde denn das Ansehen Dr. Martin Luthers durch den Streit mit Erasmus nicht geschwächt, sondern vielmehr gehoben.

Das war ein äußerst wichtiges Ereigniß! Hätte Erasmus die Lehre Luthers über die Rechtfertigung und den freien Willen in den Augen der Evangelischen als unrichtig darzustellen vermocht, so war der Grundpfeiler

---

11) Non paucos revocavi a factione damnata, et jam passim reddantur literae, quibus declarant se persuasos libello *de libero arbitrio* ab hoc Lutheri desciviase.

12) Quid mea diatriba civilius? Quid profecit tamen, nisi quod Lutheranos excitavit ad majorem insaniam? Id non ignarus futurum, tamen morem gessi Regi et Card. Angliae, Pontifici et doctis aliquot amicis, non tacens interim quid esset sequuturum.

der neuen Religion untergraben, und das ganze Gebäude mußte zusammenstürzen. Erasmus wußte dieß recht gut, und wählte darum gerade jene Fragen zu dem Angriffspunkt. Bei dem unangenehmen Eindruck, welchen die harten Lehren seines Gegners auf viele Menschen machen konnten, schien die Stellung Luthers die schwächere zu sein; nun stand Erasmus noch überdieß im Ruf überlegener Gelehrsamkeit und Rednergaben, alles schien demnach die Niederlage des Reformators anzukündigen, und doch siegte er ganz entschieden. Jetzt erst konnte man sagen, daß die Reformation gerettet, und dauerhaft begründet, jetzt erst, daß ihr Hauptzweck: durchgreifende Verbesserung der Sitten auf dem Wege der Gemüths-Erschütterung, wirklich gesichert und durchgeführt sei.

So bestätigt sich also unsre frühere Bemerkung, daß Dr. Martin Luther bewußtlos das Werkzeug wurde, die ungeheure Gährung seiner Zeit nach dem Plane der ewigen Entwicklungsgesetze zu leiten! Denn wer hätte ahnen mögen, daß seine scheinbar widersinnigen Sätze über die Rechtfertigung und den freien Willen das unfehlbare Mittel zur endlichen Sitten-Verbesserung, und dadurch zur Vorbereitung der künftigen höhern Freiheit der Völker werden müßten und sollten? Der große Mann erlangt demnach geschichtlich eine eben so eigenthümliche, als merkwürdige Rechtfertigung.

Das Schicksal desselben war übrigens seltsam: er wurde von Feind und Freund verkannt und selbst mißhandelt. Ja dieß beschränkte sich sogar nicht bloß auf die Dauer seines Lebens, sondern geht bis auf unsere Zeit fort. Auch die Geschichte hat ihm nach einem Zeitraume von 300 Jahren noch keine Gerechtigkeit gewähren können. Nicht genug, daß ihn manche Gegner seiner Reformation bis auf den heutigen Tag noch hassen, und daß man von dieser Seite hin und wieder seinen Namen noch immer nur mit Abscheu ausspricht; wird er sogar von Bekennern seiner Lehre mißverstanden, entstellt und herabgewürdiget. Die Kirche selbst, welche er gründete, hat die Lehrsätze, worauf er das meiste Gewicht legte, und die das charakteristische Merkmal seines Geistes und seiner Kraft waren, wieder aufgegeben, und glaubte noch dazu, dadurch eine große Weisheit zu begehen. Eines der Hauptverdienste Luthers waren nämlich seine großen Gedanken über das Verhältniß des freien Willens, und die Unerschrockenheit und Offenheit, mit denen er sich zu so scheinbar schroffen und anstößigen Ueberzeugungen bekannte. Und gerade hierin fielen seine Anhänger, ja sogar seine nächste Umgebung von ihm ab; und heute noch rühmen sich Theologen, welche einen großen Beweis von Scharfsinn und Erleuchtung geben wollen, daß sie die Augustinisch-Lutherischen Begriffe vom freien Willen nicht theilen. Das erste Beispiel dazu gab schon zu Lebzeiten des Reformators dessen vertrauter Gehülfe und Freund Melanchthon. Dieser hatte ebenfalls die Augustinische Ansicht vertheidigt

und bestimmt erklärt, daß alles, was geschieht, nach göttlicher (organischer) Vorherbestimmung nothwendig geschehen müsse, und daß es keine Freiheit des Willens gebe, indem die Schrift dem Willen alle Freiheit abspricht[13]). Später änderte aber Melanchthon diese Meinung, und es kam jetzt ein Mittelweg heraus, indem nun zwar die Bestimmung des Menschen zum Guten durch den heiligen Geist (oder wie wir es nennen, durch Naturanlagen) bewirkt werden und der Mensch ohne die Hülfe des heiligen Geistes nicht vermögend sein soll, sich zum Guten zu bestimmen, daß er aber, wenn er einmal vom heiligen Geist erregt sei, doch nicht ganz leidend sich verhalte, sondern ein wenig mithelfe. Es seien nämlich drei Stücke nothwendig: 1) das Wort, 2) der heilige Geist und 3) der Wille des Menschen[14]).

Diese Lehre Melanchthons erlangte in der Folge ein so großes Ansehen, daß sich die lutherische Kirche am Ende wirklich von der Hauptlehre ihres Stifters entfernte, und also die Ueberzeugung aufgab, wodurch sie sich eben von andern Lehrbegriffen unterscheiden und sich als lutherisch ausweisen sollte. Ja was das auffallendste ist, selbst diejenigen Freunde und Anhänger Luthers, die ihm am treuesten waren und ihn am meisten verehrten, gaben sich die größte Mühe, ihm seinen schönsten Ruhm zu rauben, indem sie nämlich zu zeigen strebten, daß der Reformator seine Lehre von dem freien Willen theils nicht so folgerichtig und strenge gemeint habe, als er solche vortrug, theils dieselbe später gemildert oder widerrufen hätte. Und die guten Leute glaubten noch dazu, daß sie dadurch dem Gegenstande ihrer Verehrung einen Dienst erwiesen!

Es kommt uns nicht entfernt in den Sinn, die düstern Grundsätze Luthers über die Rechtfertigung wieder erwecken zu wollen; ihre Zeit ist vielmehr längst dahin, und wir bedürfen andere leitende Gesichtspunkte. Allein der Geschichtschreiber ist verpflichtet, in den Geist der Zeiten, welche er zu schildern hat, sich zurückzudenken, und den Einfluß der Ideen derselben auf die Volks-Entwicklung gewissenhaft festzustellen. Da nun die unwiderstehliche Einwirkung der Lehren Luthers über den freien Willen auf die Sitten-Verbesserung so klar vorliegt, so erzeigt man der Wissenschaft einen üblen Dienst, die Grundsätze des Reformators herabzuwürdigen. Man kann mit Recht ihre Zweckmäßigkeit für neuere Zeiten läugnen: doch es ist keineswegs scharfsinnig, ihre Nützlichkeit und ungeheure Wirkung in der Vergangenheit zu verkennen. Dieß thun Jene, welche aus lauter Liebe zu dem Stifter der evangelischen Kirche dessen Meinungen über den freien Willen milder darzustellen suchen: denn sie schmälern den

---

[13]) Quandoquidem omnia, quæ eveniunt, necessario juxta divinam prædestinationem eveniunt, nulla est voluntatis nostræ libertas. Voluntati nostræ per prædestinationis necessitatem omnem libertatem adimit scriptura.

[14]) Tres causæ concurrentes. Verbum, spiritus sanctus et voluntas hominis, non sane otiosa, sed repugnans infirmitati suæ.

Ruhm Luthers, während sie ihn zu erhöhen glauben. Dabei wird noch obendrein den Worten Gewalt angethan, sohin auf Kosten der geschichtlichen Treue, Ausdrücken ein Sinn untergestellt, den sie weder haben konnten, noch hatten. Um die Rechte der Geschichte zu retten, müssen wir uns einer solchen Richtung widersetzen, und eben darum auf die Sache noch etwas näher eingehen.

Aus der oben dargestellten Lehre Luthers über den freien Willen geht nämlich hervor, daß derselbe die strenge Prädestination annahm, zu welcher sich auch Calvin bekannte. Die Gelehrten der reformirten Kirche behaupteten daher mit Recht, daß in dem Lehrbegriff von dem freien Willen Luther mit ihnen übereinstimme, ja sie bemerkten vielleicht sogar mit Recht, daß letzterer noch strenger spreche, als die Gelehrten ihrer Kirche. Dagegen setzten und sträubten sich nun die eifrigen Freunde des Reformators, verlangten auch einen Mittelweg zwischen der Prädestination und dem freien Willen, und glaubten, ihren großen Lehrer, den folgerichtigen, unerschrocknen, starken Mann zu ehren, wenn sie künstlich und erzwungen herausdeutelten, daß er ebenfalls jenen Mittelweg angenommen habe. Sie sagten daher, Luther habe sich in seinem Buche de servo arbitrio zwar etwas zu harter Ausdrücke bedient, auch gewisse Wörter in einem andern Sinne genommen, als es gewöhnlich geschehe, endlich nicht alles so ordentlich und deutlich abgefaßt, wie es hätte sein sollen, aber gleichwohl hätte er nicht gelehrt, als hätten wir gar keine Freiheit, und alles, was wir thäten, geschehe aus Nothwendigkeit, sondern er habe vielmehr dem Menschen gewissermaßen seine Freiheit zugestanden. Man sieht, der Schüler meistert den Lehrer, der Schwache den Starken, der Unfolgerichtige den Folgerichtigen, aber es bedarf nur der Anführung einiger Stellen des Reformators, um alle diese Irrenden zu widerlegen. Sie wurden bereits oben ausgehoben und wir wiederholen davon bloß zwei. Wenn Luther sagt, „die Christen werden nicht vom freien Willen, sondern von Gottes Geist getrieben; getrieben aber werden, daß ist ja nicht wirken, sondern hingezogen und von einem andern hingerücket werden, wie ein Zimmermann eine Säge rücket oder eine Art oder Beil zum Hauen brauchet und führet;“ wenn er, sagen wir, dieß ausspricht, hat er dann dem Menschen den freien Willen einigermaßen zugestanden? Muß man, wenn man dieß behaupten will, die Augen nicht vorsätzlich schließen und zudrücken? Wenn ferner der Reformator sagt, „daß Gott solche verdammt, die es nicht verdient haben, und etliche zur Verdammniß verordnet, ehe sie geboren werden;“ hat er dann nicht die strenge Prädestination gelehrt? Giebt es auch hier noch einen Ausweg und eine Hinterthüre, um die Aussprüche des großen Mannes zu mißdeuten? Daß also in der Schrift de servo arbitrio kein Mittelweg, sondern die ganze strenge Lehre von völliger Unfreiheit des Willens und der reinen Prädestination vorgetragen wird, ist klar und gewiß.

Allein man behauptet nun, Luther habe später die dort aufgestellte Ueberzeugung geändert und im mildernden Sinne theilweise widerrufen. Als Beweis dafür werden seine Auslegung des 26. Kapitels des ersten Buchs Moses, die Erklärung des Spruches Pauli Gal. 1, 4. 5, die Auslegung des Propheten Michä II, 12. und einige Briefe angeführt. Auch Planck sagt [45]), wiewohl aus andern Gründen, „man sei zu der Vermuthung, und vielleicht zu etwas mehr, als nur zu der Vermuthung, berechtigt, daß in Luthers eigenen Ueberzeugungen später eine Veränderung über den fraglichen Punkt vorgegangen sein dürfte.“ Indessen alles dieß ist irrig. Der Reformator änderte nach der Herausgabe seiner Schrift de servo arbitrio seine Ueberzeugung nicht mehr.

Sowie nun Luther von den Theologen der von ihm gestifteten Kirche selbst, und sogar von seinen eifrigsten Freunden verkannt wird, so widerfuhr ihm das nämliche Loos auch von Seite mancher Geschichtschreiber. Auch jetzt noch, wo doch der Erfolg bewiesen hat, daß die Grundsätze und Verfahrungsweise, welche Erasmus für die Reformation wollte, falsch waren, indem letztere gerade durch das entgegengesetzte Benehmen Luthers durchgeführt wurde, ziehen sie Erasmus vor. Daher ist es bei mehreren so sehr zur Mode geworden, immer diesen und Melanchthon so hoch zu heben und den Reformator, wo sie nur immer es thun zu können glauben, tiefer zu stellen. So nimmt denn auch Planck bei dem Streite zwischen Erasmus und Luther über den freien Willen den wärmsten Antheil an dem ersten, und entscheidet unbedingt für ihn. Er meint, „daß hier die Geschichte die Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen habe, die man bei Erzählung seiner Streitigkeiten mit Luther so oft begangen, und daß man umgekehrt die Schwächen des letztern aufdecken müsse, die man so sehr zu verhüllen gesucht habe.“

Urtheile der Art verlassen ganz den geschichtlichen Boden, indem sie die Wirkung der Lehren Luthers auf seine Zeit verkennen, und dadurch den eigenthümlichen Gang der Volks-Entwicklung in gänzliche Dunkelheit bringen. Um die Klarheit wieder herzustellen, mußten wir also auf diesen scheinbar fremdartigen Gegenstand tiefer und ausführlicher eingehen.

---

45) Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung des protestantischen Lehrbegriffs. Vierter Band, S. 501.

Siebenzehntes Hauptstück.

Der Abendmahlsstreit. Reichstäge in Speier. Verhandlung in Marburg.

(Vom Jahr 1526 bis 1529.)

Obgleich die Kirchen-Verbesserung nothwendig war, obgleich sie äußerst heilsam auf die innern Zustände unsres Volkes wirkte, so blieb sie dennoch fortwährend von den dringendsten Gefahren umringt. Kaum schien ein Angriff zurückgewiesen, so erhob sich schon wieder ein neuer Sturm, um die evangelische Richtung zu erschüttern. Als der bedenkliche Aufstand der Bauern bewältiget war, mußte Dr. Martin Luther gegen den mächtigen Erasmus sich waffnen, und nachdem dieser Widersacher eine entschiedene Niederlage erlitten hatte, drohte die reformatorische Partei durch feindliche Spaltungen in ihrem Innern zu zerstäuben. Die Ursache jener neuen, folgenschweren Bedrängniß war eine Meinungs-Verschiedenheit, welche, durch Karlstadt angeregt, anfangs nicht für besonders gefährlich gehalten wurde, doch bald heftige Leidenschaften erweckte, und die Reformation an den Abgrund des Verderbens zu bringen schien. Dr. Andreas Bodenstein hing der Opposition gegen das Pabstthum freilich sehr eifrig an; allein er wollte in vielen Dingen weiter gehen, als Luther, und so war er unter andern auch in Ansehung der Abendmahlslehre zu einer eigenthümlichen Ansicht gekommen.

Karlstadt fand nämlich die Einsetzungs-Worte: „das ist mein Leib und Blut“ nur symbolisch, und meinte, daß jene Aeußerung des Religionsstifters bloß den Sinn habe: „Brod und Wein sollen an seinen Leib und sein Blut, also an seine Hingebung erinnern.“ Die richtige Fassung würde alsdann lauten: „dieß **bedeutet** meinen Leib und mein Blut!“ Es ist unläugbar, daß solche Ansicht die richtige ist, und man hätte nothwendig eine Billigung derselben von Seite Dr. Martin Luthers erwarten sollen. Letzterer war früher selbst über den Sinn des Abendmahls zweifelhaft gewesen, und hatte darüber noch keine unwiderrufliche

Meinung gefaßt [1]). Die Auslegungsart Bodenſteins blieb dem Pabſtthum feindlich, es ſchien demnach alle Hoffnung gegeben zu ſein, daß ſie von der geſammten evangeliſchen Richtung angenommen werde; indeſſen ein ſeltſames Zuſammenwirken vieler eigenthümlicher Umſtände ſollte die Urſache ſein, daß Luther allmälig zu dem Entſchluß bewogen wurde, der Meinung Karlſtadts hartnäckig ſich zu widerſetzen.

Nachdem dieſer Gelehrte mit dem Reformator zerfallen war, nährte er heftigen Haß wider denſelben, und fügte ihm manche bittere Kränkung zu. Wir haben des Zuſammenſtoßes beider in Jena und Orlamünde bereits erwähnt, doch nicht in den Einzelnheiten, die wir auf den gegenwärtigen Ort verſparen wollten. Bodenſtein hatte nämlich die Bevölkerung in Orlamünde ſo ſehr wider Dr. Martin Luther eingenommen, daß der letztere von dem Rath der Stadt geradezu Beleidigungen hinnehmen mußte, und noch dazu ſchriftlich [2]). Ja der Reformator ſcheint in Orlamünde ſelbſt zur Flucht vor dem ergrimmten Volk genöthiget geweſen zu ſein [3]), und alle dieſe Umſtände ſetzten daher auch in ſeinem Innern Bitterkeit gegen den Urheber Karlſtadt an. Luther war allerdings nicht rachſüchtig; als ſein Widerſacher öffentlich der Theilnahme an dem Bauern-Aufſtand beſchuldigt wurde, gewährte er vielmehr bereit-

---

[1]) In einem Schreiben an die Bürger zu Straßburg (Jenenſ. Ausg. Th. III, fol. 140) giebt Luther hierüber folgende Aufklärung:

Das bekenne ich, wo D. Carlſtad oder jemand anders vor fünf Jahren mich hätte möcht berichten, daß im Sakrament nichts denn Brot und Wein wäre, der hätte mir einen großen Dienſt gethan. Ich hab wol ſo harte Anfechtung da erlitten, und mich gerungen und gezwungen, daß ich gerne heraus geweſen wäre, weil ich wol ſahe, daß ich damit dem Pabſtthum hätte den größten Stoß kund geben. Ich habe auch zween gehabt, die geſchickter davon zu mir geſchrieben haben, denn D. Carlſtad, und nicht alſo die Wort gemartert nach eigenem Dünkel. Aber ich bin gefangen, kann nicht heraus, der Text iſt zu gewaltig da, und will ſich mit Worten nicht laſſen aus dem Sinn reißen.

[2]) In einem Schreiben des Rathes der Stadt Orlamünde an Luther heißt es nämlich: »Du verachteſt alle die, ſo aus göttlichem Befehl ſtumme Götzen und heidniſche Bildner umbringen, wider welche du eine kraftloſe, weltweiſe und unbeſtändige Bewährung aus deinem eigenen Gehirn, und nicht gegründeter Schrift aufmutzeſt. Daß du uns aber, als Glieder Chriſti durch den Vater eingepflanzt, unverhört und unüberweist ſo öffentlich ſchilteſt und läſterſt, das zeigt an, daß du dieſes wahrhaftigen Chriſti und Sohnes Gottes ſelbſt kein Glied biſt u. ſ. w.

[3]) In dem ſchon angeführten Brief an die Bürger zu Straßburg giebt Luther in dieſer Beziehung nachſtehende humoriſtiſche Erzählung:

Er hätte mich ſelbſt zu Jena, aus Urſach einer Schrift, ſchier überredt, daß ich ſeinen Geiſt nicht mit dem Altſtättiſchen, aufrühriſchen, mördiſchen Geiſt vermenget hätte. Aber da ich gen Orlamünde unter ſeine Chriſten kam aus fürſtlichem Befehl, fand ich wol, was er für Saamen da geſäet hatte, daß ich froh ward, daß ich nicht mit Steinen und Dreck ausgeworfen ward, da mir etliche derſelben einen ſolchen Segen gaben: fahr hin in tauſend Teufel Namen, daß du den Hals breche, ehe du zur Stadt hinaus kommſt. Wiewol ſie ſich gar fein geſchmückt haben im Büchlein davon ausgangen. Wenn der Eſel Hörner hätte, das iſt, wäre ich Fürſt zu Sachſen, D. Carlſtad ſolt nicht vertrieben ſein, es wäre mir denn abgebeten; er laß ihm nur die Güte der Fürſten nicht verſchmähen.

willig die Bitte Karlstadts, dessen Vertheidigung mit einer wohlwollenden Vorrede oder Empfehlung zu begleiten *); allein da ihm Bodenstein mit seiner hitzigen Neuerungssucht so oft störend in den Weg getreten war, so blieb er gegen die Ansichten desselben immer mißtrauisch. Darum glaubte er, daß die freie Ansicht seines Gegners über den Sinn des Abendmahls, wie bei der Bilderstürmerei, auf neue excentrische oder schwärmerische Abwege führen könnte. Luther hielt sich jetzt an den Buchstaben der Einsetzungsworte: „das **ist** mein Leib u. s. w.“, und wollte die Auslegung: **bedeutet** durchaus nicht zulassen.

Dr. Andreas Bodenstein fand bei den freisinnigen Gelehrten hinsichtlich seiner Abendmahlslehre zwar insoferne keinen Beifall, als er zum Theil und noch überdieß ohne Noth in einer gesuchten Auslegung der betreffenden Bibelstellen sich gefiel; dagegen fanden viele Gelehrte das Wesentliche seiner Ansicht über das Abendmahl ganz richtig. Das war insbesondre in Oberdeutschland der Fall, und als Karlstadt bei seiner Vertreibung aus Orlamünde Anstellung in Basel fand, so erlangte seine Lehre nicht bloß in der Schweiz, sondern auch in andern Gegenden, namentlich in den einflußreichen Reichsstädten Straßburg und Ulm geneigte Aufnahme.

In Oberalemannien hatte Zwingli schon vor Karlstadt ähnliche Gedanken über das Abendmahl gehegt, wie dieser, und solche nur verborgen gehalten; jetzt sprach er dieselben aber auch öffentlich aus. An ihn schloß sich ein anderer fähiger Mann an, Hausschein, der seinen Namen nach der Sitte der Zeit in's Griechische übersetzt hatte, und sich hiernach Oekolampadius hieß. Da zu beiden außer Bodenstein auch die geachteten Gelehrten Kapito und Bucer in Straßburg sich hinneigten, so

*) Die Herzensgüte Luthers spricht sich darin in rührender Weise aus. Obgleich er in Orlamünde wegen Karlstadt so sehr beleidigt worden war, so schrieb er doch also:

Es hat mir D. Andreas Carlstad ein Büchlein zugefertiget, darinnen er sich entschüldiget des fehrlichen vnd schweren Gerüchts, als solt er schüldig sein an dem Aufruhr, oder ein Heubt vnd Anreger der Auffrührischen gewesen, Vnd mich mit großem ernst gebeten, das ich dasselbige wolte lassen durch den Druck ausgeben, zu rettunge seines Namens, Vnd auch, das er nicht so jemerlich vnuerhöret vnd vnüberzeuget verurteilet, vnd on verdienst vnd vrsach sein leibs vnd guts vnsicher sein müßte, Nachdem jtzt das geschrey gehet, als solt man mit viel armen Leuten zu geschwinde faren, Vnd aus lauter zorn dahin richten beide schüldige vnd vnschüldige, vnuerhörter vnd vnüberwundener Sache. Als ich denn wol besorge, das die zaghafftigen Tyrannen, die sich vorhin für einem rauschenden Blad fürchten, jtzt also küne worden sind, bis sie jren mutwillen volnbringen, das sie Gott auch zu seiner zeit stürtze zu Boden.

Wiewol aber D. Carlstad mein höchster Feind ist der Lere halben, Vnd drüber wir beide sehr hart an einander gesetzt haben, das keine hoffnung da ist blieben, einiges Vertrags oder ferner gemeinschaft. Doch weil er in seim Anligen vnd Anfechtunge sich solcher trewe zu mir vorsihet, mehr auch denn zu seinen Freunden, die jn auff mich gehetzt haben, Will ich jn dieselbige Trewe bey mir finden lassen, so viel mir müglich ist, Vnd jm den Dienst vnd andere mehr gern erzeigen.

sollte die Meinungs-Verschiedenheit allmälig wichtiger werden, als man glauben mochte. Unbedingt zu Luther hielten alle seine Freunde und Kollegen in Wittenberg, so daß im Lager der reformatorischen Partei zwei verschiedene Nüancen sich gebildet hatten. Dr. Martin Luther gab sich unsägliche Mühe, die Abendmahls-Lehre von Karlstadt, Zwingli und Oekolampadius sogleich im Keime zu ersticken; er nannte dieselbe Schwärmerei, und ihre Anhänger die Rottengeister, er warnte insbesondre die Stadt Straßburg vor dieser Richtung, während sein Freund Bugenhagen wider Zwingli schrieb. Indessen erstickt konnte die abweichende Theorie nicht werden, sondern dieselbe erlangte vielmehr in der Schweiz entschieden das Uebergewicht. — —

Um diese Zeit fand zugleich eine noch größere Ausbreitung der reformatorischen Richtung statt. Nicht bloß das churfürstlich-sächsische Haus, sondern auch der Landgraf Philipp von Hessen, der Markgraf Albrecht von Brandenburg, der Herzog Heinrich von Mecklenburg, der Fürst von Anhalt, die braunschweig-lüneburgischen Herzöge zu Zelle und Grubenhagen und die Grafen von Mansfeld hatten das Lutherthum feierlich angenommen. Nach dem Beispiele des Markgrafen Albrecht traten in dessen Herzogthum Preußen selbst die beiden Bischöfe zu derselben Religion über. Unter solchen Umständen war die neue Lehre keine bloße Sekte mehr, sondern schon staatlich repräsentirt und ein besonderes Glaubens-Bekenntniß mit allen Aussichten auf Selbstständigkeit. Der unternehmendste und thatkräftigste Mann unter den Fürsten der Lutherischen Partei, war der Landgraf Philipp von Hessen. Dieser wollte das Evangelium nicht, wie der Reformator, bloß durch das Wort, sondern bei allenfallsigen Angriffen von der gegnerischen Seite auch durch das Schwert vertheidigen. Durch seine Bemühungen kam am 12. Juni 1526 zu Torgau ein Bund zwischen ihm und dem Churfürsten von Sachsen zu Stande, worin sich beide zum wechselseitigen Beistand in der Vertheidigung ihres Glaubens verpflichteten. Auch die übrigen evangelischen Fürsten, nämlich der Markgraf Albrecht in Preußen, der Fürst von Anhalt, die genannten Herzöge von Braunschweig und Mecklenburg, sowie die Grafen von Mansfeld traten jenem Bunde bei. So hatte denn die reformatorische Richtung schon einen festern Zusammenhang gewonnen.

Der Kaiser war fortwährend von Deutschland abwesend, inzwischen aber bei Pavia über seinen Widersacher Franz von Frankreich siegreich geworden. Da bereits auf das Frühjahr 1526 ein Reichstag nach Speier ausgeschrieben worden war, so hofften die katholischen Fürsten in Deutschland, daß das Reichsoberhaupt in seiner gegenwärtigen Macht ernstliche Maaßregeln zur Ausrottung der Ketzerei ergreifen und selbst in Speier erscheinen werde. Karl V. wurde jedoch durch seine Angelegenheiten im Ausland zurückgehalten, und der Reichstag nur durch Bevollmächtigte eröffnet. Während der Verhandlungen traf ein

Schreiben des Kaisers ein, welches die Anhänger der päbstlichen Partei mit großen Hoffnungen erfüllte. Es war nämlich darin bemerkt, daß das Reichsoberhaupt bald nach Deutschland zu kommen, und „in die lutherischen Sachen und Irthum auf eine Weise zu sehen gedenke, daß der Allmächtige durch den heiligen Glauben gepriesen werde.“ Diese Drohung blieb jedoch für den Augenblick ohne Wirkung; ja die Verhandlungen nahmen am Ende für die Evangelischen entschieden eine günstige Wendung.

In der Lage des Kaisers war nämlich plötzlich eine Veränderung vorgegangen, indem der Pabst und die Venetianer mit dem französischen König ein Bündniß geschlossen hatten. Zugleich wurde Ungarn von den Türken so hart bedrängt, daß man auch für Deutschland Gefahren befürchtete. Unter solchen Umständen trugen die katholischen Fürsten auf dem Reichstag in Speier mit Recht Bedenken, die evangelischen Stände zu reizen, da die äußeren Gefahren noch durch einen Bürgerkrieg im Innern vermehrt werden konnten. In Folge der Mäßigung und wohlwollenden Vermittlung des Erzherzogs Ferdinand fand wirklich eine vorläufige Uebereinkunft statt, welche den Lutherischen sehr vortheilhaft war. Es wurde nämlich nicht nur beschlossen, daß der Religionsstreit auf einem allgemeinen National-Koncilium Deutschlands verhandelt werden solle, wie der Reformator immer verlangt hatte, sondern auch, daß inzwischen das Edikt von Worms so gehandhabt werden möge, als man es gegen Gott und den Kaiser zu verantworten sich getraue. Die Evangelischen erblickten hierin eine thatsächliche Auflösung des Verbots der Lutherischen Lehre, und erlangten nun Zeit und Gelegenheit zur Befestigung wie Ausbreitung ihres Glaubens *). Man versäumte nicht, beide auf das beste zu benützen. Landgraf Philipp von Hessen ließ noch im Jahre 1526 eine evangelische Kirchen-Ordnung in seinem ganzen Lande einführen, und im folgenden Jahr 1527 eine neue Hochschule zu Marburg mit reformatorischer Richtung eröffnen. Seinem Beispiel folgte der Kurfürst von Sachsen, indem 1527 durch eine allgemeine Kirchen-Visitation in seinem ganzen Lande Einheit des Kultus nach Lutherischen Vorschriften eingeführt wurde. In Franken wurde dieselbe Kirchen-Ordnung von der Reichsstadt Nürnberg und dem Markgrafen von Ansbach-Baireuth, in Braunschweig und Hamburg hingegen von dem Rathe nach

*) Sleidan Lib. VI. Cum enim superioris anni seditionem, ex religionis atque doctrinae dissidio, magna ex parte natam, et eodem ex fonte manare quicquid hodie ait turbarum, multi judicarent, mature videbant occurendum esse. Demulsis ergo quorundam animis atque placatis ita demum fuit decretum, ad constituendam religionis formam et retiendam tranquillitatem opus esse legitimo, vel Germaniae, vel publico totius orbis concilio, cujus istra annum fiat initium: et ne qua mora vel impedimentum intervenial, legationem esse mittendam ad Caesarem, oratum, ut miserum et tumultuosum imperii statum respiciat, et quamprimum in Germaniam accedat, et concilium procuret.

der Anleitung Bugenhagens, des Freundes von Luther, zu Stande gebracht. Während so die evangelische Richtung im Innern durch einheitliche Organisation erstarkte, griff sie auch äußerlich immer weiter um sich; denn im Jahre 1527 trat Schweden der Reformation bei, sowie gleichzeitig der König von Dänemark den Evangelischen neben der entgegengesetzten Kirche den Staatsschutz verlieh.

In den katholischen Ländern suchte man freilich die Ausbreitung der neuen Lehre durch strenge Strafen zu verhindern. So wurden Leonhard Kaiser in Passau und Georg Wagner in München verbrannt, und vielfältige andere Verfolgungen ergaben sich in mehreren Gegenden *). Allein alle diese blutigen Mittel dienten eher zur Stärkung, als zur Schwächung des evangelischen Glaubens. Dr. Martin Luther beschrieb namentlich den Märtyrer-Tod Leonhard Kaisers auf eine so ergreifende Weise, daß die Begeisterung unter seinen Anhängern bedeutend gesteigert wurde †).

Außer den Verfolgungen im Einzelnen fielen von den Religionsparteien in den nächsten Jahren nach dem Reichstag in Speier (1526) keine Schritte von Bedeutung vor; allein 1528 traten plötzlich Erscheinungen ein, welche den nahe bevorstehenden Ausbruch eines Religions-

---

*) Namentlich in Köln, wo ebenfalls mehrere Anhänger der Reformation verbrannt wurden. Sleidan Lib. VI: Captivi per id tempus tenebantur Coloniae Agrippinae, Petrus Flistedius, Adolphus Clarebachus, homines literati, quod de coena Domini, deque caeteris dogmatibus diversum a Pontificiis sentirent. Senatus ejus urbis habet jus, ut in carcerem ducat quos oportet: vitae autem necisque potestatem solus habet Archiepiscopus. Ac fieri potest, ut quos capitis damnavit Senatus, Archiepiscopi praetor absolvat. Illi vero per sesquiannum et amplius eo, custodia detenti, nunc demum ab utrisque damnati fuerunt, et cremati, magno cum gemitu plurimorum et commiseratione.

†) Luther setzte dem Märtyrer folgendes schöne Denkmal:

„Christus unser lieber HErr verleihe, daß wir dieses lieben seligen Leonhards Nachfolger werden. Er heißet nicht allein König, sondern billig Kaiser, und führet solchen Namen mit allen Ehren; denn er hat den überwunden, des Gewalt so groß ist, daß ihr keine auf Erden mag verglichen werden.

Zudem ist er nicht allein ein Priester, sondern ein rechter Bischof, ja Pabst; indem er seinen Leib so dahin geopfert hat zum Opfer, das da Gott wohlgefällig, lebendig und heilig gewesen ist.

Also heißt er auch recht und billig Leonhard, das ist Löwenhard; denn er hat sich beweiset als ein starker, unerschrocken Löwe. Seine beiden Namen sind zuvor von Gott versehen; er ist der erste, so den Namen seines Geschlechts erfüllet und bestätiget hat."

Ergreifend ist aber vollends eine andere Stelle, wo Luther klagt, daß er selbst nicht für seine Lehre zu leiden habe, vielmehr andere für ihn büßen müßten:

„Ah ich elender Mensch, wie gar ungleich bin ich dem lieben Herrn Leonhard Keiser, mehr thue ich nicht, denn daß ich das Wort lehre, predige, mit viel Worten davon rede und schreibe, Er aber hat sich beweiset als ein rechter gewaltiger Thäter desselbigen Worts.

Ah daß mich Gott werth achte, daß dieses Leonhards Geist nicht zwiefältig bei mir wäre, sondern nur die Hälfte den Satan zu überwinden, so wollt ich willig und gern dieß Leben lassen."

krieges in Deutschland anzukündigen schienen. Der entschlossene Landgraf Philipp von Hessen begann nämlich auf ein Mal nachdrücklich zu rüsten, und als er über die Ursache zur Rede gestellt wurde, erklärte er nach verschiedenen ausweichenden Antworten am Ende gegen den Herzog Georg von Sachsen, daß er zur Vertheidigung wider ein Bündniß der katholischen Fürsten sich rüste, welches unter Leitung des Erzherzogs Ferdinand zu Breslau geschlossen worden sei. Philipp hatte die Nachricht von einem Rathe des Herzogs Georg, dem Otto von Pack, erhalten, und legte sogar eine Abschrift des Bundes-Vertrags vor. Nach dieser waren die Mitglieder der Einigung außer dem Erzherzog Ferdinand, des Kaisers Bruder, die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg, die Herzöge von Baiern, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, endlich der Herzog Georg von Sachsen selbst. Alle diese Fürsten läugneten freilich den geheimen Bund auf das entschiedenste, und Philipp konnte auch eine Original-Beweis-Urkunde nicht beibringen; allein der Landgraf beharrte auf seinen Rüstungen. Endlich ward die Gährung dadurch beschwichtiget, daß der Kurfürst von Mainz, sowie die Bischöfe von Würzburg und Bamberg dem Fürsten von Hessen für seine aufgewendeten Kriegskosten eine Entschädigung bezahlten. Otto von Pack erlitt übrigens ein trauriges Schicksal. Der Landgraf Philipp, zu welchem er sich begeben hatte, wollte oder konnte ihn nicht genügend schützen; ja Pack wurde sogar ausgeliefert, und nun zur Nachweisung seiner Behauptungen angehalten. Da ihm dieselbe nicht gelang, so wurde er zur Flucht genöthiget, nach langem Umherirren aber ergriffen, und in Antwerpen enthauptet [8]).

Inzwischen hatte aber der Kaiser in Italien von Neuem das Uebergewicht gewonnen, und er schien nun wirklich den Entschluß gefaßt zu haben, gegen die Lutherische Partei Ernst zu gebrauchen. Es war nämlich am 15. März 1529 ein neuer Reichstag in Speier eröffnet worden, und sowohl die Einleitungen dazu, als die Verhandlungen selbst verriethen feindselige Absichten der katholischen Partei gegen die evangelische. Während schon die Anträge des Kaisers der letztern mißliebig waren, kam noch überdieß auf der Reichsversammlung durch Stimmen-Mehrheit ein Beschluß zu Stande, wodurch der weitern Ausbreitung der evangelischen Lehre ein Ziel gesetzt werden sollte [9]). Da hierin halb und halb ein

---

[8]) Sleidan Lib. VI: Cum deinde ad certum diem legati principum, ad quos ea criminatio pertinebat, convenissent, Paccius, quem Lantgravius ibi sistebat, falsi fuit convictus, et dimissus tandem a Lantgravio, cum annis aliquot apud exteros oberrasset, Antverpiae poenam capitis luit.

[9]) Nachdem — derselbige Artikel bei vielen in größern Mißverstand und zu Entschuldigung allerlei erschrecklichen neuen Lehren und Sekten seithero gezogen und ausgelegt hat werden wollen, damit dann solches abgeschnitten, und weiterm Abfall, Unfried, Zwietracht und Unrath vorkommen werde: so haben wir uns — entschlossen, daß diejenige, so bei obgedachtem

Verbot der Reformation erblickt wurde, so legten die evangelischen Stände am 19. April 1529 eine feierliche Einsprache ein. Dieselbe wurde erhoben von dem Kurfürsten von Sachsen, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, den Herzögen Ernst und Franz von Lüneburg, dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Fürsten von Anhalt, den freien Reichsstädten Straßburg, Nürnberg, Ulm, Konstanz, Reutlingen, Winsheim, Memmingen, Lindau, Kempten, Heilbronn, Isny, Weissenburg, Nördlingen und St. Gallen. Man nannte solche feierliche Einsprache die **Protestation**, und seitdem erhielt die evangelische Partei im In- und Ausland den Namen der **Protestanten**. Auf die Einsprache oder Protestation folgte am 22. April 1529 eine feierliche Berufung an den Kaiser und ein allgemeines National-Koncilium Deutschlands [10]).

Fast gleichzeitig hatte Karl V. mit dem Pabste sich vertragen (29. Juni 1529), und einige Monate später (5. August 1529) seinen Frie-

---

Kais. Edikt (von Worms) bis anhero blieben, nun hinfüro auch bei demselben Edikt bis zu dem künftigen Concilio verharren, und ihre Unterthanen darzu halten sollen und wollen. Und aber bei den andern Ständen, bei denen die andere Lehre entstanden, und zum Theil ohne merklichen Aufruhr, Beschwerd und Gefährde nicht abgewendt werden mögen: so soll hinfüro alle Neuerung bis zu künftigem Concilio, so viel möglich und menschlich, verhütet werden. Und sonderlich soll etlicher Lehre und Secten, so viel die dem hochwürdigen Sakrament des wahren Frohnleichnams und Bluts unsers Herrn Jesu Christi entgegen, bei den Ständen des heil. Reichs deutscher Nation nicht angenommen, noch hinfüro zu predigen gestattet oder zugelassen: desgleichen sollen die Aemter der heil. Meß nicht abgethan, auch niemand an den Orten, da die andere Lehre entstanden und gehalten wird, die Meß zu hören verboten, verhindert, noch dazu oder davon gedrungen werden.

[10]) Huic decreto sese opponunt Elector Saxoniae, Georgius Brandeburgicus, Ernestus et Franciscus Luneburgici, Lantgravius, Anhaldius: et Aprilis die XIX. palam cur non assentiantur, de scripto recitant. Et primo quidem superioris conventus decretum repetunt, quo sua cuique religio permittitur adusque concilium: ab eo minime discedendum, neque esse violanda, quae tunc pacis retinendae causa, post multam deliberationem pacta fuerunt, et signis atque jure jurando confirmata.

Quae cum ita sint, non se assentiri huic ipsorum decreto, suique facti rationem esse reddituros et palam omnibus, et ipsi quoque Caesari: ac inter ea, dum inchoetur aut publicum totius orbis, aut provinciae Germaniae concilium, nihil se factoros quod jure possit improbari. Quod insuper de colenda pace, de non intervertendis aliorum bonis, de Anabaptistis, deque typographis decretum sit, in eo quoque se, quid sui sit officii, non ignorare. Huic Principum protestationi, communicato consilio, primi nominis civitates aliquot sese conjungunt, Argentina, Norinberga, Ulma, Constantia, Rutelinga, Vuinsemium, Memminga, Lindavia, Campodunum, Halibrunum, Isna, Vuissenburgum, Norlinga, Sangallum. *Et haec qui-dem erat origo nominis Protestantium, quod non solum in Germania, sed apud exteras quoque gentes pervulgatum est atque celebre.* Ferdinandus excesserat jam e concilio Principum ante quam hi *protestarentur*, tametsi, ut paululum modo differret, a Saxone fuerat rogatus atque socius. Post, appellationis quoque formulam *Protestantes* concipiunt et edunt, in eaque rem omnem ordine commemorant, ac demum ab omni actione Spirensi et decreto ibi facto provocant ad Caesarem, ad futurum generale vel Germanicae nationis legitimum concilium: ad omnes denique non suspectos judices, ac simul legationem ad Caesarem decernunt. [Sleidan Lib. VI.]

den mit dem König von Frankreich zu Cambrai geschlossen [11]). Trübe Ahnungen stiegen nun in der evangelischen Partei auf, und jetzt äußerte sich die Gefahr, welche derselben aus ihrer innern Spaltung des Abendmahlstreites erwachsen mußte.

Der Kaiser hatte nämlich den Gesandten der Evangelischen, welche ihm die Protestation zu Speier vom 19. April und die Berufung vom 22. April 1529 nach Italien überbrachte, zu Piacenza auf keine erfreuliche Weise empfangen. Er billigte vielmehr das Dekret der Reichsversammlung, worüber die Lutherischen sich beschwerten, vollkommen, und bemerkte sogar, daß dasselbe den Zweck habe: hinführo keine Sekte oder Abweichung vom katholischen Glauben in Deutschland zu dulden. Damit war die Erklärung verbunden, daß verfassungsmäßig die Minderheit eines Reichstags den Beschlüssen der Mehrheit sich unterwerfen, und sie befolgen müsse: die Protestanten hätten daher dem Beschluß von Speier unweigerlich Gehorsam zn leisten, oder strenge Maaßregeln zu gewärtigen [12]).

Als die Botschaft über diese Aeußerung Karls V. nach Deutschland gelangte, war es wieder der thatkräftige Landgraf Philipp von Hessen, welcher Schutz-Maaßregeln wider den drohenden Sturm vorzubereiten suchte. Er stellte allen evangelischen Fürsten und Städten vor, daß zu ihrer Rettung nunmehr ein allgemeines Schutz- und Trutz-Bündniß derselben nothwendig sei; allein nun zeigten sich die Schmerzen des innern Zwiespaltes in der reformatorischen Partei. Luther wollte nämlich von einem Bündniß mit den Anhängern Zwingli's oder den Sakramentirern, wie man sie hieß, durchaus nichts wissen [13]). Vergebens stellte man ihm vor, daß beide evangelische Richtungen ja nur in einer Frage von einander abweichen, in allen andern dagegen übereinstimmen, sohin noth-

---

[11]) Itaque Cameraci, oppido Belgicae, conveniunt Margarita, Caesaris amita, et regis mater Aloisia, multique alii proceres: ac in his, cardinalis Episcopus Leodiensis, Erardus Marchianus: et pacem Augusto mense faciunt, et illud ante triennium in Hispania factum de Lutheranis decretum, ut supra docuimus, repetunt, ac denuo confirmant. [Sleidan Lib. VI.]

[12]) Sleidan Lib. VII: De actione tota Spirensi, deque decreto facto, per fratrem Ferdinandum regem, ejusque collegas ante se cognovisse, quam ipsi advenerint: et dissidium hoc, quod multis incommodis atque malis occasionem praebeat, vehementer sibi dolere. *Decretum illud eo factum esse, nequid deinceps innovetur, nec ulli sectae sit in posterum locus*, cujusmodi jam invectae sint complures et admodum tetrae: deinde, ut pax et concordia per imperium statuatur.

Quia moribus receptum sit, ut quod major pars ordinum Imperii sancivit, ne paucis quibusdam hoc rescindere liceat: ideo se datis literis ad Saxonem atque socios, mandasse, ut decretum factum habeant ratum, neque contra faciant: sed obtemperent, pro ea fide, qua sibi devincti sint et Imperio. *Nam alioqui fore, ut authoritatis et exempli causa severe in ipsos animadvertat.*

[13]) Luther schrieb an den Churfürsten Johann von Sachsen: „denn wir sie (die Zwinglichen) nicht konnen im Bund haben, wir mußten solche Ketzerei mit heissen stärken und vertheidingen, und wenn sie vertheidingt wurden, sollten sie wohl ärger werden, denn vorhin."

wendig gegen die Päbstlichen zusammen halten müßten. Er behauptete, schon die einzige Abweichung der Abendmahlslehre sei ein nur zu großer Grund, mit den Zwinglischen nichts gemein zu haben. In der That waren jetzt auch alle Bemühungen des Landgrafen vergeblich, die Protestanten zu gemeinsamen Vertheidigungs-Maaßregeln zu bewegen. Bei einer solchen dringenden Gefahr machte Philipp von Hessen die größten Anstrengungen, um über die Abendmahls-Lehre eine gütliche Einigung zwischen Luther und Zwingli zu vermitteln, und brachte zu dem Ende eine Unterredung beider Reformatoren zu Marburg in Vorschlag. Dr. Martin willigte zwar in die Zusammenkunft; allein er erklärte im Voraus, daß er nicht im mindesten nachzugeben gedenke[14]). Unter diesen Umständen hatte er freilich recht, wenn er sich von dem Zwiegespräch geringen Erfolg versprach, ja sogar eine Vermehrung der wechselseitigen Erbitterung befürchtete[15]).

Um jedoch durch unbedingte Zurückweisung des Sühne-Versuchs keinen Anstoß zu geben, reiste Luther in Begleitung seiner Freunde Melanchthon und Jonas im Jahre 1529 wirklich nach Marburg ab. Zwingli erschien mit Oekolampadius, und außerdem hatten sich Martin Bucer von Straßburg, Andreas Osiander, Johann Brentz, Stephan Agricola und Kasper Hedio eingefunden. Die Unterredung ward am 1. October 1529 eröffnet, und der Landgraf Philipp hatte aus Klugheit die Vorsorge getroffen, daß die beiden Reformatoren nicht selbst einander gegenüber gestellt würden, vielmehr Luther mit Oekolampadius und Zwingli mit Melanchthon sich besspreche. Selbst diese Vorsicht half jedoch nichts. Luther hatte die Worte: „das ist mein Leib“ vor sich hingeschrieben, und auf alle Gründe antwortete er immer: ist, ist! Da also ein Vergleich hierüber unmöglich war, vereinigte man sich nur in den übrigen von dem Pabstthum abweichenden Lehrsätzen der gesammten reformatorischen Richtung. Es wurden hierüber 15 Artikel festgestellt, welche Luther schriftlich verabfaßte. Wiewohl man in der Frage des Abendmahls sich nicht vergleichen konnte, versprachen doch beide Theile, im Uebrigen wechselseitig Friede und Freundschaft zu halten[16]).

---

[14]) Das Schreiben Luthers an den Landgrafen steht in der Jenenser Ausgabe, Th. IV, fol. 485 in tergo. Es heißt dort: „Denn ich weiß das wol, daß ich ihnen schlecht nicht weichen werde, kann auch nicht, weil ich so ganz für mich gewiß bin, daß sie irren, dazu selbst ungewiß sind ihrer Meinung; denn ich alle ihren Grund in dieser Sachen gnugsam erfahren habe, so haben sie meinen Grund auch wol gesehen.

[15]) Ebendaselbst. Ich will E. F. G. eben so mehr bei Zeit dürre heraus sagen, was ich denke. Aber da bitte ich für, gnädiger Fürst und Herr, daß E. F. G. wollten gnädiglich bedenken, oder auch erforschen, ob jenes Theil auch geneigt wäre etwas zu weichen von ihrer Meinung, damit endlich Uebel nicht ärger werde, und eben das Widerspiel dessen gerathe, das jetzt E. F. G. so herzlich und ernstlich sucht. Denn was hülffs zusammen kommen und unterreden, so beider Theil mit Fürsatz kömmt, nichts überall zu weichen.

[16]) Der fünfzehnte Artikel lautete also: „Und wiewol aber wir uns (ob der wahre Leib

Sogar die von Luther verabfaßten Marburger Sätze waren aber den sächsischen Protestanten nicht strenge genug, und es wurden auf Befehl des Kurfürsten in Schwabach neue Artikel niedergeschrieben. Da man die Annahme derselben für die Bedingung eines gemeinsamen Bündnisses und Zusammenwirkens machte, so trennten sich die Städte, welche zu der Lehre Zwingli's sich hinneigten, sogleich von den Lutheranern. Nicht einmal unter den letztern selbst konnte über vorzukehrende Vertheidigungs-Maaßregeln ein Beschluß zu Stande gebracht werden, und so schien denn die reformatorische Richtung durch den unseligen Abendmahlsstreit dem gewissen Untergang nahe zu stehen.

---

und Blut Christi leiblich im Brot und Wein sei) diese Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Theil gegen dem andern christliche Lieb, so ferne jedes Gewissen immer mehr leiden kann, erzeigen, und beide Theil Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist in dem rechten Verstand bestätigen wolle. Amen. [L. W. Jen. Ausg. fol. 470.]

Achtzehntes Hauptstück.

Der Reichstag in Augsburg vom Jahr 1530.

Während Deutschland geistig so aufgeregt war, herrschte in staatlicher Beziehung eine Erschlaffung, welche fast die Auflösung der Nation anzukündigen drohte. Man kannte das gefährliche Uebergewicht der Türken: es wurde fortwährend von der Nothwendigkeit der Sicherung des Reichs an seinen östlichen Grenzen gesprochen; allein es blieb nur bei den schönen Redensarten, und man that durchaus nichts. Daher kam es nun, daß die Osmanen, unter ihrem unternehmenden Sultan Solymann, ungehindert in Deutschland einfallen, und selbst bis Wien vordringen konnten. Im Jahre 1529 wurde diese Stadt wirklich von den Türken eingeschlossen, um durch eine förmliche Belagerung zur Uebergabe genöthiget zu werden. Der Kaiser konnte keine Hülfe bieten, da er immer noch in Italien verweilte, und die Reichsstände sahen der Berennung einer deutschen Stadt durch den auswärtigen Feind im Ganzen unthätig zu. Erzherzog Ferdinand, welcher inzwischen die Königskrone von Böhmen und Ungarn erlangt hatte, befand sich ebenfalls in schlimmem Vertheidigungs-Zustand, und konnte nur eine geringe Besatzung nach Wien werfen. Zum Glück vertheidigten sich die Bürger mit äußerstem Heldenmuth, und da der Pfalzgraf Philipp mit einer kleinen Schaar die Besatzung verstärkt hatte, so wurde Solymann genöthiget, die Belagerung, wegen mangelnder Hoffnung auf Erfolg, wieder aufzuheben.

Unterdessen war Karl V. in Bologna von dem Pabst als Kaiser gekrönt worden, und beschloß nun, den Reichs-Angelegenheiten mit Ernst sich zu widmen. Deßhalb schrieb er von Bologna aus einen feierlichen Reichstag für das folgende Jahr 1530 nach Augsburg aus [1]). Als

[1]) Sleidan Lib. VII. Caesar interea, qui Novembris die quinto Bononiam venerat, Januarii die XXI. dimissis in Germaniam literis, conventum indicit omnium ordinum Augustae, ad diem octavum Aprilis, religionis potissimum et Turcici belli causa.

Hauptzweck desselben war freilich der nothwendige Türkenkrieg angeführt; allein im Geheimen dachte man doch mehr an die endliche Beilegung der religiösen Wirren. Das Ausschreiben des Kaisers war in dieser Beziehung sehr versöhnlich verabfaßt, denn er erklärte: daß er eines jeden Gutdünken in Liebe und Gütigkeit hören, und die unterschiedenen Meinungen zu einer einigen christlichen Wahrheit zu bringen und zu vergleichen bemüht sein wolle.“ —

Zur bestimmten Zeit fanden sich die Reichsstände sehr zahlreich in Augsburg ein. Da man von beiden Religions-Parteien eine endliche, gründliche Erörterung der Streitfragen voraussah, so sorgten dieselben für tüchtige theologische Beistände. Auf katholischer Seite standen Johann Eck, Johann Faber, Konrad Wimping und Johann Cochläus, während der Kurfürst in Sachsen von Philipp Melanchthon, Justus Jonas, Georg Spalatin und Johann Agricola umgeben war. Dr. Martin Luther selbst konnte in Augsburg nicht wohl erscheinen, weil er seit dem Wormser Reichstag noch in der Acht lag. Um jedoch zur schleunigern Raths-Ertheilung den Verhandlungen näher zu sein, nahm der Reformator während derselben seinen Aufenthalt in Coburg, der letzten sächsischen Stadt [2]). Schon vor der Eröffnung des Reichstags hatte übrigens der Kurfürst Johann ein Gutachten seiner Theologen über ein vorzulegendes Glaubens-Bekenntniß eingeholt, welches unter dem Namen der Torgauer Artikel bekannt ist. Dieses wurde von protestantischer Seite den Verhandlungen auf der Reichsversammlung zum Grund gelegt.

Der Kurfürst Johann von Sachsen traf mit seinen gelehrten Räthen am 2. Mai 1530 in Augsburg ein. Auch die andern Landesherren hatten sich größtentheils schon eingefunden, den Kaiser zu erwarten, und einzelne von ihnen reisten diesem entgegen. Da es gerade die größten Widersacher der Reformation waren, auch ein Uebereinkommen des Reichsoberhaupts und des Pabstes zur Unterdrückung der Evangelischen vermuthet wurde, so hegten die letztern ängstliche Besorgnisse. Endlich gelangte am Abend vor dem Frohnleichnamsfest die Botschaft an, daß Karl V. der freien Stadt Augsburg sich nähere, und sofort wurden Anstalten getroffen, denselben mit Glanz zu empfangen.

Die Kurfürsten und Fürsten des Reichs begaben sich am 13. Juni Nachmittags zu Pferde, um dem Kaiser entgegen zu reiten. An der Lechbrücke fand das Zusammentreffen statt, und der hohe Ankömmling ward von dem Erzbischof zu Mainz, als des Reiches Erzkanzler, ehrerbietig bewillkommt. Jetzt ordnete sich der Zug zur feierlichen Einführung des Reichsoberhaupts in seine freie Stadt Augsburg. Voran ritt der sächsische Kurprinz, Herzog Johann Friedrich von Sachsen, mit den Rit-

---

[2]) Hoc durante comitio, Lutherus erat Coburgi, ad Franconiae fines., mandatu sui Principis, ut tanto vicinior esset Augustae, si qua forte res ipsius consilium postularet.

tern und Reisigen des Kurfürsten von Sachsen, als des Reiches Erzmarschall; dann folgten die Gesandten des Kurfürsten und Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein mit dem kriegerischen Zug, und hierauf der reisige Zeug oder die gewappneten Ritter, Knappen und Knechte des Kurfürsten Joachims von Brandenburg, sowie der Erzbischöfe von Köln, Trier und Mainz: alsdann der König von Boheim mit glänzendem Hofstaat, und endlich das Reichsoberhaupt selbst, gefolgt von seinen stattlichen Hartschieren. Den Zug schlossen die Herzöge von Baiern, der Landgraf zu Hessen, der Markgraf Joachim der Jüngere von Brandenburg, Herzog Friedrich von Sachsen, Heinrich von Braunschweig, Albrecht von Mecklenburg, Ernst von Lüneburg, die Fürsten von Anhalt-Dessau, der Herzog von der Liegnitz, Landgraf von Leuchtenberg, Markgraf Georg von Brandenburg und Herzog Georg von Sachsen.

Gleichsam wie vor dem Erlöschen hatte sich die Herrlichkeit des deutschen Reichs auf dem großen Tage zu Augsburg noch ein Mal im vollen Glanze gezeigt.

Der Kurfürst Johann von Sachsen trug dem Kaiser das Schwert vor: zur Rechten befand sich ein Gesandter des Pfalzgrafen bei Rhein und zur Linken der Kurfürst von Brandenburg.

Unter dem Thor der freien Reichsstadt hielt der Abt von St. Ulrich mit einem Thronhimmel. Als Karl V. unter denselben sich begeben hatte, nahmen die Erzbischöfe von Mainz und Köln bei den vordern Stäben des Thronhimmels die Ehrenplätze zur Rechten und Linken des Kaisers, der König von Boheim und der päbstliche Legat hingegen jene bei den hintern Stäben ein. Seiner Majestät freie Stadt Augsburg empfing ihr Oberhaupt mit 200 wohlgerüsteten Pferden und 2000 wohlgewappneten Knechten, welche an die Züge der Fürsten sich anschlossen.

Karl V. hatte den bestimmten Vorsatz gefaßt, die katholische Religion wider die Neuerung Dr. Martin Luthers mit Nachdruck zu vertheidigen: es sollte zu dem Ende im Nothfall auch Vorkehrung von Waffengewalt nicht gescheut werden, indessen vorher wollte man sehr eifrig den Weg der Güte versuchen. Dieser Politik gemäß, stellte der Kaiser sogleich bei seiner Ankunft in Augsburg das Ansinnen an die evangelischen Fürsten, das Predigen nach ihrem Glaubens-Bekenntniß zu untersagen. Die protestantischen Reichsstände beriethen sich in einer besondern Versammlung über den Antrag ihres Oberhaupts, beschlossen aber einmüthig, denselben abzulehnen. Markgraf Georg von Brandenburg ward beauftragt, diesen Beschluß dem Kaiser vorzutragen. Als letzterer auf seinem Ansinnen beharrte, erklärte Markgraf Georg mit großem Nachdruck:

„Ehe ich wollte meinen Gott und sein Evangelium verläugnen, eher wollt ich hie für Ewer Majestät niederknieen, und mir lassen den Kopf abhauen!“

„Nit köpff ab, nit köpff ab!“ lautete die Erwiederung des fünften Karls [3]). Zugleich ward ein Ausweg in der Art ermittelt, daß beiden Religions-Parteien das Predigen verboten wurde, und der Kaiser selbst die Ernennung unparteiischer Prediger sich vorbehielt. Am andern Tag ließ das Reichsoberhaupt die evangelischen Fürsten einladen, an der Frohnleichnams-Prozession Theil zu nehmen; allein so eindringlich auch seine Zusprache war, so blieben die protestantischen Stände gleichwohl bei ihrer Weigerung, und hielten sich wirklich von der Feierlichkeit entfernt.

Die Hauptschriften über die neue Religionslehre gingen bis jetzt meistens von Luther aus, und waren nach seiner gewöhnlichen kühnen, nachdruckvollen und selbst heftigen Weise verabfaßt. Philipp Melanchthon hielt es jedoch nicht für rathsam, bei den bevorstehenden Verhandlungen der Sprache des Reformators sich zu bedienen, sondern er wollte leiser und gelinder auftreten. Man legte von evangelischer Seite ein großes Gewicht darauf, bei dem gegenwärtigen feierlichen Reichstag zum ersten Mal ein wohlgeordnetes, klares und vollständiges Glaubens-Bekenntniß der reformatorischen Richtung abzulegen, und die Vorläufer davon waren schon die Schwabacher, sowie die Torgauer Artikel. Um nun dasselbe in ruhigen, mäßigen und gelinden Ausdrücken zu verabfassen, hatte Philipp Melanchthon, vor der Ankunft des Kaisers, in Augsburg aus den Schwabacher und Torgauer Sätzen ein getreues Glaubens-Bekenntniß der Evangelischen zusammengestellt. Da man ohne die Genehmigung Luthers in einer so wichtigen Angelegenheit nichts thun wollte, so sandte der Kurfürst von Sachsen die Arbeit Melanchthons an den Reformator nach Coburg, um sie zu prüfen, zu berichtigen oder zu ergänzen. Dr. Martin fand an dem Aufsatz seines Freundes nicht das Mindeste zu ändern; und billigte sogar die gelinden Ausdrücke desselben mit der Bemerkung, daß er selbst nicht so sanft zu schreiben vermöge [4]). Man war nun über das protestantische Glaubens-Bekenntniß einig, und dasselbe wurde nun im Namen des Kurfürsten von Sachsen ausgefertiget. Melanchthon hatte sich der lateinischen Sprache bedient, weil er diese lieber schrieb, als die deutsche; nach dem Antrag der sämmtlichen evangelischen Fürsten und Städte wurde das Glaubens-Bekenntniß aber in die Muttersprache übergetragen und zugleich im Namen aller protestantischen Reichsstände gestellt.

---

[3]) Schrift aus Augsburg über den Reichstag (Luthers Werke, Jenenser Ausgabe Th. V. fol. 27.)

[4]) Das Schreiben des Kurfürsten und die Antwort Luthers stehen in des letztern Werken, Jen. Ausg. Th. V, fol. 22. In der Entgegnung des Reformators heißt es:

Ich hab M. Philipsen Apologia überlesen, die gefällt mir fast wol, und weiß nichts daran zu bessern, noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus unser HErr helfe, daß sie viel und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten, Amen.

Jetzt stellte man bei dem Kaiser den Antrag, die Konfession der Lutherischen Lehre in der Reichs-Versammlung entgegen zu nehmen und anzuhören. Karl V. bestimmte hierauf den 24. Juni 1530 zur Uebergabe derselben; allein die Protestanten wollten ihr Glaubens-Bekenntniß nicht bloß schriftlich überreichen, sondern mündlich vor Kaiser und Reich feierlich vortragen. Nach verschiedenen Unterhandlungen ward die Bitte endlich gewährt, und die Feierlichkeit für den folgenden Tag festgesetzt. Sonnabends den fünf und zwanzigsten Juni des Jahres 1530 wurde nun die evangelisch-lutherische Lehre in der Reichsversammlung vor dem Kaiser, den Fürsten und den Abgeordneten der freien Städte zum ersten Mal vollständig dargelegt. In tiefer Stille hörte die glänzende Versammlung fast zwei Stunden lang das Ablesen der deutschen Original-Urkunde des Glaubens-Bekenntnisses an, und dieses erhielt hiernach fortan den Namen der Augsburger Konfession [5]). Alsdann wurde sowohl das deutsche Original, als auch ein lateinischer Text desselben dem Reichsoberhaupt übergeben. Karl V. nahm den letztern für sich, und ließ die deutsche Original-Urkunde dem Erzbischof von Mainz, als des Reiches Erzkanzler, zur Aufbewahrung zustellen. An die Protestanten erging übrigens der vorläufige Bescheid, daß der wichtige Gegenstand in reifliche Berathung gezogen werden soll.

Die Haltung der evangelischen Stände war während des Vortrages ihres Glaubens-Bekenntnisses ernst und würdig. Voll Vertrauen auf die überwiegende Kraft ihrer Lehre, hegten sie die Hoffnung, daß der lebendige Vortrag derselben bei manchem ihrer Gegner nicht ohne Wirkung bleiben werde. Darum empfanden sie über die Bewilligung des Ablesens ihrer Konfession große Freude, und die Feierlichkeit selbst erhöhte ihr Selbstgefühl. Doch bald nahm die Lage der Dinge eine wesentlich andere Wendung. Karl V. ließ nämlich dem protestantischen Glaubensbekenntniß durch die katholischen Theologen eine Widerlegung entgegenstellen, und diese, die Confutation genannt, am 3. August 1530 ebenfalls in der Reichsversammlung ablesen. Nach geschehenem Vortrag

---

[5]) Protestantium Augustana confessio. Posthaec, Saxoniae princeps elector, Georgius Brandeburgicus, Luneburgensis, Lantgravius, orant Caesarem, ut suae doctrinae confessionem, scripto comprehensam, audiat. Ille jubet exhiberi scriptam atque deponi. Rursus illi, quoniam ea res ad ipsorum existimationem, ad fortunas, ad sanguinem atque vitam et animae salutem pertineat, et quia secus si forte delatum sit, quam res habeat, instant, et audiri postulant. Caesar, ut postridie domum suam veniant, jubet: sed scriptum sibi jam tradi petit. Illi denuo, quam possunt vehementissime urgent et obsecrant: neque putasse dicunt, hoc sibi denegatum iri, cum alios, multo se humiliores, in rebus etiam levioribus audiat. Cum autem ille proposito nihil mutaret, petunt ut scriptum sibi relinquat, donec sit recitatum. Eo permisso, veniunt altera die, atque ibi in coetu Principum et omnium ordinum, assentante Caesare, recitant. Postea Latine atque Germanice conscriptum et tradunt, et si quid in eo desideretur, explicationem deferunt: et si forte jam definiri causa non possit, non se recusare toties et promissum et decretum concilium demonstrant.

schritt der Kaiser aber sogleich als Richter ein, und befahl den Evangelischen, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren. Alles sollte demnach erlediget, das Glaubens-Bekenntniß der Protestanten verworfen und die Confutation allein siegreich sein. Für den Fall des Ungehorsams kündigte das Reichsoberhaupt verschleiert sogar Maaßregeln der Strenge an. Die evangelischen Stände erbaten sich eine Abschrift der katholischen Widerlegung ihrer Konfession, und obwohl ihr Gesuch endlich bewilliget ward, so wollte der Kaiser doch von einem weitern Schriftenwechsel nichts wissen, sondern auf der Unterwerfung der Protestanten bestehen. Da hierdurch schon die Gefahr eines Religionskrieges entstand, so erlangten verschiedene katholische Fürsten von friedlicher Gesinnung von Karl V. endlich die Zustimmung zu einem Versuch gütlicher Unterhandlungen. Bevor dieselben in Gang kamen, verließ jedoch der Landgraf von Hessen eigenmächtig den Reichstag. Dieser Schritt erregte eine solche Bestürzung, daß der Kaiser die Thore von Augsburg schließen ließ. Durch die Erklärung der übrigen evangelischen Stände, daß sie um die Abreise des Landgrafen nicht gewußt haben, auch Augsburg ohne Erlaubniß des Reichsoberhaupts nicht verlassen wollten, wurde die Ruhe wiederhergestellt, und die Unterhandlung zwischen beiden Religionsparteien wirklich eröffnet; doch jetzt bemächtigte sich eines Theiles der Protestanten die größte Muthlosigkeit.

Zur Leitung des Sühne-Versuchs war von katholischer Seite ein Ausschuß ernannt worden, welcher seine Arbeiten am 16. August 1530 begann. Die katholischen Theologen Cochläus, Eck und Wimpina, pflogen mit den protestantischen Melanchthon, Brenz und Schnepf gelehrte Erörterungen, und man schien sich in der That über verschiedene Sätze vereinigen zu können. Wimpina und seine Kollegen waren aber in der Politik dem gutmüthigen Melanchthon überlegen, und da letzterer bei seiner Furchtsamkeit gar zu gerne einen Vergleich erzielt hätte, so ließ er sich etwas viel gefallen. Nicht genug, daß er die Bischöfe mit ziemlicher Macht beibehalten wollte und verschiedene Gebräuche der Kirche nach der alten Art wieder herzustellen versprach, so gestattete er auch bei den Fundamental-Glaubenssätzen eine Fassung derselben, welche sophistischer Auslegung einen weiten Spielraum eröffnete und die Protestanten gänzlich der römischen Kurie unterordnen konnte. Unter einem großen Theil der evangelischen Partei entstand daher eine heftige Unzufriedenheit mit Melanchthon. Dadurch verlor dieser vollends den Kopf und ward bis zum Erbarmen verzagt. Seine Aengstlichkeit theilte sich andern mit, und die evangelische Partei bot allmählig einen sehr traurigen Anblick dar.

Jetzt zeigte sich indessen wieder, welchen Fels sie zur Grundlage hatte, welche wunderbare Stärke ihr großer Führer, Dr. Martin Luther, besaß. Immer in den Gefahren hob sich die begeisternde Glut und die überwältigende Kraft des Reformators am meisten, und so war dieß

denn auch während der gegenwärtigen Bedrängniſſe der Fall. Luther ſah, wie immer, ſogleich ſcharf und klar: er wußte, daß ein Vergleich mit dem Pabſtthum unmöglich ſei, und fiel zugleich auf das einzige Mittel, die Wirren gründlich zu beſeitigen, ... die Gewiſſens-Freiheit! „Laſſet Jedermann glauben, was er will," rief er aus, „zwinget die Evangeliſchen nicht zum Pabſtthum, die Katholiken nicht zur Reformation, gewähret vielmehr Freiheit der Meinungen, des Denkens und des Gewiſſens [6])!" Der Rath war weiſe und vortrefflich, und es würde heute anders um Deutſchland ſtehen, wenn man ihn befolgt hätte. Nachdem der Reformator in ſolcher Weiſe den richtigen Weg zur Verſöhnung gezeigt hatte, erhob er ſeine Stimme mit Macht, um ſeinen zagenden Freunden wieder Vertrauen und Muth einzuflößen. Er ſchrieb nun eine Reihe von Briefen nach Augsburg, worin er ſeiner Seelengröße herrliche Denkmale geſetzt hat [7]). Aus allen leuchtet ſeine unerſchütterliche Standhaf-

---

[6]) Am deutlichſten und ſchönſten ſprach Luther dieſe Ueberzeugung in einem Brief an den Kurfürſt Albrecht von Mainz aus (Jen. Ausgabe Th. V., fol. 72 in tergo — 74). Es heißt dort:

Aber die Gedanken hab ich, darum ich auch an E. C. F. G. ſchreibe, weil unſer Widertheil nicht kann unſere Lehre tadeln, und wir mit dieſer Bekenntniß klärlich bezeugen und beweiſen, daß wir nicht unrecht noch falſch gelehret, und derhalben auch nicht verdienet haben, daß man uns ſo ſchändlich verdammen, ſo greulich verfolgen ſolt, wie bisher und noch geſchehen, ob doch ſo viel zu erlangen wäre, daß unſer Widertheil doch Friede hielte, und doch nicht ſo läſtert und tödtet die Unſchuldigen, um dieſer unſträflichen Lehre willen, die ſie ſelbſt müſſen loben, zum allerwenigſten damit, daß ſie dagegen erſtummen, und nichts haben dawider zu reden; denn daß ſie von uns nicht wollen gelehret ſein, noch unſer Lehre annehmen, müſſen wir laſſen geſchehen; wir zwingen niemand, auch zur Wahrheit nicht, wie ſie uns zwingen zur Lügen.

Hie bitte ich nun auf's unterthänigſt, weil kein Hoffnung da iſt, daß wir (wie geſagt iſt) der Lehre eins werden, E. C. F. G. wollten ſammt andern dahin arbeiten, daß jenes Theil Friede halte, und glaube, was es wolle, und laſſe uns auch glauben dieſe Wahrheit, die jetzt für ihren Augen bekannt, und untadelig erfunden iſt. Man weiß ja wohl, daß man niemand ſoll noch kann zum Glauben zwingen, ſtehet auch weder in des Kaiſers noch Pabſts Gewalt; denn auch Gott ſelbſt, der über alle Gewalt iſt, hat noch nie keinen Menſchen mit Gewalt zum Glauben wollen bringen, was unterſtehen ſich denn ſolches ſeine elenden armen Kreaturen, nicht allein zum Glauben, ſondern auch zu dem, das ſie ſelbſt für falſche Lügen halten müſſen, zu zwingen.

Will aber weder Friede noch Einigkeit folgen, weder Gamaliels Rath, noch der Apoſtel, und der Juden Exempel helfen, ſo laß fahren, was nicht bleiben will, und zürne, wers nicht laſſen will, er wird Zorns und Unfridens, darnach er ringet, übrig genug finden.

[7]) Daß zeigen ſchon folgende Stellen aus Briefen an Melanchthon:

Euer großen Sorg, durch welche ihr geſchwächt werdet, wie ihr ſchreibet, bin ich von Herzen feind, daß ſie in euerm Herzen ſo überhand nimmt, iſt nicht der großen Sachen, ſondern unſers großen Unglaubens Schuld. Denn eben dieſe Sache iſt viel größer geweſt zur Zeit Johannis Huß, und vieler andern, denn zu unſern Zeiten. Und ob ſie gleich groß wäre, ſo iſt der auch groß, der ſie angefangen hat und führet, denn ſie iſt nicht unſer. Was kränket ihr euch denn ſelbſt ſo ſtets ohne Unterlaß? Iſt die Sach unrecht, ſo laßt ſie uns widerrufen; iſt ſie aber recht, warum machen wir Gott in ſo großen Verheißungen zum Lügner?

Ihr ſagt, ihr könnt euer Leben wol in die Schanz ſchlagen, ſeid aber ſorgfältig nur für

tigkeit hervor, seine Unbeugsamkeit, seine eiserne Willenskraft [8]). Er verwies seinem Freund Melanchthon und zuweilen selbst dem stärkern Justus Jonas ihre Angst und Nachgiebigkeit, immer zur Festigkeit und Ausdauer ermahnend [9]). Durch unaufhörliche Einwirkungen von Koburg aus richtete er denn wirklich seine verzweifelten und gebeugten Freunde wieder auf [10]). Als er nun vollends das schöne Lied des Vertrauens: „Eine

die gemeine Sache. Ich aber, was die gemeine Sache betrifft, bin ich ganz wolgemut, und fein zufrieden; denn ich weiß, daß sie recht und wahrhaftig ist, und, das noch wol mehr ist, Christi und Gottes selber, welche nicht also erblasst ihrer Sünden halben, wie ich einzelnes Heiligchen erblassen und zittern muß. Derhalben bin ich schier als ein müßiger Zuseher, und wollt nicht ein Klipplin auf die Papisten, oder ihr Wüthen und Dräuen geben. Fallen wir, so fället Christus auch mit, nämlich, der Regierer der Welt; und ob er gleich fiele, so wollt ich doch lieber mit Christus fallen, denn mit dem Kaiser stehen. Und die Wahrheit zu sagen, so liegt die Sach euch allein nicht auf dem Hals, ich stehe euch fürwahr treulich bei mit seufzen und beten; wollt Gott, ich könnte auch leiblich bei euch sein. Denn die Sache gehet mich auch an, und zwar mehr, denn euch alle mit einander; ich habe mich auch dieser Sache nicht aus freveln Muthwillen, auch weder Ehr noch Guts halben, unterstanden, solches giebt mir der Geist Zeugniß, wie sichs denn bisher mit der That beweiset hat, und wird sich hernachmals noch weiter beweisen, bis ans Ende.

[8]) Ein Brief an Melanchthon giebt vornehmlich davon Zeugniß. Es heißt nämlich darin:

„Aber ich will wahrlich für mein Person nicht ein Haarbreit weichen, oder Neuerung anrichten lassen, und sollt mir's gleich das Leben kosten, weil sie so ganz halsstarriglich fortfahren. Der Kaiser mag thun was er kann.

[9]) An Jonas schrieb der Reformator in folgender Weise:

Ich sitze allhie, gedenke, sorge und seufze für euch, weil die Sache nun zum Treffen ist kommen; doch hoffe ich, sie soll ein gut Ende nehmen, allein lasset uns nicht blöde sein, sonst werden sie desto stolzer. Ich halt, sie meinen stracks, daß ihr ihnen alles werdet nachgeben, wenn sie nur mit dem Kaiser heißen und gebieten. Denn daß der Kaiser nichts handelt, sondern hin und her wanket, ist Jedermann, wer's nur sehen will, offenbar. Werdet ihr nun beständig bleiben, und nichts weichen, so werdet ihr sie zwingen, daß sie etwas anders gedenken müssen.

[10]) Wie außerordentlich die Macht Luthers über die Gemüther seiner Anhänger war, beweist nichts besser, als ein Brief eines seiner Schüler an Melanchthon. Darin malt sich die damalige Stimmung so vollkommen, daß wir ihn mittheilen wollen.

Seinem lieben Herrn Präceptori, Philippo Melanchthoni,
wünschet Vitus Dietrich viel Glück.

Lieber Herr Philippe! Ihr wisset nicht, wie bekümmert ich bin, Euer Gesundheit halben. Ich bitte Euch aber, um Christus willen, Ihr wollet des Herrn Doktoris Brieff, an Euch geschrieben, nicht so geringe achten. Ich kann mich nicht genugsam verwundern über seiner trefflichen Beständigkeit, Freude, Glauben und Hoffnung, in diesen jämmerlichen Zeiten. Solche Stück aber mehret er täglich, durch fleißige Uebung Gottes Worts. Es gehet kein Tag fürüber, in welchem er nicht aufs wenigst drei Stunden, so dem Studiren am allerbequemlichsten sind, zum Gebet nimmt.

Es hat mir einmal geglücket, daß ich ihn hörete beten; hilf Gott welch ein Geist, welch ein Glaub ist in seinen Worten. Er betet so andächtiglich, als einer der mit Gott, mit solcher Hoffnung und Glauben, als einer der mit seinem Vater redet. Ich weiß (sprach er), daß du unser lieber Gott und Vater bist, derhalben bin ich gewiß, du wirst die Verfolger deiner Kinder vertilgen. Thust du's aber nicht, so ist die Fahr dein sowohl, als unser, die ganze Sach ist dein, was wir gethan haben, das haben wir müssen thun, darum magst du, lieber Vater, sie beschützen.

feste Burg ist unser Gott" zu Koburg dichtete und sang, so kehrte nicht nur die gesammte Freudigkeit seiner Freunde zurück, sondern die Begeisterung der gesammten evangelischen Richtung ward so sehr erhöht, daß diese nun Gut und Blut an ihre Ueberzeugung zu setzen beschloß [11]).

Dr. Martin Luther bemerkte in seinen Briefen nach Augsburg fortwährend, daß eine Vereinigung mit dem Gegentheil nicht wohl möglich sei, und empfahl immer nachdrücklicher die Wahl des einzigen Mittels

---

Als ich ihn solche Wort mit heller Stimm von ferne hörete beten, brannt mir's Herz im Leib für großer Freude, sintemal ich ihn so freundlich und andächtiglich mit Gott hörete reden, fürnehmlich aber, weil er auf die Verheißungen aus den Psalmen so hart drange, als wäre er gewiß, daß alles geschehen müßte, was er begehrte. Darum zweifle ich nicht, sein Gebet werde ein grosse Hülfe thun, in dieser (wie man's acht) verlornen Sache, welche auf jetzigem Reichstage wird gehandelt werden.

Ich wollt, daß den Salzburgischen Doeg, den Edomiter, alles Unglück bestünde, daß er Euch so geplaget hat. Der Herr Doktor sagte, wäre er an eurer statt gewesen, er wolt ihm also geantwort haben: wird euer Kaiser Zerrüttung des Reichs nicht leiden wollen, so wird unser Kaiser auch die Gotteslästerung nicht wollen leiden; trotzet nur getrost auf euern Kaiser, so wollen wir auf unsern auch trotzen, und sehen, wer das Feld behält.

Ihr mein lieber Herr Präceptor, thätet viel weislicher, wenn ihr in diesem Fall dem Herrn Doktor nachfolgetet. Denn mit euer betrübten Sorge, und unnützem Weinen, werdet ihr nichts anders ausrichten, denn daß ihr euch und uns allen (welchen nichts liebers noch nützlichers ist, denn euer Heil) ein groß Unglück zuricht. Ich bitte fleißig für euch und euch alle, so viel mir möglich ist.

Unser Gott, welches Sache von den gottlosen Leuten verdammt wird, wollte die Völker vertilgen, die Krieg begehren, und wollt uns sein arme Heerde erretten aus der greulichen Hand, die da Mord und unser Blut suchet. Amen. Nun lieber Herr Präceptor, Gott bewahre Euch in unserm HERRN Christo auf's glückseligst, und verarget mir nicht mein Schreiben, denn ihr wisset mein Herz gegen euch. Gesegen euch Gott noch einmal. Geben aus unser Wüsten, den 20. Juli Anno M.D.XXX.

[11]) Daß das wirkungsvolle Lied: »Eine feste Burg ist unser Gott" während des Aufenthalts Luthers in Coburg gedichtet wurde, beweist hauptsächlich eine Stelle bei Sleidan. Dieselbe gibt zugleich über die gesammte Darstellung im Text mannigfache Belege.

Cum a Clemente Caesar inauguratus Vindelicorum Augustae conventus ageret, horrenda quaedam videbatur imminere tempestas, ut libro septimo demonstravimus. Ipse autem et amicos privatim et publice consolabatur omneis, et Psalmum 46 huc accomodans, *Firma nobis est, inquit, arx et propugnaculum, Deus.* Ille vetus humani generis hostis, rem totis nunc viribus agit, et omnis generis machinas adhibet. Nostra quidem est exigua potentia, neque tantum impetum diu sustinere possumus. Atqui pro nobis arma sumpsit et praeliatur heros ille, quem sibi Deus ipse delegit. Si rogas, quis ille sit, scias esse Christum Jesum, penes quem ut victoria sit atque triumphus, oportet. Quod etiamsi diabolis haec tota mundi fabrica redundaret, tamen non expavescimus, et certissima fiducia laetum expectamus exitum. Quamlibet enim fremat et grassetur Satanas, nihil tamen in nos efficiet: nam judicatus est, ac solo verbo concidit omnis illius armatura. Verbum hoc adversarii nobis non eripient, sed quantumvis inviti relinquent. Versatur enim in castris acieque nostra Deus, qui suo Spiritu nos atque donis protegit. Si vitam, si bona, si liberos et uxorem auferant, patienter feras. Nam ipsis propterea nihil accedit, nobis autem est regnum paratum immortale. Psalmum hunc, ad tempus illud, moeroris et angustiae plenum accomodans, ut dixi, cum sermone populari vertisset, inflexa nonnihil sententia, numeros etiam addidit et modulos, argumento valde convenientes, et ad excitandum animum idoneos. Itaque nunc ab eo tempore frequens inter alios etiam Psalmos ille decantatur.

zur Beseitigung der Wirren und Vermeidung von Unglück: wechselseitige Gewissensfreiheit. Obgleich die Gewährung der letztern von der römischen Kurie nie zu erwarten, ja selbst von Seite des Kaisers stark zu bezweifeln war, hielten die Vertreter der Evangelischen in Augsburg doch an allen wesentlichen Sätzen ihres Glaubens fest. Der Sühne-Versuch wollte daher nicht vorrücken, und als auch ein zweiter Ausschuß von katholischer Seite nicht glücklicher war, so zerschlugen sich die Unterhandlungen im Herbst 1530 endlich gänzlich. Nunmehr drangen die Protestanten mit erhöhtem Nachdruck auf die Entscheidung eines allgemeinen National-Koncilliums, an das sie wider das Verbot ihrer Lehre Berufung eingelegt hatten. Karl V. weigerte sich keineswegs, eine solche Synode zu berufen; allein er verlangte, daß inzwischen die Protestanten zur alten Kirche zurückkehren, sohin alle Neuerungen vorläufig wieder aufgeben sollten. Es war für die Reformation allerdings schwer und im Grunde genommen unmöglich, dem Ansinnen des Reichsoberhaupts zu entsprechen. Die Vertreter derselben in Augsburg baten daher dringend um Schonung; Melanchthon wollte noch eine besondere Vertheidigung des evangelischen Glaubens-Bekenntnisses übergeben, um die strenge Uebereinstimmung desselben mit der heiligen Schrift zu erweisen; indessen man nahm dieselbe nicht einmal an, und blieb auch sonst auf der Forderung der vorläufigen oder provisorischen Wiederherstellung des frühern Kirchen-Zustandes bestehen. Deßhalb wurden von der katholischen Mehrheit des Reichstags folgende Beschlüsse gefaßt:

Es solle eine abweichende Lehre über das Abendmahl weder geduldet, und weder die Messe noch die Kindertaufe verändert, sondern in der bisherigen Weise, und zwar letztere mit der Firmelung, beibehalten werden.

Die Bilder dürfen nicht aus den Kirchen entfernt werden, und sind, wo es geschehen ist, wieder herzustellen.

Was die Meinung anbetrifft, daß der menschliche Wille nicht frei sei, so soll dieselbe durchaus nicht zugelassen werden, weil sie sich als thierisch (viehisch pecuina) und gotteslästerlich darstelle.

Auch die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein sei unstatthaft.

Die Sakramente und Ceremonien der Kirche müssen nach der alten Einrichtung behandelt und eingerichtet werden. Die erledigten Kirchenpfründen sollen würdigen Männern verliehen, jene der verehelichten Priester dagegen eingezogen und solchen Geistlichen gegeben werden, welche zwar ebenfalls sich verheirathet hatten, mit Verlassung ihrer Gattinnen aber in den vorigen Stand zurückkehren.

Bei dem Predigen und Lehren sollen alle Priester die gegenwärtigen Vorschriften befolgen. Dieselben sollen dabei das Volk ermahnen, daß es die Messe höre, fleißig bete, die Jungfrau Maria und die andern

Heiligen anrufe, alle Feiertage beobachte, faste, verbotener Speisen sich enthalte, den Armen wohlthue. Denn Mönchen soll gezeigt werden, daß die Verletzung ihres Gelübdes und der Austritt aus dem Orden unerlaubt sei.

Ueberhaupt soll in allem, was den Glauben und den Gottesdienst anbetrifft, durchaus nichts geändert werden. Wer gegen solches Gebot handelt, soll mit Vermögens-, Leibes- oder der Todesstrafe belegt werden [12]).

Dieser Beschluß der katholischen Mehrheit wurde durch den Kaiser zum Reichstags-Abschied, also zum Staatsgesetz, erhoben, und am 19. November 1530 öffentlich verkündet. Jetzt war der verhängnißvolle Würfel geworfen, und blutige innere Zwietracht drohte fortan dem Vaterland.

---

12) Quinto post die, praesente Caesare, decretum recitatur in omnium ordinum coetu, et post multam enumerationem totius actionis, Caesar statuit, ne tolerentur, qui de coena Domini, secus quam hucusque servatum sit, docent: ne quid in Missa vel communi vel privata mutetur: ut chrismate pueri confirmentur, et aegrotantes oleo consecrato inungantur: imaginis atque statuae minime removeantur, et quibus in locis ablatae sunt, ibi restituantur: eorum opinio, qui liberum esse negant hominis arbitrium, nequaquam recipiatur, quod et pecuina sit et in Deum etiam contumeliosa: nihil omnino doceatur, quod ulla ratione Magistratus imminuere possit dignitatem: dogma illud de sola fide justificante, locum non habeat: Ecclesiae Sacramenta sint eo loco et numero, quo antiquitus: ceremoniae omnes Ecclesiae, ritus, exequiae mortuorum, et id genus alia serventur: sacerdotia quae vacant, conferantur idoneis: qui ante hoc tempus facta sunt mariti, sacerdotes vel Ecclesiastici, priventur beneficiis, quae statim ab hoc conventu conferantur aliis, qui tamen relictis uxoribus ad pristinum institutum redire et absolvi cupiunt, eos de voluntate Pontificis, cum hoc ei legatus nuntiarit, Episcopi restituant: caeteri vero nullum usquam habeant perfugium, sed exulent, aut etiam meritam poenam luant: sacerdotum vita sit omnis honesta, vestitus etiam decorus, et viteter omnis offensio: si quibus in locis Ecclesiastici redacti sint ad aliquam iniquam conditionem atque pactum, si quid etiam bonorum sacrorum iniqua ratione venditum sit aut in alium usum profanum applicatum, id omne sit irritum: ad docendi munus nemo recipiatur, nisi qui doctrinae simul et vitae probatum habeat ab Episcopo testimonium. In docendo sequantur omnes hanc praesentem formulam, nec illud pro concione dicant usitatum, quasi hoc nonnulli agant, ut opprimatur Evangelii doctrina: temperent etiam a scommatis atque contumeliis: hortentur populum, ut Missam audiat, ut diligenter oret, ut virginem Mariam caeterosque Divos imploret, ut dies festos peragat, ut jejunet, ut a cibis vetitis abstineat, ut subveniat egenis: monachis autem demonstrent, non licere professionem ac ordinem deserere: breviter, in iis quae pertinent ad fidem atque Dei cultum, nihil quicquam immutetur. Qui contra fecerint, corporis atque vitae seu bonorum discrimen subeant. Quicquid ablatum est Ecclesiasticis, restituatur. Quibus in locis domicilia monachorum et id genus alia aedificia sacra diruta sunt, reaedificentur, in iisque caeremoniae fiant atque ritus usitati: qui sunt in adversariae partis finibus, antiquae religionis atque fidei sectatores, et hoc decretum approbant, in Imperii tutelam recipientur, eisque licebit, quo volent, emigrare, nullo eum detrimento: de concilio Pontifex appellabitur, ut intra sextum mensem illud ad locum aliquem idoneum indicat, ut deinde primo quoque tempore, et ad summum intra spatium anni fiat ejus initium.

Neunzehntes Hauptstück.

Königswahl. Das Bündniß von Schmalkalden. Ausbruch des Religionskriegs in der Schweiz.

(Vom Jahr 1530 bis 1532.)

Nachdem der Hauptzweck des Reichstags von Augsburg erreicht zu sein schien, verfolgte der Kaiser in seinen Haus-Angelegenheiten wichtige Pläne, welche jedoch auch für die öffentlichen Verhältnisse Deutschlands große Wichtigkeit hatten. Karl V. wollte nämlich seinen Bruder Ferdinand, den König von Böhmen und Ungarn, zum deutschen König, also zu seinem Nachfolger im Reich, erheben lassen. Schon in Augsburg war die Einleitung dazu getroffen worden; nach dem Schluß des Reichstags wurden aber die Fürsten eingeladen, zur Erledigung eines wichtigen Staatsgeschäfts am 21. December 1530 in Köln sich einzufinden. Gleichzeitige Umlaufsschreiben des Erzbischofs von Mainz gaben über die Art jenes Geschäfts Aufschluß: denn als des Reichs Erzkanzler und in Gemäßheit der goldenen Bulle erklärte jener Würdeträger, daß er die Kurfürsten nach dem Wunsche des Kaisers auf den 21. December zur Erwählung eines deutschen Königes nach Köln bescheide.

Ferdinand war von seinem Bruder mit allen österreichischen Erblanden in Deutschland, ja selbst mit dem Herzogthum Württemberg, beliehen worden: bei solcher Macht schien es den Fürsten gefährlich, ihn schon bei Lebzeiten des Kaisers zum Regierungs-Nachfolger zu ernennen, weil die alten Pläne auf die Erblichkeit der Reichskrone im Hause Oestreich dadurch gefördert werden könnten: mehrere Stände machten daher gegen die Wahl Ferdinands sehr nachdrückliche Vorstellungen. Das Ansehen Karls V. und seines Bruders drang indessen am Ende durch, und

Ferdinand wurde am 5. Januar 1531 wirklich zum deutschen König erwählt [1]).

Die evangelischen Fürsten waren natürlich schon durch den Reichstags-Abschied zu Augsburg in Besorgniß versetzt worden: noch größer wurde dagegen ihre Unruhe, als die Königswahl Ferdinands, des eifrigen Katholiken, zur Sprache kam. Deßhalb erkannten sie auch die Nothwendigkeit, an ihre Vertheidigung zu denken, und zu dem Ende sich inniger zu verbinden; allein ein unübersteigliches Hinderniß schien in ihrem Glauben selbst zu liegen, dem Lehrsatz nämlich, daß man sich der Obrigkeit nicht widersetzen dürfe. Mochte nun der Reichstags-Abschied von Augsburg noch so hart sein, er war gleichwohl von der Mehrheit angenommen und vom Kaiser bestätiget worden, sohin gültiges Staatsgesetz. Eine Widersetzlichkeit bei der Vollziehung desselben mußte demnach eine Auflehnung wider das Gesetz und das Reichsoberhaupt oder die Obrigkeit sein. Dr. Martin Luther war nicht der Mann, anders zu handeln, als zu sprechen, oder sich selbst von der Befolgung einer seiner Lehren frei zu sprechen. Er würde vielmehr eine Widersetzung gegen den Kaiser zu Gunsten des Evangeliums eben so entschieden verdammt haben, als früher die Unternehmungen Sickingens und der Bauern. Da seine Anhänger dieß recht gut wußten, so wurde die Bekümmerniß derselben natürlich noch heftiger. Endlich halfen die Rechtsgelehrten in Wittenberg aus aller Noth. Dieselben bemerkten nämlich, daß nach dem deutschen Recht jede eingelegte Berufung wider ein Urtheil aufschiebende Wirkung habe, die Vollziehung vor der höhern Entscheidung nicht zulasse. Ein Versuch dazu sei eine unerlaubte Neuerung, und gegen diese der Betheiligte zum Widerstand gesetzlich berechtiget. Da nun die Evangelischen wider das Verbot ihrer Lehre die Berufung an ein allgemeines National-Konzilium eingelegt hätten, so dürften sie vor Entscheidung derselben nicht zum Abstand von ihrem Glauben gezwungen werden, und geschehe es doch, so sei Vertheidigung wider die Gewalt vollkommen gesetzlich zulässig [2]).

---

[1]) Principes Electores, a deliberatione, Caesarem orant, ne Geramniam deserat, sed in ea sibi domicilium atque sedem collocet. Cum autem in sententia persisteret, collatis consiliis, quinta Januarii die Ferdinandum renuntiant Romanorum regem. Saxo, quod unum poterat: creationem hanc esse vitiosam, explicatis causis, neque sibi probari, per filium diserte protestatur.

[2]) Cum autem in hac deliberatione periti juris docerent, legibus esse permissum resistere nonnunquam: et nunc in eum casum, de quo leges inter alia mentionem faciant, rem esse deductam ostenderent, Lutherus ingenue profitetur, se nescivisse hoc licere: et quia leges politicas Evangelium non impugnet aut aboleat, uti semper docuerit: deinde, quoniam hoc tempore tam dubio tamque formidoloso multa possint accidere, sic ut non modo jus ipsum, sed conscientiae quoque vis atque necessitas arma nobis porrigat, defensionis causa foedus iniri posse dicit, sive Caesar ipse, sive quis alius forte bellum ejus nomine faciat.

Damit stimmen die Urkunden in Luthers Werken vollkommen überein.

Jetzt konnte selbst die Logik Luthers nichts mehr gegen Schutz- und Trutz-Maaßregeln der Protestation einwenden. Soferne die Staatsgesetze in dem gegebenen Fall den Widerstand erlauben, so muß es dabei bewenden, weil das Evangelium der Staatssachen sich nichts annimmt, sondern hierin gänzlich auf die Gesetze verweist. Der Reformator sprach sich auch in diesem Sinn aus, und es gab daher kein Hinderniß mehr, Vertheidigungs-Maaßregeln vorzubereiten. Um die Zeit, wo die Fürsten zur Königswahl nach Köln eingeladen waren, veranstalteten die evangelischen Landesherren umgekehrt eine Versammlung in Schmalkalden (December 1530). An derselben nahmen außer den Fürsten auch mehrere Bürger-Gemeinden Antheil, und da man so klug war, die Städte von der Lehre Zwingli's, Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau, nicht auszuschließen, so war die Versammlung ziemlich zahlreich. Man vereinigte sich nunmehr darüber, wider die Wahl Ferdinands zum Reichsnachfolger Protestation einzulegen, und von Karl V. Befehle an das Kammergericht auszuwirken, daß dieses in der begonnenen Vollziehung des Augsburger Reichstags-Abschiedes nicht weiter vorschreite. Zugleich wollte man eine schriftliche Vertheidigung der evangelischen Lehre an die auswärtigen Könige senden, um so gewissermaaßen an die öffentliche Meinung Europa's appelliren. Da hierin aber noch kein Schutz gegen allenfallsige Angriffe des Kaisers und der katholischen Fürsten lag, so hielt man im folgenden Jahr einen neuen Zusammentritt der evangelischen Stände für nothwendig. Derselbe fand abermals in Schmalkalden statt, und hier wurde am 29. März 1531 ein Bündniß zu gegenseitiger Vertheidigung auf die Dauer von sechs Jahren geschlossen. An dem Bunde von Schmalkalden nahmen Antheil: der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen, die Herzöge Philipp, Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg, der Fürst von Anhalt, die Grafen von Mansfeld, die Städte Bremen, Magdeburg, Lübeck, Straßburg, Konstanz, Lindau, Memmingen, Ulm, Reutlingen, Biberach und Isny. Man hatte auch die Herzöge von Mecklenburg und Pommern, nicht minder den König von Dänemark für das Bündniß der Protestanten zu gewinnen gesucht, und dieselben deßhalb zu der Zusammenkunft in Schmalkalden eingeladen; jene Fürsten nahmen indessen an dem Bunde keinen Antheil. Selbst die evangelischen Städte Nürnberg, Heilbronn und Kempten, sowie der Markgraf Georg von Brandenburg, hielten sich entfernt; dafür verständigten sich diese über besondere gemeinsame Vertheidigungs-Maaßregeln für den Fall einer Verfolgung durch das Reichskammergericht.

Schon vor dem Schmalkalder Bündniß hatten die Evangelischen in Oberalemannien das Bedürfniß gefühlt, wider Angriffe der katholischen Kirchenpartei durch Schutz- und Trutz-Vereine sich zu rüsten. Auf einer Versammlung in Luzern waren nämlich am 28. Januar 1525 verschiedene Beschlüsse gefaßt worden, um der Ausbreitung der neuen Lehre durch

Abstellung der größten Mißbräuche in der Kirche entgegen zu treten; allein so weise ein solcher Weg früher auch gewesen wäre, so vermochte er jetzt gleichwohl nichts mehr zu wirken. Zuvörderst waren, durch die lange Verweigerung der Reform von oben herab, die Anforderungen an dieselbe so hoch gestiegen, daß kleinere und gründliche Verbesserungen gegenwärtig nicht mehr genügen konnten. So viel, als nach dem außerordentlichen Fortschritt der Zeit nothwendig war, wollte die herrschende Partei nicht gewähren, und dazu kam noch, daß nicht einmal die beschlossenen geringen Reformen zur Ausführung kamen: der Zwiespalt konnte daher durch die Luzerner Beschlüsse nicht gehoben werden.

Auf Seite der katholischen Partei standen mit besonderm Eifer die ältern Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern, so daß gerade diejenigen, welche zuerst für die politische Freiheit sich erhoben hatten, nun der kirchlichen sich widersetzten. Jene Kantone machten nach der Unwirksamkeit der Luzerner Verordnungen noch einen Versuch, die Spaltung durch eine gelehrte Disputation zu beseitigen, und es wurde eine solche in der That am 19. Mai 1526 in Baden abgehalten. Wie gewöhnlich vermehrte die Besprechung aber nur den Haß der Parteien, und endigte auch wie alle übrigen damit, daß beide Theile sich den Sieg zuschrieben. Während die ältern Kantone in solcher Art bemüht waren, die Reformation aufzuhalten, schritt diese nur um so unaufhaltsamer vorwärts. Im Jahr 1528 wurde sie in Bern von der Regierung förmlich eingeführt, und ein Ereigniß der Art begründete die Kirchen-Verbesserung entschieden; denn es standen nunmehr die bedeutenden Stände Zürich und Bern an der Spitze derselben. Da die katholischen Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug am 18. Juli 1526 den evangelischen Ständen sogar die Eidgenossenschaft aufgekündigt hatten, so dachte Zürich an die Fürsorge eines Bündnisses, welches zunächst zwischen diesem Freistaat und der Reichsstadt Konstanz zu Weihnachten 1527 errichtet wurde. Diese anfangs kleine Einigung ward bald mächtiger, weil in den folgenden Jahren 1528 und 1529 außer Bern auch St. Gallen, Biel, Basel und Mühlhausen hinzutraten. Jetzt suchten die Urkantone sich auswärtige Verbündete zu verschaffen, und verschmähten es sogar nicht, ihrem alten Erbfeind, dem Hause Habsburg, Oestreich, die Hand zu bieten. Im Jahr 1529 wurde zwischen ihnen und dem König Ferdinand wirklich ein Vertrag zu Stande gebracht, um mit vereinigten Kräften die katholische Religion aufrecht zu erhalten. Da die Gährung in Oberalemannien hierdurch noch mehr zunnahm, so kam es im Jahr 1531 endlich zum Kampfe. Die Urkantone veranstalteten einen Einfall im Züricher Gebiet, und siegten am 11. October 1531 bei Kappel zwischen Zug und Zürich. Huldreich Zwingli war nach der Landessitte den bewaffneten Schaaren seiner Glaubensgenossen gefolgt, und hatte muthvoll an dem Kampfe Antheil genommen. Das unglückliche Schicksal des Tages er-

eilte auch ihn, und er starb den Tod der Ehre auf dem Schlachtfeld [3]). Mit Schmerz müssen wir gestehen, daß Dr. Martin Luther über dieses Trauer-Ereigniß unziemliche Anspielungen sich erlaubte. Zürich wurde nach der Niederlage bei Kappel zwar von seinen Verbündeten unterstützt; aber die Entmuthigung und der Mangel energischen Zusammenwirkens waren so groß, daß die Evangelischen einen sehr harten Frieden sich gefallen ließen.

Diese Wendung der Dinge in Oberalemannien schien einer allgemeinen Durchführung der Augsburger Beschlüsse in ganz Deutschland günstig zu sein. In der That hegten die Protestanten ernste Besorgnisse, und bemühten sich eifrig um Beistand. Da die Herzöge von Baiern die Erhebung Ferdinands zum deutschen König nur ungern sahen, so benützten die evangelischen Fürsten jene Stimmung, um auch durch politische Bündnisse sich zu stärken. Ein solches wurde zwischen Baiern und den protestantischen Landesherren am 24. October 1531 abgeschlossen, dem in der Folge auch Frankreich und Dänemark beitraten.

Mehr noch als dieser Umstand hinderte jedoch ein anderes Ereigniß den Kaiser, jetzt schon mit den Waffen gegen die Evangelischen einzuschreiten. Solymann, der Sultan der Osmanen, wurde von einem Venetianer, Namens Gritti, auf die wachsende Macht des Hauses Oestreich aufmerksam gemacht, und wider dasselbe sehr feindlich gestimmt. Endlich faßte er den Plan, Karl V. und dessen Bruder Ferdinand sowohl in Deutschland, als in Italien anzugreifen. Während durch eine Flotte Neapel genommen werde, sollten zwei türkische Landheere in Schlesien und Böhmen einfallen, ein drittes hingegen unter persönlicher Anführung Solymanns vor Wien rücken. Der Kaiser wurde von dem Entwurfe in Kenntniß gesetzt, und ersuchte die Könige von Frankreich und England um Beistand gegen die Türken. Da seine Bemühungen vergeblich waren, so wandte er sich auch an die protestantischen Fürsten in Deutschland; allein diese wollten die Verlegenheit Karls V. zur Sicherung ihrer Religionsfreiheit benützen, und forderten darum vor allem in dieser Beziehung Gewährschaften. Solymann war im Frühjahr 1532 wirklich mit einem mächtigen Heer gegen Oestreich vorgedrungen, und bei einer so bedeutenden Gefahr von Außen mußte das Reichsoberhaupt auf Beruhigung der Protestanten denken. So wurden denn Friedens-Unterhandlungen eingeleitet, und da die Lutherischen kurzsichtig, ja selbst ungroßmüthig

[3]) In caesorum numero fuit Zuinglius. Nam Tigurinorum ita fert consuetudo, cum in hostem exitur, ut Ecclesiae minister primarius una prodeat. Zuinglius etiam vir fortis alioquin et animosus, cum secum reputaret, quod si domi resideret, ac praelium forte fieret adversum, foro ut magnam ipse sustineret invidiam, quasi concionibus quidem accenderet hominum animos, in ipso autem discrimine remolliesceret: voluit omnino communem subire Martem. In corpus autem exanime valde saevitum fuit, et vix etiam illius morte potuit odii acerbitas exsaturari. Natus erat annos quadragintaquatuor, minor Luthero quatuor annis.

genug waren, die Zwinglischen Reformirten preiszugeben, so vereinigte man sich am 23. Juli 1532 über einen vorläufigen Religionsfrieden. Der wesentlichste Theil seines Inhaltes war das Zugeständniß des Kaisers, daß die Vollziehung des Augsburger Reichstags-Abschieds vom Jahr 1530 bis zu einem allgemeinen National-Konzilium oder einem andern Reichstag verschoben, inzwischen also gegen die Protestanten mit keinen gerichtlichen oder sonstigen Zwangsmaaßregeln vorgeschritten werden soll. Es blieb dieß freilich nur ein Waffenstillstand; indessen die gegenwärtige große Gefahr war für die Evangelischen abgewendet, und von ihnen zur Befestigung, sowie zur Erweiterung ihrer Partei Zeit gewonnen worden. Hierin lag nun ein überaus großer Vortheil, und der Nürnberger Religionsfriede vom Jahr 1532 gereichte daher wesentlich zur Stütze der Reformation.

Zwanzigstes Hauptstück.

Innere Zustände Deutschlands in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts.

So stürmisch und aufgeregt die Zeit auch war, so sehr Parteiungen die Nation selbst in sich zu zersplittern drohten, waren Gewerbe und Handel immer noch befriedigend zu nennen. Die Hansa sank zwar in Folge ihres Mangels an Gemeinsinn und Vaterlandsliebe; dafür hob sich der Verkehr der oberländischen Städte bedeutend. Ein vorzüglich blühender Gewerbszweig derselben war die Verfertigung und Versendung von Linnenwaaren. Nicht bloß in den Städten, sondern auch auf dem Lande waren Männer und Frauen mit dieser nützlichen Arbeit beschäftigt und fanden darin reichen Gewinn. Die Waaren gingen in alle Theile der Welt, unter andern über die Alpen nach Italien, während sie über Frankfurt nördlich versendet wurden. Damit dem Geschäfte der möglichste Umschwung ertheilt werde, bildeten sich Gesellschaften von Kapitalisten, welche die erforderlichen Summen zur Fabrikation vorschossen. So wurde allmählig die Gegend um den Bodensee und ganz Schwaben gleichsam in eine große Fabrik verwandelt, indem das gesammte Landvolk die Winterszeit zur Verfertigung von Garn und Webereien verwendete [1]). Da noch außerdem edle Metalle, Färbestoffe und eine Masse kurzer Waaren ausgeführt wurden, so war der Activ-Handel noch bedeutend.

Den meisten Handelsfleiß und Reichthum besaßen Nürnberg und Augsburg, so daß diese beiden Reichsstädte an der Spitze des Gewerbslebens standen. Augsburg leitete nicht nur den Handel mit Italien, son-

1) Wie groß die Ausdehnung der Weberei in jener Zeit war, beweisen die noch vorhandenen Verzeichnisse der erzeugten Waaren. Nach diesen wurden

a) in Augsburg jährlich 70,000 Stück Leinwand, 35,000 Stück Barchend und 60,000 Stück Zig;

b) in Ulm dagegen jährlich 100,000 Stück Barchend verfertiget.

dern nahm selbst an großen Waaren-Sendungen nach Ostindien Antheil. Der Gewinn war so groß, daß schon Kaiser Maximilian I. über den Reichthum seiner freien Stadt Augsburg in Erstaunen gesetzt worden war. Es befand sich dort unter andern das reiche Haus der Fugger, welche von bloßen Leinwandhändlern zu Fürsten emporstiegen. In Nürnberg blühte dagegen nicht bloß Handel und Gewerbe, sondern auch die höhere Kunst. Ausgezeichnet vor allen seinen Standesgenossen war der berühmte Maler Albrecht Dürer, welcher mit Recht im In- und Auslande bewundert wurde; denn seine Werke zeigen vornehmlich die deutsche Kraft und die hoheitliche Würde des vaterländischen Genius in den Kunstsachen. Ihm zur Seite standen der treffliche Bildhauer Adam Kraft, und der Meister in Gußwaaren, Peter Vischer. Von letzterem findet sich noch jetzt die schöne Arbeit an dem Grabe des heiligen Sebald in Nürnberg, während auch hinterlassene Werke des erstern die Auszeichnung des schöpferischen Geistes beurkunden. Mit Stolz zählte die alte Reichsstadt noch den Glasmaler Veit Hirschvogel und die Künstler Lindenast, sowie Veit Stoß unter ihre Bürger.

In Sachsen zeigte sich ein reger Wetteifer mit den süddeutschen Städten im Aufschwung des Handels, der Gewerbe und der schönen Künste. Eine Haupt-Triebfeder war die Ergiebigkeit der Bergwerke, welche fortwährend edle Metalle im Ueberfluß lieferten. Während die Erzadern in Freiberg ihren alten Ruhm behaupteten, entstanden neue bei Marienberg mit ungemeinem Ertrag. Selbst im Fichtelgebirge wurde die Goldgrube bei Cronach mit Nutzen betrieben, und die Mansfeldischen Silberadern erzeugten einen lebhaften Verkehr mit Venedig. Sowie in Sachsen das wissenschaftliche Leben durch die Universität Wittenberg mächtig angeregt wurde, und auf ganz Deutschland bildend einwirkte, war auch die Kunst durch den genialen Maler Lucas Kranach dort würdig vertreten.

Zugleich mit der Malerei und den Bildhauer-Arbeiten blühte auch die Poesie wieder auf, und in dieser Beziehung zeigte sich eine merkwürdige Einwirkung der Reformation. Die Produktionen des Mittelalters ragten als Muster innerer Vortrefflichkeit in die ernste Zeit des geistigen Strebens herein, und dienten zur Bildung des Geschmacks. Dort ertönte aber der Minnegesang zu Scherz und Lust, zur Lebens-Verschönerung in den höhern Ständen, während jetzt das Nationalleben vorzüglich im erwachten Bewußtsein der mittlern Stände sich äußerte. Auf die Städte, auf die bedachtsamen Handwerker hatte die erschütternde Stimme Dr. Martin Luthers den mächtigsten Einfluß ausgeübt. Läuterung der Sitten, Anleitung der untern Stände zum selbstständigen Denken, Freiheit der Forschung war der Charakter der Reformation, und so kam es, daß sie auch den dichterischen Funken in den mittlern Volksklassen weckte. Ein braver Gewerbsmann, Hans Sachs in Nürnberg, gab seinem Stande

das Beispiel, daß man die edle Dichtkunst mit dem Handwerk verbinden könne. Freudig ergriffen von der Lehre Luthers, fand sein Gemüth den Weg zur Poesie, um durch diese das Werk des Reformators zu unterstützen. Da aber der Antrieb tiefer, sittlicher Ernst war, so theilte sich diese Eigenschaft auch den schlichten Reimen mit, und die Wirkung derselben wurde außerordentlich. Jetzt trat die eigentliche Bedeutung der Kirchen-Verbesserung auch äußerlich entschieden hervor: denn der mittlere Stand forschte selbst in der Schrift und drang durch Beispiel, Rede und Lied auf sittliche Güte und Reinheit. Fortan bildete sich in dem deutschen Handwerkerstand ein inniges Familienleben, das geläuterte Religiosität und ehrbaren Wandel zur unverletzlichen Pflicht machte. Mochte diese Richtung zuweilen auch an Pedanterie und mystisches Dunkel streifen, sie wirkte nichts destoweniger lebendig in den mittlern Ständen, und ward in der folgenden Zeit das einzige Mittel, welches die Nation bei stets zunehmendem innern Verfall vor der gänzlichen Auflösung bewahrte.

Zur Zeit des Nürnberger Religionsfriedens (1532) ward auf dem Reichstage zu Regensburg ein Fortschritt in der Gesetzgebung ermittelt, welcher für Deutschland das höchste Bedürfniß war, nämlich die Einführung eines neuen Strafrechts. Als die Gottes-Urtheile, womit im Alterthum Anklage und Vertheidigung meistens unterstützt wurden, außer Uebung kamen, verfiel man nach dem Beispiele des römischen Rechts auf die grausame Tortur. Wie wir gesehen haben, war diese freilich schon in der Urzeit gegen die Leibeigenen im Gebrauch; indessen vom 15. Jahrhundert an wurde ihre Anwendung noch häufiger. Sie galt jetzt als ein ordentliches Beweismittel, das zur Erpressung des Geständnisses auch gegen Freie zur Uebung kam. Rachsucht, Haß, Aberglaube und alle bösen Leidenschaften erlangten durch die Folter eine furchtbare Waffe wider ihre Opfer, und die Grausamkeit ward bald so allgemein und entsetzlich, daß das menschliche Gemüth Schauder empfand. Wenn schon der „Gebrauch“ der Tortur an sich eine Barbarei sein mußte, so mag man von der Größe des Uebels dadurch eine Vorstellung erlangen, daß die Gerichte noch eines empörenden „Mißbrauchs“ der Folter beschuldigt wurden. Gleichwie schon das Strafverfahren auf reiner Willkühr beruhte, so war dasselbe in den landesherrlichen Gerichten auch bei den Leibes- und Lebensstrafen der Fall. Man sprach dort Todes-Urtheile über Unschuldige mit einer wahrhaft verhärteten Gewissenlosigkeit, und der Unfug war so arg, daß alle Menschenfreunde bittere Klage darüber erhoben. Nach Errichtung des Reichskammergerichts suchte man dort wider die Willkühr in den Todes-Urtheilen Schutz, welche in allen landeshoheitlichen Gerichten, jenen der Reichsstädte so gut, als der Fürsten, üblich war. Man sieht also, daß die Reichseinheit in allen Zeiten der deutschen Geschichte als der einzige Schirm und Hort der Bedrängten betrachtet wurde.

Das Kammergericht hatte jedoch leider nicht Macht genug, um den

Ungerechtigkeiten der mittelbaren Gerichte zu steuern. Deßhalb wandte sich jener oberste Gerichtshof an die Reichsversammlung und bat dringend um Abhülfe auf dem Wege der Gesetzgebung. Schon unter dem Kaiser Maximilian I. hatte das Kammergericht dem Reichstag in Freiburg vom Jahr 1498 vorgestellt, daß bei ihm alltäglich Klagen wider Fürsten, Reichsstädte und andere Obrigkeiten einlaufen, weil dieselben Leute ohne Verschulden, Recht und Ursache zum Tode verurtheilen. Der Reichstag verwies die Untersuchung der Sache auf eine seiner nächsten Versammlungen; wie gewöhnlich, geschah jedoch nichts. Als das Kammergericht seine Vorstellungen auf dem Reichstage von 1500 in Augsburg noch dringender wiederholte, wurde endlich die Reform der Strafgesetzgebung in dem Reichstags-Abschied zugesichert. Wahrscheinlich würde indessen die Sache wieder bei dem leeren Versprechen geblieben sein, wenn nicht ein energischer Menschenfreund durchgegriffen hätte.

Johann, Freiherr von Schwartzenberg, Minister des Fürstbischofs von Bamberg, verfaßte nämlich im Jahre 1507 einen Entwurf zu einer neuen Strafgesetzgebung, welcher nach damaliger Sitte und Bildungsstufe durch Einsicht und Menschlichkeit sich auszeichnete. Der edle Mann suchte denselben zur Grundlage eines allgemeinen Reichsgesetzes zu machen; da er sich aber bald überzeugte, daß von dem eingewurzelten Schlendrian der Reichstage nichts zu hoffen sei, so gebrauchte er seinen ganzen Einfluß, um seinen Entwurf vorläufig im Bisthum Bamberg zum Gesetz zu erheben. Diese weise Absicht gelang, und der schwartzenbergische Entwurf wurde durch eine fürstliche Verordnung als Landesgesetz des Hochstifts Bamberg verkündet. Nachdem dasselbe 1508 und 1510 durch den Druck verbreitet worden war, fand es so großen Beifall, daß der Markgraf von Brandenburg das nämliche Gesetz 1516 in den Fürstenthümern Ansbach und Baireuth einführen ließ. Fortan stieg das Ansehen des Schwartzenbergischen Entwurfes so sehr, daß er im Jahre 1521 mit einigen Abänderungen von dem Reichsregiment in Nürnberg den Berathungen über die Gesetz-Revision zum Grund gelegt wurde. Endlich übergab man 1529 dem Reichstag den Entwurf eines neuen Strafgesetzbuchs, welcher im wesentlichen mit der Arbeit Schwartzenbergs, also dem bambergischen und brandenburgischen Gesetze, übereinstimmte. Nachdem noch drei Jahre darüber berathen worden war, wurde jener Entwurf endlich auf dem Reichstag in Regensburg vom Jahr 1532 zum allgemeinen Reichsgesetz erhoben. Dasselbe erhielt die Aufschrift: der „Hals- oder peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karls V.“, und ist unter dem Namen der „**Karolina**“ bekannt.

Die neue Gesetzgebung war nicht nur aus tiefer Sachkenntniß, sondern auch aus scharfer Urtheilskraft hervorgegangen. Sie war überhaupt ein Werk der Reife und darum ungemein wohlthätig. Sowohl für das Verfahren in peinlichen Fällen, als über Art und Maaß der Strafe sind

bestimmte Vorschriften gegeben, ohne das richterliche Ermessen ungebührlich zu beengen. Gleichwohl muß die Karolina nach heutigem Stand der Gesittung noch als hart, ja selbst als grausam erscheinen, und nichts beweist die Fortschreitung der Kultur bestimmter, als solche Thatsache. Offenbar war das neue Gesetz von menschenfreundlichen Absichten eingegeben: denn dem Angeklagten wurden zum Schutze der Unschuld nach damaliger Zeit große Rücksichten erwiesen. Oefters drückt sich auch das Mitleiden mit den unglücklichen Verbrechern aus, indem der Verurtheilte der „Arme“ genannt wird. Und gleichwohl ist in diesem verhältnißmäßig milden Gesetzbuch die Tortur beibehalten, und so zu sagen ein wahrer Luxus in der Mannigfaltigkeit der Todesstrafen entwickelt[2]). So wider-

---

[2]) Das Verzeichniß der Todesstrafen der Karolina lautet in folgender Weise:

Zum fewer.

Mit dem fewer vom leben zum todt gestrafft werden soll.

Zum schwert.

Mit dem schwert vom leben zum todt gestrafft werden soll.

Zu der viertheylung.

Durch seinen gantzen leib zu vier stücken zu schnitten vnd zerhawen, vnd also zum todt gestrafft werden soll, vnd sollen solche viertheyl auff gemeyne vier wegstrassen offentlich gehangen vnd gesteckt werden.

Zum rade.

Mit dem rade durch zerstossung seiner glider vom leben zum todt gericht, vnd fürter offentlich darauff gelegt werden sollen.

Zum galgen.

An den galgen mit dem strang oder ketten vom leben zum todt gericht werden soll.

Zum ertrenken.

Mit dem Wasser vom leben zum todt gestrafft werden soll.

Vom lebendigen vergraben.

Lebendig vergraben vnd gepfelt werden soll.

Vom schleyffen.

Item wo durch die vorgemelten entlichen vrteyl eyner zum todt erkent, beschlossen würde, daß der übelthetter an die richtstatt geschleyfft werden soll, So sollen die nachvolgenden wörtlin an der ander vrtheyl, wie obsteht, auch hangen also lautend, Vnd soll darzu auff die richtstatt durch die vnuernünfftigen thier geschleyfft werden.

Von reiffen mit glüenden zangen.

Item würde aber beschlossen, daß die verurtheylt person vor der tödtung mit glüenden zangen gerissen werden sollt, so sollen die nachvolgenden wörter weither inn der vrtheil stehn, also lautend, Vnd soll darzu vor der entlichen tödtung offentlich auff eynen wagen biß zu der richtstatt vmbgefürt, vnd der leib mit glüenden zangen gerissen werden, nemlich mit N. griffen.

Leibesstrafen waren:

Abschneidung der zungen.

Offentlich inn branger oder halßeisen gestelt, die zungen abgeschnitten, vnd darzu biß auff kundtlich erlaubung der oberhandt auß dem landt verwisen werden soll.

legt sich der Irrthum und Gemeinplatz der guten alten Zeit. Wie bedeutend übrigens der Fortschritt gewesen sei, welcher durch Einführung der Karolina in der Gesetzgebung gemacht wurde, beweist schon der Umstand, daß dieselbe 300 Jahre lang in Uebung blieb.

Abhawung der finger.

Offentlich inn branger gestelt, vnd darnach die zwen rechten finger, damit er mißhandelt vnd gesündigt hat, abgehawen, auch fürther des landts bis auf kundtlich erlaubung der oberkeyt verweist werden soll.

Oren abschneiden.

Offentlich inn branger gestelt, beyde oren abgeschnitten, vnd des landts bis auf kundtlich erlaubung der oberkeyt verweist werden soll.

Mit rutten außhawen.

Offentlich inn branger gestelt, vnd fürther mit rutten außgehawen, auch des landts biß auff kundtlich erlaubung der oberhand verweist werden soll.

Ein und zwanzigstes Hauptstück.

Fortgang der Reformation bis zum Religions-Gespräch von Regensburg.

(Vom Jahr 1532 bis 1546.)

Bald nach Abschluß des Nürnberger Religionsfriedens, und zwar am 16. August 1532, starb der Kurfürst von Sachsen, Johann der Standhafte. Luther und alle seine Anhänger betrauerten tief den Verlust eines Mannes, welcher der evangelischen Lehre so treu angehangen war und so großen Vorschub geleistet hatte. Die Reformation selbst sollte durch die Regierungs-Veränderung in Sachsen übrigens nichts verlieren, da der Sohn des Geschiedenen, Johann Friedrich, dem Lutherthum eben so eifrig ergeben war, und zur Vertheidigung desselben noch mehr Thatkraft besaß. Zunächst machte der neue Kurfürst verschiedene Versuche, den Kaiser für die Reformation günstiger zu stimmen, und als er diese fehlschlagen sah, arbeitete er an einer festen Vereinigung der protestantischen Stände. Nachdem er auf einer Versammlung in Braunschweig den Schmalkaldischen Bund theils befestigt, theils erweitert hatte, bemühte er sich, den König von England in das Bündniß der Protestanten zu ziehen.

Umgekehrt blieb der Kaiser unwandelbar zur frühern oder spätern Unterdrückung der neuen Lehre entschlossen, und da das schicklichste Mittel dazu die Berufung einer allgemeinen Kirchen-Versammlung zu sein schien, worauf die Protestanten selbst angetragen hatten, so nahm er diesen Entwurf nun mit Nachdruck auf. Die Gefahr von Seite der Türken war wieder entfernt worden, indem ein starkes Reichsheer unter die Fahnen Karls V. sich gestellt, und Solymann für gut befunden hatte, seinen Rückzug zu nehmen. Deßhalb eilte der Kaiser nun nach Italien, um den Pabst persönlich zur Ausschreibung des Konziliums zu bewegen.

Klemens VII. fürchtete jedoch die Beschwerden wider die römische Kurie, welche selbst von katholischen Ständen auf dem Reichstag in Augsburg, und neuerlich wieder in Regensburg (1532) angeregt worden waren. Darum suchte er dem Verlangen des deutschen Reichsoberhaupts auszuweichen, und als er so gedrängt wurde, daß eine Verweigerung des Konzils nicht mehr möglich schien, bewilligte er die Anordnung desselben unter Bedingungen, denen sich nothwendig die Protestanten widersetzen mußten. Nicht genug, daß die Versammlung der Väter in einer italienischen Stadt vor sich gehen sollte, verlangte Klemens auch noch, daß dieselbe ganz nach der alten Weise, d. h. unter überwiegendem Einfluß des Pabstes, geleitet werden solle, und die Protestanten sich im Voraus verpflichten müßten, allen Beschlüssen der Synode sich zu unterwerfen. Die evangelischen Stände berathschlagten über ihre Antwort auf einer besonderen Zusammenkunft in Schmalkalden, und vereinigten sich hier zu der Erklärung, daß das Konzil nothwendig in Deutschland abzuhalten und auch unabhängiger, überhaupt wesentlich anders, als früher, einzurichten sei. Ganz entschieden wurde vollends das Verlangen abgelehnt, daß die Evangelischen den Aussprüchen der Synode unbedingt Gehorsam leisten sollen.

So traten denn den Absichten des Kaisers neue Schwierigkeiten in den Weg; doch dieser blieb seinen Vorsätzen getreu, und suchte die Protestanten zunächst durch verdeckte Angriffe zu beunruhigen, und zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Deßhalb wurden die Prozesse des Kammergerichts wider die evangelischen Stände wegen eingezogener Kirchengüter erneuert. Da dieß dem Nürnberger Religionsfrieden vom Jahr 1532 zuwiderlief, so entstand unter den Protestanten eine große Erbitterung wider den Kaiser. Andere Vorfälle vermehrten noch diese gereizte Stimmung.

Der grimmigste Feind der Evangelischen, Herzog Georg von Sachsen, hatte äußerst gewaltthätige Mittel angewendet, um die Verbreitung der Reformation in seinem Lande zu hindern. Nicht genug, daß er seinen Unterthanen einen Eid abzwingen wollte, und zum Theil wirklich abnöthigte, die lutherische Lehre zu meiden [1]), verlangte er auch von ihnen

---

[1]) Die vorgeschriebene Formel desselben ist abgedruckt in Luthers Werken (Jenenser Ausgabe, Th. VI, Fol. V. in tergo) und lautet also:

„Schwere ich bey dem waren lebendigen Gott meinem Schepffer, vnd allen seinen lieben Heiligen, der Lutherischen Ketzerey, in diesem vnd allen andern Artikeln, nimermehr anhengig zu sein, Sondern die verdammen, vnd verachten, Sie als Ketzerisch vnd irrig zu halten, Vnd wil nu vnd allweg der sein, Der der Kirche gebürlichen vnd schuldigen Gehorsam leiste.“

„Wo wo zukünfftiger zeit ich in gemelte Lutherische Ketzerey fallen würde, Da mich Gott für behüte, So wil ich mich itzt, als denn, vnd denn als itzt, aus rechter Wissenschafft bewilligt haben die scherff vnd straffe der Rechten, Wie die wider einen gefallenen auffgelegt,

die Beibringung eines Zeichens von dem Beichtvater, welches zum Beweise des katholischen Genusses des Abendmahls diente. Dr. Martin Luther war über dieses Verfahren deßhalb so entrüstet, weil Herzog Georg dadurch Eingriffe in das Gewissen sich erlaubte. Er schrieb darum am Charfreitag 1533 einen Brief an seine Freunde in Leipzig, worin er in seiner gewohnten Weise scharf wider Herzog Georg auftrat [2]). Als der Bürgermeister Wolf Widemann schriftlich bei dem Reformator anfragte, ob er sich zu jenem Schreiben bekenne, erfolgte eine barsche Antwort. Endlich veröffentlichte Luther die Eidesformel, welche abtrünnige Protestanten in des Herzogs Landen schwören mußten, und verband damit ein förmliches Urtheil, nach welchem Georg vom Teufel besessen und seinem Verderben nahe sei. Die Sprache war niederschmetternd [3]) und erzürnte den Herzog so sehr, daß er am kurfürstlich sächsischen Hofe wider Luther Beschwerde führte. Dr. Martin verantwortete sich schriftlich, und gestand alle Angriffe wider Georg nicht nur zu, sondern erneuerte sie auch. Außer einem wohlmeinenden Verweis und dem Rathschlag einer gemäßigtern Schreibart, hatte der Streit keine Folgen für Luther; indessen die bereits angeregte Erbitterung seiner Partei wurde durch den Schriftenwechsel und die Anklage des Reformators um so heftiger, als Herzog Georg auch mehrere Evangelische aus Leipzig vertrieben hatte.

Landgraf Philipp von Hessen, bei seinem unternehmenden Geist mit der Unthätigkeit seiner Glaubensgenossen schon lange unzufrieden, wollte jene gereizte Stimmung seiner Partei zu einem entscheidenden Schritt wider die Gegner benützen. Einer der erbittertsten Feinde des neuen Glau-

---

zu leiden vnd vnunterlaslich damit gestrafft zu werden, Als mir Gott helffe, vnd sein heiliges Euangelium."

2) Es kommen darin unter andern nachstehende Stellen vor:

„NB aber Hertzog Georg auch sich vnterstehet, die heimligkeit des Gewissens zu erforschen, Were er wol werd Das man jn betröge, als einen Teuffels Apostel Wie man jmer mehr thun künde, Denn er helt solch fodderns nicht recht noch fuge, Vnd sündiget wider Gott vnd den heiligen Geist."

„DArumb far hin lieber Reuber, Was du wilt das wil ich nicht, Was ich aber wil, das wird Gott auch ein mal wöllen, das solt jr erfaren, Denn man mus dem Teufel das Creutz ins angesicht schlahen, Vnd nicht viel pfeiffen noch hofiren, So weis er mit wem er vmgehet, Christus vnser HErr, Der stercke euch, vnd sey mit euch, Amen. Datum Wittemberg, am Karfreitag. Anno M.D.XXXIII."

3) Der erste Absatz des Urtheils lautet wörtlich in folgender Weise:

„Dr. Mart. Luth. sagt für bestendig vnd gewis, Das H. G. nicht allein geistig, Sondern auch Leiblich vom Teufel besessen sey, Vnd das er nicht vor seinem Ende, Sondern vor seinem Verderben, das nu mehr nahe ist, so toll vnd rasend sey, Derhalben gar nichts zu hoffen, Das er sich bekere, vnd Busse thue, Sey auch nicht für jn, Sondern wider jn, zu beten, Das Gott endlich diese Landplage von der Welt neme, vnd stürtze sie in abgrund der Hellen."

(Luthers Werke, Jenenser Ausgabe Th. VI. Fol. 5. im Anfang.)

bens war der römische König Ferdinand, und wie schon dessen Wahl hartnäckig angefochten wurde, so hielt man auch dessen Festsetzung im Herzogthum Württemberg für gefährlich. Um ihn aus dieser Stellung zu vertreiben, beschloß Philipp, dem Herzog Ulrich wieder zum Besitz seines Landes zu verhelfen. Da der Kaiser abwesend und König Ferdinand nicht in der Verfassung war, zur Behauptung von Württemberg ein Heer aus Oestreich zu senden, so hätte nur der schwäbische Bund die Wiedereinsetzung Ulrichs verhindern können. Jener Verein war jedoch im Jahr 1533, nach Ablauf der vertragsmäßigen Zeit aufgelöst worden, weil mehrere Mitglieder derselben dem Schmalkaldischen Bunde beitreten wollten, und daher den kaiserlichen Vorschlag zur Erneuerung der schwäbischen Einigung ablehnten. Nichts schien daher der Eroberung Württembergs im Wege zu stehen. Zur Vorsicht schloß der Landgraf von Hessen noch einen Vertrag mit dem König Franz von Frankreich, worin Letzterer zur Bezahlung von Hülfsgeldern (Subsidien) sich verpflichtete. Als Philipp einen Theil derselben erhalten hatte, vollendete er seine schon begonnenen Rüstungen, und rückte im Mai 1534, mit einem Heer von 15,000 Mann Fußgängern und 4,000 Reitern an die Grenzen von Württemberg. Vergebens erließ das Reichskammergericht auf Antrag des Königs Ferdinand Strafen-Androhungen wegen Landfriedensbruch an Landgraf Philipp; dieser schlug vielmehr die Truppen des östreichischen Statthalters bei Lauffen, und besetzte ganz Württemberg. So befand sich der vertriebene Herzog Ulrich noch vor Ablauf des Monats Mai 1534, wieder im Besitze seines Landes. König Ferdinand war wirklich nicht im Stande, den Krieg fortzusetzen, oder etwas zur Wiedereroberung des verlorenen Herzogsthums zu unternehmen. Darum schloß er zu Kadan am 29. Juni 1534 einen Vergleich mit Ulrich und Philipp, nach welchem er zwar Herr von Württemberg bleiben, Ulrich aber das Herzogthum als After-Vasall Oestreichs zu Lehen erhalten sollte. Ferdinand verpflichtete sich ferner, die Einstellung der Kammergerichts-Prozesse wider die Protestanten wegen eingezogener Kirchengüter bei dem Kaiser auszuwirken.

Dagegen erkannten diese den Bruder des Kaisers nunmehr als rechtmäßigen König der Deutschen an.

Die wichtigste Folge des Vertrags von Kadan bestand darin, daß sogleich das gesammte Herzogthum Württemberg zur lutherischen Lehre sich bekannte, daher die protestantische Partei einen mächtigen Zuwachs erhielt.

Während dieser glücklichen Ereignisse für die Reformation regte sich die fanatische Sekte der Wiedertäufer von Neuem, um durch sinnloses und unsittliches Treiben großes Aergerniß zu geben. Durch die strengen Maaßregeln der Reichsversammlungen waren jene Schwärmer meistens aus Deutschland verdrängt worden, und nur in den Niederlanden befand

sich noch eine kleine Gemeinde derselben, welche jedoch um 1534 in Westphalen Anhänger für ihre Lehren zu gewinnen suchte. Zu dem Ende waren zwei Abgeordnete der Sekte, der Bäcker Johann Mathias von Harlem und der Schneider Johann Bockhold von Leiden, unter andern nach Münster gekommen. Dort lehrten sie erst im Stillen, fanden aber bald so vielen Zulauf, daß sie sogar der Regierung der Stadt sich bemächtigten. Nachdem sie den Magistrat, das Domkapitel und sämmtlichen Adel vertrieben hatten, richteten sie, wie einst Thomas Müntzer in Mühlhausen, das Reich Gottes und der Gütergemeinschaft ein. Sie führten ganz die Sprache Müntzers und der fanatischen Thoren in Zwickau, indem sie alle Menschen gleich machen und die Gesetze, als Hindernisse der evangelischen Freiheit, aufheben wollten [4]).

Johann Mathäus von Harlem befahl daher, daß bei Todesstrafe Jedermann all' sein Gold und Silber einliefere [5]). Der Schneider von Leiden dehnte hingegen die Reize des Reichs der Gütergemeinschaft noch weiter aus, indem er zugleich die Vielweiberei erlaubte [6]). Auch hierin ging dieser Prophet mit dem Beispiel voran; denn er nahm drei Frauen, und darunter sogar jene seines würdigen Kollegen Mathäus. Andere folgten dem gegebenen Beispiel [7]).

Nach kurzer Zeit offenbarte sich aber der eigentliche Zweck der begeisterten Propheten: denn der Schneider von Leiden wollte nichts minderes, als ein gesalbter Fürst werden. Er nannte Münster den Berg Zion und verkündete sodann als Befehl Gottes, daß er, der Schneider, König von Zion sein soll [8]).

---

[4]) Sleidan. Lib. X in initio: Sanctimoniam quandam externam prae se ferunt, docent non licere Christianis in foro contendere, non gerere magistratum, non iusiurandum dicere non habere quid proprium, sed omnia debere omnibus esse communia.

[5]) Sleid. Lib. X: Ioannes Mathaeus, mandabat, ut quod quisque haberet auri, argenti, rei mobilis, id omne deferret in medium, capitis proposita poena: & in hunc usum publica fuit constituta domus.

[6]) Sleid. Lib. X: Eorum haec erat summa, virum non esse devinctum uni coniugi, et licere quantumuis multas in matrimonium ducere.

[7]) Sleid. L.X: Mox ille ternas ducit uxores, quarum una fuerat eius, de quo diximus antea, magni Prophetae, Ioannis Mathaei, coniux. Hoc deinde exemplum alii quoque sequuntur, ita quidem, ut etiam in laude poneretur frequens matrimonii repetitio.

[8]) Der Unsinn der Gütergemeinschaft war meistens nur auf Eigennutz der inspirirten Propheten abgesehen. So kam der Seher Storch von Zwickau unter andern auch nach Hof im Voigtland, um dort seine Lehre zu verbreiten. Was aber eigentlich der Zweck war, zeigt folgende Stelle der dortigen Stadt-Chronik (zusammengestellt von Heinrich Wirth. Seite 111—112):

„Später kam dann Nikolaus Storch von Wittenberg aus auch hieher, um seine religiösen Schwärmereien unter den hiesigen Einwohnern zu verbreiten.

Unter dem Scheine, als gehe er seinem Handwerke nach, arbeitete er anfangs bei Simon Klinger, Bürgermeister und Tuchmachermeister allhier.

Nachdem er sich aber ein wenig erwärmt hatte, und mit den Leuten bekannter geworden, fieng er auch die Verbreitung seiner Lehre an. Zunächst fand er bei seinen Gewerbs-

Zu den Narrheiten kamen jetzt noch erhöhte sinnliche Ausschweifungen und ein höchst unsittliches Treiben, ja selbst grausame Ermordungen von anders, d. h. vernünftig Denkenden.

Gleichwohl behaupteten sich die Schwärmer siegreich gegen den Bischof von Münster, und suchten nun auch die Umgegend anzustecken. König Ferdinand, welcher von dem Bischof um Hülfe angerufen worden war, machte es zu einer der Bedingungen des Kadaner-Vertrags, daß der Landgraf von Hessen zur Vertreibung der Münsterischen Wiedertäufer mitwirke. Philipp schloß hierauf im Jahre 1535 mit einigen andern Reichsständen die Stadt Münster ein; doch auch jetzt vertheidigten sich die Fanatiker mit der größten Standhaftigkeit. Die Eroberung der Stadt gelang nur dadurch, daß zwei Bürger einigen Bewaffneten des Bischofs bei nächtlicher Weile über den Wall halfen, welche sodann den Ihrigen die Thore öffneten. Solches geschah am 24. Juni 1535, worauf der König von Zion nach vorgängigen Qualen mit zweien seiner eifrigsten Anhänger hingerichtet wurde [9]). In Folge der wiedertäuferischen Schwärmerei wurde die bereits begonnene Reformation in Münster wieder unterdrückt. Sonst äußerte der Unfug keinen Nachtheil für die Protestanten, da man schon so verständig war, die evangelische Sache nicht für die Albernheiten verrückter Schwärmer verantwortlich zu machen.

Inzwischen, und zwar am 25. September 1534, war Pabst Clemens VII. verstorben, welcher der Berufung einer allgemeinen Kirchen-Versammlung so sehr sich widersetzt hatte. Die Kardinäle wählten einen weltklugen Mann aus dem Geschlecht Farnese, Paul III., zum Nachfolger, und dieser beschloß, die lutherische Neuerung auf dem Wege der Staatskunst zu bekämpfen. Nach einem durchdachten Plan äußerte der neue Pabst versöhnliche Gesinnungen gegen die Protestanten, und gab selbst die Nothwendigkeit kirchlicher Reformen zu. Eben deßhalb stellte er sich, als ob er eine allgemeine Synode nicht fürchte, sondern vielmehr

---

genossen und einigen Mönchen Eingang seiner Meinungen, und trieb mit Hülfe derselben auch eine Zeit lang sein Wesen. — Als er und seine Anhänger aber, unter dem Vorgeben, daß sie sich unsichtbar machen könnten, den Bürgern die Braten und andere Speisen aus der Küche und vom Tische wegtrugen, dazu auch Wein und Bier aus den Kellern stahlen, so mußten sie heimlich die Stadt verlassen; denn die Bürger hatten die Unsichtbaren abgelauert, über ihrem Diebstahl ertappt und derb abgeprügelt."

Die klaren Höfer bezeigten sich demnach wider die Wundergaben des Tuchmachers etwas mißtrauischer und geistvoller, als der gelehrte Melanchthon in Wittenberg.

9) Die Strafe des Zwickens mit glühenden Zangen in der Karolina wurde wider Bockhold vor der Hinrichtung angewendet.

Man sieht also, daß es mit den grausamen Gesetzen jener Zeit Ernst war. Die Beschreibung der Marterung Bockholds bei Sleidan ist erschütternd.

Postridie rex in locum editiorem productus, alligatur palo. Aderant bini carnifices ac forcipes igniti. Ad tres primos morsus conticuit: deinde misericordiam dei contipenter implorans, cum horam et amplius ad hunc modum lacceratus esset, transacto demum per pectus mucrone, decessit.

wünsche, ja zur unverzüglichen Einberufung derselben entschlossen sei. Im Hintergrund seiner Seele lagen freilich wesentlich andere Absichten; gleichwohl ordnete er einen begabten Bevollmächtigten, den Legaten Paul Vergerius, nach Deutschland ab, um das Friedenswerk mit den Protestanten scheinbar ernstlich zu betreiben. Der päbstliche Nuncius entledigte sich seines Auftrages mit vollendeter Kunst, und suchte den Evangelischen den Glauben beizubringen, daß es der Kurie mit der Berufung eines Konziliums dieses Mal Ernst sei. Es fand sogar eine Unterredung zwischen Luther und Vergerius statt, in welcher beide Theile mit Höflichkeit und Würde sich benahmen. Die Protestanten hegten nichts desto weniger großes Mißtrauen wider die Absichten des Pabstes, und suchten seinen Anträgen auszuweichen. Paul III. hatte Mantua als Versammlungsort der Väter vorgeschlagen, welche Stadt ja auch zum Reich gehöre; indessen die Protestanten machten Einwendungen gegen jedes Konzil außerhalb Deutschland. Zugleich verlangten sie über die Art der Leitung und der innern Einrichtung der Synode im Voraus Gewährschaften, damit der Pabst dieselbe nicht beherrschen oder mittelbar nach seinem Willen leiten könne. Durch beide Bedenken erhoben sich unüberwindliche Hindernisse wider das Konzil. Da jedoch die Evangelischen jetzt die lange begehrte Maaßregel ablehnten, so schien der apostolische Stuhl seinen Zweck erreicht, nämlich den Schein der Unversöhnlichkeit auf die Protestanten gewälzt, und dem Kaiser nunmehr Grund zur Anwendung von Gewalt gegeben zu haben.

Ob die Lutherischen dieß selbst fühlten, oder ob sie nur durch ihr gegründetes Mißtrauen gegen die Absichten des Kaisers zur Thatkraft getrieben wurden, genug, sie dachten ernstlich an ihre Vertheidigung. Im December 1535 fand deßhalb eine neue Zusammenkunft in Schmalkalden statt, und hier wurden dem Bunde wieder neue Mitglieder gewonnen, namentlich die Herzöge von Württemberg und Pommern, die Fürsten von Anhalt, der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Graf von Nassau. Man beschloß zugleich die Unterhaltung eines Heeres von 10,000 Fußgängern und 2000 Reitern, welches jedem Bundesglied gegen allenfallsiges Einschreiten des Kammergerichts zum Schutze dienen sollte.

Karl V. empfand über die Ablehnung der Kirchen-Versammlung von Seite der Protestanten ohne Zweifel große Entrüstung; allein er wurde im Jahr 1536 in einen neuen Krieg mit seinem alten Feind, Franz I. von Frankreich, verwickelt, und vermochte daher nichts gegen die Evangelischen zu unternehmen. Auch der Pabst wußte aus jenem Ereigniß Nutzen zu ziehen, weil während des Krieges eine Kirchen-Versammlung unmöglich vor sich gehen konnte. Um nun von einer solchen befreit zu bleiben, und doch den Schein zu erregen, daß es ihm mit der Maaßregel Ernst gewesen sei, schrieb er die Synode am 2. Juni 1536 für den Mai des folgenden Jahres nach Mantua wirklich aus.

In Deutschland verbreitete sich die Sage, daß ein besonderer Legat des apostolischen Stuhles die Bulle mit der Einladung zur Erscheinung den Evangelischen überbringen werde. Die Maaßregel ward darum für so wichtig gehalten, daß der Kurfürst Johann Friedrich in Sachsen von der Universität Wittenberg ein Gutachten forderte, wie man sich gegen den päbstlichen Bevollmächtigten zu benehmen habe. Luther gab bei dieser Gelegenheit einen neuen Beweis seines klaren Geistes und durchdringenden Scharfsinnes. Er durchschaute nämlich den Pabst vollständig, und überzeugte sich, daß jener das Konzil nicht weniger fürchte, als sein Vorgänger, dasselbe also vereitelt wünsche, doch die Schuld davon nur auf die Protestanten zu schieben suche. Deßwegen rieth auch der Reformator, daß man sich von einer Maaßregel, die keineswegs so gefährlich sei, nicht einschüchtern, und das Erscheinen auf der Synode nicht unbedingt verweigern möge [10]). Trotz der triftigsten Gründe, blieb jedoch der Kurfürst von Sachsen anderer Meinung und verlangte, daß das Konzil ohne weiteres abgelehnt, ja der päbstliche Bevollmächtigte schon an der Grenze zurückgewiesen werde. Letzteres geschah zwar nicht, auch wurde Luther beauftragt, zur allenfallsigen Vertheidigung der evangelischen Lehre diese in ihren wesentlichsten Sätzen neu darzustellen; eine Versammlung der protestantischen Stände im Hornung 1537 zu Schmalkalden genehmigte ferner jenes Glaubens-Bekenntniß; aber am Ende sprach die Versammlung durch Stimmenmehrheit doch den Beschluß aus, daß man das ausgeschriebene Konzilium nicht besuchen werde.

---

10) Die Erklärung Luthers ist in der That so merkwürdig, daß wir sie im Wesen mittheilen zu müssen glauben. Ihr Inhalt ist folgender:

„Mir ist kein Zweifel, der Pabst und die Seinen fürchten sich, und wollten das Concilium gehindert sehen, doch daß sie mit Glimpf rühmen könnten, es hätte an ihnen nicht gemangelt, weil sie es ausgeschrieben, Boten gesandt, und die Stände hätten rufen lassen — darum haben sie uns einen Teufels-Kopf hingestellt, davor wir erschrecken und zurückstehen sollen, nämlich daß sie ein solch Concilium ausschreiben, worinn sie nichts von der Kirchen-Sachen, nichts von Art des Verfahrens, nichts von andern Sachen melden, sondern allein von Ausrottung der giftigen Lutherischen Ketzerei — damit wollen sie allein uns abschrecken, daß wir's weigerten, so wären sie dann sicher, und sprächen, wir hätten es gehindert. — Aber eben deßwegen, da wir noch dazu den Vortheil haben, daß es bei den Umständen der gegenwärtigen Zeit nur ein lausigt verachtetes Concilium werden kann, darin wenig Potentaten sein werden, auch ohnehin Concilien schon ins Geschrei kommen sind, daß sie auch irren mögen, und schon oft geirrt haben — so wollte ich mich vor solchen Hanfputzen nicht fürchten, sondern sie lassen fortfahren, und dem Legaten keine abschlägliche Antwort geben, wenn schon auch dabei mich selbst nicht verstricken. — So brächte auch das groß Aergerniß, vielleicht auch Abfall bei vielen guten Leuten, daß wir zu eben der Zeit, da der Türke vorhanden, und der Kaiser in Arbeit, das Concilium sollten weigern. Wiewohl ich es glaube, die Römischen Buben, weil sie wohl gewußt, daß es mit den Türken und Franzosen so stehen würde, haben sie das Concilium eben in dieß Jahr verlegt, auf daß, wenn es ja die Lutherischen nicht möchten hindern, daß doch durch den Türken oder Franzosen gehindert würde: wie wohl sie gewiß am liebsten möchten, daß es möchte heißen von den Lutherischen gehindert."

Kaiser Karl V. hatte seinen Vicekanzler, Matthäus Held, nach Deutschland gesendet, um mit den Protestanten zu unterhandeln, und sie insbesondere zur Beschickung der ausgeschriebenen Synode zu bewegen. Da die bemerkte Zusammenkunft zu Schmalkalden (Hornung 1537) schon angeordnet war, als Held in Wien anlangte, so entschloß er sich zum Besuch derselben. Obgleich der kaiserliche Gesandte hier in öffentlicher Rede den evangelischen Ständen eindringlich zusprach, das Konzil zu besuchen, ob er ihnen gleich sogar Hoffnung machte, daß auf dieser Versammlung die Reform der Kirche durchgesetzt und aller Zwist gütlich beigelegt werden würde, so beharrten die Protestanten gleichwohl bei ihrer Weigerung. Der Vicekanzler ward hierüber so betroffen, und hielt überhaupt die Stellung der evangelischen Stände für so drohend, daß er von Seite der Katholiken Vertheidigungs-Maaßregeln gegen allenfallsige Angriffe der Protestanten für nothwendig erachtete. Nach vielen Bemühungen gelang es ihm, am 10. Juni 1538 in Nürnberg einen Bund der Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, und der Herzöge von Baiern, Georgs von Sachsen und Erichs sowie Heinrichs von Braunschweig zu Stande zu bringen. Diese Einigung, welche der heilige Bund genannt ward, sollte den Zweck haben, zwar nichts gegen den Nürnberger Religionsfrieden zu unternehmen, dagegen wechselseitig sich beizustehen, wenn die Protestanten einen Angriff versuchen, oder die Unterthanen der Bundesglieder zum Aufruhr verleiten, oder in einem solchen unterstützen würden.

Umgekehrt verstärkte sich auch die protestantische Partei bedeutend; denn es trat nicht nur Dänemark 1538 dem Schmalkaldischen Bunde bei, sondern es wurde auch zwischen den Lutherischen und den Zwinglischen ein friedfertiges Verhältniß hergestellt. Die Veranlassung zu der letztern Begebenheit gab der Uebertritt der vier oberländischen protestantischen Städte zur lutherischen Lehre über das Abendmahl. Jene Gemeinwesen, Straßburg, Konstanz, Lindau und Memmingen, hatten früher in Augsburg ein besonderes Glaubens-Bekenntniß übergeben, und waren durch ihre abweichende Meinung über das Abendmahl von der lutherischen Partei streng geschieden. Im Jahr 1532 hatten sie zwar die Augsburger Confession angenommen; indessen es herrschte immer noch ein gewisses Mißtrauen der Lutherischen wider sie. Um den Frieden endlich gründlich zu stiften, sandten die oberländischen Städte zwei ihrer ausgezeichnetsten Männer, Bucer und Capito, nach Wittenberg. Dort brachte jedoch die geistige Ueberlegenheit des sächsischen Reformators die Wirkung hervor, daß Bucer und Capito, vielleicht wider Vorsatz und Willen, den Lutherischen Lehrsatz über das Abendmahl annahmen. In Folge dieser Einigung ward durch die oberländischen Städte auch eine Versöhnung zwischen dem Reformator in Sachsen und den Schweizern vermittelt. Letztere traten der Einigung der oberländischen Städte mit Dr. Martin Luther im Jahre 1538 förmlich bei, und wenn auch beide Theile im Grunde bei

ihren Meinungen blieben, so war doch äußerlich ein gutes Benehmen hergestellt, und dieß schon, den gemeinschaftlichen Feinden gegenüber, ein beträchtlicher Gewinn.

Seit der Errichtung des heiligen Bundes in Nürnberg hatten sich die Besorgnisse eines Religionskrieges gesteigert, da man glaubte, daß die beiden feindlichen Einigungen leicht an einander gerathen könnten. Von Seite der Katholiken hatte man besonders den thätigen Landgraf von Hessen im Verdacht, daß er auf Gewaltthätigkeiten sinne, und zu dem Ende heimlich rüste. Umgekehrt hegten die Evangelischen eine ähnliche Meinung von dem Herzog Heinrich zu Braunschweig. Nun begab es sich, daß Heinrich seinen Geheimschreiber mit Briefen an den Kurfürst Albrecht von Mainz schickte, um diesen zur Thätigkeit wider den Landgraf Philipp aufzufordern. Es war darin der Rath gegeben, dem Landgrafen durch das Kammergericht die Einstellung der Rüstungen bei Strafe der Reichsacht befehlen zu lassen. „Wenn Philipp sich weigere, solle die Acht wirklich verhängt, und die Vollstreckung des Urtheils dem Herzog von Baiern und Heinrich von Braunschweig übertragen werden.“ Der Geheimschreiber reiste durch das Gebiet des Landgrafen und gab sich für einen Beamten des Kurfürsten von Mainz aus. Da er aber erkannt wurde, so erregte seine falsche Angabe Verdacht, und Philipp ließ ihn gefangen setzen. Da man ihm seine Briefschaften abnahm, so erfuhr nun der Landgraf die Anschläge Heinrichs von Braunschweig. Dieselben wurden sogleich dem Kurfürsten von Sachsen mitgetheilt, und die protestantische Partei bedeutend aufgeregt.

Gleichwohl sollte noch ein Mal ein Versuch gemacht werden, einen Frieden zwischen beiden Theilen zu vermitteln. Nachdem nämlich die Reformation im Jahre 1539 den großen Vortheil erlangt hatte, daß der neue Kurfürst von Brandenburg, Joachim II., zu ihr übergetreten war, sollte sie nach dem Wunsche dieses Fürsten auch durch Erhaltung des Friedens befestiget werden. Joachim II. wandte sich in solcher Absicht zunächst an den König Ferdinand, und seine Anträge fanden geneigtes Gehör, weil Ferdinand von den Türken neue Angriffe befürchtete. Von Seite des Kaisers schien auch kein Hinderniß entgegen zu stehen: denn derselbe hatte den heiligen Bund von Nürnberg, welchen der Vicekanzler Held in seinem Auftrage eingeleitet zu haben vorgab, keineswegs ausdrücklich bestätiget. Ferdinand und Joachim II. brachten es daher durch viele Bemühungen dahin, daß eine Friedens-Unterhandlung für das Frühjahr 1539 nach Frankfurt ausgeschrieben wurde. Eine Zusammenkunft beider Parteien fand zwar statt, allein ein wirklicher Friede konnte nicht zu Stande gebracht werden. Durch große Anstrengungen der Vermittler gelang es jedoch am Ende, einen verlängerten Stillstand der Waffen auszuwirken. Man vereinigte sich nämlich, daß vom 1. Mai 1539 an auf weitere 15 Monate keine Acht wider die Protestanten voll-

streckt, auch sonst keine Gewalt wider sie geübt werden, und überhaupt zwischen beiden Theilen Friede sein soll. Dieser Vertrag von Frankfurt gereichte wieder zum Vortheil der Protestanten; denn sie gewannen abermals Zeit, und das führte nach der bisherigen Erfahrung immer zur Vergrößerung ihrer Partei.

Auch jetzt bewies sich solches sehr bald. Der größte Feind der Evangelischen, Herzog Georg von Sachsen, verstarb nämlich am 24. April 1539 und sein Nachfolger, Heinrich II., bekannte sich sogleich zur Reformation. Georg hatte für diesen Fall seinem Bruder Heinrich freilich die Enterbung angedroht, und seine Länder dem Kaiser vermacht, allein man kehrte sich keineswegs an eine letztwillige Verordnung, deren Rechtsgültigkeit Zweifeln unterlag. Da jetzt Luther in Leipzig öffentlich predigte, also an dem Orte, von dem so viel Feindseliges gegen die Reformation ausgegangen war, so erhob dieses wichtige Ereigniß den Muth der Protestanten eben so sehr, als es die Gegner betrübte.

Inzwischen hatten sich am apostolischen Stuhle merkwürdige Veränderungen zugetragen, welche ganz dazu geeignet zu sein schienen, einen entscheidenden und zwar wohlthätigen Einfluß auf die Reformation auszuüben. Es trat nämlich in Rom selbst eine kirchlich-reformatorische Richtung mit einer Entschiedenheit hervor, wie es früher nie der Fall war. An der Spitze derselben stand der Venetianer Contarini, ein Mann von Gelehrsamkeit, redlichem Willen, Gemeinsinn und sittlicher Gemüthlichkeit. Von Paul III. zum Kardinal ernannt, übergab er dem Kirchenoberhaupt schon im Jahre 1538 Vorschläge zu einzuführenden Verbesserungen. Paul III. wies die Verbesserungs-Anträge keineswegs kurz von der Hand weg, sondern er gestattete Berathungen und selbst einleitende Schritte hierüber. Was aber die Sache vollends wichtig machte, war die Thatsache, daß Kardinal Contarini nicht bloß in der äußern Einrichtung der Kirche, sondern in den wesentlichsten Glaubens-Sätzen Reformen anstrebte, welche jenen Luthers sich ungemein näherten.

Wie oben gezeigt wurde, entstand die protestantische Richtung durch die Lehre, daß der Mensch ohne eigenes Verdienst nur vermöge des Glaubens an Christus die Seligkeit erlange. Wurde dieser Satz von katholischer Seite zugegeben, so war eine Vereinigung beider Religions-Parteien in der That nicht mehr geradehin unmöglich: denn alle weiteren Streitpunkte betrafen nur logische Folgerungen aus jenem obersten Glaubenssatz, und konnten also bei der Vereinigung über ihn, nach gegenseitiger Billigkeit, gütlich geordnet werden. Was bisher nie erlebt, und nie gehofft worden war, geschah nun wirklich; das Haupt der reformatorischen Richtung am apostolischen Stuhle, Kardinal Contarini, gestand die lutherische Theorie im Wesen als richtig zu. Er lehrte, wie der Reformator in Sachsen, daß der Glaube an Christus allein den Menschen rechtfertige. Daß eignes Verdienst nichts dabei bewirke, wurde

ausdrücklich zugegeben, und nur die Einschränkung gemacht, daß der Glaube in entsprechenden Handlungen sich wirksam bezeigen müsse. Das Letztere hatte jedoch Dr. Martin Luther im Grund genommen ebenfalls gelehrt, und wenn sohin der Pabst zur Bestätigung der Grundsätze Contarini's bewogen werden konnte, so war in der That für die Vereinigung der Religions-Parteien und die allgemeine Durchführung der Reformation die Möglichkeit begründet. Paul III. hatte sich nun freilich früher dem Konzilium auf listige Weise zu entziehen gesucht; seit 1538 zeigte er sich aber nachgiebiger, und so schwer es auch dem Pabste fallen mochte, zur Kirchen-Verbesserung ernstlich die Hand zu bieten, so gab doch Contarini wenigstens die Hoffnung nicht auf, dieses große Ereigniß herbeizuführen. Die Zeit war daher ungemein wichtig.

Unter solchen Verhältnissen war es, als Kaiser Karl V. abermals einen Versuch zu machen beschloß, durch eine wechselseitige Unterredung der Religions-Parteien eine endliche Vereinigung zu ermitteln. Nachdem zu dem Ende eine Zusammenkunft zuerst in Speier, und sodann in Hagenau (1540) veranstaltet werden sollte, fand sie im Jänner 1541 zu Worms wirklich statt. Da die Besprechung zu keinem Ziel führen wollte, so ward sie auf einen eben ausgeschriebenen Reichstag nach Regensburg verlegt. Im April 1541 begannen hier die Unterhandlungen, und ihnen wohnte von Seite der Kurie als päbstlicher Legat bei ... Gaspar Contarini, der reformatorisch, fast lutherisch gesinnte Kardinal!

Niemals waren die Hoffnungen einer friedlichen Beilegung der Kirchenspaltung größer, und nie schienen sie ihrer Verwirklichung näher zu stehen, als in diesem entscheidenden Augenblick. Zuvörderst waren von beiden Theilen gemäßigte Männer zur Leitung der Unterhandlungen gewählt worden. Kaiser Karl V. hatte sich dieses Geschäft nämlich selbst vorbehalten, und für die Katholiken Johann Eck, Julius Pflug und Johann Gropper, für die Protestanten dagegen Philipp Melanchthon, Martin Bucer und Johann Pistor zu Wortführern ernannt. Johann Eck war freilich ein heftiger Mann; stand aber um so entschiedener in der Minderheit, als Contarini einen großen Einfluß auf die katholischen Colloquutoren ausübte.

Nach einer weisen Reformation ernstlich verlangend, begann jener Kardinal und päbstliche Legat das Friedensgeschäft in Regensburg mit so wichtigen Zugeständnissen zu Gunsten der Protestanten, daß man die kühnsten Erwartungen für übertroffen hätte halten sollen. In dem Entwurfe, welcher mit seiner Zustimmung den Verhandlungen zum Grund gelegt wurde, waren nämlich die vier wesentlichsten Glaubenssätze über die Folgen des Sündenfalles, über den freien Willen, die Erbsünde und die Rechtfertigung im Wesen ganz nach der lutherischen Vorstellung vorgetragen. Dieß war so sehr der Fall, daß die evangelischen Wortführer, Melanchthon an der Spitze, die beiderseitige Uebereinstimmung im Wesen

der Lehre anerkannten und nur über die Fassung einzelner Sätze noch Ausstellungen machten [11]). Da auch in dieser Beziehung die Katholiken sich nachgiebig erwiesen, so ward über die vier Hauptgrundsätze des Glaubens eine Vereinigung zu Stande gebracht.

Die Zugeständnisse, welche hiebei den Protestanten gemacht wurden, waren wirklich so groß, daß sie Erstaunen erregen mußten. Aus unserer frühern Darstellung wird man sich erinnern, daß die Theorie Luthers von der Unfreiheit des Willens in dem Reichstags-Abschied von Augsburg thierisch (Pecuina) genannt wurde. Und jetzt gaben die katholischen Wortführer in Regensburg zu: daß durch den Sündenfall auch die freie Willens-Bestimmung des Menschen vernichtet worden sei: daß Niemand aus eigener Kraft sittlich gut werden, sondern nur durch den heiligen Geist vermöge des Glaubens an Christus die Fähigkeit zum Guten erlangen könne. Das war also eine ächt lutherische Vorstellung, und fast eben so groß waren die Zugeständnisse in den drei übrigen Fundamental-Lehren des Glaubens [12]).

Als die Verhandlungen zu den Folgesätzen aus den Grundlehren und auf die äußere Einrichtung der Kirche übergingen, erhoben sich dagegen unerwartet große Schwierigkeiten. Von katholischer Seite wollte man der Kirche allein das Recht zur Erläuterung der Bibel beilegen, während die Protestanten behaupteten, daß auch die Konzilien irren könnten. Gleichwie man in dieser Beziehung sich nicht vereinigen konnte, ergab sich eine noch größere Spaltung bei den Grundsätzen über die Sakramente. Allmälig wurde die gegenseitige Stimmung bitter, und man hob endlich die Verhandlung am 22. Mai 1541 mit der Erklärung auf,

---

11) Melanchthon drückt sich in einem Briefe sehr bestimmt auf diese Weise aus:

„Adsentiuntur delecti, iustificari homines fide, & quidem in eam sententiam ut nos decemus. Formula composita est, quae brevior est, quam causae magnitudo postulat, tamen mediocris est.“

12) Wie entschieden die Katholiken vornehmlich in dem Streit über den freien Willen nachgegeben hatten, beweist folgende merkwürdige Stelle ihrer deßfallsigen Erklärung in Regensburg:

Firma itaque et sana est doctrina, per fidem vivam et efficacem iustificari peccatorem. Nam per illam deo grati et accepti sumus propter Christum. Vocamus autem fidem vivam motum spiritus sancti, quo vere penitentes veteris vitae, erigantur ad deum, et vere apprehendunt misericordiam in Christo promissam, ut iam vere sentiant, quod remissionem peccatorum et reconciliationem propter meritum Christi, gratuita dei bonitate acceperunt, et clamant ad Deum Abba Pater, id quod tamen nulli obtingit, nisi etiam simul infundatur charitas sanans voluntatem, ut voluntas sanata quemadmodum D. Augustinus ait, incipiat implere legem. — Etsi autem is qui iustificatur, iustitiam accipit et habet per Christum etiam inhaerentem, — quare ss. Patres iustificari etiam pro eo, quod est inhaerentem iustitiam accipere, usurparunt: tamen anima fidelis huic non innititur, sed soli iustitiae Christi nobis donatae sine qua omnino nulla est nec esse potest iustitia. Et sic fide in Christum iustificamur, seu reputamur iusti, i. e. accepti, per ipsius merita, non propter nostram dignitatem aut opera.

daß außer den verglichenen vier Sätzen eine weitere Vereinigung nicht möglich sei. Als am 31. Mai dem Kaiser über das Ergebniß der Vergleichs-Versuche Bericht erstattet wurde, bezeigte er sein Wohlgefallen über die theilweise Einigung, ermunterte jedoch zugleich, auch in den noch streitigen Sätzen aus allen Kräften nach einer Versöhnung zu streben. Karl V. äußerte hiebei sogar den Wunsch einer allgemeinen Reformation der Kirche. Andrerseits beschlossen einige evangelische Fürsten, der Kurfürst von Brandenburg und der Markgraf Georg, die möglichsten Anstrengungen zu machen, um eine völlige Vereinigung der Religions-Parteien zu Stande zu bringen. Sie ordneten nämlich eine besondere ansehnliche Gesandtschaft, an deren Spitze der Fürst von Anhalt stand, nach Wittenberg ab, und ließen durch sie den Reformator Martin Luther ersuchen, daß er, als Schöpfer der neuen Lehre und Haupt der evangelischen Richtung, seinen Einfluß zur Vollendung des begonnenen Vergleichs benützen möge [13]).

Dr. Martin Luther konnte sich indessen der Besorgniß nicht erwehren, daß die römische Kurie eine Versöhnung keineswegs ernstlich wünsche, sondern die Protestanten nur zu überlisten suche. Schon bei der Eröffnung der Unterhandlungen in Regensburg war diese Stimmung des Reformators an den Tag getreten, weil er den Kurfürsten in Sachsen dringend vor dem Besuche des Reichstags warnte [14]). Als die Nachricht nach Wittenberg kam, daß man sich so schnell über die vier Hauptlehren

---

13) Die Botschafter sprachen in folgender schönen Weise zu Luther:

Weil denn der Doctor durch göttlich Gnade und Erleuchtung, am ersten die Lahre wieder an Tag gebracht hat, so ersuchen ihn auch für alle ander, hochgedachte Chur- und Fürsten, mit gnedigem Begehr, wolle helfen verfördern, das darinnen christliche, leidliche Mittel getroffen werden, damit diese heilsame Lahre, auch weiter gebracht und weniger gewehret würde, denn zu verhoffen, da die Lehre vom Heuptartikel, weiter gebracht, müssen alsdenn die andern Mißbräuche auch fallen."

„Bitten derwegen schließlich, der Herr wolle selber gute Mittel und Wege anzeigen, die bemeltete Chur- und Fürsten mit Fleiß verfordern wollten, damit die streitigen Artikel gänzlich möchten abgeschnitten, oder je denn gute Maß getroffen werden. Doch suchen in dem nichts anders, denn das ohne Abbruch göttliches Worts, und Aergerniß, wohl beschehen möchte, mit Bitte solchs im besten, und uns treuer Wohlmeinung zu vermerken.

14) Luther schrieb an Johann Friedrich unter andern folgendes:

„Aufs ander Stück E. C. F. G. persönlich Erscheinen zu Regensburg. Wir haben zwar zuvor immerdar, ehe denn wir solch E. C. F. G. Beschwerung gewußt, herzlich gewünschet, auch Gott gebeten, daß E. C. F. G. ja nicht persönlich auf den Reichstag zöge, in dieser schwinden fehrlichen Zeit. Denn E. C. F. G. Person ist der beste Mann, den der Teufel für andern Fürsten suchet und meinet. Und ist in keinen Weg zu rathen, daß sich euer C. F. G. aus dem Lande begeben, dafür wir auch noch herzlich und um Gottes willen, E. C. F. G. wollen gebeten haben. Uns drücken auch Ursachen.

„Demnach ist unterthenigst Rath und Bitte, E. C. F. G. wollten im Lande bleiben, soll ein Fahr daraus entstehen, Kaiser ungnädig und zornig werden, Land und Leute zu wagen sein, so müssens E. C. F. G. Gotte befohlen der uns bisher nicht verlassen." (Luth. W. Jen. Ausgb. Th. VII. Fol. 443.)

vereiniget habe, wurde der Verdacht Luthers, daß Täuschung im Spiele sei, noch stärker. Nach den Berichten über die folgenden Anstände ging jener Verdacht zur festen Ueberzeugung über; denn der Reformator fand es unbegreiflich, wie man über Artikel Streit erheben könne, welche nur die logischen Folgerungen der verglichenen Fundamental-Grundsätze waren. Mit seiner gewöhnlichen Offenheit stellte Luther alle diese wichtigen Bedenken der an ihn abgeordneten Gesandtschaft vor, und erklärte unverholen, daß er an keine versöhnlichen Absichten der Katholiken glaube [15]). Gleichwohl wies er den Vergleich nicht ganz von der Hand, sondern rieth nur, daß man die vier verglichenen Hauptsätze ganz rein lehren möge. Indem er für diesen Fall die Hoffnung einer künftigen Vereinigung über die Nebensachen aussprach, zeigte er sich auch bereitwillig, über dieselben allen Streit für einige Zeit ruhen zu lassen.

Doch nicht bloß von evangelischer, sondern auch von katholischer Seite wurden Schwierigkeiten gegen eine endliche Vereinigung erhoben. Wie nach Wittenberg, mußten die verglichenen vier Sätze auch nach Rom zur Genehmigung gesendet werden, und hier erregten sie großes Erstaunen. Selbst die gemäßigten und annäherungsweise mit Contarini gleichgesinnten Kardinäle Caraffa und San Marcello äußerten ihr Befremden darüber. Der Pabst selbst wollte zwar die Genehmigung nicht unbedingt verweigern; gleichwohl erklärte er sich so ausweichend, daß leicht Verdacht zu schöpfen war. Dagegen verwarfen deutsche katholische Fürsten, die Herzöge von Baiern, die vier Vergleichs-Artikel geradezu, auch der Erzbischof von Mainz widersetzte sich denselben, und andere Katholiken äußerten gegen den Pabst Paul III. ihre Unzufriedenheit über die den Protestanten gemachten Zugeständnisse. Jetzt versagte die Kurie den Vorschlägen Contarini's rücksichtlich des Vergleichs über die päbstliche Macht und jene der Konzilien förmlich die Genehmigung, ja der Legat erhielt sogar den Auftrag, noch andere seiner Erklärungen zurückzunehmen.

---

15) Seine scharfsinnige und bündige Erklärung lautete unter andern in nachstehender Weise:

„Zum andern, daß die vier Artikel verglichen sollen sein, höret ich auch gern, ich habe aber der Formulen keine gesehen, ohne die eine von der Justification, ohne was ich des also höre geschehen. Aber ich habe E. F. G. vorgestern gesagt, das unmüglich sei, jenes Theil mit uns zu vertragen, und stehet auch nicht in Kais. Majest. Vermögen, denn ob es gleich Kaiserl. Majest. aufs allerhöchst und gnedigst ernst und gut meint, so ist es doch jenem Theil nicht Ernst, mit Gott und nach der Wahrheit vertragen zu werden, wollen aber Kaiserl. Majest. vielleicht also ein Nasen drehen, denn wo es ernst were, so würden sie die andern zehn Artikel nicht lassen unverglichen sein, als sie wohl wissen und verstehen, daß sie alle zehen gewaltiglich und in bona consequentia, aus den vier verglichenen, sonderlich aus dem Artikel der Justification, verdammt sind. Sie aber haben aus allen, diese zehen, so am hefftigsten wider die verglichene vier Artikel streiten und verdamnen, behalten, daraus ich wohl kann verstehen, daß es jenes Theils Ernst nicht ist, daß sie denselbigen Artikeln ihren rechten Verstand wollen lassen."

Man verwarf endlich auch den Vorschlag, welchen Luther der an ihn abgeordneten Gesandtschaft gemacht hatte, und bewilligte selbst dem Kaiser nicht die verlangte einstweilige Duldung über die unverglichenen Lehren. Die Parteien selbst wurden wieder gegen einander erhitzt und das Versöhnungswerk scheiterte vollständig. Der Natur der Sache nach war ein anderer Ausgang der Vergleichs-Versuche nicht wohl möglich; denn die Protestanten wollten und konnten eine Obergewalt des Pabstes nie mehr anerkennen, und wie war von der Kurie jemals ein freiwilliger Verzicht auf ihre Macht zu erwarten? Der würdige Contarini täuschte sich daher, wenn er sich wirkliche Hoffnungen einer Versöhnung machte, und es war wiederum Dr. Martin Luther, welcher in der Sache sogleich Anfangs klar und deutlich sah.

Als sich die Vergleichs-Unterhandlungen von Regensburg gänzlich zerschlagen hatten, ergriff der Kaiser in dem Reichstags-Abschied vom 29. Juli 1541 das alte Mittel, die endliche Beilegung des Streites an ein künftiges allgemeines, oder wenigstens nationales Konzilium zu verweisen. Dabei wurde jedoch der Nürnberger Religionsfriede erneuert, und zugleich die vorläufige Einstellung aller kammergerichtlichen Prozesse wider die Evangelischen eingeschärft [16]). Der Reichstag in Regensburg vom Jahr 1541 gereichte daher wieder zum Vortheil der Reformation, und immer weiter dehnte sich jetzt der Kreis derselben aus.

Johann Friedrich, Kurfürst in Sachsen, besetzte nicht nur den erledigten Bischofstuhl in Naumburg im Jahr 1542 mit einem eifrigen Lutheraner, Nicolaus von Amsdorf, sondern legte sich auch die Landeshoheit über das Bisthum bei. Auf die Feindseligkeiten des Herzogs Heinrich von Braunschweig gegen Goslar und seine eigene Hauptstadt, griffen Johann Friedrich und der Landgraf von Hessen dagegen vollends zu den Waffen. Da Herzog Heinrich unterlag, so wurde er zu Gunsten seiner Söhne der Gewalt entsetzt, und in seinem gesammten Fürstenthum die lutherische Lehre eingeführt. Während sogar der Kurfürst von Köln protestantische Theologen zur Reformation seines Landes berief, erklärten sich für die evangelische Lehre auch der Pfalzgraf von Neuburg, sowie die Städte Hildesheim und Regensburg. Selbst in Oestreich und Baiern verbreiteten sich lutherische Gemeinden, und unaufhaltsam schien sich die Reformation über ganz Deutschland auszudehnen.

---

16) In dem Reichstags-Abschied heißt es unter andern:

„Und was betrifft die Acten und Processe, so bisher in Religion und andern geschehen, an unserm Kammergericht anhängig gemacht und ergangen seind, derwegen bisher Streit gewesen, ob dieselben im Nürnbergischen Friedstand begriffen sein sollen oder nicht: dieselben Acten und Proceß wollen wir zur Erhaltung des Friedens, Ruhe und Einigkeit im heiligen Reich deutscher Nation, und aus unser Kaiserlichen Macht und Vollkommenheit, so lang bis das gemeine oder National-Concilium, oder in dieser Sachen eine gemeine Reichsversammlung, wie obsteht, gehalten wird, suspendirt und eingestellt haben."

Karl V. konnte nichts wider die Protestanten unternehmen, weil er nach dem Reichstag in Regensburg vom Jahr 1541 zuerst in eine unglückliche Unternehmung gegen Algier, und dann in einen neuen Krieg mit dem König von Frankreich verwickelt worden war. Als er aber mit Franz I. am 18. September 1544 zu Crespy Frieden geschlossen hatte, wandte er seine volle Thätigkeit der Beilegung der Religions-Spaltung in Deutschland zu. Von Seite des Pabstes wurde eine neue Synode für das Jahr 1545 nach Trident ausgeschrieben, deren Besuch die Evangelischen abermals verweigerten. Der Kaiser, nunmehr zu entscheidenden Schritten entschlossen, machte im Jahr 1546 den letzten Versuch der Güte, indem er zwischen katholischen und protestantischen Theologen ein Religionsgespräch in Regensburg veranstaltete. Da das Konzil von Trident wirklich eröffnet worden war, und entschieden feindselige Gesinnungen wider die Lutherischen offenbarte, so benahmen sich auch die katholischen Theologen in Regensburg sichtbar zurückhaltend. Ja sie nahmen endlich alles zurück, was man bei der Verhandlung des Jahres 1541 den Protestanten zugestanden hatte. Nun verschwand jede Hoffnung einer Versöhnung, und das Gespräch in Regensburg wurde plötzlich abgebrochen.

Obgleich die Evangelischen an der Vereitelung dieses Sühne-Versuchs keine Schuld trugen, zeigte Kaiser Karl V. große Strenge wider sie, und verrieth überhaupt die Absicht, nach vieljährigen vergeblichen Unterhandlungen endlich die Entscheidung durch die Waffen zu versuchen. Bevor er diesen Entschluß in's Werk setzte, trat eine andere Begebenheit ein, welcher wir einen besonderen Abschnitt widmen müssen.

Zwei und zwanzigstes Hauptstück.

Die letzten Lebensjahre und der Tod Dr. Martin Luthers.

(Vom Jahr 1544 bis 1546.)

Während über das Schicksal der Reformation im Jahr 1546 eine entscheidende Krisis sich vorbereitete, rückte das Lebensende des Mannes heran, welcher das große Werk geschaffen und mit bewunderungswürdiger Ausdauer durchgeführt hatte. Dr. Martin Luther hatte um diese Zeit noch nicht das drei und sechzigste Lebensjahr zurückgelegt; allein seine Anstrengungen im Wirken für die Wahrheit, Aufklärung und Humanität waren zu anhaltend und zu außerordentlich, um nicht die größte Kraft frühzeitig aufzureiben. Wenn wir den Umfang der öffentlichen Thätigkeit des Reformators von 1517 bis 1546, also in dem langen Zeitraum von neun und zwanzig Jahren überblicken, so können wir des Staunens unmöglich uns erwehren. Schon seine wissenschaftlichen Arbeiten sind von einer Ausdehnung, daß sie ein Menschenleben füllen konnten: denn welche Unternehmung war neben der Feststellung der wahren christlichen Lehre in allen ihren wesentlichen Theilen nur die Uebersetzung der Bibel? Gleichwohl waren alle diese mühseligen Studien und Leistungen, verbunden mit dem Lehramt an der Universität Wittenberg, und dem angreifenden Geschäft des ersten Volks-Predigers, fast unbedeutend gegen den harten Kampf, welchen Luther neun und zwanzig Jahre lang wider die Macht des Pabstthums führte!

Als seine Lehre Wurzeln gefaßt hatte, war der Doktor, wie er mit Recht vorzugsweise genannt wurde, der politische Mittelpunkt seiner gesammten Partei. Nichts Wesentliches geschah ohne seinen Rath, überall mußte er durch Gutachten die Entschließungen der reformatorischen Richtung leiten. Wie viele Versuche zur Vermittlung, wie viele Disputationen, Gespräche und Unterhandlungen fielen nun in dem Zeitraume von neun und zwanzig Jahren vor, wie oft war die Reformation der Berathungs-Gegenstand auf den Reichsversammlungen? Und jederzeit hatte

Luther in der Vertretung seiner Partei die Hauptgeschäfte zu verrichten! Der Reformator war zugleich der Rathgeber aller seiner Anhänger in ihren besonderen Angelegenheiten. Sollte eine Kirche oder Schule nach neuen Grundsätzen eingerichtet werden, so ward um das Gutachten Luthers gebeten; bedurfte man eines Pfarrers, mußte Er ihn vorschlagen; entstand ein Zweifel über irgend eine Religionsfrage, so berief man sich auf Seine Entscheidung. Ja sogar im häuslichen Leben betrachteten die Lutherischen ihren Führer als Tröster und Schützer. Wer an Gemüths-Unruhen litt, wer um der Religion willen verfolgt wurde, wer durch den Tod eines Familiengliedes in Schmerz versetzt war, wendete sich an Dr. Martin Luther, um Linderung seines Kummers zu erhalten. Und nie ließ der milde Mann den Hülferuf ohne Gewährung. So sehr er auch von allen Seiten Deutschlands mit Bitten der Art bestürmt wurde, gleichwohl sendete er immer seinen gemüthreichen Trostbrief. Schon die ungeheure Masse von Antwortschreiben der Art, welche in seinen Werken gesammelt sind, erregen die Verwunderung: wie viele mögen aber noch unbekannt sein, und in den Archiven verborgen liegen [1]).

Es ist sehr schwer, von dem Umfange einer neun und zwanzigjährigen Wirksamkeit der Art eine genaue Vorstellung zu gewinnen, dagegen leicht begreiflich, wie sehr die Kräfte des Mannes frühzeitig nachlassen mußten. Dr. Martin Luther hatte sich im Jahr 1525 nach dem Wunsche seiner Aeltern mit Katharina von Bora verheirathet, und in zufriedener Ehe gelebt. Er hatte drei Söhne, und war bei seiner ge-

---

[1]) Auch die Stadt Hof, bald der Reformation zugethan, suchte bei Luther wegen erlittener Verfolgung Trost. Der Doctor schrieb den dortigen Protestanten folgenden schönen Brief:

„Martin Luther an die vereheten Brüder in Christo und treuen Bürger der Stadt Hof, Kaspar Löhner, Pfarrer, und Nikolaus Medler, Schullehrer!

„Gnade und Friede in Christo. Ich habe euern Brief gelesen, meine besten Brüder, „in welchem ihr euch meinen Rath erbittet; ob ihr jenen listigen Feinden des Evangeliums „weichen sollet? Ich meine aber, daß ihr auf keinen Fall weggehet, damit es nicht scheine, „als wollet ihr die Heerde wie Söldlinge verlassen. Fahret vielmehr in den euch obliegenden Pflichten fort, und thut bei der von euch erkornen Kirche alles, was ihr zu thun für „nöthig haltet, bis sie euch entweder mit Gewalt hinauswerfen, oder durch einen obrigkeitlichen Befehl ausweisen. Sonst müsset ihr dem Wüthen des Satans nicht weichen. Ihr „seid auch die einzigen nicht, die solches Ungemach zu ertragen haben. Die Verfolgung „unserer aller von Innen (Kirche) und namentlich von unseren Brüdern, auch unter der „besten Obrigkeit, ist nicht zu bezweifeln. Weil wir indeß von der äußern Verfolgung frei „sind, die Lehre des Evangeliums aber ohne Verfolgung weder bestehen, noch wachsen kann, „so muß wenigstens jene innere ertragen werden. Es will und muß doch gelitten sein; sei „es von innen oder von aussen. Seid daher stark, traget dieses Ungemach wie Christus, „und ihr werdet eure Seele beruhigt finden.

„Gott selbst, unser Führer und Rathgeber, schütze und tröste euch mit seinem heiligen „Geiste, Amen.

„Wittenberg am 7. Juni 1531."

(Hofer Chronik zusammengestellt von H. Barth.)

mühlichen Natur ein guter Familienvater. So gering seine Einnahme und Vermögensstand auch waren, so lebte er bei seiner Genügsamkeit doch froh im häuslichen Kreise. Die Aufmerksamkeit und liebreiche Pflege seiner Gemahlin, wie der nähern Freunde, bemühten sich eifrig um Bewahrung seiner Gesundheit; dessenungeachtet zeigte sich vom Jahre 1544 an ein rasches Altern bei ihm. Sowie die Kräfte abnahmen, verlor sich auch die frühere Heiterkeit des Geistes, und Luther wurde allmälig düster, ja fast mürrisch.

Aeußere Umstände trugen noch dazu bei, um diese Stimmung zu vermehren, und die letzten Lebensjahre des großen Mannes zu trüben. Das bitterste Gefühl, welches er in seinem ganzen Leben empfunden hatte, war seine Unzufriedenheit mit der abweichenden Lehre der schweizerischen Reformirten über das Abendmahl. Luther war sich klar bewußt, welches Maaß von Muth, Charakterstärke und Geisteskraft nothwendig war, um den ungleichen Kampf mit dem Pabstthum zu beginnen. Vor ihm hatte denselben Niemand in so entschiedener Weise gewagt, wie der ehrwürdige Zwingli selbst gerecht anerkannte. Unerträglich schien es daher dem eigentlichen Urheber der Reformation, Dr. Martin Luther, zu sein, daß diejenigen, denen er zum öffentlichen Bekenntniß der bessern Lehre erst Muth gemacht und die Bahn gebrochen, ihn über Glaubenssätze meistern wollten. Von dem Standpunkt geschichtlicher Unparteilichkeit kann man das Benehmen Luthers in dem Sakramentsstreit mit den Zwinglischen allerdings nicht rechtfertigen, da Letztere in der Sache selbst Recht hatten, und noch überdieß in dem Streite sowohl versöhnlicher als bescheidener sich erwiesen. Dagegen läßt sich die Empfindlichkeit Luthers aus den angegebenen Gründen sehr leicht erklären, und wer wollte dem unsterblichen Manne bei seinen außerordentlichen Verdiensten um die Menschheit eine so kleine Schwäche nicht zu gut halten?

Wie dem aber auch sei, so wurden dem Reformator durch den Zwiespalt mit den Zwinglischen jedenfalls seine letzten Lebensjahre verbittert. In seiner Seele setzte sich nämlich der Verdacht fest, daß Philipp Melanchthon insgeheim der Lehre Zwingli's sich zuneige[2]). Bei der großen Abneigung, welche er gegen die Anhänger dieser Lehre hegte,

---

[2]) Er erklärte sich gegen den Kanzler Brück über diesen Verdacht selbst, und zwar in nachstehender Weise:

„Er wisse freilich nicht, wie er mit Philipp wegen seiner Meinungen vom Sacrament daran sei; denn er nennte es nicht anders und hielte es also auch wohl für nichts anders, denn für eine bloße Ceremonie: hätte ihn auch lange Zeit nicht gelehrt das heilige Abendmahl empfahen, wohl aber hätte er schon allerhand argumenta vorgebracht, daraus er vernommen, wie er fast Zwingli'scher Meinung wäre; doch wie es in seinem Herzen stünde, wisse er noch nicht. Aber er wollte sein Herz mit Philipp theilen und wollte ganz gern, daß sich Philippus als ein hoher Mann nicht möchte von ihnen und von der Schule allhier abthun — würde er aber freilich auf der Meinung verharren, so müßte die Wahrheit Gottes vorgehen."

konnte ihm nichts entsetzlicheres begegnen, als den treuen Gehülfen seiner langen öffentlichen Wirksamkeit, den Freund seiner Seele, sein zweites Ich zu seinen Todfeinden übergehen zu sehen. Luther litt unsäglich durch diese Verirrung, und zog sich nun verschlossen in sich selbst zurück.

Selbst seine Stellung an der Universität Wittenberg ward jetzt unbehaglich, ja fast unerträglich. Von allen seinen Amtsbrüdern geachtet, geliebt, bewundert, war er bisher auch an der hohen Schule der Mittelpunkt aller geistigen Thätigkeit, die eigentliche Seele der Anstalt gewesen. Da aber auch Melanchthon mit Recht hochgeschätzt und innig verehrt wurde, da man nur mit Schmerz eine heimliche Kälte zwischen beiden hochstehenden Männern sich anspinnen sah, so kehrte sich das Mißtrauen Luthers auch gegen die Mehrheit seiner Collegen. Seine Gemüths-Stimmung war nun so trübe, daß er Wittenberg im Jahr 1544 sogar zu verlassen beschloß, und nur mit Mühe durch die Vorbitte der gesammten Universität von jenem Entschluß abgebracht werden konnte [3]). Desto heftiger erneuerte er dafür seinen Streit mit den Schweizern durch eine Schrift, welche im Jahr 1544 erschien [4]).

Immer düsterer und verschlossener ward fortan die Gemüths-Stimmung des Reformators, und nur ein Vorfall gab ihm noch eine kleine Erheiterung. Man verbreitete nämlich im Jahre 1545 von Rom aus eine Schrift in italienischer Sprache, worin berichtet wurde, daß Dr. Martin Luther gestorben, und daß sein gottloser Leib vom Teufel geholt worden sei. „Durch dieses Ergebniß", hieß es ferner, „hätten Viele ihr Leben gebessert und zur rechten Kirche sich zurückgewendet." Luther war über jene Schrift so ergötzt, daß er sie selbst in's Deutsche übersetzte und durch den Druck verbreitete [5]). Unter die Uebersetzung schrieb er folgendes:

---

[3]) In einem Schreiben Crucigers an Veit Dietrich vom 14. Hornung 1544, heißt es, „Non diu est cum levicula re offensus, sed conceptis suspicionibus, quas secum multas ac diu aluit tacite, credo adversus nos omnes, vix omnium precibus ac lacrimis placari potuit et retineri, ne et ecclesia et schola deserta abiret."

[4]) Kurzes Bekenntniß vom Abendmahl. Luthers Werke Jenenser Ausgabe Th. VIII. fol. 174.

[5]) Es kommen darin folgende Stellen vor:

„Auff das das Volk abstünde von solchem grösten Irrthum, Zerstörung und Verdersniß, welche obgenannter Luther in dieser Welt hat angericht, darumb alsbald sein Leib ins Begrebniß ist geleget worden, ist alsbald ein schrecklicher Rumor und Gethümmel gehört worden, als fiele Teufel und Helle in einander."

„Die folgend Nacht an demselbigen Ort, da der Leib Martini Luthers war begraben, hat jedermann gemeinlich gehört ein grösser Ungestüm denn das erste. Darumb auch das Volk aufgestanden, und kam in eine große Furcht und Entsetzung. Derhalben, als es Tag ward, giengen sie hin, aufzuthun das Gras, da der gottlose Leib des Martin Luther hingeleget war, welches Gras, als es auf ward gethan, sahe man, daß da weder Leib, oder Fleisch, noch Bein, noch einige Kleider waren, aber es war alles voll solch geschwebliches Gestankes, daß es Alle, die umher stunden, krank machte. Dadurch viel ihr Leben hatten

„Und ich Martinus Luther D. bekenne und zeuge mit dieser Schrift, daß ich solchs zornig Gedichte von meinem Tod empfangen hab am 21. Martii, sehr gerne und frölich gelesen, ausgenommen die Gotteslesterung, da solche Lügen der hohen, göttlichen Maiestet wird zugeschrieben. Sonst thut mirs sanft auf der rechten Knieschei-ben, und an der lincken Ferse, das mir der Teufel und seine Schu-pen, Bapst und Papisten so herzlich feind sind, Gott bekere sie vom Teufel. Ists aber beschlossen, das mein Gebet für die Sünde zum Tod, vergeblich ist, wolan, so gebe Gott, das sie ihr Maaß voll machen, und nichts anders, denn solche Büchlin zu ihrem Trost und Freuden schreiben. Laß immer hinfahren, sie fahrn recht, *sic voluerunt*, ich will dieweil zusehen, wie sie wollen selig werden, oder wie sie büssen, und widerrufen mögen alle ihre Lügen und Gotteslästerun-gen, damit sie die Welt füllen“ [6]).

Im Mai oder Juni 1545 hatte Luther seinen Vorsatz, Wittenberg zu verlassen, wirklich ausgeführt, ja er schrieb sogar an seine Gemahlin, daß er nicht mehr dahin zurückzukehren gedenke. Da man von diesem Schritt großen Nachtheil für die Universität Wittenberg befürchtete, so vereinigte sich alles, um den Reformator zur Rückkehr zu bewegen, welche denn endlich auch erfolgte. Schon am 23. Januar 1546 reiste aber Dr. Martin Luther wieder von Wittenberg ab, um auf die Bitten der Grafen von Mansfeld durch seine überwältigende Persönlichkeit verschie-dene Irrungen in ihrer Familie zu vermitteln und zu vergleichen. So hart ihm das Geschäft in seiner damaligen Lage ankam, wollte er sich demselben doch willig unterziehen, um durch Versöhnung der Grafen von Mansfeld seiner Heimatlandschaft wieder Ruhe zu geben. Am 24. Januar 1546 langte der Reformator in Begleitung seiner drei Söhne, Johann, Martin und Paul, in Halle an, und verweilte wegen hohen Wasserstandes bis zum 27. alldort. Auch diese Ruhezeit sollte zum Wir-ken benützt werden, und darum predigte der Doktor am 26. in Halle. Nachdem er am 29. desselben Monats in Eisleben angekommen war, un-terzog er sich dort bis zum 17. Hornung täglich dem verwickelten Ver-

gebessert zu dem heiligen, christlichen Glauben, zu Ehre, Lob und Preis Jesu Christi und Befestigung und Bekrefftigung seiner heiligen, christlichen Kirchen, die da ist ein Pfeiler der Wahrheit.“

[6]) Damit hatte Luther noch folgende Verse verbunden, welche das Bewußtsein seiner Macht aussprachen:

Papa quid segrote sua fata precare Luthero,
Nil melius, vivat, seu moriatur, habes.
Is tua, dum vivit, pestis te affligit & urit:
Mors tua tunc certe, cum morietur, erit.
Dura lues pestis, sed mors est durior illa:
Eligo nunc utrum, perfide Papa, velis.

mittlungs-Geschäft zwischen dem Grafen, und predigte noch überdieß vier Mal in besonders eindringlicher Weise.

Schon vor seiner Ankunft in Eisleben war Dr. Luther im Wagen so schwach geworden, daß man für sein Leben fürchtete. Durch Reibung mit warmen Tüchern hatte man dem Uebel begegnet, und Luther war wieder ziemlich wohl. Im traulichen Zwiegespräch mit seinen Freunden äußerte er des Abends oft, daß er bei seinem Alter die Last der Geschäfte jetzt doch empfinde, darum endlich ein Mal sich zur Ruhe zu setzen gedenke. Der alternde Mann erfreute sich sehr an diesem Gedanken, und sagte, daß er bei seiner Rückkehr nach Wittenberg sogleich in den Ruhestand sich versetzen lassen wolle. Allein die Freude, von seinen ungeheuern Arbeiten auszuruhen, und noch einige Jahre sorgenlos und heiter zu verleben, sollte dem Reformator nicht zu Theil werden; denn schon am 17. Hornung 1546 kehrte die Schwäche noch in Eisleben zurück, und ein segenreiches, vielbewegtes Leben stand nun an seinem Ziele.

Dr. Jonas, der bewährte Freund Luthers, umgab mit des Letztern drei Söhnen das Lager des Kranken. In der Nacht vom 17. auf den 18. Hornung nahm die Schwäche so zu, daß der Reformator sein herannahendes Ende fühlte. „Ach lieber Doktor Jonas," sagte er, „ich acht, ich werde hier zu Eisleben, da ich geboren und getauft bin, bleiben." Zwei Aerzte eilten nun herbei; der Graf Albrecht von Mansfeld und seine Gemahlin begaben sich der Pflege willen zu dem Kranken, und noch andere Personen, insbesondere M. Celius, boten freundlich ihre Dienste zu gleichem Zwecke an. Dr. Jonas und M. Celius suchten dem Leidenden Hoffnung auf Genesung einzuflößen; allein dieser erklärte bestimmt, daß er seinen Geist aufgeben werde. Darauf begann Dr. Martin Luther in folgender Weise laut zu beten:

„O mein Himlischer Vater, ein Gott vnd Vater vnsers HErrn Jhesu Christi, du Gott alles Trostes, ich dancke dir, Das du mir deinen lieben Son Jhesum Christum offenbaret hast, An den ich gleube, Den ich gepredigt vnd bekand hab, Den ich geliebet vnd gelobet hab, Welchen der leidige Bapst, vnd alle Gottlosen schenden, verfolgen, vnd lestern, Jch bitte dich, mein HErr Jhesu Christe, las dir mein selichen befolhen sein. O Himlischer Vater, ob ich schon diesen Leib lassen, vnd aus diesem Leben hinweg gerissen werden mus, So weis ich doch gewis, Das ich bey dir ewig bleiben, vnd aus deinen Henden mich niemands reissen kan."

Da die Krankheit sichtbar zunahm, versuchte ein Arzt noch die Wirkung einer Arznei, welche er für Nothfälle bei sich trug; Luther betheuerte hingegen wiederholt die Unabwendbarkeit seines Todes, und sprach deßhalb drei Mal sehr schnell: „Pater, in manus tuas commendo

spiritum meum. Redemisti me Deus veritatis.“ (In deine Hände befehle ich meinen Geist, Vater; Du hast mich erlöst, Gott der Wahrheit.)

Hierauf ward er still, und als man ihn rüttelte, rieb und ihm zurief, öffnete er die Augen nicht und gab auch keine Antwort.

Später gelangte Luther wieder zum Bewußtsein, und in diesem Augenblicke richteten Dr. Jonas und M. Celius folgende Frage an ihn:

„Verehrungswürdigster Vater! Wollet ihr auf Christum und die Lehre, wie ihr die gepredigt, beständig, sterben?“

Es war gefährlich, eine solche inhaltschwere Frage einem Sterbenden vorzulegen, dessen Bewußtsein und klare Denkkraft im Schwinden war. Allein Dr. Martin Luther sprach so fest, daß man es deutlich hören konnte:

„Ja!“

Gleichsam als hätte er nun sein letztes Geschäft verrichtet, sein Werk vollendet und gekrönt, seine Rechnung mit der Erde abgeschlossen, wendete sich der Doktor auf die andere Seite, und begann zu schlummern. Nach einer Viertelstunde wurde er plötzlich sehr bleich, holte tief, doch leicht Athem, und entsendetete noch vor Anbruch des Tages seinen kühnen Geist.

Ruhig und sanft war das Hinscheiden des erhabenen Mannes!

So starb Dr. Martin Luther am 18. Hornung 1546 zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld.

Als schon die Heldenseele entschwunden war, wollten die Umstehenden den Gedanken daran noch nicht ertragen. Vor dem Verscheiden waren auch der Graf Heinrich von Schwarzenburg mit seiner Gemahlin an das Krankenbett gekommen. Diese mit jenen von Mansfeld jammerten laut, und rieben sammt Jonas, Celius und Aurifaber den Todten noch längere Zeit, bis sie der Gewißheit weichen mußten. Früh um vier Uhr erschienen der Fürst Wolf von Anhalt, mehrere Grafen und Herren, und alle erhoben ihre Stimme, und weinten laut, wie der große Verklärte so schön gesagt hatte. Alsdann strömten auch die Bürger von Eisleben herbei und ergossen heiße Thränen über den todten, theuren Leib.

Am 19. Hornung ward die Leiche in die Hauptkirche zu St. Andreas getragen, begleitet von vielen Großen und der gesammten Bevölkerung der Stadt. Dort predigte Dr. Jonas, während M. Celius vor dem Abgang der Ueberreste des Reformators nach Wittenberg eine ergreifende Rede hielt.

Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen wünschte nämlich, daß der erhabene Todte seine letzte Ruhestätte an dem Ort finde, wo er seine colossale öffentliche Wirksamkeit eröffnet hatte. Nachdem die Grafen von Mansfeld nicht ohne Widerstreben eingewilliget, fuhr die Leiche am 20. Hornung 1546 von Eisleben ab. Graf Hans und Hans Heinr. von

Mansfeld geleiteten dieselbe mit 45 gerüsteten Pferden. Als der Zug der Stadt Halle sich näherte, strömte ihm der größte Theil der Bevölkerung entgegen. Unter den Thoren empfingen die Pfarrherren, der Rath der Stadt und die Schullehrer mit allen ihren Zöglingen ehrerbietig die Leiche.

Am 22. Hornung gelangte der Zug vor den Thoren von Wittenberg an, wo alle Professoren und Studenten der Universität, der Rath und die ganze Bürgerschaft versammelt waren. Mit großer Feierlichkeit wurden die theuern Ueberreste hierauf in die Schloßkirche gebracht, und dort hielt Dr. Bugenhagen eine rührende Predigt. Ihm folgte in lateinischer Rede Dr. Philipp Melanchthon, um die verwaiste Kirche und hohe Schule einigermaßen zu trösten.

Der Eindruck, welchen der Tod des großen Reformators hervorbrachte, war überall gleich ....., tief, überwältigend, unermeßlich. Das Volk fühlte und wußte, daß sein edelster Wohlthäter, sein Schirm und Hort, sein Vater und Erzieher geschieden sei. Deßhalb flossen die Zähren so bitter und heiß in Eisleben, deßhalb strömten bei der Ueberfahrt der Leiche nach Wittenberg aus allen Ortschaften zu beiden Seiten des Weges die Einwohner herbei, um ihren Schmerz auszuklagen, und die theuern Ueberreste zu segnen. In jedem Dorfe, in jeder Stadt wurden die Glocken geläutet, und Männer wie Frauen, Greise, Jünglinge und Kinder gingen schluchzend dem Leichenwagen entgegen.

Nicht bloß Familien oder Gemeinden waren in Trauer versunken, sondern das Volk ..... es war eine Landtrauer, nicht jene kalte Ceremonie, wie sie bei fürstlichen Todesfällen öfters nur in Folge des Gebotes abgehalten wird, sondern eine tief gefühlte, allgemeine, heilige Volksklage!

Als Dr. Bugenhagen in der Predigt über der Leiche Luthers heftig weinend ausrief: **„Wer ist jetzt unser Hort, unser Vater! Wir sind verlassen, verwaist!"** brach die ganze Versammlung in den Schrei der Verzweiflung aus. Das Volk stürzte nieder vom Schmerz zerrissen ..... es erkannte klar seinen ungeheuern Verlust.

Dr. Martin Luther war einer der merkwürdigsten Charactere, vielleicht der seltenste Mann der Weltgeschichte: Je unermeßlicher und schwerer das Werk der Kirchen-Verbesserung war, welches durch ihn vollführt werden sollte, desto sorgsamer schien die Vorsehung in der geistigen Ausstattung ihres Sendboten, desto aufmerksamer in der Wahl der Eigenschaften gewesen zu sein, welche zur Erfüllung seines Berufes nothwendig waren. Luther besaß viel umfassendere Kenntnisse und weit größere Gelehrsamkeit, als man später in Vergleichung mit Melanchthon gewöhnlich finden wollte. Er legte nur keinen Werth darauf, prunkte nicht damit, sondern verbarg sie eher. So mag sein Schatz von Kenntnissen Manchem freilich geringer erscheinen; wer dagegen Jahre lang sich

mit ihm beschäftiget, stößt auf unzweideutige Zeichen des Gegentheils. Die Gelehrsamkeit war zugleich bei dem Reformator geistig durchdrungen, durch klares Urtheil lebendig. Nichts zeigte sich schärfer bei ihm ausgebildet, als der Verstand. Darum war er so folgerichtig im Denken, daß er für die personificirte Logik gelten konnte. Es ist öfters der Fall, daß bei dem Menschen Gemüth und Verstand im umgekehrten Verhältniß stehen, eine Eigenschaft auf Kosten der andern das Uebergewicht hat. Bei Luther standen dagegen beide im reinsten Ebenmaaß. Gleichwie seine Denkkraft zu durchdringendem Scharfsinn, zur vollendeten Klarheit des Geistes sich erhob, so war seine Brust von einem vollen, warmen, herrlichen Gemüth erfüllt. Luther war weich wie ein Kind, und dieß wird der rührendste Zug in seinem Bilde. Wenn man die Donnerstimme hört, mit der er die tausendjährige Kirche erschütterte, wenn man den eisernen Trotz gewahrt, welchen er der ungeheuern Uebermacht des Pabstes entgegensetzte, so kann nichts ergreifender, nichts wahrhaft rührender sein, als in dieser Heldengestalt die Unschuld und das weiche Gefühl eines Kindes zu erblicken.

Ehrwürdig war ferner die offene Gradheit, die redliche, ächt-deutsche Aufrichtigkeit des Reformators. Auch in den geheimsten Falten seines Herzens konnte keine Falschheit sich verbergen: er war stets wahr und treu ..... gerecht und gewissenhaft selbst gegen Feinde. Damit verband er endlich den erhabensten aller Vorzüge des Menschen ..... wirkliche, reine, unerschütterliche Uneigennützigkeit. Dr. Martin Luther war Armin nach einer andern Richtung, der unbestechliche, große Patriot in der Kirche, wie jener im Staate. Und hierdurch ward erst seine wahre Größe vollendet.

In prachtvollen Pallästen, umgeben von allem Gepränge und allen Genüssen fürstlicher Größe lebten seine Gegner, die höchsten Würdeträger der Kirche, und der Mann des Jahrhunderts, der Erneuerer der Weltverhältnisse, weilte in einem schlichten Stübchen zu Wittenberg, zufrieden mit einem Hering, als Mittagsmahl, und hoch erfreut, wenn ihm, als aufheiternder Genuß, des Abends das gute Wittenberger Bier in Gesellschaft seines lieben Gevatters, des kunstreichen Meisters Lukas Kranach, zu Theil wurde. Dieser Zug wird um so großartiger, als der Doktor kein Kopfhänger, kein trübseliger Schwärmer war, welcher Selbstpeinigung zur Schau tragen will, sondern ein froher, heiterer Mann mit empfänglichem Sinn für alle anständigen Freuden des Lebens. Seine humoristischen Tischreden und vornehmlich einer seiner Lieblingssprüche erwiesen solches. „Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang," sagte der frohe Mann, „der bleibt ein Narr sein lebelang!"

Dr. Martin Luther beherrschte durch sein Wort die Welt. Als er sprach:

„das sollen sie lassen stahn!"

mußten Kaiser und Pabst sein Werk in der That unangetastet lassen: keine Heere, nicht die Schätze beider Indien, selbst nicht der geheimnißvolle Zauber des Schlüssels St. Peters waren im Stande, daran etwas zu ändern. Mit welchem unerschrockenen Freimuth Luther die Laster der Großen strafte und rügte, haben wir oben gesehen. Hoch über den Fürsten stehend, behandelte er sie fast wie Untergebene, und dieß war bei Mißgriffen derselben nicht nur gegen die feindlich gesinnten Machthaber, sondern selbst gegen seine Anhänger, ja selbst gegen seinen eigenen Landesherrn der Fall [7]). Für die protestantischen Höfe war jeder seiner Wünsche ein Befehl, für die katholischen ein jeder seiner Schritte ein Schrecken. Wie der eine Theil der Welt ihn liebte, fürchtete ihn der andere; und ein solcher Mann, dieser Ordner und Leiter der Weltverhältnisse, bedankt sich tief gerührt bei dem Kurfürsten von Sachsen, als ihm derselbe zwei neue Röcke machen ließ, betheuernd, das Tuch sei zu kostbar für ihn.

„Welcher Meinung ihr auch sein möget, ihr Deutschen alle! Seid gerecht gegen solche Größe; empfindet mit Stolz ..... daß Dr. Martin Luther ein Sohn eures ruhmwürdigen Vaterlandes, daß auch Er ein Deutscher war!“

Nach dem Hinscheiden des Reformators verfertigten zwei Maler noch im Sarge das Bildniß des großen Todten. Einer derselben war Meister Lukas Kranach selbst! Sein Bild des todten Luther ist noch vorhanden; es ist im Besitze von Winter, dem Vater, in Heidelberg. Ich sah es, und es wird seitdem meiner Seele nicht mehr entschwinden!

„Du aber, künftiger Geschichtschreiber, welchen ein hochsinniges Geschlecht zu würdigen wissen wird, stelle das Bildniß des theuern Mannes auch geistig in dem schönsten Pantheon des Vaterlandes ..... in dem Bewußtsein und der dankbaren Anerkennung der Deutschen aller Meinungen auf!“

---

7) Bei einem Streit zwischen dem Churfürsten von Sachsen und dem Herzog Moritz über das Städtchen Wurzen schrieb er an beide Fürsten:

„Ist doch das Städtlein Wurzen nicht werth der Unkosten, so bereits darauf gegangen sind, geschweige solches großen Zorns so großer mächtiger Fürsten und trefflicher Landschaften, und würden bei vernünftigen Leuten nicht anders angesehen, denn als zween volle Bauern sich schlügen um ein zerbrochen Glas; ohne daß der Teufel und seine Glieder aus solchem Funken gern ein Feuer aufbliesen, und also den Feinden eine Freude, dem Türken ein Gelächter, und dem Evangelio eine sonderliche Schande anthäten und bereiteten.“

Drei und zwanzigstes Hauptstück.

Ausbruch des Religionskriegs in Deutschland.

(Das Jahr 1546.)

Seit dem letzten Frieden mit Frankreich hatte Kaiser Karl V. den unwandelbaren Entschluß gefaßt, die Reformation mit den Waffen zu unterdrücken, und die Vorbereitungen dazu wurden allmählig ruchbar. Sogar Franz I. schien seine Mitwirkung zugesichert zu haben; denn in dem Vertrage von Crespy verbanden sich beide Herrscher, ernstlich auf Vertilgung der Ketzerei hinzuwirken. Zugleich unterhandelte der Kaiser mit dem Pabst über den Beistand in dem bevorstehenden Krieg, und endlich wurde der Plan zu diesem selbst entworfen. Man beschloß, die Protestanten mit drei Heeren auf ein Mal anzugreifen, indem das eine aus den Niederlanden im Kurfürstenthum Köln, das andere aus Italien in Oberdeutschland, und das dritte von Böhmen in Sachsen einfallen sollte. Eine Menge von Anzeigen verrieth die Absichten Karls V. und hätte die evangelischen Stände nothwendig aufmerksam machen sollen. Zuvörderst leitete das Reichsoberhaupt in den Niederlanden grausame Verfolgungen der Lutheraner ein, wie z. B. der hochgeehrte Pfarrer Peter Brück zu Tornay verbrannt wurde. Hiernächst ergaben sich die bestimmtesten Anzeigen, daß der Kaiser rüste, und mit dem Pabst über Beihülfe in dem bevorstehenden Krieg unterhandle [1]).

Trotz dieser Warnungen thaten die Protestanten wenig, um sich auf den unvermeidlichen Sturm vorzubereiten. Der Schmalkalder Bund ward im Gegentheil immer lockerer, ja es spannen sich unter den evangelischen Ständen sogar geheime Zwistigkeiten an. Auf Herzog Heinrich in Sach-

[1]) (Sleidanus ad annum 1546. lib. XVII.) — Dum his de rebus deliberatur, ecce, fama spargitur, a Caesare & Ferdinando & Pontifice maximos fieri bellicos apparatus. — Cum ergò belligerari Caesar omnino constituisset, nona die Iunii Tridentinum cardinalem celerrimo cursu Romam mittit cum mandatis ad Pontificem, auxilia promissa conquirendi causa.

sen war nämlich dessen Sohn Moritz gefolgt, ein unternehmender, doch auch sehr ehrgeiziger Mann, und dieser konnte sich mit dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen nicht vertragen. Obschon der Schwiegervater von Moritz, der Landgraf von Hessen, ein gutes Benehmen beider herzustellen suchte, so fand doch stets Kälte unter ihnen statt, und im Jahr 1542 wollten sie wegen eines Streites über das Städtchen Wurzen sogar die Waffen gegen einander kehren [2]). Es bedurfte des ganzen Einflusses des Landgrafen und Luthers, um dieß zu verhindern [3]). Aeußerlich ward der Friede dadurch wohl erhalten, aber innerlich griff die gegenseitige Erbitterung mehr und mehr um sich. Im Jahr 1543 sagte sich Herzog Moritz sogar vom Schmalkalder Bunde los, und gab dadurch noch ernstere Besorgnisse für die Zukunft. Mit dem König von England, welcher in Folge eines Ehescheidungs-Prozesses vom Pabstthum abgefallen war, hatten die deutschen Protestanten allerdings Unterhandlungen über ein gegenseitiges Bündniß eingeleitet; allein Heinrich VIII. hielt sie nur mit leeren Versicherungen hin, und zog sich zuletzt ganz zurück. Als der Kaiser mit dem König von Frankreich sich versöhnte, trug Heinrich den evangelischen Ständen seine Hülfe zwar wieder an; doch jetzt ward diese von dem Kurfürst von Sachsen, gegen den Rath seiner Glaubensgenossen, abgelehnt.

Landgraf Philipp von Hessen, wie immer der Thatkräftigste in der ganzen Partei, suchte nun wenigstens zwischen sich, dem Kurfürsten von Sachsen und dem Herzog Moritz ein enges Bündniß herzustellen. Auch diese Bemühung war leider vergeblich; denn Johann Friedrich war gegen Moritz zu sehr aufgebracht, und lehnte die Anträge des Landgrafen daher ab. Umgekehrt legte der Herzog von Sachsen die Neigung an den Tag, dem Kaiser durch allerlei Gefälligkeiten sich zu nähern. Das war also ein noch schlimmeres Zeichen, und die Lage der Protestanten überhaupt sehr bedenklich.

Schon bei der Veranstaltung des letzten Religions-Gespräches in Regensburg, welches zu Anfang des Jahres 1546 vor sich ging, schien Karl V. so bestimmt zum Kriege entschlossen zu sein, daß der neue Vermittlungs-Versuch wohl nicht ernstlich gemeint war, sondern nur die nöthige Zeit zur Vollendung der Rüstungen verschaffen sollte. Alle Umstände der Unterredung bewiesen dieß, da die katholischen Bevollmächtigten nirgends einen Willen zum Vergleich verriethen, und hastig auf die Abbrechung der Unterhandlungen hinwirkten. Auch nach der Aufhebung

[2]) Idem ad annum 1542. Ad idem fere tempus, orta fuit magna per Saxoniam simultas, inter electorem Principem & Mauritium, qui patri nuper mortuo successerat Henrico. Lis erat de finibus et oppido quodam. — Ad civile bellum res omnino spectabat. Nam ad arma convocabant uterque suos.

[3]) Bei dieser Gelegenheit schrieb Luther den Brief, welcher in der 7. Anmerkung zum vorigen Hauptstück enthalten ist.

des Gespräch kündigten alle Schritte des Kaisers die Absicht zur Ergreifung der Waffen an. Während er die protestantischen Fürsten dringend zur Besuchung des Reichstags aufforderte, der im Sommer 1546 zu Regensburg auf das Religions-Gespräch folgte, setzte er seine Rüstungen, und insbesondere seine Unterhandlungen mit Paul III. über Hülfstruppen und Subsidien fort. Ja, was noch anstößiger war, Karl V. ließ sich sogar heimlich in Unterhandlungen mit Herzog Moritz von Sachsen, einem evangelischen Fürsten, ein.

Am 5. Juni 1546 wurde der Reichstag in Regensburg mit der Aufforderung des Kaisers an die Stände eröffnet, ihm Vorschläge zur endlichen entscheidenden Beilegung der Religions-Zwistigkeiten zu machen. Da im Eingange des Vortrages erzählt ward, was für vielfältige Mittel und welche große Mühe von dem Kaiser bisher vergeblich zu jenem Zweck angewendet worden seien, so konnte schon auf die eigentlichen Absichten des Reichsoberhauptes geschlossen werden. In der That ertheilten die katholischen Stände auf die Aufforderung Karls V. sogleich die Antwort, daß das Konzilium in Trident den Religionsstreit entscheiden, und die Reichsgewalt die Protestanten zur Unterwerfung unter die Beschlüsse jener Synode zwingen möge. Nunmehr gab der Kaiser den Befehl, daß seine Truppen in den Niederlanden, unter Führung des Grafen Maximilian von Büren, nach dem Innern des Reichs aufbrechen sollten. Zugleich ward die Absendung der Bundeshülfe bei dem Pabst Paul III. betrieben, und an verschiedenen Orten Werbung von Söldnern für die Reichsgewalt angeordnet.

Nachdem die evangelischen Stände die katholischen vergebens um ihre Vermittlung ersucht hatten, forderten sie am 16. Juni 1546 von Karl V. förmlich Aufschluß über den Zweck seiner Rüstungen. Jetzt gab der Kaiser die Verstellung auf, und erklärte, daß er zur Ergreifung der Waffen entschlossen sei. Um aber die Protestanten wieder nach einer andern Richtung irre zu führen, behauptete Karl V.: seine bewaffnete Einschreitung bezwecke keineswegs einen Religionskrieg, sondern nur die Beschützung des kaiserlichen Ansehens und der Reichsverfassung[4]). In einer Erklärung vom 17. Juni 1546 hatte der Kaiser nämlich vorgegeben: er wolle nur einige Fürsten strafen, welche unter dem Vorwand des Evangeliums wider die Reichsgewalt sich auflehnen, alle Gesetze verhöh-

---

[4]) Dieß betheuerte er vornehmlich in einem Schreiben an die Reichsstädte Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm vom Jahr 1546. Dort hieß es unter andern:

Ut ergo dignitas mihi mea conservetur, ut pax atque jus in suo gradu consistant, ut imminens periculum ab Imperio depellatur et a vestro capite, reipublicae perturbatores illos ad officium adducere, et Germaniam suo nitori atque libertati restituere constitui. (Sleid. Lib. X fol. 287.)

Wer die Unruhestifter (perturbatores) seien ergiebt sich sogleich.

nen, und das gemeinsame Vaterland unterdrücken [5]). Diese Fürsten waren freilich der Kurfürst Johann Friedrich in Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen, sohin gerade die Häupter der Evangelischen. Obgleich die eigentlichen Pläne Karls V. demnach völlig sich verrathen mußten, machte er doch einen Versuch, die protestantischen Städte in Oberdeutschland und der Schweiz, sowie den Herzog Ulrich von Würtemberg und andere evangelische Fürsten zum Abfall von ihren Bundesgenossen zu überreden. In der bemerkten Erklärung vom 17. Juni 1546 sagt nämlich der schlaue Karl, man möge denen nicht glauben, welche ihm bei Ergreifung der Waffen andere Absichten, als die oben bemerkten, zuschreiben, und muthet sodann der Mehrheit der evangelischen Stände geradehin zu, den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen im Stich zu lassen.

Die Protestanten ließen sich von dieser plumpen Vorspiegelung nicht bethören, sondern rüsteten sich nun ihrerseits mit äußerstem Nachdruck. Sogleich nach der Kriegserklärung Karls V. fand eine Versammlung der oberländischen, evangelischen Stände in Ulm statt, und hier wurden eben so weise, als kräftige Vertheidigungs-Anstalten getroffen [6]). Zugleich ergingen Schreiben an die Venetianer, daß sie keine Truppen des Pabstes durch ihr Gebiet gehen lassen möchten, und auch die Glaubens-Verwandten in Oberalemannien wurden um freundliche Unterstützung ersucht. Die Truppen-Werbungen hingegen vollzog man mit einem solchen Nachdruck und Erfolg, daß schon die schwäbischen Reichsstädte in Verbindung mit dem Herzog Ulrich von Württemberg ein Heer aufstellten, welches den Streitkräften des Kaisers die Spitze zu bieten vermochte. Da der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen in den Rüstungen nicht zurückblieben [7]), so war das Uebergewicht der Waffenmacht auf Seiten der Protestanten.

---

[5]) Das wären sohin die Ruhestörer, von denen der Kaiser im Briefe der vorigen Anmerkung sprach. Auch an die Schweizer schrieb er hierüber folgendes:

Germaniae quosdam esse principes, qui sub Evangelii praetextu multa seditiose faciant, leges omneis evertant, ut sublatis judiciis nihil sit amplius quod metuant. Eorum audaciam eo nunc progressam, ut contra suum honorem et Magistratum nitantur, et vim atque bella minentur, nec obscure prae se ferant, quasi per suam absentiam invadere cogitent et opprimere communem patriam. His ergo rebus coactum, arma sumere ut pro sui muneris atque loci dignitate, periculum a republica depellat, et illos coërceat.

(Sleidan. Lib. X. ad annum 1546. fol. 290.)

[6]) Superioris Germaniae civitates et dux Vuirtembergicus, audito Caesaris responso, quod per Navium dedit, ut supra docuimus, continuo datis litteris ad Saxonem atque Lantgravium, foederis duces, quid agatur, ostendunt: & omnem fidem opemque polliciti, quantas omnino possunt, peditum copias conscribunt, & omnino primi fuerunt in armis. (Sleid. f. 290.)

[7]) (Sl. 293.) Eodem Saxo interim atque Lantgravius, quibus omnino praeter exspectationem hic tam repentinus modus accidit, praesertim, quod amicissime Caesar Spira nuper

Karl V. ging nun zu seiner Verstärkung einen Vergleich mit Herzog Moritz von Sachsen, dem Protestanten, wirklich ein, und schloß am 26. Juni 1546 auch den Schutz- und Trutz-Vertrag mit dem Pabst förmlich ab. Paul III. verpflichtete sich darin, dem Kaiser 100,000 fl. zu bezahlen und 12,000 Mann Fußvolk, sowie 500 Reiter zu stellen [8]). Da der heilige Vater für gut hielt, seinen Vertrag mit Karl V. öffentlich bekannt zu machen, so kam letzterer in bedeutende Verlegenheit. Es hieß nämlich in der Uebereinkunft ausdrücklich, daß der Kaiser sich verpflichte, die deutschen Protestanten mit Waffengewalt zur alten Religion und zum Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl zurückzubringen [9]). Es war nun der Religionskrieg mit dürren Worten erklärt. Am 15. Juli 1546 erließ Paul III. zugleich eine Bulle, worin Fasten, Beten und Beichten angeordnet wurden, damit Gott den Krieg gnädig wende, welchen Pabst und Kaiser zur Vertilgung der Ketzer, und zur Wiederherstellung des Friedens der Kirche unternommen hätten [10]).

Den Protestanten gereichte indessen die Offenheit des heiligen Vaters nicht zum Nachtheil; denn die klare Erkenntniß der Gefahr steigerte ihren Eifer in den Vertheidigungs-Anstalten. Kaum war die Bulle Pauls III. bekannt, so beschloß schon eine Versammlung der evangelischen Feldhauptleute in Ulm, entscheidende Sicherheits-Maßregeln vorzukehren. Man befahl nämlich dem bewährten Feldherrn Schärtlin, die Werbeplätze des Kaisers zu überfallen, und alsdann die Gebirgspässe nach Italien, namentlich die Ehrenberger Klause, zu besetzen, um dem heranziehenden päbstlichen Hülfsheer den Eingang nach Deutschland zu wehren [11]). Schärt-

---

discesserat, certiores facti de re tota, magno studio copias & ipsi conducunt, & ad socios datis litteris, ut idem faciant, neve callidis quorundam concilliis divelli sese patiantur, monent.

[8]) Pontifex praeter illa centum aureorum millia subministrat in hoc bellum & alat peditum Italorum millia duodecim, & levis armaturae equites quingentos, per semestre tempus, & his copiis praeficiat legatum, duces atque centuriones. (Sleid. f. 291.)

[9]) Ideo Pontificem atque Caesarem, pro gloria dei, & pro reipublicae maxime vero Germaniae, salute, certis legibus inter se transegisse. Et primo quidem, ut Caesar exercitum & quicquid est ad bellum necessarium proximo mense Junio comparet, & sit rebus omnibus instructus: *et eos qui concilium recusant, et errores illos defendunt, viribus et armis ad priscam religionem et sanctae sedis obedientiam reducant.* (Sl. fol. 291.)

[10]) (Eod. f. 296.) Hortatur in universum omnes, ut jejuniis atque precibus deum sollicitent, delicta sua confiteantur, et sacerdotem sibi quisque deligat quem velit, deinde coenam domini percipiant: quo videlicet deus exoratus bene vertat hoc bellum, quod Caesar & ipse necessario susceperint ad exstirpandum *haereses et restituendam ecclesiae pacem.*

[11]) (Eod. f. 296.) Prope ad exitum Alpium habet arcem Erebergum, editissimo loco positam, rex Ferdinandus, & ea est natura loci, propter angustias & crepidines viarum, & praecipitem despectum, ut qui hunc additum teneat, quantumvis magnas copias transitu prohibere possit. Contendit igitur eo cum mediocri manu, Julio mense, Sebastianus Schertelinus, mandatu legatorum, qui Ulmae convenerant, ut antè diximus: & ex itinere capta Fidem, oppido episcopi Augustani, quod est ad Lechum flumen, additum etiam illum & arcem, decima die Julii, deditione facta per milites praesidiarios, occupat.

lin ſetzte ſich im Juli 1546 in Bewegung, und als er bei Fuessen auf kaiſerliche Mannſchaft ſtieß, die ſich zu ihrer Rettung in's baieriſche Gebiet flüchtete, machte er Anſtalt, ſie dort anzugreifen. Der Kriegsrath in Ulm hoffte aber noch auf die Neutralität der Herzöge in Baiern, und verbot daher dem Feldhauptmann Schärtlin das Eindringen in das Gebiet jener Fürſten.

Nachdem Schärtlin wirklich die Ehrenberger Klauſe beſetzt hatte, erhielt er unerwartet Befehl, nach Günzburg in Schwaben zu rücken. Dort vereinigte er ſich mit dem zweiten Heere der oberländiſchen Proteſtanten [12]), und es ſtand ſohin ſchon eine bedeutende Macht wider den Kaiſer zu Feld. So ſehr dieſer auch ſeine Rüſtungen betrieben hatte, ſo waren dieſelben doch bei weitem nicht vollendet, als ſeine Gegner ſo zahlreich unter den Waffen ſtanden. Weder das Hülfsheer aus Italien hatte zu ihm ſtoßen können, noch ſeine eigene Mannſchaft aus den Niederlanden, welche Graf Büren herbeiführte. Karl V., welcher um jene Zeit (Juli 1546) noch in Regensburg verweilte, hatte nur 3000 ſpaniſche, ſowie 5000 deutſche Fußgänger und 700 Reiter bei ſich [13]). Da dieſen Streitkräften ſchon das oberländiſche Heer der Proteſtanten überlegen war, ſo ſchien für letztere nichts einladender zu ſein, als den Krieg durch einen plötzlichen Ueberfall Regensburgs ſchnell zu beendigen. Eine ſolche Unternehmung mußte um ſo ſicherer gelingen, als ein weiteres ſtarkes Heer der Evangeliſchen unter dem Kurfürſten von Sachſen und dem Landgrafen von Heſſen bereits gegen Franken vorrückte. Seltſamer Weiſe geſchah jedoch nichts, um die gegenwärtige ſchwache Stellung Karls V. zu benützen.

Durch dieſen Mißgriff, welchen mit Recht viele Geſchichtſchreiber rügen, geſchah es zuvörderſt, daß der Kaiſer Zeit gewann, ein feſtes Lager bei Landshut zu beziehen. Man mußte um ſo mehr über jene Unthätigkeit der Proteſtanten erſtaunen, als der Kaiſer am 20. Juli 1546 über den Kurfürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen förmlich die Reichsacht in harten Ausdrücken ausgeſprochen, neue Vermittlungsverſuche zurückgewieſen, und überhaupt die feindſeligſten Geſinnungen gegen die geſammte evangeliſche Richtung offenbart hatte.

Am 3. Auguſt 1546 hatte Karl V. das feſte Lager bei Landshut

---

12) Nach Sleidan beſtand das oberländiſche Heer der Proteſtanten aus zwei Theilen; der eine war von den Truppen des Herzogs Ulrichs von Württemberg, und der andere von den ſchwäbiſchen Städten gebildet:

Exercitus autem erat tripartitus. Unum agmen erat Ulrichi principis, ad viginti quantuor signa' peditum, & in his ex nobilitate complures, alterum erat a civitatibus conductum.

13) (Sleid. f. 297.) Erat id temporis Ratisbonae Caesar, & praeter Hispanos ad millia tria, peditum Germanorum millia circiter quinque, & ad septingentos equites, nullae adhuc ad ipsum copiae tunc convenerant.

bezogen; doch schon am 4. desselben Monats trafen von Sachsen her das Heer Johann Friedrichs und Philipps, von Günzburg her hingegen das gesammte oberländische Heer der evangelischen Stände in Donauwörth ein. Die Vereinigung fand statt, und so standen auf Seite der Protestanten fünfzig tausend Mann unter den Waffen. Jetzt hätte doch die gewöhnlichste Vorsicht einen unverzüglichen Angriff gegen den schwachen Feind gebieten sollen; gleichwohl verlor man die Zeit mit unnützen Berathungen, und so gelang es dem päbstlichen Hülfsheer von 12,000 Fußgängern und 500 Reitern, mit dem Kaiser sich wirklich zu vereinigen! Zwei ungeheure Fehler waren also von Seite der Evangelischen sogleich bei der Eröffnung des Religionskrieges begangen worden, und hierin lagen üble Vorbedeutungen für die Zukunft!

Ende Augusts 1546 rückte Karl V. von Landshut nach Ingolstadt, und da ihm das vereinigte Heer der Protestanten entgegen gegangen war, so schien endlich ein entscheidender Schlag bevorzustehen. Am 31. jenes Monats standen die Massen der Verbündeten (Evangelischen) wirklich in Schlachtordnung, das grobe Geschütz richtete schon große Verheerungen in den Linien des Kaisers an; gleichwohl unterblieb der Haupt-Angriff. Ueber dieser Begebenheit liegt leider ein gewisser Schleier, welchen die Geschichte nicht mehr vollständig zu heben vermag. Sleidan, der gründliche und gewissenhafte Berichterstatter über jene Zeit, erzählt, daß Landgraf Philipp von Hessen die allgemeine Schlacht verlangt, doch von seinen Bundesgenossen überstimmt worden sei [14]). Umgekehrt behauptet der Feldhauptmann Schärtlin, als Augenzeuge, daß ihn Philipp mit Gewalt von dem Angriff zurückgehalten, und daß der Landgraf überhaupt die Schlacht verhindert habe.

Es ist schwer, Schärtlin der Verläumdung für fähig zu halten; umgekehrt ist die geschichtliche Treue Sleidans so vielfältig erwiesen, und zugleich spricht für die Angabe dieses Schriftstellers der ganze Character des Landgrafen Philipp und dessen gesammtes bisheriges Benehmen. Man muß also den eigentlichen Zusammenhang der Sache in Ungewißheit lassen. Allein wie dieser auch beschaffen sein möge, den Verbündeten gereichte ihre unverzeihliche Saumsal entschieden zum Verderben.

---

[14]) Eod. 303. Ubi jam Smalcaldicorum exercitus omnis convenisset eo, quem diximus, loco, coeptum est omnibus tormentis in castra Caesaris fulminari, & vehementissime quidem. Ibi tum Lantgravius convocatis ad Saxonem belli consiliariis atque ducibus, quod si penes me solum, inquit, esset administratio, sicut tunc erat, quando Vuirtembergicum restitui, duabus equidem cum legionibus hostem adoriri primo velim, & fossoribus adductis, munitiones illorum disturbarem, & summis deinde copiis impressionem facerem. Variantibus ibi sententiis, cum alii dissuaderent, ut rem summi discriminis: alii non improbarent quidem, modo ut ab Ingolstadiis, qui tormentis abundabant, nihil periculi sit metuendum, & equitatus etiam adhibeatur statim initio pugnae: nihil actum fuit. Quod quidem ita reprehenditur a multis ut hic error, et ipsorum calamitatis, et victoriae Caesaris initium atque causa fuisse putetur. Nam et equitatu longe superabant, et humili tantum fossa.

Nachdem sie sich vor Ingolstadt damit begnügt hatten, das Lager des Kaisers erfolglos zu beschießen, zogen sie am 4. September dem Grafen Maximilian von Büren entgegen, um die Vereinigung desselben mit Karl V. zu verhindern. Büren war auf seinem Marsch von den Niederlanden her in die Gegend von Mainz gerückt, und hatte mit Hülfe des Erzbischofs allda, seinen Uebergang über den Rhein durchgesetzt, obschon ein protestantisches Heer unter dem Grafen von Oldenburg dieß zu wehren suchte. Da der Graf v. Büren nur 14,000 Mann führte, so waren ihm die Verbündeten sehr überlegen; aber er wußte ihnen durch List auszuweichen, und erreichte ohne Unfall das kaiserliche Lager in Ingolstadt. Dieß war die erste böse Folge der Unthätigkeit der Verbündeten bei Landshut und Ingolstadt; denn der Kaiser war nun im Stande, im offenen Feld zu erscheinen. Sofort ging auch das Reichsoberhaupt zum selbstständigen Angriff über, und man muß gestehen, daß Karl V. weit mehr Thatkraft und Energie entwickelte, als die evangelischen Fürsten. Er berennte nicht nur Donauwörth, und zwang die Stadt zur Uebergabe, sondern besetzte auch Dillingen, Höchstadt und Neuburg [15]). Selbst Ulm und Augsburg kamen in Gefahr, während die große verbündete Armee der Protestanten unthätig umherzog. Bald versäumte die letztere, eine Schlacht zu schlagen, wo sich eine günstige Gelegenheit dazu darbot, bald einen vortheilhaften Handstreich zu wagen. So war Kaiser Karl V. im Oktober 1546 sehr nahe daran, in Gefangenschaft zu gerathen. Als er in der Gegend von Ulm mit geringer Begleitung die Stellung der Gegner ausforschen (recognoseiren) wollte, sah er sich plötzlich den Angriffen des sächsischen Heeres ausgesetzt. Karl V. warf sich eiligst auf die Flucht; doch er wurde von Johann Friedrich rasch verfolgt, und des Kaisers Heer stand jenseits des Flusses. Ein Entrinnen war kaum möglich, weil nur eine Brücke in weiter Entfernung zu finden, und auch kein Fahrzeug zum Uebersetzen vorhanden war. Gleichwohl wurde der Kurfürst von Sachsen unbegreiflicher Weise in der Verfolgung auf ein Mal saumselig, und Karl V. entging der Gefahr. Der Vortheil, welchen die Protestanten aus der Gefangennehmung des Kaisers ziehen mußten, wäre natürlich unermeßlich gewesen, und hätte dem Kriege zum Vortheil der Reformation nothwendig ein Ende gemacht. Aeußerst räthselhaft und seltsam erscheint daher die Lässigkeit Johann Friedrichs.

Auch in der Folge häuften sich im protestantischen Heere Fehler auf Fehler, und der energische Augsburger Feldhauptmann Schärtlin war darüber so erzürnt, daß er das Lager der Verbündeten verließ und nicht

---

15) Bei der Einnahme von Neuburg scheint selbst Sleidan auf die Unthätigkeit der evangelischen Heerführer anzuspielen (f. 308):

Interea Caesar promotis castris, Nuburgum petit: et cum nulla venirent auxilia, praediarii deditionem faciunt.

mehr dahin zurückkehrte. Der Feldzug von 1546 neigte sich also entschieden zu einem üblen Ausgang für die Protestanten. Mit Recht gibt Sleidan den Mangel Eines leitenden Oberhauptes als die Hauptursache des Unglücks an. Da der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen im Oberbefehl einander gleich standen, und da alle Unternehmungen erst in einem Kriegsrath beschlossen wurden, so fand kein rasches und einheitliches Zusammenwirken statt. Die Bewegungen wurden schwankend, häufig sogar planlos, und dem gesammten Feldzug fehlte auf Seite der Protestanten Geist, Schnellkraft und Leben. So geschichtlich nothwendig dieses Geständniß auch ist, so darf dessenungeachtet nicht verkannt werden, daß ein unglückseliges Ereigniß ohne Schuld der evangelischen Fürsten zu der schlechten Führung des Feldzuges von 1546 sehr vieles beitrug. Herzog Moritz von Sachsen hatte nämlich nicht nur die Antheilnahme an dem Krieg abgelehnt, sondern auch während der Abwesenheit des Kurfürsten Johann Friedrich Schritte gethan, welche sogar offene Feindseligkeit gegen den letztern verriethen.

Der Kurfürst befürchtete deßhalb einen Einfall des Herzogs in sein Land, und dieß machte ihn so unruhig, daß er den Krieg gegen den Kaiser nur mit halber Seele führte. Leider waren seine Besorgnisse nur zu gegründet, wie sich im folgenden Abschnitt ergeben wird.

Vier und zwanzigstes Hauptstück.

Der Verrath des Herzogs Moritz. Sieg des Kaisers über die evangelischen Stände.

(Vom November 1546 bis zum Juli 1547.)

Als der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen mit seinem Heere nach Franken und Schwaben zog, hatte er seinem Vetter, dem Haupte der jüngern sächsischen Linie in Leipzig und Dresden, Herzog Moritz, die Bewahrung seiner Besitzungen anempfohlen. Der Vetter versprach es, ob er gleich schon mit dem Feinde seines Anverwandten im geheimen Bunde stand. Es war am 19. Juni 1546, als diese unnatürliche Einigung zwischen Moritz und Karl V. zu Regensburg abgeschlossen wurde. Der Herzog verpflichtete sich dadurch: dem Hause Oestreich treu anzuhangen, in dem Religionsstreit den Entscheidungen der Kirchen-Versammlung zu Trident in so weit sich zu unterwerfen, als es andere deutsche Fürsten thun würden, und inzwischen keine weitern Veränderungen vorzunehmen, namentlich keine geistlichen Güter einzuziehen. Dagegen überließ ihm der Kaiser die Schirmherrlichkeit über die Bisthümer Magdeburg und Halberstadt [1]). Unmittelbar nach dem Abschluß des Vertrags kehrte Moritz in sein Land zurück, um zur Ausführung der Anschläge, die er eigentlich im Sinne hatte, Vorbereitungen zu treffen.

Das Haupt der jüngern Linie des Hauses Sachsen war der Reformation allerdings treu ergeben, doch zugleich von hochfahrenden Staatsplänen erfüllt. Diese bestanden in nichts geringerem, als die

---

[1]) Die Vertrags-Urkunde selbst wurde später in den Archiven aufgefunden. Schon Sleidan berichtete aber das Dasein des Vertrags zwischen Karl V. und Moritz in nachstehender Weise:

Mauricius, vigesimo quinto die Maii Ratisbonam venerat, Junii die vigesimo discedit, ubi Caesar privatim cum eo diu multumque sermocinatus fuit. Eius vero quae fuerit summa colloquii, res ipsa post declarabit. (Sleid. fol. 189.)

jüngere sächsische Linie an Macht und Würde über die ältere zu erheben, und zu dem Ende zunächst von dem Gebiete der letzteren einen Theil an jene zu ziehen. Da der Kurfürst von Sachsen das eigentliche Oberhaupt der evangelischen Partei war, so schien der unsittliche Anschlag seines Verwandten von einem Angriff auf die Reformation selbst unzertrennlich zu sein. Gleichwohl wollte Moritz das scheinbar Unmögliche leisten, nämlich das kurfürstliche Haus in Sachsen berauben, und dennoch die Reformation retten. Wirklich führte der Herzog nunmehr ein Schauspiel auf, welches auf der einen Seite an Ränken, Heuchelei und Falschheit, auf der andern hingegen an Geistesgegenwart, Kühnheit und Thatkraft so reich war, daß es kaum ein Seitenstück in der Geschichte findet, und wohl die ungetheilte Bewunderung aller ächten Politiker erregt hat.

Wenige Wochen nach dem Abschluß des Vertrages mit dem Kaiser, versammelte Moritz seine Landstände in Chemnitz, und machte sie mit den Entwürfen des Reichsoberhaupts gegen die Protestanten bekannt. Das Land des Herzogs hing der evangelischen Lehre bereits eifrig an: offenbar mochte sohin die öffentliche Meinung über Feindseligkeiten gegen den Kurfürsten von Sachsen Entrüstung empfinden. Solche Stimmung konnte um so schlimmer ausfallen, als das Rechtsgefühl des Volkes vorzüglich durch einen hinterlistigen Angriff des Herzogs gegen den eigenen Verwandten beleidigt werden mußte. Darum suchte der schlaue Moritz vorzubeugen, und der Zustimmung seiner Landstände zu allen seinen Schritten sich zu versichern. Welche bösen Künste er anwendete, um dieß durchzusetzen, ist nicht mehr zu ermitteln: doch die Täuschung gelang, und die Landstände gaben dem Herzog auf die Bitte um ihr Gutachten den Rath: daß er vor Allem von dem Kaiser Gewährschaften zu Gunsten der evangelischen Lehre auswirken, und nach erreichtem Zweck zwischen dem Reichsoberhaupt und dem Kurfürsten in Sachsen den Frieden vermitteln möge. Schlage der letztere Versuch fehl, so solle Moritz der Vorsicht wegen rüsten [2]). Das war es wohl, was der schlaue Mann wollte.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, beschloß der Herzog im October 1546 der Ausführung seiner treulosen Anschläge näher zu gehen. Abermals wollte er sich jedoch durch die Zustimmung der Landstände vor dem Ausbruch des öffentlichen Unwillens schützen. Die Art und Weise, wie er dieses Mal die arglosen Volksvertreter hinterging, hat uns die Geschichte überliefert, und man erstaunt über die Vollendung

[2]) Sleid. f. 309. Porro, Mauricius, principio belli Ratisbona domum reversus, suae ditionis ordines omnes convocat, et Chemnici quid facto sit opus, consultat. Illi suadent, ut e Caesare plane cognoscat, an religionem velit esse salvam, deinde ut ipse et Brandeburgicus Elector intercedant: quod si religione caveatur, et intercessalo locum non habeat, hortantur, *quandoquidem extra causam religionis teneatur in omnibus parere Caesari*, ut quiescat, et ad provinciae defensionem copias conducat.

in der Kunst des Ränkeschmiedens und der feinen Heuchelei, welche Moritz hiebei an den Tag legte. Auf der Versammlung in Chemnitz hatte derselbe den Landständen die Erklärung abgelockt, daß man dem Reichsoberhaupt, mit Ausnahme der Religion, in allen Aufträgen Folge leisten müsse [3]). Wie nun, wenn der Kaiser ihm, dem Herzog, die Vollziehung der Reichsacht auftrage, welche über den Kurfürst von Sachsen verhängt worden war? Mußte Moritz nach dem eigenen Ausspruch seiner Landstände einem solchen Befehl nicht Gehorsam leisten?

Sofort bewirkte der arglistige Herzog bei dem Kaiser, daß ihm jener Auftrag wirklich zu Theil werde. Um aber die öffentliche Meinung noch mehr zu blenden, veranstaltete der Ränkeschmied auch noch allerlei verdächtige Bewegungen des Königs Ferdinand in Böhmen, welche einen beabsichtigten Einfall im Kurfürstenthum Sachsen anzukündigen schienen. Jetzt waren alle Rollen vertheilt, und das Spiel der feinen Intrigue hob sogleich an. Moritz berief im October 1546 einen zweiten Landtag nach Freiberg, um dort über die Vollziehung der Beschlüsse der Chemnitzer Versammlung Rechenschaft abzulegen. Hier versicherte er zuvörderst, daß er für die Aufrechthaltung des evangelischen Glaubens von dem Reichsoberhaupt alle Gewährschaften erhalten habe, welche man billiger Weise fordern könne. Dann folgte mit scheinbar großer Betrübniß die Meldung, daß er, der Herzog, von dem Kaiser den unangenehmen, doch bestimmten Auftrag erhalten habe, wider den Kurfürsten Johann Friedrich die Reichsacht zu vollziehen. „Nach der Reichsverfassung“ fuhr der Heuchler fort, „bin ich freilich zur Vollziehung der kaiserlichen Befehle verpflichtet. Gerne würde ich den Auftrag dessenungeachtet ablehnen, und selbst das Land meines Vetters zu schützen suchen; allein dann wird der König Ferdinand von Böhmen aus in Sachsen einfallen, und mich überwältigen. So kann also nicht nur das Land meines Verwandten in fremde Hände gerathen, sondern auch mein eigenes in Gefahr versetzt werden!“ Man sieht nun, zu welchem Zweck Moritz die Rüstungen und Bewegungen Ferdinands in Böhmen veranlaßt hatte.

Die Landstände ließen sich in der That vollkommen täuschen und gaben dem Herzog selbst den Rath, daß er das Kurfürstenthum Sachsen besetzen möge, da er ja später mit dem Vetter unterhandeln, und so diesem das Land retten könne. Offenbar hat Moritz den Ständen diesen Rathschlag auf irgend eine geschickte Weise selbst untergeschoben: denn er hatte sich in seinen Entschuldigungs-Briefen an den Kurfürst immer in dieser Weise ausgedrückt, und stets behauptet, daß er in dem eigenen Interesse desselben, damit nämlich die Besitzungen des sächsischen Hauses nicht an Fremde kämen, das Land seines Verwandten sich zugeeignet habe [4]).

[3]) Man sehe die mit ausgezeichneter Schrift gedruckte Stelle der vorhergehenden Anmerkung.

[4]) Bl. f. 313. Quod cum ita sit, orare, ne quis aliorsum istud accipiat, nec ils, quae de

Gestützt auf die Zustimmung seiner Landstände fiel nun Moritz im November 1549 im Kurfürstenthum Sachsen wirklich ein. Da das treue Volk dem falschen Fürsten hartnäckig sich widersetzte, so verübte letzterer auch große Gewaltthätigkeiten. Gleichwohl erklärte er in seinen öffentlichen Ausschreiben fortwährend, daß er nur aus Liebe zu seinem Verwandten dessen Landen sich annehme. Der Widerstand der kursächsischen Bevölkerung war übrigens vergeblich und das Land schon vor Ablauf Decembers 1546 im Besitze des Herzogs Moritz.

Als die Nachricht dieser Treulosigkeit zum Feldlager des Kurfürsten im südlichen Deutschland gelangte, ward der gekränkte Mann sofort von dem heftigsten Zorn ergriffen. Wohl wäre es edler und selbst klüger gewesen, wenn Johann Friedrich die Wiedereinnahme seines Landes zunächst den Fürsten von Pommern, Lüneburg und Anhalt, sowie den Städten Braunschweig, Bremen, Goslar, Hamburg und Hannover überlassen hätte, deren Hülfe der Landgraf von Hessen nachdrücklich für den Kurfürsten angerufen hatte. Ohne Zweifel würde es dem Interesse der Sache selbst förderlicher gewesen sein, wenn der Kurfürst im Nothfall vorübergehend den Verlust seiner Länder ertragen, und vorerst mit Philipp und den oberdeutschen Protestanten den Angriffen des Kaisers mit Nachdruck sich entgegengesetzt hätte; denn nach dem Sieg in der Hauptsache mußte ihm auch sein Land wieder zu Theil werden. Johann Friedrich war indessen zu gereizt, um auf solche Rathschläge zu hören, und unwiderruflich beschloß er sofort die eilige Rückkehr nach Sachsen. Mit ungemeiner Schnelligkeit rückte der Kurfürst über Mainz, Frankfurt und Fulda nach seinen Erblanden. Auf dem Marsche belegte er den Erzbischof von Mainz und den Abt von Fulda mit starken Contributionen, indem ersterer 40,000 und letzterer 30,000 Gold-Gulden bezahlen mußte, ja selbst die Stadt Frankfurt hatte 9000 Gold-Gulden zu entrichten [5]). Bei seiner Ankunft im Kurfürstenthum griff Johann Friedrich hingegen seinen heimtückischen Vetter sogleich mit Ungestüm an, und jagte denselben binnen wenigen Monaten mit Triumph aus seinem Lande. Schon zu Ende Hornungs 1547 war dieß vollbracht, und zugleich hatte der Kurfürst auch von dem Lande des Herzogs den größten Theil erobert. Moritz war tief gebeugt, und fast demüthig flehte er um Bewilligung eines Waffenstillstandes, welchen ihm sein gekränkter Verwandter mehr großmüthiger, als kluger Weise endlich zugestand.

---

sē forte sparganter, fides habeatur. Nam et in tuenda religione se fore constantem, et non alio spectare quam ne Saxonicae domus facultates et ornamenta in peregrinas manus deveniant.

[5]) Sl. f. 315. Post, XII Decembris die Francfurtum venit, ab iisque novem aureorum millia consequitur. Moguntino autem, ad quadraginta millia imperat. Progressus deinde, Fuldensem Abbatem praedivitem et alios quosdam Pontificiae religionis, eodem modo tractat.

Johann Friedrich hatte somit in kurzer Zeit die Macht seines Hauses nicht nur vollständig wieder hergestellt, sondern auch noch bedeutend vermehrt; anders stand es dagegen mit der Reformation, denn diese sollte durch seinen schnellen Abzug aus Oberdeutschland an den Rand des Verderbens gebracht werden. Da Landgraf Philipp von Hessen mit seinen Kriegern ebenfalls in die Heimath zurückkehrte, so waren die evangelischen Stände in Schwaben und Franken rücksichtslos dem Kaiser preisgegeben. Letzterer suchte dieselben nun vollends einzeln an sich zu ziehen, um sodann seine ganze Macht zur Erdrückung des Kurfürsten von Sachsen verwenden zu können. Zu dem Ende ließ er zuvörderst den Herzog Ulrich von Württemberg schriftlich auffordern, bei schwerer Ahndung sich und sein Land unbedingt der Gnade des Reichsoberhaupts zu übergeben. Ulrich bat hierauf in einem Schreiben demüthig um Verzeihung, und um mildere Bedingungen seiner Unterwerfung. Der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, welcher den Protestanten 400 Reiter zu Hülfe gesendet hatte, begab sich hingegen persönlich zu Karl V. und suchte sich zu rechtfertigen. Letzterer bewilligte ihm die Verzeihung nur nach harten Vorwürfen. Besonders schimpflich hatte sich vollends die Reichsstadt Frankfurt ergeben. Diese sendete freiwillig an den Grafen von Büren, der eben Darmstadt eingenommen hatte, und bot ihre Unterwerfung unter den Kaiser an. Büren hatte gar nicht daran gedacht, Frankfurt anzugreifen; die Ergebung der Stadt überraschte daher den kaiserlichen Feldherrn so sehr, daß er bei seiner nachmaligen Anwesenheit in Frankfurt selbst über die Feigheit der Bürger spottete [6]). Bestürzt über alle diese Vorgänge, beschloß auch die Reichsstadt Ulm mit dem Kaiser sich zu versöhnen. Es war dieß für die Reformation ein äußerst empfindlicher Schlag, weil Ulm damals die angesehenste und mächtigste Stadt in Schwaben war, deren Beispiel bedeutend auf die übrigen bürgerlichen Gemeinwesen einwirkte [7]). Die Ulmer bemerkten jedoch zu ihrer Rechtfertigung, daß sie in jämmerlicher Weise von ihren Bundesgenossen verlassen worden seien, und allein um so weniger der Macht des Kaisers Trotz bieten könnten, als einige der vornehmsten Verbündeten heimlich schon die Versöhnung mit dem Reichsoberhaupte eingeleitet hätten. Gegen solche Gründe war freilich wenig einzuwenden. Das Beispiel von Ulm hatte übrigens wirklich die vorauszusehenden

---

[6]) Domum jam esset rediturus, ecce, Francofurtenses missis legatis, deditionem faciunt, et imperata se facturos demonstrant. Ille nihil cunctatus iter arripit, et cum exercitu oppidum ingressus, in Caesaris potestatem illos redigit: et ut erat ingenii aperti, cum epulum ei senatus daret, jocatus in illos esse dicitur, ob tam leviter atque timide factam deditionem.

[7]) Sleid. 316. Aliquot post diebus, veniunt ad Cæsarem legati Ulmenses. Hujus civitatis præcipua est per Sueviam autoritas atque potentia. Permagni erat igitur hoc ipsorum a cœlis divulsio.

Folgen; denn nachdem Herzog Ulrich von Württemberg zu Anfang des Jahres 1547 auf schwere Bedingungen mit dem Kaiser sich wirklich verglichen hatte, schickten an diesen auch die protestantischen Städte Memmingen, Biberach, Ravensburg, Kempten und Isny Gesandte, und baten um Gnade. Jetzt verlor auch die mächtige Reichsstadt Augsburg den Muth und ließ durch Anton Fugger ihren Frieden mit Karl V. vermitteln. Im März 1547 folgte endlich Straßburg dem Beispiel der übrigen Reichsstädte, und suchte um die Verzeihung des Kaisers nach.

So war denn der Bund der evangelischen Stände in Oberdeutschland vollkommen aufgelöst, und zwar unter Umständen, welche die Macht des Kaisers ungemein erhöhten. Ulrich von Württemberg mußte sich in der Unterwerfungs-Urkunde verpflichten, den Fürsten von Hessen und Kursachsen nicht allein keine weitere Hülfe zu leisten, sondern gerade umgekehrt zur Vollziehung der Reichsacht gegen dieselben mitzuwirken. Außerdem hatte er noch für Kriegskosten 300,000 Goldgulden zu bezahlen, wovon die eine Hälfte sogleich erlegt werden mußte. Zur Sicherheit für die andere Hälfte wurden Kirchheim, Schorndorf und der Asperg verpfändet. Die Reichsstadt Ulm mußte ferner dem Kaiser 100,000 Goldgulden als Strafe bezahlen, Memmingen 50,000 und Augsburg 150,000. Bei Unterwerfung der letztern Stadt wurde der brave Schärtlin gezwungen, auszuwandern; er begab sich mit seiner ganzen Familie nach Konstanz. Straßburg allein hatte billigere Friedens-Bedingungen ausgewirkt, und als Strafe nur 30,000 Goldgulden zu entrichten.

Karl V. hatte auch Bopfingen, Nördlingen, Oettingen, Dinkelsbühl und Rothenburg an der Tauber eingenommen, also im südlichen Theil des Reichs den vollständigsten Sieg davongetragen. Jetzt sollte vollends der Kurfürst und Erzbischof Hermann von Köln, welcher der Reformation sich zugewandt hatte, die Rache des Reichsoberhauptes empfinden. Hermann war von dem Pabste schon im Frühling 1546 seiner Würde entsetzt worden, ohne dem Urtheil Folge zu leisten. Im Januar 1547 ließ dagegen der Kaiser die Landstände des Kurfürstenthums Köln versammeln, und, des Widerstandes der Ritterschaft und der Städte ungeachtet, die Entfernung Hermanns vollziehen.

Nach solchen glänzenden Erfolgen Karls V. hatte dieser nur noch die Fürsten von Hessen und Kursachsen zu überwältigen, um als vollendeter Sieger über die Reformation zu erscheinen. Wenn aber jene beiden Machthaber in Verbindung mit allen ihren Glaubens-Verwandten in Oberdeutschland nichts wider den Kaiser auszurichten vermochten, wie sollte bei ihrer gegenwärtigen Vereinzelung das Gegentheil zu besorgen sein? Karl V. beschloß daher, die beiden Häupter der Protestanten noch im Frühjahr 1547 in ihren eigenen Ländern anzugreifen, und daher zunächst nach Sachsen sich zu wenden. Bevor er diesen Vorsatz ausführte, fand auf Antrieb des Kurfürsten von Brandenburg noch ein Vergleichs-

versuch zwischen dem Kaiser und dem Landgrafen von Hessen statt. Das Reichsoberhaupt forderte hiebei, daß Philipp allen künftigen Beschlüssen der Reichstage ohne irgend eine Ausnahme Folge leiste: zur Verbürgung dieses Versprechens einen seiner Söhne als Geißel stelle: den Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Sohn sofort der Gefangenschaft entlasse: und daß er endlich nicht nur den Kurfürsten von Sachsen und die übrigen Protestanten preisgebe, sondern dem Kaiser zur Unterdrückung derselben auch noch ein Hülfsheer stelle [a]). Diese Bedingungen des Friedens waren so überaus schimpflich, daß sich alle Gefühle des Landgrafen empörten, und derselbe unwillig alle weitern Unterhandlungen abbrach.

Karl V. beschleunigte nunmehr die Ausführung des bereits beschlossenen Feldzugs in Sachsen. Der Kurfürst dieses Landes hatte einen Gesandten an den böhmischen Adel abgesendet, um ein Bündniß zu unterhandeln, und hierdurch wurde der Kaiser noch mehr zur Eile bestimmt. In den ersten Tagen des April 1547 erschien er in Eger, der Grenzstadt Böhmens, um dort mit seinem Bruder Ferdinand sich zu vereinigen. Da auch Moritz von Sachsen mit seinen Streitkräften sich eingefunden hatte, so brach das Reichsoberhaupt am 12. April mit einer bedeutenden Macht nach Sachsen auf. Nach einem Marsche von zehn Tagen langte das kaiserliche Heer am 22. April bei Meißen an, wo der Kurfürst Johann Friedrich sich befand. Letzterer verließ sogleich diese Stadt, nachdem er die Brücke zerstört hatte, und bezog an der Elbe bei Mühlberg ein Lager. Kaiser Karl V. befürchtete, daß sich Johann Friedrich hinter die festen Wälle von Wittenberg zurückziehen, also der offenen Feldschlacht ausweichen möge. Nachdem er deßhalb seinem Heere nur einen Tag Ruhe gegönnt hatte, stand er schon am Morgen des 24. April an der Elbe dem Kurfürsten entgegen. Der Strom trennte beide Heere, und mußte von dem Kaiser erst überschritten werden, bevor es zum Angriff kommen konnte. Und sogar diesen für ihn so günstigen Umstand wußte Johann Friedrich nicht gehörig zu benützen. An dem rechten Ufer der Elbe hatte er zwar eine Besatzung aufgestellt, welche den Uebergang des kaiserlichen Heeres über den Strom wehren sollte; allein dieselbe vertheidigte sich sehr schlecht. Als ungefähr 1000 Spanier bis unter die Arme in den Fluß wateten, und mit Spießen zu werfen begannen, zog sich die sächsische Besatzung allmählig zurück, obschon dieser Angriff nichts weniger als gefährlich sein konnte. Jetzt

---

[a]) Bl. 322. Sed durissimae ferebantur conditiones. Hae erant, ut futura decreta senatus Imperii, sine omni exceptione probet: ut e suis filiis alterum det obsidem: ut Henricum Brunsuicensem atque filium dimittat, et Caesaris cogitionem in eo subeat: *ut adversus electorem Saxonem atque socios auxilio Caesari mittat equitum centurias aliquot, octo signa peditum*, in eosque per tempus semestre sumptum ipse faciat: ut Caesari supplex fiat, et crimina sua palam profiteatur.

schwammen einige spanische Fußgänger, mit dem Schwert in dem Mund, über den Strom, und erbeuteten mehrere Fahrzeuge. Mit diesen begann nun die Ueberschiffung des kaiserlichen Heeres. Während so wichtiger Vorfälle hörte Johann Friedrich sehr unzeitig die Predigt [9]). Durch dieses unbegreifliche Benehmen geschah es, daß Karl V. mit den erbeuteten Fahrzeugen und andern, die er inzwischen herbeigeschafft hatte, eine Brücke schlagen konnte, auf welcher alsbald sein gesammtes Heer übergesetzt wurde. Ohne an weitere Vertheidigung zu denken, verließ der Kurfürst nun eiligst das Ufer der Elbe, um Wittenberg zu erreichen; allein der Kaiser holte ihn auf der Lochauer Heide ein, und zwang ihn zur Schlacht.

Auch jetzt noch war Karl V. nicht ohne Besorgnisse, sondern hielt es für nothwendig, die Krieger durch eine Rede zur Tapferkeit anzuspornen. Alsdann wurde das Zeichen zum Angriff gegeben. Das Heer des Reichsoberhaupts war in zwei Treffen getheilt, wovon das erste durch Moritz von Sachsen und einige Spanier, das zweite hingegen von dem Kaiser selbst und seinem Bruder Ferdinand geführt wurde. Es wäre immer noch möglich gewesen, daß Johann Friedrich die Oberhand gewinne, wenn er nur jetzt seine ganze Macht bei sich gehabt hätte; allein er war durch Entsendung von Truppen unter Wilhelm Thumser und die starke Besatzung, welche er nach Wittenberg warf, zu sehr geschwächt. So hatte denn Karl V. der Zahl nach eine bedeutende Uebermacht. Gleichwohl schlugen Johann Friedrich und seine Sachsen die Schlacht mit ruhmwürdigster Tapferkeit. Der Kurfürst stürzte sich überall in die dichtesten Schaaren der Feinde, erschien stets im wildesten Getümmel, und entflammte durch solches Beispiel die Seinigen zum Heldenmuth. Nachdem der heiße Kampf bis in die Nacht fortgesetzt worden war, siegte endlich die Uebermacht des Kaisers. Johann Friedrich wurde verwundet und von den Feinden umringt. Allerdings vertheidigte er sich fortwährend mit der männlichsten Tapferkeit; doch vergebens ..... nach langem Widerstand wurde er endlich gefangen genommen [10]). Die Niederlage des sächsischen Heeres war nun vollständig; was nicht auf dem Wahlplatz blieb, fiel größtentheils in die Gefangenschaft, und nur 400 Mann retteten sich nach Wittenberg. So endigte die entscheidende Schlacht des 24. Aprils 1547 auf der Lochauer Heide bei Mühlberg.

Karl V. war gegen den gefangenen Kurfürsten so aufgebracht, daß er ihn als Aufrührer sogar zum Tode verurtheilen ließ. Es gereicht

---

[9]) Sl. 325. In hoc rerum statu, Saxo, *qui tunc sacram concionem audiebat*, promiscuis impedimentis, ipse postea subsequitur, et Vuittembergam iter habet.

[10]) Eod. Itaque numero victus et multitudine, cum ad noctem usque pugnatum esset: ipse, per sinistram maxillam accepto vulnere adverso, cum fortiter esse defenderet, capitur.

Johann Friedrich zur Ehre, daß er das strenge Urtheil mit Standhaftigkeit vernahm [11]). Durch die Vermittlung des Kurfürsten von Brandenburg wurde der Kaiser insofern anders gestimmt, daß er das Todesurtheil zurücknahm. Dagegen sollte sich der Kurfürst verpflichten, allen Beschlüssen, welche eine Kirchen-Versammlung oder der Kaiser in dem Religionsstreit fassen werde, unbedingten Gehorsam zu leisten. Mit Stolz und wirklicher Seelengröße verwarf der gefangene Kurfürst auch diese Bedingung. Man muß dieß rühmend anerkennen, je weniger das Benehmen Johann Friedrichs bei der Leitung des Krieges entschuldiget werden kann.

Der Kaiser gab selbst in dem zweiten Punkt, über die Religion, endlich nach, legte aber im Uebrigen dem Besiegten desto härtere Bedingungen auf; denn das Haupt der ältern sächsischen Linie mußte nicht nur die Hälfte seines Landes, sondern auch die kurfürstliche Würde für sich und seine Nachkommen abtreten. Mit beiden wurde Herzog Moritz von Sachsen beschenkt ..... als Preis für den Verrath an seinen Glaubensgenossen, und an seinem Bluts-Verwandten. Johann Friedrich hingegen mußte auch nach dem Friedensschluß in der Gefangenschaft Karls V. verbleiben.

Es ist räthselhaft, daß der Landgraf Philipp von Hessen bei dem Zuge des Kaisers nach Sachsen nicht das Mindeste unternahm, um seinem Bundesgenossen Johann Friedrich zu Hülfe zu kommen. Allenthalben zeigten die Protestanten sonach Schwäche, und die Stadt Bremen allein erwarb sich unter ihnen den Ruhm eines energischen Widerstandes. Jobst von Krüningen, der sie mit einem kaiserlichen Heere belagerte, wurde mit Nachdruck bei allen Angriffen zurückgewiesen, und am Ende zur Aufhebung der Belagerung gezwungen. Unterstützt von Hamburg, Braunschweig und Magdeburg, setzte Bremen auch in der Folge den Widerstand siegreich fort; allein die Niederlage des Kurfürsten Johann Friedrich bei Mühlberg bewog selbst die niedersächsischen Städte zur Einstellung des Kampfes. Außer der Stadt Magdeburg, die sich nicht unterwarf, stand von dem mächtigen Bund der evangelischen Stände jetzt Philipp, Landgraf von Hessen, allein noch in den Waffen. Wenn derselbe aber vor der Schlacht bei Mühlberg nichts that, um den Siegeslauf des Kaisers aufzuhalten, so konnte er nun noch weniger daran denken, Widerstand zu leisten. Er ließ also ebenfalls seinen Frieden mit dem Reichsoberhaupt unterhandeln. Karl V. wollte die Versöhnung nur unter den härtesten Bedingungen zugestehen; denn Philipp sollte dem Schmalkalder Bunde entsagen und alle Urkunden desselben ausliefern, in

---

[11]) Sl. 326. Capto Saxone Caesar Vuittembergam petit, eoque cum exercitu, Maii die quarta, pervenit, et triduo post, *Ioannem Fridericum ob rebellionem, ut ait, capitis damnat.* Ille vero, cum audisset, animi consternati significationem nullam dedit.

kein neues Bündniß treten, dem das Reichsoberhaupt nicht angehöre, seine festen Plätze bis auf einen schleifen, alles Geschütz herausgeben und 150,000 Gulden Strafe bezahlen. Außerdem müsse der Landgraf seine Beleidigungen gegen den Kaiser knieend abbitten, und gleichwohl noch unbedingt auf Gnade oder Ungnade sich ergeben. Die letztere Forderung ließ den Landgrafen für seine Freiheit fürchten, und er suchte wenigstens in dieser Beziehung schützende Gewährschaften auszuwirken. Da Karl V. nichts bewilligte, so unterwarf sich Philipp endlich unbedingt, und leistete den 19. Juni 1547 zu Halle wirklich auf den Knieen Abbitte. Doch selbst diese Erniedrigung des Widersachers genügte dem Kaiser noch nicht, sondern letzterer behielt auch Philipp von Hessen in Gefangenschaft. So rächte sich die Verrätherei des Herzogs Moritz an seinem eigenen Schwiegervater.

Nach der Unterwerfung des Landgrafen Philipp von Hessen unter den Kaiser war jeder Widerstand der Protestanten verschwunden, der Religionskrieg selbst demnach beendigt; denn die Stadt Magdeburg, welche allein die Unterwerfung fortwährend verweigerte, war in der Vereinzelung ein gar zu geringer Gegner. Dem Reichsoberhaupt, als Vertreter der althergebrachten Kirche, war sohin ein vollständiger Sieg zu Theil worden, und jede Hoffnung für die Erhaltung der Reformation schien zerstört zu sein. Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen, die Häupter und Beschützer der Evangelischen, schmachteten, aller Macht entkleidet, in der Gefangenschaft; die übrigen protestantischen Fürsten, sowie die Städte hingegen zitterten vor dem Zorn und der Macht des Kaisers. Von der Universität Wittenberg war die neue Lehre ausgegangen, und von dort wurde sie während eines 29jährigen Zeitraumes stets wissenschaftlich vertreten und geleitet. Wer fortan die evangelische Theologie studiren wollte, besuchte die hohe Schule von Wittenberg, und wegen des außerordentlichen Glanzes, mit dem sie durch Luther und Melanchthon alle übrigen Universitäten verdunkelte, besuchten auch viele der Recht-Beflissenen aus dem Fürsten-, Grafen- und Herrenstande jene Akademie. Allein schon während des Krieges verließen wegen befürchteter Belagerung des festen Platzes die meisten Professoren und Studenten die Stadt. So ward die mächtige Anstalt für die Verbreitung der Reformation zerstört, und auch dieses Unglück brachte den Protestanten bedeutende, man möchte selbst sagen, bleibende Nachtheile. Für die Familie Luthers, welche erst des Hauptes und Vaters beraubt worden war, wirkte der unselige Ausgang des Krieges besonders traurig. Johann Friedrich von Sachsen würde gewiß Vaterstelle an den mittellosen Hinterbliebenen des Reformators vertreten haben; doch er war im Gefängniß, und konnte nichts mehr thun: im Getümmel und der Bestürzung des Augenblicks nach der Niederlage des Kurfürsten kam vielleicht auch dem ganzen sächsischen Hofe die Familie Luthers vorübergehend aus dem

Sinne: die Wittwe des Reformators irrte daher mit ihren Kindern hülflos umher. Endlich fand sie bei dem König von Dänemark Zuflucht. Melanchthon war so gütig und menschenfreundlich, dieselbe auf der Reise dahin eine Strecke zu begleiten, und überhaupt mit Rath und That zu unterstützen. So kummervoll die Lage so vieler einzelner protestantischer Familien durch den unglücklichen Ausgang des Krieges geworden war, so verzweiflungsvoll stellte sich auch jene der evangelischen Richtung selbst dar. Nichts schien dieselbe mehr retten zu können. Und ein solches Mißgeschick, das die Nation Jahrhunderte in die Finsterniß zurückschleudern konnte, entstand nur, weil ein Fürst an Einfluß und Macht gewinnen wollte! Eine furchtbare Verantwortlichkeit lud also der treulose Herzog Moritz von Sachsen auf sich.

Fünf und zwanzigstes Hauptstück.

Folgen des Siegs Karls des Fünften. Das Religions-Interim von Augsburg.

(Vom Jahr 1546 bis 1549.)

Kaiser Karl V. war ein denkender Staatsmann, welcher nach einem bestimmten Plane zu handeln gewohnt, und denselben mit Ausdauer zu verfolgen fähig war. Wie Alle seines Standes, auf die Größe seiner Familie eifersüchtig, wollte er die Macht des Hauses Oestreich bedeutend erhöhen. Da die Erblichkeit der Kaiserwürde in diesem Hause der Lieblingswunsch der meisten Habsburger war, so mag auch Karl V. nicht ganz frei davon geblieben sein. Zum Mindesten hegte er den innigsten Wunsch, die so tief gesunkene Macht des Reichsoberhaupts wieder zu kräftigen. Daß diese Absicht einer der Beweggründe zu dem Kriege gegen den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen war, hatten die Ereignisse selbst erwiesen. Während gegen die Protestanten in Oberdeutschland nach ihrer Niederlage nur Geldstrafen und Verweise verhängt wurden, traf jene beiden Fürsten die Erschütterung ihrer Macht, und sogar das Gefängniß. In ihrer Eigenschaft, als Führer der evangelischen Partei, lag der Grund dieser Strenge nicht ausschließend: denn Karl V. bestand keineswegs auf wesentlicher Nachgiebigkeit derselben in der Religion, sondern nur auf glänzender Genugthuung für die Widersetzlichkeit gegen den Kaiser. Die Fürsten sahen die Sache von diesem Gesichtspunkte an. Es war lange nicht erlebt worden, daß ein Reichsfürst, wie Philipp von Hessen, zu den Füßen des Kaisers lag, und wegen der Widersetzlichkeit gegen die Würde der Reichsgewalt Abbitte leistete: es war etwas sehr Ungewöhnliches, daß zwei Landesherren wegen desselben Vergehens von dem Kaiser sogar zur Gefängnißstrafe verurtheilt wurden: man machte deßhalb das Reichsoberhaupt darauf aufmerksam, daß sein Verfahren die Unzufriedenheit aller Fürsten erregen werde. Doch Karl V. kehrte sich nicht an solche Vorstellungen, und behielt den Land-

grafen von Hessen, trotz den Bitten seines Bundesgenossen, des Herzog Moritz, in der Gefangenschaft. Schon dieß gab einen Fingerzeig über die eigentlichen Pläne des Kaisers. Andere offenbarten sich bald nachher.

Nach der Beendigung des Krieges in Sachsen kehrte Karl V. eiligst nach Oberdeutschland zurück, und veranstaltete eine Versammlung der schwäbischen Herren und Städte in Ulm, um den alten Bund in Schwaben wieder aufzurichten. Dieser hatte in dem Bauernkrieg gute Dienste geleistet, und galt auch für einen Stützpunkt der Reichsgewalt gegen die Fürsten: deßhalb wünschte denn der Kaiser die Erneuerung desselben.

Nachdem die Verhandlungen in Ulm auf einen Reichstag nach Augsburg verwiesen worden waren, welcher am 1. September 1547 seinen Anfang nahm, entwickelten sich die Entwürfe Karls V. immer bestimmter. Ob er gleich wider die Lehre Luthers eingenommen blieb, so war er gleichwohl wider die Mißbräuche der Kirche keineswegs verhärtet, sondern im Gegentheil zu einer Reform derselben fest entschlossen. Nur sollte dieselbe von oben, also einer allgemeinen Kirchen-Versammlung ausgehen. Eine solche befand sich während des Krieges von 1546 in Trident; allein der Pabst, mit dem Kaiser so unzufrieden, daß er seine Hülfstruppen schon im December 1546 zurückgezogen hatte, verlegte das Konzilium im März des folgenden Jahres vollends nach Bologna. Während Paul III. schon auf die Synode in Trident einen so großen Einfluß ausgeübt hatte, daß man dort, statt mit der Kirchen-Reform, nur mit der Verdammung der evangelischen Lehre sich beschäftigte, schien eine Versammlung in Bologna vollends von dem Pabste abhängig zu sein. Der Kaiser bezeigte deßhalb sowohl über die Verzögerung der Reform-Verhandlungen, als die Verlegung des Konzils sein Mißfallen, und die Kälte zwischen ihm und dem heiligen Vater wurde immer größer. Da nun Karl V. die Reichsgewalt wieder zu Ansehen und Macht emporheben, daher von dem Pabste so wenig, als von den Fürsten ungebührlich sich beherrschen lassen wollte, so ergriff er den Gedanken, sich ausgleichend zwischen die Kurie und die Protestanten zu stellen, und jede der beiden Parteien zur Verhinderung des Uebergewichts der andern zu benützen. Bei einer solchen Politik konnte eine gänzliche Unterdrückung der Protestanten nicht in seinem Willen liegen: vielmehr wollte er dieselben in so weit dulden, um den Pabst zur Bewilligung einer Kirchen-Reform zu zwingen.

Für ein Mittel zur Erreichung seines Zweckes hielt er zunächst die Herstellung einer vorläufigen Ordnung in der Kirche, welche von beiden Religions-Parteien beobachtet werden sollte. Gegen die Verlegung der Synode von Trident hatte der Kaiser feierlich Einsprache erhoben: die neue Versammlung in Bologna konnte also von ihm unmöglich anerkannt werden, und weil die Beilegung des Streites mit der Kurie so bald nicht zu hoffen war, so wollte Karl V. die interimistische Kirchen-

ordnung, welche er wünschte, durch den Reichstag festsetzen lassen. Zu dem Ende ertheilte er den Theologen Julius Pflug, Michael Helding und Johann Agricola den Auftrag zur Ausarbeitung eines Entwurfes für jene einstweiligen Kirchensatzungen. Die beiden erstern Männer galten für gemäßigte Katholiken, und der Dritte war vollends Prediger am protestantischen Hof von Brandenburg; gleichwohl kam der Entwurf, welchen sie dem Kaiser vorlegten, einer gänzlichen Aufhebung der lutherischen Lehre gleich. Die Protestanten sollten nämlich nicht nur alle katholischen Gebräuche, mit Einschluß der Messe, Bilder und Ceremonien, sondern auch die päbstliche Theorie der Transsubstantiation wieder annehmen und über die Rechtfertigung, sowie die übrigen Fundamental-Sätze des Glaubens zu Lehren sich bekennen, wogegen sie sich immer gesträubt hatten. Die einzigen Zugeständnisse, welche man ihnen machte, bestanden darin, daß ihnen der Gebrauch des Kelchs im Abendmahl zugelassen, verschiedene Feiertage abgethan und den verheiratheten Geistlichen die Fortsetzung der Ehe bis zu der künftigen endlichen Entscheidung des Religions-Streites gestattet werden sollte [1]). So wäre denn das mühselige Werk Luthers vollständig wieder zerstört gewesen. Und gleichwohl wollte auf dem Reichstag zu Augsburg kaum ein ernstlicher Widerspruch der Protestanten gegen den vorgelegten Interims-Entwurf zum Vorschein kommen. Nur der neue Kurfürst Moritz von Sachsen erhob Bedenklichkeiten, an die sich der Kaiser nicht einmal kehrte. Letzterer ließ vielmehr den Entwurf der oben genannten drei Theologen am 15. Mai als Reichsgesetz verkünden. Dasselbe erhielt den Namen des Augsburger Religions-Interims (Interim Augustanum).

Unter den angegebenen Umständen schien die Maaßregel des Kaisers freilich nur den Protestanten nachtheilig, dem Pabstthum dagegen unbedingt vortheilhaft zu sein. Um indessen seinem Plane gemäß zugleich die Katholiken zu einer Kirchen-Verbesserung zu zwingen, wurde nach seinem Befehl den deutschen Bischöfen im Juni 1548 der Entwurf einer Reform vorgelegt. Dieser erregte nun umgekehrt die Erbitterung der Katholiken, und es bewährte sich also die Absicht einer vermittelnden Stellung des Kaisers zwischen beiden Religions-Parteien; allein man sah zugleich, daß Karl V. sich verrechnet, und nunmehr beide Theile gegen sich habe. Von Seite der Protestanten zeigte sich solches sehr bald.

So gering nämlich der Widerspruch der protestantischen Stände wider die vorläufige Kirchen-Ordnung bei der Berathung derselben auf dem

[1]) Es lag eine merkwürdige Bestimmtheit in der Interims-Verordnung. Sleidan Fol. 363.

In canone Missæ prorsus nihil immutetur et reliqua omnia serventur iuxta vetus praescriptum: *vestes, ornamenta, vasa, cruces, altaria, candelæ et imagines*, veluti monumenta quædam retineantur.

Wenn Luther dieß erlebt hätte!

Reichstag gewesen war, so allgemein und energisch zeigte sich derselbe nach ihrer Verkündung als Reichsgesetz. Jetzt wiederholte nicht nur der Kurfürst Moritz seine Einsprache, sondern es protestirten noch nachdrücklicher der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Markgraf von Brandenburg-Küstrin. Ungleich stärker ward jedoch der Widerstand von Seite des evangelischen Volkes. Nachdem alle lutherischen Reichsstädte gegen das Interim sich erklärt hatten, widersetzte sich die Bevölkerung von Brandenburg und sogar einiger Länder katholischer Fürsten der Einführung desselben. Die Massen der Lutherischen wurden jetzt erst schwierig, und fuhren mit einer Erbitterung und selbst Energie empor, welche nach den Erfahrungen des Schmalkalder Krieges kaum erwartet werden konnten. Aber es zeigte sich jetzt, daß die protestantische Partei durch die Siege des Kaisers nur vorübergehend betäubt, keineswegs hingegen überwältigt war. Gleichwohl offenbarte Karl V. den Vorsatz, die Einführung des Interims in den evangelischen Ländern mit Gewalt zu erzwingen. Nicht bloß im Herzogthum Württemberg war dieß wirklich geschehen, sondern auch in den Reichsstädten Augsburg, Nürnberg und Ulm.

Wenn die Protestanten schon durch den Gewissenszwang an sich entrüstet werden mußten, so stieg ihre Erbitterung um so höher, als der Kaiser nicht bloß mit Strenge, sondern auch mit wirklicher Härte verfuhr. Die evangelischen Prediger in Ulm, welche wider das Augsburger Interim beharrlich sich erklärten, wie z. B. Martin Frecht, wurden mit Ketten beladen in das Gefängniß geworfen, und alsdann in solchem Zustand dem kaiserlichen Heere nachgeführt. Ein gleiches Schicksal war dem lutherischen Prediger Johann Brenz in Schwäbisch-Hall, einem hochstehenden Mann unter seinen Glaubensgenossen, zugedacht. Derselbe mußte seine Gattin und sechs Kinder der Verzweiflung überlassen, und durch die Flucht sich retten. Viele andere Familien von evangelischen Geistlichen hatten das nämliche bittere Loos, da ihre Versorger im Elend umher irrten. Ja sogar die Gattin von Johann Brenz wurde gezwungen mit ihren sechs Kindern auszuwandern. Dieselbe war sehr krank, und nicht einmal ein solcher Zustand konnte Barmherzigkeit erwecken. Die Arme schwankte mit ihren unglücklichen Waisen hülflos umher, und unterlag auch bald ihrer Krankheit[2]). Durch das Mitleiden mit allen diesen Märtyrern ihrer Ueberzeugung wurde der Haß der evangelischen Bevölkerung wider Karl V. von Tag zu Tag größer, und allmälig der Entschluß, zum verzweifelten Widerstand, bei ihr hervorgerufen. Obgleich

---

[2]) Sleidan Fol. 356. Uxor ejus autem, etsi gravi detineretur morbo, quo paulo post etiam extincta fuit, exulare jubetur. Itaque misera cum sex liberis vagatur sedibus incertis, et quo se recipiat, vix ullum habet perfugium, Hispanorum formidine concussis omnium et occupatis animis: eumque dolorem et aegrimoniam augebat etiam, quod interea, quae mariti esset fortuna, nesciret.

sich dieß im Großen erst später zeigte, so trat ein Anzeichen gleichwohl noch im Jahr 1548 hervor.

Die freie Stadt Konstanz, der neuen Lehre eifrig ergeben, sendete Botschafter an den Kaiser, und ließ ihn inständigst um Gewissens-Freiheit, sohin um Verschonung mit dem Augsburger Interim bitten. In gemüthlicher Weise stellte die würdige Reichsgemeinde ihrem Oberhaupt vor: „daß sie sich in großer Angst und Noth befinde: denn bei einer Widersetzlichkeit gegen den Kaiser setze die Bürgerschaft alle ihre Glücksgüter, und selbst das Leben auf das Spiel. Wenn sie dagegen gehorche, so lade sie wegen Verletzung ihres Glaubens die Strafe Gottes auf sich: der Kaiser möge daher menschenfreundlich sein, und die Stadt nicht zwingen, daß sie gegen ihr Gewissen handle“ [3]). Selbst diese einfache, rührende Sprache verfehlte bei Karl V. aller Wirkung, und letzterer beharrte bei dem Befehl unbedingter Unterwerfung. Jetzt erwachte aber auch der Stolz der mannhaften Reichsstadt, und die Bürger von Konstanz beschlossen, der verhaßten Maaßregel des Kaisers Trotz zu bieten, und verweigerten mithin standhaft die Annahme des Augsburger Interims.

Nunmehr sprach Karl V. nicht nur die Acht über die muthige Reichsstadt aus, sondern schickte auch einen Kriegszug unter dem Oberbefehl zweier Spanier, Alphons von Vives und Diego von Cales, ab, um den Spruch zur Vollziehung zu bringen. Die Hoffnung der Spanier, Konstanz zu überrumpeln, wurde vereitelt; denn die Bürger schlossen bei Annäherung der kaiserlichen Truppen die Thore, und vertheidigten nun mit der rühmlichsten Tapferkeit ihre Stadt. Dabei wurden Thaten verübt, welche durch die Tugend der patriotischen Hingebung an die lombardischen Städte zur Zeit Friedrichs Rothbart erinnerten. So umklammerten einige Jünglinge spanische Soldaten, und stürzten sich mit ihnen in den Rhein. Die Spanier ertranken; doch jene heldenmüthigen Jünglinge schwammen triumphirend zu den Ihrigen zurück [4]). Durch diese und ähnliche Thaten wurde der Angriff der kaiserlichen Truppen erfolgreich abgeschlagen, und ein Anführer der letztern, Alphons von Vives,

---

[3]) Sleid. f. 361. Constantiensium ad Caesarem literae.

Senatus, eo cognito, Julii die decimo tertio datis literis admodum demissis, orant ne quid contra conscentiam et animae salutem facere cogantur. Videre se periculum suum, et in maximis angustiis versari. Ni si enim pareant, omneis suas fortunas atque vitam in discrimen vocari. Quod si morem gerant, Dei vindictam atque judicium sibi subeundum esse. Parcat igitur.

[4]) Chronologia Constantiensis Fol. 350:

Tribus repente locis imparatos intercipere Alphonsus certum habuerat, et Petrusianum suburbium prius cepit, quam adesse crederetur, militibus repente per pontem in ipsam urbem contendentibus, mox tamen magna clade repressis cum quadragiata an sexaginta juvenes lanciones, facto in Hispanos impetu, pontem a suo tergo rescindi curarent, eoque facto, ut mando exercitu erant in Rhenum se praecipites darent, nonnulli una Hispanos traherent ac mergerent, ac dein ad suos se in muro expectantes reciperent.

verlor selbst das Leben. Als man hierauf den braven Bürgern alle Zufuhr abschnitt, so drang die Hungersnoth ihnen endlich den Wunsch ab, wegen Uebergabe der Stadt zu unterhandeln. König Ferdinand, welcher von den Bürgern in Konstanz um Fürsprache bei seinem Bruder, dem Kaiser, ersucht wurde, wollte nur unter der Bedingung einwilligen, daß die Stadt Konstanz unter den Schutz des Hauses Oestreich sich begebe, sohin ihrer Reichsfreiheit entsage. So hart dieses Opfer auch war, so glaubten die Bürger von Konstanz, dasselbe dennoch darbringen zu müssen. Die Huldigungs-Urkunde an das Haus Oestreich wurde am 26. Januar 1549 unterzeichnet, und die Stadt von dem König Ferdinand in Besitz genommen. Kaiser Karl V., welcher die Vermehrung der östreichischen Macht sehr gerne sah, bewilligte nun die Aufhebung der Reichsacht. So war Konstanz freilich gerettet; leider aber um einen entsetzlichen Preis: denn nicht nur die Reformation ward jetzt in jener freisinnigen Bürgergemeinde wieder gänzlich unterdrückt, sondern auch der Wohlstand und die ansehnliche Macht der Stadt durch den Verlust der Reichsfreiheit gänzlich zerrüttet. Bürgerliche Selbstständigkeit ist Leben, das Gegentheil Tod. An dem Schicksal von Konstanz zeigte sich dieß: denn seit der Ergebung der Stadt an einen Landesherrn sank sie immer tiefer und tiefer, bis sie endlich nur noch der Schatten ihrer ehemaligen Größe ward.

Ein weiteres ruhmwürdiges Beispiel der Standhaftigkeit gab der gefangene Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen. Karl V. ließ ihm das Augsburger Interim vorlegen, und drang sodann in ihn, dasselbe anzunehmen. Mit Würde antwortete Johann Friedrich: der Kaiser habe schon früher (nach der Mühlberger Schlacht) erfahren, daß er, der Kurfürst, durch keinerlei Drohungen und Gewalt zum Abfall von seinem Glauben bewogen werden könne: heute stehe seine Ueberzeugung nicht minder fest, und nie werde er ein Haar breit davon weichen.“ Vergebens machte man dem Gefangenen für den Fall der Nachgiebigkeit Hoffnung auf die Freiheit: er blieb standhaft. Karl V. vermochte so klein zu handeln, daß er den Kurfürsten härter behandeln ließ; doch auch das blieb vergeblich, und Johann Friedrich unerschütterlich bei der Ablehnung des kaiserlichen Begehrens.

Im südlichen Deutschland setzte Karl V. die Einführung des Augsburger Interims endlich durch; dagegen spann sich hierüber in Norddeutschland ein bedenklicher Widerstand an. Bevor die Ereignisse sich weiter entwickelten, geschah von dem Kaiser noch ein Schritt, welcher das Mißtrauen wider ihn bedeutend steigerte. Derselbe machte den Reichsständen nämlich den Vorschlag, seinen Sohn Philipp nach Ableben seines Bruders Ferdinand, zum Nachfolger in der Kaiserwürde zu ernennen. Zur Entschädigung der deutsch-östreichischen Linie sollte der Sohn Ferdinands, Maximilian, zum Nachfolger Philipps im Reiche ernannt

werden. Da sohin die Kaiserwürde in mehreren Generationen dem Hause Oestreich zugedacht war, so verrieth sich so ziemlich der Staatsplan, jenem Hause allmälig die Erblichkeit der Reichskrone zu erwerben. Große Bedenken erregte darum der Antrag Karls V. bei den Kurfürsten und übrigen Reichsständen. Am meisten fühlte sich der neue Kurfürst Moritz von Sachsen durch die Entwürfe des Kaisers verletzt: denn sein Gewissen mochte ihm vielleicht gesagt haben, daß er durch den Verrath an seiner Glaubenspartei und seinem Blutsverwandten die politischen Bestrebungen des Hauses Oestreich wesentlich gefördert habe. Wie dem aber auch sein mochte, in dem Geiste des Kurfürsten Moritz reiften endlich die Entschlüsse, welche er bei der Treulosigkeit des Jahres 1546 sich vorbehalten haben mochte. Die öffentlichen Zustände in Deutschland sollten daher plötzlich eine unerwartete, durchgreifende Veränderung erleiden.

Sechs und zwanzigstes Hauptstück.

Siegreiche Wiedererhebung der Reformation. Die Religionsfriedensschlüsse von Passau und Regensburg.

(Vom Jahre 1549 bis 1555.)

Nachdem der Pabst Paul III. am 10. Novbr. 1549 verstorben, und Julius III. zu seinem Nachfolger erwählt worden war, wollte das neue Kirchen-Oberhaupt sogleich entscheidende Schritte einleiten, um endlich die Religions-Wirren bleibend zu lösen. In Uebereinstimmung mit dem Kaiser berief er daher ein allgemeines Konzilium auf den 1. Mai 1551 nach Trident. Karl V. verbürgte den evangelischen Ständen völlige Sicherheit für sich und ihre Gesandten bei Beschickung der Synode, forderte aber dafür um so strenger das Erscheinen derselben. Da das Reichsoberhaupt bei der Einführung des Augsburger Interims so nachdrückliche Maaßregeln ergriffen hatte, so schien wider die Protestanten eine nicht minder energische Einschreitung bei der Ablehnung der neuen Kirchen-Versammlung bevorzustehen. Die evangelischen Stände willigten deßhalb meistens in die Beschickung des Konzils ein, und trösteten sich nur mit dem geheimen Entschluß, im Nothfall an ihren Glauben Gut und Blut zu setzen. Auch der neue Kurfürst Moritz von Sachsen erklärte seine Bereitwilligkeit, an den Verhandlungen der Kirchen-Versammlung Antheil zu nehmen: doch nun war die Rolle des Ueberlisteten dem Kaiser zugedacht. Moritz hatte nämlich den festen Entschluß gefaßt, jede Wirkung der Synode zu vereiteln, und dem Augsburger Glaubens-Bekenntniß der Protestanten Achtung zu verschaffen: — eben deßhalb stellte er sich, als ob er so gerne den Wünschen des Reichsoberhaupts in Beziehung auf das Konzil entspreche. Nachdem er den Kaiser sicher gemacht hatte, sann er auf ein Mittel zur Ausführung seiner Anschläge, und bald war er mit einem Plane fertig, welcher für seine Meisterschaft in List und Verstellung ein neues Zeugniß gab.

Des Reiches freie Stadt Magdeburg hatte auch im Jahre 1551 immer noch die Unterwerfung unter den Kaiser verweigert. Als das Religions-Interim von Augsburg verkündet worden war, wurde die Erbitterung jener Reichsgemeinde noch größer, und ihr Entschluß, den Widerstand bis auf das äußerste zu treiben, noch fester. Bei der Durchführung des kaiserlichen Willens in andern Gegenden Deutschlands legten verschiedene evangelische Prediger ihr Amt nieder, um nicht wider ihr Gewissen zu handeln: zu den gewaltsam Vertriebenen, deren Anzahl fortwährend stieg, kamen also auch viele freiwillige Flüchtlinge, und mehrere von beiden fanden in Magdeburg Aufnahme, weil dort dem Interim der Eingang nicht verstattet worden war. Die sonst schon bedeutende Stadt schien jetzt gewissermaßen der Mittelpunkt des reinen Lutherthums zu sein, von welchem aus vorerst ein geistiger Kampf gegen die Unterdrückung Karls V. geführt wurde. Als das Beispiel anfing, gefährlich zu werden, regte man auf der Reichsversammlung die Vollziehung der wider Magdeburg bereits ausgesprochenen Acht an. Um den Kaiser durch ein ähnliches Mittel zu verderben, wie einst den Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen, wußte Moritz, dessen Nachfolger in der Churwürde, die Einleitung zu treffen, daß ihm die Vollziehung der Reichsacht auch gegen Magdeburg angetragen wurde. Moritz war von dort aus persönlich angegriffen worden, indem die strengen Lutheraner ihn kaum mit Unrecht den Renegaten und Apostaten hießen. Karl V. ging dadurch wirklich in die ihm gestellte Falle; denn er glaubte, daß es dem persönlich gereizten Churfürsten mit der Bestrafung der ihm feindlichen Stadt Ernst sei. Ohne alles Mißtrauen wies der Kaiser daher bedeutende Geldsummen zu den Rüstungen an. Auch durch den großen Umfang der letztern schöpfte er keinen Argwohn, weil Magdeburg schon damals sehr fest war, und eine zahlreiche, bis zur Leidenschaft erhitzte Bevölkerung hatte. Unter solchen Umständen schien in der That ein starkes Heer zur Eroberung der Stadt nothwendig zu sein.

Während Moritz mit Eifer rüstete, war Kaiser Karl V. auch mit Heinrich II., dem Nachfolger von Franz I. in Frankreich, in Krieg verwickelt worden, und dieses Ereigniß benützte der Churfürst sogleich geschickt für seine Pläne, indem er einen Subsidien-Vertrag mit Heinrich II. abschloß. Letzterer verpflichtete sich darin, in den ersten drei Monaten des Kriegs 240,000, und in jedem folgenden 60,000 Thaler Hülfsgelder zu zahlen, auch ohne Vorwissen des Churfürsten mit dem Kaiser keinen Einzeln- oder Separat-Frieden zu schließen. Nachdem Moritz noch verschiedene evangelische Fürsten, insbesondere den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den Herzog von Mecklenburg, den Landgrafen Friedrich von Hessen in's Geheimniß gezogen und von ihnen die Zusage von Hülfe erhalten hatte, wurde die Einnahme Magdeburgs noch im Spätherbst 1551 mit Ernst betrieben. Wider Erwarten ergab sich die Stadt schon

am 6. November jenes Jahres, so daß ihre Häupter also von dem Plane des Churfürsten wahrscheinlich ebenfalls unterrichtet waren. Letzterer legte von seinen Truppen eine Besatzung nach Magdeburg, und nahm die Soldaten, welche capitulirt hatten, größtentheils in seinen Sold. Da er auch nach erreichtem Zweck sein Heer also vermehrte, anstatt es zu entlassen, da er dasselbe ferner auch während des Winters unter den Waffen hielt, so mußte sein eigentlicher Plan sich allmählig verrathen.

In der That verbreitete sich in Norddeutschland das Gerücht, daß ein Anschlag wider den Kaiser im Werke sei, ja letzterer wurde sogar ausdrücklich gewarnt [1]). Endlich berichtete man dem Reichsoberhaupt bei Anfang des Jahres 1552 von mehreren Seiten auf das bestimmteste, daß Moritz nur die bessere Jahreszeit abwarte, um wider den Kaiser und die Katholiken zu Feld zu ziehen. Karl V. hätte nun freilich Verdacht schöpfen, und an Vorbereitungen denken sollen; allein so schlau er war, so sollte er hierin doch an Moritz seinen Meister finden. Dieser brachte es nämlich durch ein seltenes Gewebe von List, Trug und Heuchelei dahin, daß der sonst argwöhnische Kaiser noch einmal sich bereden ließ, und seinem heimlichen Feinde ohne Gegenanstalten die gewünschte Zeit für seine Anschläge verstattete. So kam endlich der März des Jahres 1552 heran, und am zwanzigsten jenes Monats gab der neue Churfürst von Sachsen zur Erhebung der gebeugten Protestanten wider den Kaiser das Zeichen.

Zuförderst wurde in einem feierlichen Manifeste an die gesammte Nation ausgeführt, daß Karl V. nicht bloß die evangelische Religion gegen sein Versprechen verfolgt und unterdrückt habe, sondern auch einen Reichsfürsten, den Landgrafen Philipp von Hessen, widerrechtlich im Gefängniß halte, und überhaupt auf die Umstürzung der Reichsverfassung ausgehe. Nach der üblichen Sprache der deutschen Fürsten, erklärten nun auch Moritz und seine verbündeten Standesgenossen, daß sie zur Vertheidigung der deutschen Freiheit die Waffen ergriffen hätten [2]). Nachdem das Manifest in Umlauf gesetzt worden war, brach der neue Churfürst von Sachsen am 20. März 1552 mit seinem Heere nach dem süd-

---

[1]) Sleidan ad annum 1552 p. 417. Paulo post, plerique cœperunt mussare, Concilium iri porogatum, et Mauricium, facto cum Galliae rege fœdere, bellum in Caesarem parare. Subobscurus quidam erat hic rumor initio, sed invalescebat in dies, ac silentio missus fuit ad Caesarem Tridento, qui de ipsius voluntate cognosceret.

[2]) Sleid. f. 423. in terg. Denique id prorsus agi, ut in fœdam et ignominiosam servitutem adducantur omnes. Quo quidem nomine posteritas et nepotes habituri sint justissimas causas, ignaviam hujus temporis atque socordiam detestandi, quo pulcherrimum illud ornamentum, patriae nimirum libertas, occubuit.

Selbst von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg berichtet Sleidan bittere Klagen über die Unterdrückung der deutschen Freiheit:

Albertus autem Marchio Brandeburgicus, in eandem prope sententiam scriptum edit, et opprimi queritur Germaniae libertatem ab iis ipsis, qui tueri illam ex officio debebant, et amplificare.

lichen Deutschland auf, wo Karl V. verweilte. Am 22. und 25. März stießen die Hessen unter Landgraf Wilhelm bei Bischofsheim und Schweinfurt zu ihm. Fast gleichzeitig vereinigten sich auch die Streitkräfte des Markgrafen von Brandenburg mit Moritz, und schon am 31. März 1552 erschien das große Heer der Protestanten vor den Thoren von Augsburg. Nicht nur diese Reichsstadt schloß sich sogleich dem Unternehmen an, sondern in allen Gegenden Deutschlands wurde dasselbe von den Evangelischen freudig begrüßt. So lag es denn klar am Tage, daß um Moritz binnen wenigen Wochen oder Monaten ein ungeheures Heer versammelt sein würde. Da zugleich der neue Churfürst von Sachsen zur Führung desselben ganz andere Fähigkeiten besaß, als sein Vorgänger, so befand sich der Kaiser wirklich in der größten Gefahr.

Karl V., welcher noch überdieß zu Insbruck an der Gicht krank lag, erkannte dieselbe vollkommen, und berief daher eiligst seinen Bruder Ferdinand zu sich, um den Sturm durch ihn mittelst Unterhandlungen beschwören zu lassen. Damit der Kaiser noch mehr bestrickt werde, ließ sich Moritz zum Scheine in einen Vergleichs-Versuch ein. Bei einer Zusammenkunft mit dem König Ferdinand zu Linz schloß er am 1. Mai sogar einen vorläufigen Vertrag mit demselben, nach welchem am 26. Mai 1552 in Passau eine Friedens-Verhandlung eröffnet, und zugleich von jenem Tage an bis zum Abschluß des Friedens ein Waffenstillstand bestehen sollte. Ohne diesen abzuwarten, überfiel jedoch Churfürst Moritz die Truppen des Kaisers bei Reuten, und brachte ihnen am 18. Mai eine vollkommene Niederlage bei. Nun ward sofort die Klause bei Ehrenberg erstürmt, und der Lauf des stürmischen Siegers alsdann gen Insbruck geleitet. Karl V. war so tief gebeugt, so ohnmächtig, daß er seine Vertheidigung nicht einmal wagen konnte, sondern bei Nacht und Nebel über die Gebirge entfliehen mußte [3]). Das scheinbar Unmögliche war demnach wirklich geleistet worden. Herzog Moritz hatte der ältern Linie seines Hauses nicht nur die Churwürde und die Hälfte ihres Landes abgedrungen, sondern auch die Reformation gerettet; denn der Sieger über die Protestanten floh in verzweiflungsvoller Betäubung vor ihm.

Der unerwartete Schlag hatte den Kaiser mit einer solchen Gewalt getroffen, daß er auch später die Folgen nicht mehr abzuwenden vermochte. Allerdings stemmte er sich einige Zeit mit Verdruß gegen die Anforderungen von Moritz: volle Religions-Freiheit für die Evangelischen, Abstellung der Beschwerden der Stände wegen Verletzung der Reichs-Verfassung, und Freigebung des Landgrafen Philipp. Da ihm aber die

[3]) Sleid. f. 430. Caesar autem, ubi de capto Erebergo cognovit, noctu, maxima celeritate tumultuarie discedens Oeniponte, cum Ferdinando fratre, qui persuadendae pacis causa nuper eo venerat, ut ante diximus, et per alpes, qua Tridentum itur, ad laevam deflectens, Villacum, quod est in Carnis oppidum, ad Dranum fluvium, sese recipit.

Fortsetzung des Krieges bei seiner gänzlichen Erschöpfung an Leibeskräften, Geld und Truppen unmöglich war, so mußte er sich dem Verlangen des Kurfürsten endlich fügen. In seinem Auftrag schloß daher König Ferdinand am 31. Juli 1552 zu Passau einen vorläufigen Frieden mit den evangelischen Ständen ab, wodurch die Reformation für immer sicher gestellt wurde. Ob gleich darin nach hergebrachter Weise die Beseitigung der Religionsspaltung einer allgemeinen oder wenigstens nationalen Kirchenversammlung vorbehalten blieb, so gestand man den Protestanten bis dahin doch die ruhige Ausübung ihres Glaubens zu. Ja es wurde sogar festgesetzt, daß alle und jede Verfolgung der Evangelischen, sie mag gerichtlich oder durch die Waffen geschehen, von jetzt an eingestellt, sohin die ihnen nachtheiligen Reichstags-Beschlüsse sammt und sonders außer Wirkung gesetzt sein sollten, und auch in Zukunft niemals ein anderer Versuch, als ein gütlicher, gemacht werden dürfe, um den Zwiespalt zu heben. Umgekehrt wurde auch den Katholiken die ungestörte Ausübung ihrer Religion und der friedliche Besitz aller ihrer Güter verbürgt. Das war also endlich die Bewilligung der „Gewissens-Freiheit", auf welche Dr. Martin Luther schon Anfangs so weise angetragen hatte. Welches Maaß von Jammer und Elend wäre erspart worden, wenn man jenem erleuchteten Rathschluß sogleich Anfangs, oder wenigstens von jetzt an, unverbrüchliche Folge geleistet hätte. Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, sowie der Landgraf Philipp von Hessen wurden nach fünfjähriger Gefangenschaft nunmehr in Freiheit gesetzt, und beide kehrten in ihre Erblande zurück.

Wenn es dem Herzog Moritz mit den Betheurungen seiner Uneigennützigkeit Ernst gewesen wäre, so mußte er es jetzt beweisen, also seinem Vetter die Kurwürde mit der geraubten Landeshälfte zurückgeben. An einen Widerstand des Kaisers war unter den gegebenen Zeitumständen nicht zu denken. Allein Moritz behielt alles, was er so heimtückisch und unedelmüthig an sich gerissen hatte. Man kann darum über den plötzlichen Sieg der Reformation keine volle und reine Freude empfinden, denn es bleibt äußerst schmerzlich, daß die Ernestinische Linie des Hauses Sachsen für ihre treue Förderung der evangelischen Lehre so hart gestraft wurde. Die Redlichkeit unterlag, und das Laster behauptete bleibend den Sieg; geschichtliche Erfahrungen der Art erfüllen aber das Gemüth mit Traurigkeit. Auch für die Zukunft brachte die schnöde That des Herzogs Moritz der Reformation großen Nachtheil. Zu den Gebietstheilen, die das sächsische Kurhaus an ihn abtreten mußte, gehörte unter andern auch Wittenberg, und um die dortige berühmte Universität aufrecht zu erhalten, bewog er Melanchthon, in seine Dienste zu treten. Dieser Gelehrte mochte freilich dem Wunsche des neuen Kurfürsten nur aus guten Beweggründen, um der Sache selbst zu nützen, entsprochen haben; gleichwohl war jener Schritt nach den höhern Grundsätzen mensch-

licher Würde durchaus nicht zu rechtfertigen. Niemals würde sich Luther dazu verstanden haben, von dem Verräther an seinem Kurfürsten ein Amt anzunehmen, und der treue Gehülfe des Reformators hätte auch nicht anders handeln sollen. Durch jene Schwäche Melanchthons wurden nun alle warmen Freunde Luthers so empört, daß zwischen ihnen und den Wittenberger Theologen eine entschiedene Feindschaft entstand. Dieselbe ward noch vermehrt, als die Ernestinische Linie des Hauses Sachsen, um für den Verlust der Universität Wittenberg Ersatz zu finden, eine neue hohe Schule in Jena gründete. Zwischen beiden Akademien entstanden die heftigsten Reibungen, und endlich in der gesammten evangelischen Richtung ein Zwiespalt, welcher sich sehr lange Zeit fortsetzte.

Nach dem Abschluß des Passauer Religionsfriedens begab sich Kaiser Karl V. über Straßburg nach Lothringen, um den Krieg mit dem König von Frankreich persönlich zu leiten. Man hatte bei den Verhandlungen in Passau verabredet, zur Vollendung des Religionsfriedens nach sechs Monaten einen Reichstag zu versammeln; dieß wurde nun durch den Krieg in Lothringen verhindert. Ein weiteres Hinderniß jener Reichs-Versammlung ergab sich durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, indem dieser heftige Unruhen erregte. Albrecht war an den Rhein gezogen, um dem König von Frankreich wider Karl V. beizustehen; da er jedoch wegen des Lohnes mit dem König nicht einig werden konnte, so schloß er sich umgekehrt dem Kaiser an[4]). Alsdann bekriegte der heftige Markgraf die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, sowie die Stadt Nürnberg. Albrecht raubte und plünderte dabei in dem Maaße, daß er eine allgemeine Entrüstung wider sich erregte[5]). Diese wurde noch größer, als der Markgraf noch vollends zu Grausamkeiten überging[6]). Da der Kaiser nicht gebührend einschritt, und selbst der Begünstigung Albrechts beschuldigt wurde, so sank auch er noch tiefer in der öffentlichen Meinung. Sogar König Ferdinand erklärte nun dem Mark-

[4]) Sleidan ad annum 1552 (fol. 442.): Erat tum in Lothringiae finibus, ad opidum Pontamossum, Albertus Brandeburgicus, cum quinquaginta signis peditum, et equitatu non parvo. Cumque de stipendiis tam praeteriti quam futuri temporis inter ipsum Galliaeque regem non conveniret, interventu quorundam reconciliatur Caesari, qui et culpam omnem et condonat, et actionem in eum institui belli causa, vetat, et transactionem cum episcopo Bambergensi factam atque Wirciburgensi, confirmat.

[5]) Sleidan fol. 444. in terg. Interim Albertus, conductis copiis progreditur, et per episcoporum atque Noribergensium fines omnia vastat incendiis atque direptionibus et Bambergam, oppidum regionis primarium capit.

[6]) Sleidan fol. 448. in terg. Inter alia illius facinora, hoc veluti singulare quoddam inauditae crudelitatis exempium recitant, quod cum ipsorum ditionis oppida duo, Altorfum atque Laufum nuper occupasset, non oppidanos modo, sed ex agris etiam coactos homines, atque pecudes incluserit, et diversis deinde locis incenderit, praecipue autem ad portas, eo plane consilio, ut omnes exureret. Hoc autem incendio, pueros, et mulieres aliquot gravidas, et complures aegrotos, qui perruptis et effractis muris evadere non possent, miserabiliter ibi conflagrasse dicunt.

grafen den Krieg; doch das Verdienst der endlichen Beruhigung des Reichs erwarb Moritz von Sachsen. Nachdem derselbe wider den Unruhestifter zu Feld gezogen war, erfolgte am 9. Juli 1553 eine entscheidende Feldschlacht bei Sievershausen, in welcher Albrecht von Brandenburg völlig geschlagen wurde. Moritz empfing hiebei eine tödtliche Wunde, und verschied zwei Tage nach der Schlacht; die Ruhe ward dagegen durch seinen Sieg endlich in Deutschland wieder hergestellt. Der in Passau verabredete Reichstag wurde jetzt für den Frühling 1554 wieder nach Augsburg einberufen. Da sich neue Hindernisse ergaben, so geschah die Eröffnung freilich erst im folgenden Jahr 1555; dafür leiteten die Verhandlungen auf ein sehr glückliches Ergebniß. Man bestätigte nicht nur, sondern befestigte und erweiterte auch noch die gütliche Einigung von Passau. Am 21. September 1555 kam nämlich ein förmlicher Religionsfriede in Augsburg zu Stande, welcher sowohl den Protestanten von der Augsburger Confession, als den Katholiken die Gewissens-Freiheit feierlich verbürgte. Es war darin ausdrücklich festgesetzt, daß die Evangelischen in der ruhigen Ausübung der Augsburger Confession verbleiben, und durch keine Gewaltthätigkeiten davon abgebracht werden dürfen. Allen weltlichen Reichsständen räumte man das Recht ein, zwischen der alten Religion und dem Augsburger Glaubens-Bekenntniß frei zu wählen, nur müßten alsdann die Unterthanen der Religion des Landesherrn folgen. Ausgeschlossen von diesem Frieden wurden alle diejenigen, welche dem katholischen Glauben und der Augsburger Confession nicht angehören [7]). Die evangelischen Stände hätten das Recht der freien Wahl zwischen beiden Confessionen auch gerne auf die geistlichen Stände, und

---

[7]) Der Inhalt des Augsburger Religions-Friedens vom Jahr 1555 lautet im Wesentlichen also:

„Und damit solcher Fried, auch der spaltigen Religion halben, — desto beständiger — erhalten werden möchte: so sollen die Kaiserl. Majestät, Wir, auch Churfürsten, Fürsten und Stände des heil. Reichs keinen Stand des Reichs wegen der Augspurgischen Confession und derselbigen Lehr, Religion und Glaubens halben mit der That gewaltigerweis überziehen, beschädigen, vergewaltigen, oder in andere Wege wider seine Conscienz, Wissen und Willen von dieser Augspurgischen Confessions Religion, Glauben, Kirchengebräuchen, Ordnungen und Ceremonien, so sie aufgericht, oder nochmals aufrichten möchten in ihren Fürstenthumben, Landen und Herrschaften bringen, oder durch Mandat, oder in einiger anderer Gestalt beschweren oder verachten, sondern bei solcher Religion, Glauben, Kirchengebräuchen, Ordnungen und Ceremonien, auch ihren Haab, Gütern — ruhiglich und friedlich bleiben lassen. Und soll die strittige Religion nit anderst dann durch christliche, freundliche Mittel und Wege zu einhelligem christlichen Verstand und Vergleichung gebracht werden. Alles bey Kaiserlichen und Königlichen Würden, Fürstlichen Ehren, wahren Worten und Pön des Landfriedens. Dargegen sollen die Stände, so der Augspurgischen Confession verwandt die Röm. Kais. Maj. Uns und Churfürsten, Fürsten und andere des heil. Reichs Stände der alten Religion anhängig gleichergestalt bey ihrer Religion, auch ihren Haab, Gütern — unbeschwert bleiben — lassen. — Doch sollen alle andere, so obgemeldten beyden Religionen nicht anhängig, in diesem Frieden nit gemeynt, sondern gänzlich ausgeschlossen seyn.“

auf die Priester überhaupt ausgedehnt. Da in diesem Fall von Seite der katholischen Fürsten die allmählige, unaufhaltsame Verbreitung der Reformation über ganz Deutschland befürchtet wurde, so widersetzten sie sich jenem Verlangen entschieden. Desto hartnäckiger verlangten die Protestanten die Ausdehnung der Gewissens-Freiheit auf die Geistlichen, und zugleich widersetzten sie sich dem Begehren, daß die Unterthanen die Religion ihres Landesherrn annehmen sollen. Kein Theil wollte nachgeben, so daß man denn über beide Punkte sich nicht vereinigen konnte. Die Katholiken behielten sich insbesondere vor, daß jeder Geistliche, welcher zur evangelischen Religion übergehe, sein Erzbisthum, Bisthum, seine Prälatur oder andere Pfründe der katholischen Kirche abtreten müsse. Diese Bedingung wurde der geistliche Vorbehalt genannt, und in dem Friedensschlusse selbst eingerückt. Dagegen wurde der Widerspruch der Protestanten durch das Versprechen des Königs Ferdinand beschwichtiget, den geistlichen Vorbehalt im Wege Kaiserlicher Erläuterungen (Declarationen) für sie weniger lästig zu machen. Die Entscheidung Ferdinands, im Vollmachts-Namen des Kaisers, fiel in Beziehung auf den geistlichen Vorbehalt freilich zu Gunsten der Katholiken aus [8]); dagegen verordnete der Kaiser, in Ansehung des zweiten, unverglichenen Punktes, daß der Adel und die Gemeinden geistlicher Territorien, welche schon länger der neuen Lehre zugethan waren, davon gewaltsam nicht abgebracht werden dürften [9]). Es blieb nunmehr bei der Versöhnung, und der Religions-

---

[8]) Ferdinand drückte sich bei seiner Deklaration in nächststehender Weise aus:

„Und nachdem bey Vergleichung dieses Friedens Stritt fürgefallen, wo der Geistlichen einer oder mehr von der alten Religion abtreten würden, wie es der von ihnen bis daher besessenen und eingehabten Erzbistumb, Bistumb, Prälaturn und Beneficien halben gethan werden soll, welche sich aber beede Religionsstände nit haben vergleichen können: demnach haben wir in Kraft hochgedachter Röm. Kais. Maj. uns gegebenen Vollmacht und Heimstellung erklärt und gesetzt, thun auch solches hiemit wissentlich, also, wo ein Erzbischof, Bischof, Prälat oder ein anderer geistliches Stands, von unser alten Religion abtreten würde, daß derselbig sein Erzbistums, Bistumb, Prälatur, und andere Beneficia, auch damit alle Frucht und Einkommen, so er davon gehabt, alsbald ohn einige Verwiderung und Verzug, jedoch seinen Ehren ohnnachtheilig, verlassen, auch den Capiteln, und denen es von gemeinen Rechten — zugehört, ein Person der alten Religion verwandt — zu wählen und zu ordnen zugelassen seyn — sollen, jedoch künftiger christlicher, freundlicher und endlicher Vergleichung der Religion unbegreiflich."

[9]) Diese Entscheidung des Königs hatte folgenden Inhalt:

Daß der Geistlichen eigen Ritterschaft, Städt und Communen, welche lange Zeit und Jahr hero der Augspurgischen Confession und Religion anhängig gewesen, und derselbigen Religion, Glauben, Kirchengebräuchen, Ordnungen und Ceremonien öffentlich gehalten und gebraucht, und bis auf heute dato noch also halten und gebrauchen, von deroselben ihrer Religion, Glauben, Kirchengebräuchen und Cermonien hinfüro durch jemand nicht gedrungen, sondern darbey bis zu obberührter christlicher und endlicher Vergleichung der Religion unvergewaltigt gelassen werden sollen. Und daß auf solch unser Declaration ums soviel destoweniger angefochten werden möcht, haben gemeine christliche Stände — uns zu unterthänigen Ehren und Gefallen bewilliget, daß die Derogation in gemeinem Religionfrieden dieses

friede vom 21. September 1555 wurde am 26. desselben Monats mit dem geistlichen Vorbehalt verkündet und vollzogen. Durch ein förmliches Reichs-Grundgesetz war nun den Augsburgischen Confessions-Verwandten ihre Religion feierlich verbürgt, die Reformation selbst also bleibend gerettet.

Reichstags (inhaltende, daß wider denselben Religionfrieden keine Declaration — nit gegeben, — noch angenommen werden, sondern unkräftig sein soll) obberührter unser Erklärung und Entscheid unabbrüchig, aber sonst bei ihren Würden und Kräften bestehen und gelassen werden soll."

Sieben und zwanzigstes Hauptstück.

Abdankung Karls des Fünften. Anerkennung Ferdinands des Ersten als Kaiser. Innere und äußere Lage des Reichs.

(Vom Jahr 1555 bis 1561.)

Der Religionsfriede von Passau betrübte das Reichsoberhaupt tief, weil seine Lieblingswünsche vereitelt, und die wesentlichsten Bestrebungen seiner Staatskunst zerstört waren. Als auch in der Folge der ganze Gang der Begebenheiten den Sieg der Reformation ankündigte, zugleich auch andere Entwürfe Karls V. mißlangen, so entstand in seiner Seele allmählig ein Widerwille gegen die Staatsgeschäfte, und die Neigung, den Thron mit einem einsamen, beschaulichen Privatleben zu verwechseln. Körperliche Leiden bestärkten noch einen Vorsatz, welchen der Kaiser längere Zeit bei sich herumgetragen hatte, und kurz nach dem Abschluß des Augsburger Religions-Friedens schritt er zur Ausführung desselben. Das Vorspiel erfolgte zu Brüssel, indem er dort die Regierung zu Gunsten seines Sohnes Philipp II. feierlich niederlegte.

Als zu dem Ende die Landstände am 25. October 1555 versammelt worden waren, kündigte der Staatsrath Philibert aus Brüssel denselben in einer Rede den Willen Karls V. an. Letzterer nahm hierauf selbst das Wort, bat wegen allenfallsiger Mißgriffe in seiner Verwaltung um Verzeihung, und für seinen Nachfolger Philipp II. um Liebe und Treue. Karl V. schloß seinen Vortrag mit einer Anrede an seinen Sohn, worin er diesen ermahnte, seine Dankbarkeit für den freiwilligen Zurücktritt des Vaters durch eine wohlthätige Regierung der Niederlande an den Tag zu legen. Der ganze Auftritt war sehr feierlich, doch mehr theatralisch, da die blutigen Verfolgungen der Protestanten in den Niederlanden mit den schönen Worten des Kaisers im Widerspruch standen. Nachdem Karl V. im Januar 1556 auch die Krone von Spanien niedergelegt hatte, erfolgte am 3. August jenes Jahres vollends der Verzicht auf die

Kaiserwürde, und zwar zu Gunsten des Königs Ferdinand. Bald darauf reiste Karl nach Spanien, und begab sich dort in das Kloster des heiligen Justus, unweit Plascenzia, wo er nur mit mechanischen Arbeiten und mit Gebet sich beschäftigte. Schon am 21. September 1558 erfolgte aber sein Tod, nachdem er einige Wochen vorher selbst sein Leichenbegängniß gefeiert hatte. Der Haupt-Characterzug Karls V., die Anhänglichkeit an den althergebrachten Kirchenglauben, entschied über den Ausgang seiner öffentlichen Laufbahn. Seine Absicht, die Reichsgewalt wieder zu Macht und Ansehen zu bringen, war sehr lobenswerth, allein ihre Durchführung nur durch den Anschluß an den Geist der Zeit, sohin die Reformation möglich. Wäre diese von den Habsburgern geschützt, anstatt verfolgt worden, so mochte das genannte Fürstenhaus in der That den Wunsch erfüllt sehen, auf die Kaiserkrone ein Erbrecht zu erlangen. Und dann würden wohl auch alle Verhältnisse Deutschlands wesentlich anders sich gestaltet haben. —

Nachdem Ferdinand I., in Folge der Abdankung seines Bruders, die Regierung des deutschen Reichs als Kaiser angetreten hatte, machte der Pabst Paul IV. noch einen Versuch, die alte Anmaßung der Kurie in Betreff der Verfügung über die Reichskrone wieder hervorzusuchen. Der heilige Vater behauptete nämlich, daß ohne seinen Beirath weder Karl V. auf die Kaiserwürde rechtsgültig verzichten, noch Ferdinand dieselbe erwerben konnte. Deßhalb ließ Paul IV. den Oberstkämmerer Gusmann, der ihm die Erhebung Ferdinands amtlich ankündigen sollte, in der Eigenschaft als kaiserlicher Botschafter nicht vor sich. Allein der Pabst hatte nicht bedacht, wie wenig die Zeit seinen überspannten Ansprüchen günstig sei. Während Forderungen der Art schon vor der Reformation allgemeinen Widerspruch in Deutschland gefunden hatten, so mußten sie jetzt vollends als seltsam, ja fast als lächerlich erscheinen, da das Pabstthum durch die Friedensschlüsse von Päßau und Augsburg so sehr erschüttert worden war. Man fand sich deßhalb selbst auf katholischer Seite durch die Anmaßung Pauls IV. beleidiget, und rieth dem Kaiser, daß er die Unabhängigkeit der Reichskrone von der römischen Kurie aufrecht erhalten möge. In einem ausführlichen Gutachten zeigte insbesondere der Vicekanzler Ferdinands I., daß die Macht des Pabstes unwiederbringlich zerrüttet sei, und daß der Bannfluch desselben jetzt Lachen, statt Schrecken errege[1]). Desto unpassender seien also die überspann-

[1]) Das Gutachten des Vicekanzlers war so merkwürdig, daß wir einige der wichtigsten Stellen hier mittheilen wollen:

„Jetzund so das Reich — auf Ew. Maj. erwachsen, so hebt man den alten verlegenen Zank wieder an, — und bedenkt doch hergegen nicht, daß mittlerzeit, von den vorigen Bäbsten her, die Sachen weit ein andere Gestalt gewonnen. Dann da man vormals den Röm. Stuhl gar nahend angebetet, und für Gott gehalten, da wird derselbe jetzund von einem großen Theil der Christenheit verachtet; und da man vormals den Bäbstlichen Bau-

ten Forderungen Pauls IV. Kaiser Ferdinand I. folgte dem Rathe seines Staatsmannes, und von jetzt an wurde weder die Krönung des Reichsoberhaupts durch den Pabst für nothwendig erachtet, noch ein Recht der römischen Kurie zur Bestätigung der Kaiserwahl anerkannt.

Von Seite der Kurfürsten fand kein Widerstand gegen die Anerkennung Ferdinands I. als Kaiser statt. Man verabfaßte nur eine neue Wahl-Kapitulation, und als sie beschworen worden war, wurde Ferdinand I. im Jahr 1558 zu Frankfurt in Gegenwart der Kurfürsten als Kaiser ausgerufen. Im folgenden Jahre fand ein Reichstag in Augsburg statt, wo von beiden Religions-Parteien wieder lebhafte Beschwerden gegen einander erhoben wurden. Das neue Reichsoberhaupt suchte, wie gewöhnlich, einen Mittelweg einzuschlagen, und so blieben die Verhältnisse im Wesen unverändert. Außer dem Religionsstreite kam auf diesem Reichstag noch ein anderer Gegenstand von der größten Wichtigkeit vor. Liefland, eine Provinz des deutschen Reichs, wurde von dem russischen Czaar Iwan Wasilowitsch II. hart bedrängt, und bat den Kaiser dringend um Hülfe. So wichtig die Erhaltung Lieflands für Deutschland aber auch war, so wußten die Reichsstände doch keinen andern Rath, als daß der Kaiser den russischen Czaaren anweisen möge, die Liefländer, als Mitglieder der deutschen Nation, in Ruhe zu lassen. Ein solcher Beschluß zeigte die schon weit gediehene Hinfälligkeit des Reichs, und die üblen Folgen offenbarten sich bald. Wasilowitsch II. kehrte sich natürlich nicht im mindesten an Vorstellungen des deutschen Kaisers, welche von keiner Waffenmacht unterstützt waren, sondern setzte die Feindseligkeiten gegen Liefland fort. Da der Heermeister allda dem Kaiser nun schrieb, daß er sich ohne seinen Beistand nicht länger behaupten könne, so ließ Ferdinand I. die Sache im Jahre 1560 auf einem Deputationstag zu Speier noch ein Mal anregen; allein die Reichsstände wollten den Liefländern nur eine Geldhülfe von 200,000 Gulden leisten. Nicht einmal diese wurde jedoch wirklich gegeben, und so beschlossen die Liefländer in der Verzweiflung, an Polen sich zu ergeben. Der letzte Heermeister Ketler erhielt Kurland als polnisches Lehen.

Im Jahr 1561 ging ferner Esthland an Schweden über, und so hatte das Reich also drei bedeutende Länder an der Ostsee verloren. Das Traurigste dabei war die Gleichgültigkeit, mit welcher die Stände solchen Verlusten zusahen. Selbst die innigsten Bitten der bedrängten Landschaften konnten die Reichsstände nicht zur Thätigkeit bewegen. Die Liefländer beschwerten sich daher äußerst bitter, daß man sie hülflos den äußern

---

stifter, dann den zeitlichen Tod gefürchtet, da lachet man jetzunder desselben; und da man vormals, was von Rom kommen, für göttlich und heilig gehalten, da ist das römische Wesen und Leben jetzund der ganzen Welt dermaßen bekannt, daß schier männiglich, er sey wer er wolle, der alten oder neuen Religion, dafür ausspeiet."

Feinden überlasse [2]). So ward denn zum ersten Mal das Beispiel gegeben, daß die deutschen Stände Provinzen des Reichs bei auswärtigen Kriegen ohne Schutz ließen, und dadurch zwangen, von dem Mutterland sich abzutrennen. Der Kaiser hätte gerne geholfen, aber er war zu ohnmächtig; es rächte sich sohin auch die planmäßige Entkräftung der Reichsgewalt. Während die Russen im Osten auf Kosten Deutschlands sich vergrößerten, geschah ein Gleiches im Westen von Seite Frankreichs; denn die Franzosen hatten die Bisthümer Metz, Toul und Verdün an sich gerissen. Auch in dieser Angelegenheit begnügte sich der Reichstag mit Abordnung einer Gesandtschaft an den französischen König, welche nichts ausrichtete.

Was die innern Zustände Deutschlands betrifft, so trat um diese Zeit eine Erscheinung auf, welche ebenfalls außerordentliche Uebel erzeugte ..... das Einnisten der Jesuiten.

Unter dem Schutze des Reichsgrundgesetzes vom 21., verkündet den 26. September 1555, welches den Augsburger Confessions-Verwandten die Gewissens-Freiheit verbürgte, erstarkte nicht nur die Reformation, sondern dehnte sich auch immer weiter aus. Man erfuhr jetzt, wie wichtig der geistliche Vorbehalt war; denn ohne diese Einschränkung der Glaubens-Freiheit würde die Nation der Deutschen ihre Einheit behauptet, nämlich vollständig zu der Reformation übergetreten sein. Dieß ergab sich aus so vielen Thatsachen, daß die eifrigen Anhänger des Ultramontanismus sogar dem geistlichen Vorbehalt für die Dauer nicht die Macht zutrauten, die weitere Verbreitung der Kirchen-Verbesserung zu verhindern. Darum suchte man aus der Rüstkammer des Fanatismus eine andere Waffe gegen die siegende Wahrheit hervor, und diese erwies sich in der That als wirksam, ... denn die Jesuiten nahmen es auf sich, die Reformation um jeden Preis und durch jedes Mittel wieder zu zerstören, oder wenigstens auf engere Grenzen einzuschließen. Jener Orden hatte sich überhaupt die Vernichtung aller geistigen Freiheit und Selbstständigkeit des Menschengeschlechts zum Ziele gesetzt. Um für diesen Zweck mit Schnelligkeit und überwiegender Macht zu wirken, wurde die gesellschaftliche Einrichtung der Verbindung zunächst auf den Grundsatz der strengsten Subordination, oder eigentlich der reinsten Willenlosigkeit der untergeordneten Mitglieder gebaut. Letztere mußten

---

[2]) Ihre Klage lautete also:

„Daß sie arme von Adel sammt allen Einwohnern des Landes von der Römisch-kaiserlichen Majestät und allen Churfürsten, Fürsten und Ständen des H. Röm. Reichs Deutscher Nation wider der Russen unerhörten Mord, Brand, Raub, Verheeren, Verderben, Verwüsten, ungeachtet ihres unaufhörlichen Klagens, Flehens und Bittens, nun in das vierte Jahr hülf- und trostlos nicht allein verlassen, sondern auch von andern, die sie retten sollten, feindlich wären angegriffen worden."

nicht nur ihre geheimsten Gedanken ihren Oberen eröffnen, sondern wurdern auch mit Spähern umgeben, die jeden ihrer Schritte und jedes ihrer Worte belauerten. Nach solcher Organisation der Gesellschaft Jesu machte man nun die fähigsten Mitglieder derselben zu vollendeten Meistern in den Künsten der Heuchelei, der Spitzfindigkeiten (Sophistereien), der Verstellung und aller bösen Ränke. Dabei wurden freilich selbst Gelehrsamkeit und Wissenschaft nicht als ein Mittel zum Zwecke der Abtödtung des Geistes verschmäht, so daß es auch viele fein gebildete und gelehrte Jesuiten gab. In Baiern eröffnete die Gesellschaft ihren Kampf gegen die Reformation zuerst. Nachdem drei ihrer Mitglieder, die Väter le Jay, Salmeron und Canisius, im Jahr 1549 als Professoren in Ingolstadt aufgenommen worden waren, entstand dort im Jahr 1557 eine förmliche Colonie derselben, d. h. es wurde ein Jesuiten-Collegium errichtet. Diesem folgte 1559 ein zweites in München. Die Jesuiten suchten sich jetzt auch in hohen Familien der Erziehung zu bemeistern, um in künftigen einflußreichen Staatsmännern oder Machthabern frühzeitig den Samen der Unduldsamkeit, der Glaubens-Finsterniß und des Fanatismus auszustreuen. In kurzer Zeit waren sie schon so mächtig, daß sie im Jahr 1558 eine Art von Inquisition in Baiern durchsetzten. Man verabfaßte nämlich ein und dreißig rechtgläubige Artikel, und ließ alle, welche der Ketzerei verdächtig waren, über ihre Anerkennung vernehmen. Im Jahr 1561 wurden diese Sätze vollends zur obersten Glaubens-Norm erhoben, und alle, welche ihre Beobachtung nicht beschwören wollten, zur Räumung des Landes aufgefordert. Die Werkzeuge zur Vollziehung dieser Verordnung waren wiederum die Väter der Gesellschaft Jesu.

Acht und zwanzigstes Hauptstück.

Königswahl Maximilians des Zweiten. Konzilium in Trident. Vorboten eines Aufstandes der Niederlande.

(Vom Jahr 1562 bis 1566.)

Ferdinand I. suchte seinem Sohne Maximilian noch bei Leibzeiten die Nachfolge im Reich zu sichern, und hatte darüber Unterhandlungen mit den Churfürsten angeknüpft. Wenn jedoch die Wahl eines deutschen Königs schon früher mancherlei Schwierigkeiten unterlag, so wurden diese durch die Religions-Spaltung jetzt noch größer. Ein Theil der Wahlfürsten gehörte der katholischen, der andere der evangelischen Religion an, und jeder mußte natürlich den künftigen Kaiser aus seiner Glaubens-Partei zu nehmen wünschen. Den drei geistlichen Churfürsten, als Katholiken, standen drei protestantische entgegen, Sachsen, Brandenburg und Rheinpfalz, und wenn auch die Krone Böhmen, als siebente Churwürde, zu Gunsten der Katholischen den Ausschlag geben konnte, so war dieß im Fall der Einmüthigkeit der evangelischen Wahlherren nicht wohl thunlich. Man würde sich vielmehr von Seite der Evangelischen über Unterdrückung beklagt haben, und der Zwiespalt hätte am Ende zur Trennung des protestantischen Deutschlands vom katholischen führen können. Offenbar wurden daher die Staatsverhältnisse des Reichs immer ungünstiger. Wider alle Erwartung hatte indessen die Religions-Verschiedenheit der Churfürsten bei den ersten Wahlverhandlungen keine Reibungen zur Folge. Schon bei der Bestätigung Ferdinands I. (1558) waren dieselben vielmehr übereingekommen, daß man der Glaubens-Spaltung keinen Einfluß auf die Königswahl einräumen, sohin kein Theil darauf bestehen wolle, nur einen Kandidaten von seiner Confession zu erwählen. Dieser verständige Beschluß wurde auch befolgt, indem die Protestanten Ferdinand I., trotz der Anhänglichkeit desselben an den alten Glauben, willig

als Kaiser anerkannten. Eine gleiche rühmliche Duldsamkeit zeigte sich nun auch bei der neuen Königswahl. Maximilian, des Kaisers Erstgeborner, neigte sich freilich sichtbar der evangelischen Lehre zu, und so schien demnach von Seite der protestantischen Churfürsten kein Widerstand gegen seine Erhebung zu befürchten zu sein; desto entschiedener konnte hingegen ein solcher bei den drei geistlichen Wahlfürsten hervortreten. Doch auch diese nahmen an den religiösen Gesinnungen des vorgeschlagenen Kandidaten keinen Anstoß. Nachdem sämmtliche evangelische Fürsten dem Wunsche des Kaisers die Gewährung zugesagt hatten, wurde im Jahr 1562 die Wahlhandlung nach Frankfurt ausgeschrieben, und Maximilian einmüthig zum König der Deutschen erkoren. Man muß dieß ein glückliches Ereigniß nennen; denn der Erstgeborne Ferdinands war durch große Geistesgaben, Gemüthlichkeit und sittlichen Ernst ausgezeichnet, auch mit reichen Kenntnissen zur Erfüllung seines Berufes ausgestattet *).

Als Ferdinand I. diese wichtige Angelegenheit seines Hauses geordnet sah, wollte er noch einen letzten ernstlichen Versuch machen, durch eine kirchliche Reform von Oben die Religionswirren zu mildern. Zu Trident hatte sich im Jahr 1562 eine neue Synode versammelt, und dieser ließ der Kaiser bestimmte Reformations-Artikel vorschlagen. Es ward hier unter andern der Zulassung der deutschen Sprache bei dem Gottesdienst, des Kelchs im Abendmahl und sogar der Priesterehe das Wort geredet, auch manche andere nützliche Verbesserung in Antrag gebracht. Allein auch diese wohlmeinenden Vorstellungen hatten bei der römischen Kurie, wie gewöhnlich, das Schicksal, daß sie zu keinem Ziele führten. Bei wiederholten Unterhandlungen in Rom selbst zeigte der Pabst höchstens über das Abendmahl in beiderlei Gestalten einige Nachgiebigkeit, während er die Bewilligung der Priesterehe entschieden ablehnte. Es mußte also auch Ferdinand I. erfahren, daß von der römischen Kurie niemals eine ernstliche Reform der Kirche zu erwarten sei. Zugleich ergaben sich traurige Beweise, daß die fanatischen Anhänger des Ultramontanismus immer leidenschaftlicher der Geistesfreiheit sich entgegenstemmten.

Während nämlich die Jesuiten in Baiern ihren Widerstand gegen die Reformation einleiteten, traten auch bedenkliche Erscheinungen in den

*) Ferdinand I. ertheilte seinem Erstgebornen folgendes schöne Zeugniß, das keineswegs unrichtig war:

„Er sey mit hoher Vernunft, Schicklichkeit, Milde und Sanftmüthigkeit, auch allen andern fürstlichen Tugenden und guten Sitten trefflich begabet, von gerechtem, ehr- und friedeliebendem Gemüth, und trage gegen das H. R. Deutscher Nation und alle dessen Stände und Glieder große Liebe und Zuneigung, deren Ehre, Aufnehmen, Wohlfart möglichst zu befördern er zum höchsten begierig sey. Endlich sey er auch der sechs vornehmsten in der Christenheit gebräuchlichen Sprachen kundig, also daß er alles, was jetzo und künftig mit fremden Potentaten zu verhandeln seyn würde, selbst würde verstehen, reden und expediren können."

Niederlanden hervor. Nach der Abdankung Karls V. war sein Nachfolger ebenfalls in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, und hiedurch zunächst beschäftigt worden. Am 3. April 1559 wurde endlich zu Cambresis Friede geschlossen, und nun wandte Philipp II. seine Thätigkeit bald seinen Lieblings-Entwürfen zu. Dieselben bestanden darin, im Staate dem Könige eine unumschränkte Machtvollkommenheit und eiserne Herrschaft zu erwerben, vor der jeder Widerspruch, jeder Eigenwille verschwinde, und in der Kirche dieselbe Macht dem päbstlichen Priesterthum zu verschaffen. Philipp war tief in finsteren Aberglauben versunken, und zugleich hart bis zur Gefühllosigkeit. Da er hiemit noch große Halsstarrigkeit verband, so konnte Niemand ein besseres Werkzeug in den Händen der Jesuiten oder überhaupt herrschsüchtiger Priester sein, als Philipp II. von Spanien. Schon während seines Aufenthalts in den Niederlanden hatte derselbe die Neigung zu erkennen gegeben, die Ketzerei mit äußerster Strenge zu unterdrücken. Er folgte hierin freilich nur dem Beispiele seines Vaters; allein seine Sinnesart oder Staatsanschläge wurden den Niederländern bald so verdächtig, daß sie nach dem Friedensschluß zu Cambresis auf Entfernung des nun entbehrlichen spanischen Kriegsheeres im verfassungsmäßigen Wege drangen. Philipp II. sah sich zur Nachgiebigkeit gezwungen, kehrte aber finster nach Spanien zurück (26. August 1559), um dort seinen Plan reifen zu lassen. Schon im Jahre 1560 wurden Anstalten bemerkbar, die Verfassung der Niederländer allmählig zu untergraben, und einen priesterlichen Despotismus an die Stelle bürgerlicher und religiöser Freiheit zu setzen. Es wurden nicht nur drei Erzbisthümer und vierzehn Bisthümer ohne Zustimmung der Landstände errichtet, sondern es schien diese Maaßregel sogar eine Vorbereitung zur Einführung der Inquisition zu sein. Das Volk, ohnehin schon gereizt, weil ein verhaßtes Werkzeug Königlicher Willkühr und priesterlicher Tyrannei, der Bischof und Kardinal Antonio Perenotti Granvella, die Seele des niederländischen Staatsraths war, zeigte nun die Entschlossenheit zur Vertheidigung seiner Rechte. An verschiedenen Orten ergaben sich Widersetzlichkeiten, und die Energie der Massen wußte Hinrichtungen von Protestanten durch Vertreibung der Henker zu verhindern. Doch nicht bloß in den Massen, sondern selbst in dem Adel bildete sich ein geheimer Widerstand gegen die Politik Philipps II. So kam es, daß auch hochstehende Männer, obschon einer gemäßigten Aristokratie huldigend, allmählig zur Leitung der Volkspartei hingedrängt wurden. Zu ihnen gehörten Wilhelm, Fürst von Oranien, ein gewandter Staatsmann, Lamoral, Graf von Egmont und Fürst von Gaveren, ein vorzüglicher Feldherr, und Philipp, Graf von Hoorne, ein tapferer Krieger und entschlossener Vertheidiger der Reformation. Diese drei Männer versuchten zunächst aufrichtig den Weg der Güte, indem sie im Jahr 1562 bei dem Hofe in Madrid auf die Gefahren der Politik Granvella's aufmerksam

machten. Um die Aufrichtigkeit ihrer Ueberzeugung zu beweisen, baten sie sämmtlich um ihre Entlassung aus dem Staatsrathe, weil sie neben Granvella nicht dienen könnten. Damit war die Erklärung verbunden, daß ohne die Entfernung des letztern die öffentliche Ruhe in den Niederlanden dringenden Gefahren ausgesetzt bleibe. Zur Oberstatthalterin daselbst hatte Philipp der Zweite seine natürliche Schwester, Margaretha von Parma, eine uneheliche Tochter Karls des Fünften, ernannt. Diese benahm sich im Verhältniß zu Granvella noch gemäßiget, und als daher nach verweigerter Entlassung des Kardinals die Erbitterung der Niederländer noch größer wurde, so machte auch Margaretha den König auf die steigende Gefahr aufmerksam. Philipp II. widerstand lange, und erst im Jahr 1564 entließ er den Kardinal aus dem Staatsrath. Die Maaßregel selbst war übrigens nicht aus einer Aenderung des Systems, sondern nur aus dem Wunsche, Zeit zu gewinnen, hervorgegangen. Dieß erwies sich bald; denn im October 1565 gab Philipp II. der Oberstatthalterin den Befehl, die Ketzer mit erhöhter Strenge zu verfolgen, und, da alles Unheil nur durch die Lässigkeit der Gerichte entstanden sei, dem weltlichen Arm der Justiz durch die Einrichtung der Inquisition zu Hülfe zu kommen. Zugleich wurde den Inquisitoren empfohlen, daß sie rücksichtslos zu Werk gehen möchten.

Die freisinnigen Niederländer erblickten in einem solchen Staatsschritt mit Recht einen Angriff auf ihre Landesverfassung, bürgerliche Selbstständigkeit und überhaupt alle Gerechtsame des Volkes. Mit Kraft erhob sich daher die öffentliche Meinung wider denselben, und einmüthig war der Wille, die heiligen Volksrechte bis auf's äußerste zu vertheidigen. Als die Oberstatthalterin nach dem Willen des Königs die Einschreitung der Inquisition gegen die Ketzer befehlen ließ, erklärten selbst viele Unterstatthalter die Durchführung der Maaßregel für unmöglich, und boten ihre Entlassung an. Im Volke selbst zeigten sich alle Vorboten eines entschlossenen Widerstandes. Während man sich in Gesellschaften gegenseitig zum Schutze der Verfassung ermunterte, wurden in öffentlichen Anschlägen alle hochstehenden Männer zur Vertheidigung der religiösen und bürgerlichen Freiheit aufgefordert. In Brabant berief man sich auf den Augsburger Religionsfrieden vom 21. September 1555, welcher den Lutheranern die Gewissens-Freiheit feierlich verbürgt habe, und als ein Reichs-Grundgesetz auch auf Brabant, als einer deutschen Provinz, Anwendung finde. Es wurde selbst der Vorschlag gemacht, den Schutz des Reichs-Kammergerichts wider Philipp II. anzurufen. Umgekehrt blieb dieser zur gewaltsamen Durchführung seiner finstern Anschläge entschlossen, und es bereiteten sich demnach wichtige Ereignisse vor.

Neun und zwanzigstes Hauptstück.

Die Regierung Kaiser Maximilians des Zweiten.

(Vom Jahr 1564 bis 1576.)

Ferdinand I. hatte sich nach Erwerbung der Kaiserwürde mit Mäßigung gegen die Reformation benommen, obgleich er der alten Kirche treu ergeben war. Noch günstiger schienen sich die Verhältnisse der Protestanten zu gestalten, als Ferdinand im Jahre 1564 verschied, und sein Sohn Maximilian, als Kaiser, in der Reichs-Regierung ihm folgte. Maximilian II. war ein milder Mann mit sehr lobenswerthen Eigenschaften, und namentlich von aufgeklärter Denkungsart. Derselbe fürchtete die freie Forschung in den Glaubenssachen keineswegs, ja er war im Stillen sogar selbst den kirchlich-reformatorischen Ideen zugethan, wie bereits bemerkt worden ist. Im Jahre 1566 berief der neue Kaiser eine Reichsversammlung nach Augsburg, um von den Ständen Hülfe gegen die Türken auszuwirken, und zugleich die wichtigsten innern Staats-Angelegenheiten, namentlich das Justiz- und Münzwesen, zu ordnen. Die größte Wichtigkeit erlangte jener Reichstag aber dadurch, daß die Protestanten einen förmlichen Versuch machten, das Reichsoberhaupt zur Annahme der evangelischen Religion zu bewegen. Da ein solcher Schritt ohne allen Zweifel ganz Deutschland der Reformation zugewendet haben würde, so sprachen die protestantischen Stände dem Kaiser sehr eindringlich zu, dasjenige, was er im Geheimen denke, auch öffentlich zu bekennen, also für den neuen Glauben sich zu erklären [1]). Gerne hätte

[1]) In einer Denkschrift an den Kaiser vom 25. April 1566 drückten sie sich in nachstehender Art aus: „Sie hätten nun viele Jahre her Sr. Majestät selbst gutherzigen Eifer gegen ihre wahre christliche Religion in vielen fürgeloffenen Handlungen auf seiner selbst

Maximilian II. diesen Ermunterungen vielleicht Folge geleistet; allein politische Gründe, rücksichtlich des Königreichs Spanien, hielten ihn davon ab. Aus denselben Gründen wußte er auch dem Antrage auf Aufhebung des geistlichen Vorbehalts auszuweichen; denn er wollte mit den Katholiken nicht gänzlich brechen.

Nächst der Religionssache kam auf dem Reichstag, wegen besonderer Vorfälle, auch die Befestigung des Landfriedens zur Erörterung. Zu den Anhängern des unruhigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach gehörte nämlich unter andern der streitlustige Ritter Wilhelm von Grumbach. Der Bischof von Würzburg war über dessen Verbindung mit Albrecht so erzürnt, daß er die Familien-Güter Grumbachs einziehen ließ. Als letzterer die Zurückgabe nicht erwirken konnte, so wollte er Rache nehmen, und sandte gedungene Leute ab, welche den Fürstbischof mitten in seiner Stadt ermordeten. Grumbach behauptete freilich, daß er nur zur Gefangennehmung des Gegners Auftrag gegeben habe, und an dem Morde unschuldig sei; allein die Würzburger glaubten ihm nicht, und hegten darum die größte Entrüstung. Vergebens hatte Kaiser Ferdinand I. den Streit zu vermitteln gesucht; kein Theil wollte davon hören, und Grumbach, der auch Söldner hielt, berannte und brandschatzte im Jahr 1563 sogar die Stadt Würzburg. Die Acht, welche der Kaiser jetzt wider ihn verhängte, half nichts; der streitlustige Ritter rühmte sich vielmehr, daß er auf die Unterstützung der ganzen Reichsritterschaft rechnen könne. Mochte solches Vorgeben nun wahr oder erdichtet sein, genug, die Fürsten kamen in Angst, weil sie einen allgemeinen Aufstand des niedern Adels befürchteten. Ihre Besorgnisse wurden noch größer, als Grumbach bei dem Herzog Johann Friedrich von Sachsen, dem Sohne des unglücklichen Churfürsten gleichen Namens, Unterstützung fand. Der Ritter hatte den Plan entworfen, der Ernestinischen Linie des Hauses Sachsen mit Hülfe Frankreichs die Churwürde wieder zu verschaffen; ja es soll sogar der Entwurf gemacht worden sein, den Herzog Johann Friedrich zum Kaiser zu erheben. Auf dem Reichstag zu Augsburg vom Jahr 1566 wurde daher vornehmlich durch den Churfürsten von Sachsen die Vollziehung der Reichsacht gegen Grumbach und dessen Freunde, die mitgeächteten Herren von Stein und Mandelslohe, in Antrag gebracht und beschlossen. Zugleich wurde eine Gesandtschaft an den Herzog Johann Friedrich angeordnet, um denselben zur Auslieferung derjenigen Geächteten, welche bei ihm Zuflucht gefunden hätten, aufzufordern. Der

---

geschehene Erklärung und Werbung vielfältiglich gespüret, und jetzt sey allenthalben, nicht allein in Deutschland, sondern auch in den benachbarten Königreichen der Christenheit bei frommen gottesfürchtigen gutherzigen Leuten große Hoffnung und Vertrauen zu ihm und dem gegenwärtigen Reichstag, es werde in der spaltigen Religion ein Weg zur Ausbreitung des göttlichen Worts getroffen werden."

Herzog schlug jedoch dieses Verlangen sowohl einem besondern Botschafter des Kaisers Maximilians II., als der feierlichen Gesandtschaft der Reichsversammlung ab. Jetzt sprach das Reichsoberhaupt die Acht auch über Johann Friedrich aus, und ertheilte dem Churfürsten August von Sachsen den Auftrag zur Vollziehung derselben. August belagerte Gotha, den Sitz des Herzogs, noch zu Weihnachten 1566. Als noch andere Reichsstände, ja sogar der eigene Bruder Johann Friedrichs, der Herzog Wilhelm, zur Vollstreckung der Reichsacht mitwirkten, hielt man endlich sogar zu Gotha den Herzog für schuldig, und es brach in der Stadt selbst eine Empörung unter der Besatzung aus. Die letztere nahm Wilhelm von Grumbach so wie den Kanzler Brück gefangen, und lieferte sie an den Churfürsten von Sachsen aus. Auch die Stadt selbst ergab sich an denselben, und Johann Friedrich ward in die Gefangenschaft nach Oestreich abgeführt, in welcher er bis zu seinem Tode, und zwar 29 Jahre lang, verblieb. So wirkte in Folge des Verrathes von Herzog Moritz das Unglück in der Ernestinischen Linie des Hauses Sachsen fort. Grumbach und Brück hatten übrigens ein noch härteres Loos; denn beide wurden lebendig gevierttheilt, ein neuer Beweis, daß es mit den grausamen Strafen der Karolina Ernst war. —

Einige Jahre nach Beendigung der Grumbachischen Händel trug sich ein anderes Ereigniß zu, welches erfreulicher sein sollte. Vertrauend auf die Duldsamkeit und die freisinnigen Religions-Grundsätze des Kaisers Maximilian II., bekannten sich unter dem östreichischen Adel Viele jetzt öffentlich zur lutherischen Lehre, welcher sie schon früher im Geheimen eifrig anhingen. Da endlich die Mehrheit des Herrenstandes in jener Landschaft die Reformation annahm, so wurde bei dem Kaiser schon im Jahr 1566 um Gestattung des evangelischen Gottesdienstes nachgesucht. Dortmals wurde der Bitte noch nicht entsprochen; dagegen ertheilte der aufgeklärte Kaiser in den Jahren 1568 und 1569 den evangelischen Rittern und Herren in Oestreich die Erlaubniß, in ihren Wohnungen und Guts-Bezirken ihre Religion ungestört auszuüben. Den Grundsätzen der Duldung gemäß, forderte Maximilian II. nur Vermeidung aller Schmähungen gegen den katholischen Glauben [2]). Die ausdrückliche, landesherr-

---

[2]) Da die Verordnung Maximilians II. beweist, wie sehr dieser Kaiser vom Geist der wahren Duldung durchdrungen war, so wollen wir sie im Auszug hier mittheilen. Es heißt dort: „Daß die Protestanten nach diesem Zulassen und Nachsehen (Gestattung der freien Ausübung ihrer Religion) die alte katholische Religion und derselben Verwandte hoch und niedern Standes nicht verachten, noch mit lästerlichen Scheltworten antasten, noch auch jemand derselben geistlich oder weltlich sammt seinen Unterthanen einige Beschwerung der Religion halben zufügen, an ihren Gütern, Renten, Zinsen, Zehnten und allen andern Einkommen außer ordentlichen Rechtens nichts entziehen, noch in ihrem Besitz stören; oder auch sonst in andere Wege weder an Leib noch Gut beschweren, noch gestatten sollen, daß es von den Ihrigen geschehe; und neben dem fürnehmlich auch das bishero geübt schädliche und är-

liche Duldung der lutherischen Religion in Oestreich war eine Thatsache von ungemeiner Wichtigkeit; denn sie bewies, mit welcher Macht die neue Lehre in Deutschland um sich gegriffen hatte. Versetzen wir uns überhaupt lebhaft in den Geist jener Zeit zurück, so werden wir bald überzeugt, daß die Reformation wirklich die ungeheure Mehrheit unseres Volkes für sich hatte, und ohne unnatürliche Gegenanstalten über ganz Deutschland sich ausgedehnt haben würde. Alle damaligen schärfern Beobachter der eigentlichen Nationalstimmung kamen darin überein, daß sowohl der Adel, als der gemeine Mann, geistlose Kirchen-Ceremonien und abergläubische Gebräuche verachteten, und nach der reinen Lehre des Evangeliums verlangten. Vornehme und Geringe lasen eifrig lutherische Bücher, und wo sie nicht offen zu der Reformation sich bekannten, geschah es nur darum, weil man sie gewaltsam daran hinderte [3]). Bei einer

---

gerliche Schänden und Schimpfen in den Predigen und andern ihren Versammlungen gänzlich aufhören und ferner hin nicht geduldet werden soll."

3) Nichts ist geeigneter, der Seele ein treues Bild von wichtigen geschichtlichen Begebenheiten einzudrücken, als hervorragende Männer über die Zustände ihrer Zeit unmittelbar sprechen zu lassen. So wird uns die eigentliche Stimmung des Volkes über die Reformation zur Zeit Maximilians II. vorzüglich durch eine Schilderung des Feldhauptmanns Lazarus von Schwendi in „Goldast's politischen Reichshändeln" mit ungemeiner Klarheit vorgeführt. In einem Bedenken an den Kaiser Maximilian II. vom Jahr 1574 erklärte sich Schwendi in folgender merkwürdiger Weise: „Der Adel ist fast durchaus im Reich unter katholischen und lutherischen Obrigkeiten der geänderten Religion zugethan, und wo sie es nicht offentlichen seyn dörfen, so sind sie es doch heimlichen in Gemüthern, oder ist schon ein Theil der römischen Religion noch anhängig, so ist es doch ein kalt halb Werk, und wenig Eifers dahinten, und die Alten, so noch mit Andacht und Eifer dahin geneigt, die sterben täglich hinweg, die Jugend aber kann man also nicht zugeben, sondern da man schon Fleiß dabey thut, so wills doch bei diesen Zeiten und Exempeln und Gemeinschaften nicht haften. Zudem so reißt solche Veränderung unter den Geistlichen eben so wohl ein. Also findet sich auf den Stiften an mehr Oertern, daß ein guter Theil der Thumbherren der Augsburgischen Confession heimlich zugethan seyn, und daß die andern auch je länger je mehr neutral und kalt werden, und daß sich in Summa schier Niemand unter ihnen um seinen Beruf und geistlichen Stand recht annehmen will, sondern ist das meist um die Nießung der feisten Pfründen und das gut müßig Leben zu thun. So stehets mit dem gemeinen Manne fast also durchaus, daß er von dem alten Thun und Ceremonien der römischen Geistlichkeit nit mehr hält, denn so weit er von seiner Obrigkeit darzu angehalten wird. Und siehet man fast überall, wenn die Predigt aus ist, daß das Volk aus der Kirchen lauft. Item, daß auch fast überall an den catholischen Orten die Leute ihre sondere lutherische oder evangelische Bücher haben, darinn sie zu Haus lesen, und einander selbst predigen und lehren. Item so findt man aus der Erfahrung, da man schon die geänderte Religion wieder abgestellt, und die Catholische angericht, als zu Constanz und andern mehr, daß man doch auch durch sonder fleißiges Zuthun der Geistlichen in so langen Jahren die Gemüther nicht wieder gewinnen, und der römischen Religion anhängig machen kann. So hat auch solches bisher weder in Niederland, noch in Frankreich keine Gewalt, Obsieg, Straf, Tyranney mögen zuwege bringen, und da man sich schon ein Zeitlang duckt oder leidt, so brennen doch inwendig die Gemüther, und warten und hoffen auf ein bessere Zeit und Gelegenheit, und wollen ehe das Aeusserst darüber zusetzen. So mangelt es an Mitteln zu solchem Werk nicht wenig bey dem Stuhl zu Rom, daß er nämlich kein christliche Reformation wolle

solchen Stimmung des Volkes trat nun die huldsame Regierung Maximilians II. ein, und fortan erlangte die Reformation entschieden das Uebergewicht.

Als sich der Nachfolger Ferdinands I. seinem Lebensende näherte (1574—1576), trat jedoch durch die Anstrengungen der Jesuiten wieder eine Reaction ein. Diese treuen Organe des Ultramontanismus machten den katholischen Fürsten, in deren Gebiete Protestanten sich befanden, über die Gestattung der evangelischen Religions-Uebung Vorwürfe. Als sich die Landesherren auf die zweite Declaration Ferdinands I. beriefen, nach welcher die Augsburgischen Confessions-Verwandten ihres Glaubens wegen nicht verfolgt werden dürfen, so brachten die Jesuiten durch Verdrehungen, Deuteleien und Spitzfindigkeiten den gerade entgegengesetzten Sinn der kaiserlichen Erklärung heraus. „So gut", sagten sie, „die Evangelischen in ihren Ländern Klöster und mit ihnen die katholischen Kirchengebräuche aufheben dürfen, eben so gut können die katholischen Fürsten in ihren Ländern den evangelischen Cultus verbieten." Solche gehässige Rathschläge fanden bei dem Churfürsten von Mainz wirklich Eingang, und dieser hob die protestantische Religions-Uebung im Eichsfelde auf [4]). Der Abt von Fulda that das Gleiche, indem er den bereits eingerichteten evangelischen Cultus in der Stadt Fulda verbot. Als die gekränkten Protestanten auf den Grund der zweiten Declaration Ferdinands I. die Zurücknahme des rechtswidrigen Verbots verlangten, wurde sogar das Dasein jener Erläuterung des Kaisers abgeläugnet [5]). Zugleich war in

---

zulassen, und giebt sich derhalben gegen der Welt ganz bloß, als ob er nicht Gottes Ehre und die Wahrheit, sondern nur sein eigen Geitz, Gewalt, Ehr, Reputation und Vortheil suche. Und läuft unter andern auch diese große Verstockung und Blindheit dießfalls bey ihme für, daß er gar dem armen gemeinen Mann die christliche Gebet, und die Bücher des Evangelii, und Gottes Wort in seiner Sprach an denen Orten, da er Gewalt und Oberhand haben mag, nicht will zulassen, sondern unterstehet, ihn bei Verlust des Lebens und des Guts dahin zu bringen und zu zwingen, daß er seinen lieben Gott in einer fremden Sprache muß anbeten, und weiß nicht, was er bittet, und vermeint also nachmals die Religion allein durch Unwissenheit, und mit äußerlicher Andacht, Zucht und Ceremonien zu erheben und wiederzubringen, da doch die Grundfesten unsers christlichen Glaubens und Heils nicht auf äußerlichen Zwang und Kirchendisciplin, sondern auf der Erkänntnuß und Vertrauen auf Gott stehet, und Christus selbst und seine Apostel, und ihre Nachfolger die Gebot und das Wort Gottes in gemeiner Sprach allen Völkern verkündiget und gelehrt haben. Darum sichs dann abermals bey jetziger Welt desto mehr ärgern und stoßen wird, und läßt sich desto mehr ansehen und muthmaßen, daß die vorstehende Veränderung nicht am Ende, sondern noch künftiglich, wie in den vergangenen Jahren fortschreiten und würken werde, und daß Gottes heimlich Urtheil, Straf und Fürsehung nicht fürlaufe."

[4]) In Heiligenstadt entstand ein förmliches Jesuiter-Collegium, gleichsam als Mittelpunkt der Reaction in jener Gegend.

[5]) Der Abt von Fulda erklärte sich in folgender Art:

„Desgleichen wäre der Appendix und Declaration des Religionsfriedens unerfindlich und in rerum natura nit gewesen, werde sich auch weder in der Mänzischen noch Cammerge-

Baiern die Reformation wieder unterdrückt worden, und so hatte denn die Reaction schon wieder einigen Boden gefaßt.

Im Jahr 1575 bemühte sich der Kaiser Maximilian II. die Ernennung seines Sohnes Rudolph zum deutschen König auszuwirken. Weder die katholischen, noch die protestantischen Churfürsten erhoben in der Sache selbst Schwierigkeiten; dagegen suchten die letztern den Wunsch des Reichsoberhaupts zur bessern Sicherstellung der Reformation zu benützen. Darum forderten sie, daß in der Wahlkapitulation der geistliche Vorbehalt aufgehoben, und die zweite Erläuterung des Augsburger Religionsfriedens, deren Dasein man von einigen Seiten läugne, aufgenommen werde. Seltsamer Weise zogen die geistlichen Churfürsten die zweite Declaration Ferdinands I. ebenfalls in Zweifel, und behaupteten, daß sich in ihren Archiven keine Spur davon finde [6]). Ja sie setzten ihren Widerspruch gegen die Aufnahme der Erläuterung in die Wahlkapitulation selbst dann noch fort, als ihnen das Original der erstern vorgelegt wurde. Nun beschlossen die protestantischen Churfürsten, alle weitern Verhandlungen abzubrechen. Da hierdurch die Wahl Rudolphs verhindert worden wäre, so zeigte Maximilian II. große Bekümmerniß. Auf die Zusprache des Churfürsten von Sachsen gaben die Protestanten endlich dem Kaiser zu lieb nach, und begnügten sich nur mit der Erklärung, daß sie der zweiten Declaration Ferdinands I., als einer vollgültigen und rechtsverbind-

---

richts-Canzley einig Original oder Bekräftigung befinden; so auch schon 10 Originalia bey Handen, würden sie in Rechten wenig gelten, dieweil der Religionsfried des Appendicis mit keinem Wörtlein gedenkt, sondern inhält, daß keine Declaration von Würden und kräftig seyn soll."

6) Nach den vorhandenen Verhandlungen des Reichstags lauteten die Abstimmungen der geistlichen Churfürsten also:

I. Mainz: „Der Churfürst habe bisher nichts davon gewußt, außer was kürzlich durch ein gemeines Gerücht ausgebracht worden; habe aber ungeachtet alles fleißigen Nachforschens nichts davon in seinem Archive gefunden, und könne daher nicht glauben, daß solches mit Vorwissen und Willen gemeiner Stände geschehen; woraus er mit Cöln und Trier schließe, daß es bey der vorigen Capitulation zu lassen sey, und man sich dabey nicht ferner aufhalte, als in welche ohne Zuthun anderer Stände etwas Neues einzuführen sich nicht geziemen wollte."

II. Trier: „Man solle es lediglich bey dem Religionsfrieden bewenden lassen, als der von allen Ständen angenommen worden, und alles Nöthige enthalte. Auch in seinem Archive finde sich keine Spur von dieser Declaration, und er halte sie daher nicht für authentisch; es gehöre auch diese Sache nicht hieher, sondern vor die gemeine Stände, welchen diß falls zu präjudiciren sich nicht gebührte."

III. Cöln: „Auch Chur-Cöln konnte nicht glauben, daß diese Dinge ordinarie oder legitime wären verhandelt worden; seine Landhofmeister und Kanzler, die bei der Aufrichtung des Religionsfriedens gewesen, und noch lebten, könnten sich einer solchen Declaration nicht erinnern; und endlich wolle es sich auch nicht geziemen, damit andern dabey interessirten Ständen etwas zu vergeben."

lichen Urkunde, alle Kraft vorbehalten. So ward denn Rudolph zum Nachfolger des Vaters erwählt, und am 1. November 1575 gekrönt. Maximilian II. selbst starb bald nachher, und zwar am 12. Oct. 1576. Von jetzt an wurde die Gegenwirkung wider die Reformation immer mächtiger, so daß denn in die Regierung Maximilians II. die hoffnungsvollste Zeit der Kirchen-Verbesserung und zugleich ihr entscheidender Wendepunkt gefallen war.

Dreißigstes Hauptstück.

Ausbruch der Gährung in den Niederlanden. Blutiger Sieg des Königs.

(Vom Jahr 1566 bis 1568.)

Ein Philipp II. von Spanien war nicht der Mann, auf halbem Wege stehen zu bleiben, wenn der geistige Aufschwung eines freisinnigen Volkes schon bei den ersten Regungen wieder erdrückt, und dem Fanatismus des Wahnes Aussichten auf eine ewige Herrschaft errungen werden sollten. Die Härte und finstere Entschlossenheit des Königs waren auch den Niederländern schon bekannt genug, um von ihm keine Billigkeit oder Nachsicht zu erwarten; man sah daher bald die Nothwendigkeit ein, auf die Vertheidigung der Rechte des Volkes sich vorzubereiten. Der Adel war es, welcher zuerst das Beispiel und die Aufmunterung dazu gab. Als nämlich die Anstalten getroffen wurden, die Befehle Philipps II. vom 17. October 1565, welche im 28. Hauptstück angeführt wurden, ihrem gesammten Inhalt nach zur Vollziehung zu bringen, so ward Ende 1565 oder Anfangs 1566 von vierhundert Edelleuten ein Bund unter Führung der Grafen Heinrich von Brederode und Ludwigs von Nassau, des Bruders Wilhelms von Oranien, abgeschlossen. Die Verbündeten übernahmen die Verpflichtung, der Einführung der Inquisition sich zu widersetzen, und zu dem Ende Einer für Alle, und Alle für Einen zu stehen. Doch wurde die Treue gegen den König ausdrücklich vorbehalten, auch festgesetzt, daß man nach Kräften Aufruhr und Bürgerkrieg zu verhindern suchen wolle. Sofort entwarf man eine Bittschrift, welche die Beschwerden des Volkes schilderte und der Oberstatthalterin von den Verbündeten selbst in einem feierlichen Zuge überbracht werden sollte. Man war im Staatsrath zu Brüssel anfangs nicht einig, ob man nicht sogleich Gewalt wider den Verein gebrauchen, oder die Demonstration der Uebergabe der Bittschrift gestatten wolle. Nach dem Rath des Fürsten von Oranien entschloß man sich endlich zu

dem letztern Schritt. Im feierlichen Zuge begaben sich am 5. April 1566 die verbundenen Edelleute, 400 an der Zahl, in die Wohnung Margarethens von Parma und überreichten die Petition. Der Inhalt derselben ging kurz dahin: die Oberstatthalterin möge dem König die Abneigung des niederländischen Volkes wider jeden Glaubenszwang, also die Gefahr einer gewaltsamen Einführung der Inquisition auseinandersetzen, und bis zur Einlangung der königlichen Entschließung die Wirksamkeit des verhaßten Glaubensgerichts einstellen lassen. Margaretha von Parma, mit dem Charakter ihres Bruders bekannt und doch auch über die Entschlossenheit des niederländischen Adels bestürzt, gab die ausweichende Antwort: daß sie das Begehren der Bittsteller bei dem Hofe in Madrid durch ihren ganzen Einfluß unterstützen werde, die vorläufige Einstellung der Inquisition bei der Bestimmtheit der königlichen Befehle jedoch nicht bewilligen könne. Dagegen sollte den Inquisitoren rücksichtsvolle Mäßigung eingeschärft werden. Eine zweite Vorstellung des Bundes wurde den 8. April übergeben, und wiederum in ausweichender Art erwiedert. Als aber jetzt die Verbündeten eine ernste Sprache annahmen, so ertheilten zwei Beamte der Statthalterin, Hoogstraten und Berty, in deren Namen die Versicherung, daß bis auf weiteres der Befehl zur Einstellung der Inquisition in Glaubenssachen bereits ergangen sei. Nur für den Fall des Aufruhrs habe man die Einschreitung derselben sich vorbehalten. Die Verbündeten feierten nun noch am nämlichen Tage (8. April 1566) ein Gastmahl, um ihrem Vereine noch festern Zusammenhang zu geben. Graf von Barlaimond hatte bei der ersten Ueberreichung der Bittschriften der bestürzten Statthalterin leise zugerufen: „daß sie sich vor einem Haufen von bettelhaftem Gesindel (Gueux) nicht fürchten möge," eine Anspielung auf die zerrütteten Vermögens-Umstände mehrerer Mitglieder des Bundes. Diese Aeußerung ward bei dem heitern Gastmahl wiedergegeben, und in der Begeisterung des Augenblicks hieß es sogleich: „es leben die Geusen, d. i. Bettler! Da man den Toast mit Jubel aufnahm, so legte sich der Bund nunmehr förmlich den Namen der „Geusen" bei. Margaretha von Parma hatte zwei Botschafter nach Madrid gesendet, den Marquis von Bergen und den Freiherrn von Montigny, um Philipp II. von dem gefährlichen Stand der Dinge zu unterrichten, und zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Inzwischen blieb die Aufregung in den Niederlanden fortwährend im Steigen. Die Volksmassen, durch den Bund des Adels ermuthiget, erklärten sich nun laut wider den Gewissenszwang, und jeden Eingriff in die bürgerliche Freiheit. Von Seite der protestantischen Partei wurde jene Stimmung benützt, um die Reformation weiter auszubreiten. Da zu solchem Zwecke sowohl Lutheraner aus Deutschland, als Kalvinisten oder Hugenotten aus Frankreich die Niederlande bereisten, so entstand eine ganz eigenthümliche geistige Bewegung. In den Kirchen und öffent-

lichen Versammlungen ergriffen die Verbreiter der neuen Lehre bald in deutscher, bald in welscher Sprache das Wort, und überschütteten die alte Kirche wegen ihrer Mißbräuche, Irrthümer und Unduldsamkeit mit heftigen Anklagen. Hin und wieder sprachen die Redner mit wirklicher Begeisterung, und entflammten daher das Volk. Gemeiniglich gingen die Ausfälle derselben gegen das Pabstthum freilich in Spott und Hohn über, welche nicht allzu gebildet gewesen sein mögen; doch gerade dieser Ton fand bei den untern Volksklassen Anklang, und die Wirksamkeit der Vorträge wurde nur um so größer. Als vollends die andächtigen Versammlungen der Reformer unter freiem Himmel abgehalten wurden, und viele Tausende herbeiströmten, um ihnen beizuwohnen, so wurde die Oberstatthalterin Margaretha von Parma sehr unruhig. In Antwerpen, dem großen Handelsplatz, war die Aufregung am größten, und dort konnte sich bei der großen Bedeutung der gewerbreichen Stadt für eine Staatsumwälzung ein mächtiger Stützpunkt bilden. Margaretha von Parma, unterrichtet, daß der Rath alldort vergeblich um Wiederherstellung der Ruhe sich bemüht habe, sandte den Grafen von Megen zu diesem Zweck nach Antwerpen ab; doch das Erscheinen des Grafen vermehrte gerade umgekehrt die Erbitterung des Volkes, weil er für einen Feind der Geusen und der freisinnigen Richtung galt. Der Botschafter der Statthalterin mußte deßhalb unverrichteter Sache nach Brüssel zurückkehren. Nur der Popularität des Fürsten Wilhelm von Oranien, welchen die Statthalterin jetzt nach Antwerpen abordnete, gelang es, den Ausbruch von Gewaltthätigkeiten zu verhindern. Das Volk empfing jenen Staatsmann mit ungemeinem Jubel, und erklärte ihn für seine Hoffnung und Stütze. Wilhelm von Oranien sprach den Massen freundlich, doch mit Ernst zu, und erreichte so den Zweck seiner Sendung.

Da aber von Madrid über den Erfolg der Gesandtschaft, welche dahin abgegangen war, keine Nachricht eintreffen wollte, so wurde jetzt wieder der Geusen-Bund schwierig. Graf Heinrich von Brederode benützte eine Aufforderung der Oberstatthalterin an den Verein, zur Wiederherstellung der Ruhe mitzuwirken, um eine allgemeine Versammlung der Geusen zu veranstalten. Noch im Jahre 1566 fand dieselbe Statt, und hier erschienen schon 2000 energische Mitglieder des Bundes. Im Auftrag der Regentin Margaretha von Parma unterhandelten Wilhelm von Oranien und der Graf von Egmont mit den Verbündeten; allein die Forderungen derselben waren jetzt schon gesteigert. Man bestand nämlich auf Gewährschaften für die Sicherheit des Bundes, und Einberufung der Landstände oder der Generalstaaten: zugleich schlug man Schiedsrichter oder Mittler des Streites vor, und diese waren: der Fürst von Oranien, sowie die Grafen von Egmont und von Hoorn! Die Oberstatthalterin getraute sich nicht, solche Zugeständnisse zu ma-

chen, und verhieß ausweichend eine Entscheidung durch die Ritter des goldenen Vließes.

Während so die allgemeine Gährung sich fortspann, auch sonst von der Regentin keine durchgreifende Maaßregel zur Beschwichtigung derselben ergriffen werden konnte, war die Entschließung Philipps II. auf die Beschwerden des niederländischen Volkes erlassen worden. Alles, was die Rathschläge zur Mäßigung von Seite einiger wohlwollender Staatsräthe in Madrid auswirken konnten, bestand in den drei Zugeständnissen des Königs: daß die bischöfliche Inquisition in den Niederlanden wieder an die Stelle der päbstlichen zu setzen sei, die Härte der Plakate vermindert werden solle, und die Oberstatthalterin zur Begnadigung derjenigen ermächtigt sei, welche noch nicht schwer sich vergangen hätten, oder nicht schon verurtheilt wären. Die Verzeihung, von welcher übrigens ketzerische Prediger ausdrücklich ausgenommen blieben, sollte auch auf den verbündeten Adel sich ausdehnen, soferne er seine Versammlungen unterlassen und seinen Einfluß zur Herstellung der Ruhe verwenden würde. In Madrid sah man diese Bewilligungen Philipps II. als das Uebermaaß von Milde an; allein ob sie den Niederländern bei der weit gediehenen Aufregung würden genügt haben, war sehr zweifelhaft. Wie die Lage der Dinge inzwischen sich gestaltet hatte, kam jedoch auf das Mehr oder Minder einer Nachgiebigkeit des Hofes nichts mehr an: denn schon vor dem Eintreffen der königlichen Entschließungen waren in den Niederlanden Begebenheiten vorgefallen, welche nach der Sinnesart Philipps II. jede Aussicht auf einen Vergleich zerstören mußten.

Wir haben früher erzählt, daß eine heftigere Richtung unter den kirchlichen Reformern vorzüglich an dem Gebrauch der Bilder in den Kirchen Aergerniß fand, und z. B. unter Anführung Karlstadts gewaltthätige Auftritte in Wittenberg erregte, welchen nur die Weisheit und die Kraft Dr. Martin Luthers sogleich im Entstehen zu steuern wußte. Vorgänge gleicher Art, nur noch leidenschaftlicher, und ohne die zügelnde Hand eines Luther, traten nun auch in den Niederlanden auf. Im westlichen Theile Flanderns, zwischen der Lys und dem Meere, stürmten im Jahre 1566 plötzlich erhitzte Volksschaaren die Kirchen in der Gegend von Sct. Omer, und zertrümmerten nicht nur die Bilder, sondern beraubten auch die Altäre. Nachdem sich der wilde Haufe hierauf zu gleichem Zweck nach Ypern gewendet, und auch hier ähnliche Ausschweifungen verübt hatte, so wurden mit reißender Schnelligkeit ganze Gegenden in den schrecklichen Taumel mit fortgerissen. Allenthalben boten die Kirchen das Schauspiel der zügellosesten Zerstörung dar, so in Utrecht, Leiden, Middelburg, Lille, Breda, Gent, Antwerpen und vielen andern Städten, so außer Flandern überhaupt in einem großen Theile von Brabant, Holland, Seeland, Geldern und Friesland. Bestürzt versammelte

Margaretha von Parma auf die Nachricht dieser Ereignisse den Staatsrath in Brüssel, und in der Sitzung desselben empfahlen die Grafen von Egmont und von Hoorn in Uebereinstimmung mit dem Fürsten von Oranien wiederholt Zugeständnisse zu Gunsten der Gewissens-Freiheit: .... die Oberstatthalterin zauderte. Jetzt ward selbst ein Theil der Bevölkerung in Brüssel schwierig: mit eiligster Hast drängten sich die Begebenheiten: Margaretha von Parma, sogar mit Verhaftung bedroht, sann auf die Flucht: man sperrte die Thore, und die Regentin, von den Ereignissen überwältiget, bewilligte jetzt endlich alles, was die gemäßigte Volkspartei bisher standhaft gefordert hatte, nämlich, außer Abschaffung der päbstlichen Inquisition und der Ketzer-Edikte, auch die Bürgschaft für vollständige Sicherheit des adeligen Bundes. Dagegen verpflichtete sich der Letztere, nicht bloß der Bilderstürmerei sich zu widersetzen, und die Bestrafung der Urheber des Greuels zu befördern, sondern auch seinen ganzen Einfluß zur Beruhigung des Volkes zu verwenden. Jetzt entwickelten auch Wilhelm von Oranien, sowie die Grafen von Egmont und Hoorn die größte Energie, um die bessere Sache durch Zurückführung auf Maaß und Ziel vor dem Untergang zu retten. In die Provinzen beordert, um nach Bewilligung der gerechten Volkswünsche die gesetzliche Ordnung wieder herzustellen, lösten sie die schwierige Aufgabe mit vollständigem Erfolg. Oranien beruhigte mittelst durchgreifender Maaßregeln die wichtige Stadt Antwerpen, und alsdann die Bezirke von See- und Holland; Hoorn stellte dagegen in Tournay, und Egmont in Gent die Ruhe wieder her. Selbst Hinrichtungen wurden zu solchem Zwecke nicht gescheut.

Da das Ansehen des Königs überall wieder befestiget, und den Gesetzen Achtung verschafft worden war, so hoffte man nun auf die bleibende Erhaltung von Friede und Eintracht. Hätte der Hof früher die Zugeständnisse gemacht, welche der Oberstatthalterin nur die Noth abdringen konnte, so würden die Ausschweifungen der Bilderstürmerei nicht erfolgt sein: wurde also nur jetzt der geschlossene Vergleich der Regentin mit der gemäßigten Volkspartei gewissenhaft erfüllt, so schienen alle Wirren gründlich beseitiget zu sein. Wer aber glauben wollte, daß Philipp II. von Spanien einen solchen Vergleich genehmigen werde, der kannte die Gemüthsart des Mannes wenig. Schon bei der Uebersendung der scheinbar nachgiebigen Entschließungen, welche in Folge der Gesandtschaft Martigny's und Bergen's erlassen und oben ihrem Inhalte nach angegeben worden sind, hatte der König durch geheime Instruktionen der Statthalterin befohlen, niemals in eine Berufung der Stände-Versammlung zu willigen, und zur gewaltsamen Niederbeugung der Opposition im Stillen zu rüsten, nämlich in Deutschland 10,000 Lanzknechte und 3000 Reiter werben zu lassen. Da zugleich die nöthigen Geldsummen beigefügt waren, so sah die Regentin über die eigentlichen Absichten ihres

Beudels völlig klar. Deſto größere Bangigkeit fühlte ſie aber auch, ihm über den Vergleich Bericht zu erſtatten, welchen ſie mit dem Volke einzugehen gezwungen wurde, und um den vorausſichtlichen Ingrimm des Königs auf Andere zu leiten, klagte ſie vornehmlich den Fürſten von Oranien als die Urſache der erlittenen Kränkung an. Margaretha von Parma hatte ſich nicht geirrt, Philipp II. war über die letzten Vorgänge in den Niederlanden auf das äußerſte erbittert, und feſt entſchloſſen, das freiſinnige Volk mit blutiger Gewalt unter die Inquiſition und die unumſchränkte Königsgewalt zu beugen. Um indeſſen zu ſolchem Zwecke völlig ſichere Vorkehrungen zu treffen, verbarg er für einen Augenblick ſeinen furchtbaren Zorn, und ließ den Vertrag der Statthalterin mit dem Volke vorläufig beſtehen.

Im Staatsrath zu Madrid, welcher nach den Ereigniſſen in den Niederlanden über die nunmehr zu befolgende Politik gutachtlich ſich äußern ſollte, riethen einige wohlwollende Männer zwar abermals zur Milde und Mäßigung; allein des Königs Günſtling, Herzog von Alba, wie der Gebieter finſter und blutgierig, den Launen des Herrſchers durch Wohldienerei ſchmeichelnd, forderte die Anwendung von Waffengewalt zur unbedingten Unterwerfung der Niederländer. Alba wußte wohl, daß er dem Könige bei ſolchen Anträgen aus der Seele ſpreche; ſeine Meinung behauptete daher den Sieg, und bald wurden Anſtalten getroffen, ein ſpaniſches Executions-Heer nach Belgien überzuſetzen. Natürlich erhielt Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, den Oberbefehl über daſſelbe mit ſo unumſchränkten Vollmachten, wie ſie zur Durchführung eines despotiſchen Werkes als nothwendig erſchienen. Bevor indeſſen die Vorbereitungen vollendet waren, trat plötzlich in den Niederlanden ein unerwarteter Wechſel der Dinge ein.

Bald nach dem Abſchluſſe des Vergleichs der Statthalterin mit dem Volke verbreiteten ſich düſtere Gerüchte: die Nachgiebigkeit Margarethens ſei nicht ernſtlich gemeint, vielmehr ein Rache-Verſuch des Hofes im Werke. Gleichzeitig erhielten der Fürſt von Oranien, ſo wie die Grafen von Hoorn und Egmont, heimliche Warnungen, daß ſie von der Regierung für die Anſtifter oder doch Beförderer des Aufruhrs gehalten würden, demnach auf ihrer Huth ſein möchten. Dieſes heimliche Geflüſter erlangte mit einem Mal ein bedeutendes Gewicht, als ein Brief des ſpaniſchen Geſandten am franzöſiſchen Hofe aufgefangen wurde, welcher über die Pläne der Kamarilla Philipps II. beſtimmtere Aufſchlüſſe zu geben ſchien. Offenbar hätte der Bund der niederländiſchen Patrioten nun kräftige Gegenanſtalten machen ſollen, allein leider brach gerade umgekehrt Uneinigkeit in demſelben aus. Graf Lamoral von Egmont, dem königlichen Hauſe aufrichtig zugethan, ergab ſich der unglücklichen Meinung, daß Philipp II. keineswegs auf grauſame Unterdrückung der Niederländer ausgehe, ſondern zu einem billigen Vergleich bewogen werden könne. Ein

weiteres Unglück hatte die rohe Ausschweifung der Bilderstürmerei gestiftet. Unter dem Bunde der Geusen befanden sich nämlich viele aufrichtige Katholiken, und diese fühlten sich durch die fanatische Verwüstung ihrer Kirchen gekränkt. Es entstand sohin eine gewisse Lauheit in dem Vereine, und als vollends Lamoral von Egmont, trotz aller Vorstellungen seiner Freunde, wider den König nicht ernstlich Partei ergreifen wollte, so überzeugten sich die scharfsinnigen Männer der Opposition, daß diese ein trauriges Ende nehmen werde. Schon jetzt trat bei Manchem an die Stelle des früheren Vertrauens düstere Sorge, die Haltung der Volkspartei wurde überhaupt schwankend, ja selbst der Geusenbund erschüttert. Margaretha von Parma wußte diese Wendung der Dinge, namentlich die Unzufriedenheit der katholischen Mitglieder des Adels-Vereins über die Bilderstürmerei, geschickt zu benützen, um einzelne Mitglieder des Geusenbundes wieder auf die königliche Partei hinüber zu ziehen. Zugleich beschloß die Oberstatthalterin, zur Unterwerfung der unzufriedenen Städte selbst mit den Waffen einen Versuch zu machen. Nachdem sie dem Auftrage Philipps II. gemäß, wirklich Söldner aus dem innern Deutschland an sich gezogen, auch 5 neue Regimenter Wallonen angeworben hatte, entsandte sie eine bedeutende Heeresmacht unter Philipp Noirkarmes zur Einnahme der mächtigen Stadt Valenciennes. Letztere weigerte sich standhaft, die ihr zugedachte Besatzung aufzunehmen, und selbst der Geusenbund versammelte zur Unterstützung der bedrohten Gemeinde einige Streitkräfte. Bald waren diese jedoch geschlagen, und die Belagerung von Valenciennes begann. Gleichzeitig rückte Graf von Megen im Auftrag der Stadthalterin vor Herzogenbusch, während umgekehrt Graf von Brederode, das Haupt des Geusenbundes, für den Widerstand zu rüsten begann. So war denn der Bürgerkrieg eröffnet. Allerdings strengte Wilhelm von Oranien alle Kräfte an, um die Volkspartei zum energischen, einheitlichen Handeln zu bewegen, auch die Vorbereitungen Brederode's hatte größtentheils Er veranlaßt; indessen die Verbündeten kämpften überall unglücklich. Eine Heer-Abtheilung derselben, unter Johann von Toulouse, wurde aufgerieben, Valenciennes nach einer verheerenden Beschießung wirklich besetzt, und eine bedeutende Anzahl anderer Städte zur Unterwerfung gezwungen. Der Geusenbund hatte sich als ohnmächtig erwiesen, die abgedrungenen Zugeständnisse der Oberstatthalterin waren zurückgenommen, und mit Glanz die Macht derselben wieder hergestellt worden.

Nunmehr entstand plötzlich eine so schnelle Umwandlung der öffentlichen Stimmung, daß wieder Verfolgungen gegen die Volkspartei eingeleitet wurden. Wilhelm von Oranien, welcher seine Entlassung aus dem Staatsrathe genommen hatte, wollte noch einen Versuch machen, den Grafen Lamoral von Egmont von seiner gefährlichen Verbindung mit der Oberstatthalterin und dem Könige abzubringen. Als er zu dem Ende eine Zusammenkunft mit dem Grafen veranstaltet hatte, sprach er

ihm ergreifend zu, seiner Selbsttäuschung in Ansehung des Charakters und der Absichten des Königs endlich zu entsagen, und mit ihm, dem Fürsten, zur Rettung der niederländischen Freiheit sich zu vereinigen. Leider waren auch die schlagendsten Beweisgründe vergeblich, Egmont vielmehr in der Anhänglichkeit an den König unerschütterlich. Mit bewunderungswürdigem Scharfblick die ganze Politik des Madrider Hofes durchschauend, bemerkte nun Wilhelm von Oranien dem Grafen Egmont, daß die spanische Kamarilla sich seiner als eines Werkzeuges für ihre Pläne bedienen, allein nach erreichtem Zwecke ihn zuerst opfern werde. „Du wirst," rief Wilhelm bekümmert aus, „den Spaniern zur Brücke dienen, um in unser Land zu kommen, und wenn sie übergesetzt sind, werden sie die Brücke zerstören." Leider beharrte Graf Lamoral auch jetzt noch auf seiner Meinung, und die Freunde trennten sich. So wollte denn selbst ein Egmont den Triumph des Absolutismus befördern. Der verständige Wilhelm von Nassau und Fürst von Oranien war nicht gemeint, an solchen ungeheuren Staatsfehlern Theil zu nehmen, und zugleich sich dem fanatischen Absolutismus zu opfern: er begab sich im Frühling 1567 von Antwerpen auf seinen Familiensitz in Breda, und von dort bald nachher nach der Grafschaft Nassau in Deutschland. Da auch die Häupter des Geusenbundes, Heinrich von Brederode und Ludwig von Nassau, die Niederlande verließen, so kam jener Bund der Auflösung nahe. Die Uneinigkeit und Entmuthigung des Adels theilte sich jetzt auch den Mittelklassen mit, und die frühere, schöne Begeisterung des Volkes ging auf ein Mal zur unbedingten Unterwerfung über. So wie die Häupter der Opposition vorher vergöttert worden waren, wurden sie jetzt von dem wankelmüthigen Volke als die Ursache alles Unglücks angeklagt. Und so ward denn auch in den Niederlanden das Schauspiel aufgeführt, welches die menschliche Würde so sehr befleckt und bei politischen Reaktionen doch so häufig ist, daß die größten Schreier der Oppositions-Partei nun der Regierung Weihrauch streuten, und daß überhaupt alles wetteiferte, der Gnade der Machthaber sich zu versichern. Der Sieg der Oberstatthalterin war nunmehr schon vor der Ankunft eines Exekutions-Heeres aus Spanien ganz vollständig. Nachdem sich die mächtigen Städte unbedingt ergeben hatten, schritt Margaretha sofort an's Werk, die Macht des Königs höher als je zu stellen. Nicht bloß wider die Bilderstürmer wurden massenweise harte Todesurtheile vollzogen, sondern umgekehrt jetzt die neugebauten protestantischen Kirchen zerstört. Um dem Wiederaufleben der Opposition zu begegnen, mußten zugleich viele Mitglieder des Geusenbundes in die Verbannung wandern, andere ihre Begnadigung dagegen durch reumüthige Unterstützung des Absolutismus erkaufen. Der Bund des Adels ward vollständig aufgelöst, und jede Spur eines Widerstandes des Volkes schien für immer verschwunden zu sein.

Bei einem so vollständigen Sieg, bei der namenlosen Demüthigung der Volks-Partei und den zahlreichen Opfern, welche durch die Hinrichtungen der Bilderstürmer der Rache des Hofes gebracht worden waren, glaubte selbst Margaretha von Parma, daß dem königlichen Ansehen hinreichende Genugthuung geschehen, noch größere Rache-Uebung also unmenschlich, ja selbst unklug sei. Sie beschwor darum den Bruder, daß er selbst, und zwar ohne Heer, nach Belgien sich begeben, und die Beruhigung der Bevölkerung durch Güte vollenden möge. Dem finstern Fanatiker schien indessen alle Strenge seiner Stellvertreterin noch unzeitige Gnade, die demüthige Unterwerfung der entmuthigten Niederländer noch rebellischer Trotz zu sein. Philipp II. wollte das Blut in Strömen vergossen, die Blüthe des belgischen Adels unter dem Henkersbeil hinsterben, und in dem Volke auch jeden künftigen Gedanken an die bürgerliche oder religiöse Freiheit, an die Rechte und Würde des Menschen erstickt sehen. Und zu diesem Höhepunkt glorreicher Herrschermacht hoffte er auf dem Wege einer Grausamkeit zu gelangen, durch deren Anschauung oder Schilderung bei Mit- und Nachwelt das Blut in den Adern stocken sollte. Es blieb daher bei dem Beschlusse der Sendung Alba's und den ihm ertheilten Vollmachten. Nach der Weigerung Frankreichs, den Durchzug des spanischen Heeres zu verstatten, ertheilten in Folge von Unterhandlungen die Herzöge von Savoyen und Lothringen die Erlaubniß, die Spanier durch ihre Länder ziehen zu lassen; Genua hingegen, sowie der Herzog von Florenz, sorgten für die nöthigen Fahrzeuge zur Ueberschiffung des Heeres. In der ersten Hälfte des Mai's 1567 landete Ferdinand Alvarez von Toledo mit 10,000 Mann zu Genua. Als die nöthigen Vorbereitungen zur Verpflegung des Heeres auf dem beschwerlichen Marsche über die Gebirge getroffen waren, setzte sich der Herzog in Bewegung. Ihn begleiteten seine beiden Söhne Friedrich und Ferdinand von Toledo, wovon letzterer die mittlere Abtheilung des Zuges führte. Der Marsch ging über den Berg Cenis unter großer Vorsicht, da das Heer in den savoyischen Alpen leicht überfallen und aufgerieben werden konnte; doch es zeigte sich kein Feind, und Alba erreichte, den burgundischen und lothringischen Grenzen entlang, glücklich die freie Grafschaft (Franche Comté). Hier stießen einige Fähnlein Reiter und drei Regimenter Fußvolk zu ihm, jene in Burgund, diese im innern Deutschland angeworben. Mit der so verstärkten Mannschaft erschien Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, am 22. August 1567 vor den Thoren von Brüssel, und das Trauerspiel konnte also beginnen.

Nachdem der Einzug in die Stadt noch am nämlichen Tage vor sich gegangen war, begab sich der Herzog zu der Oberstatthalterin Margaretha von Parma, um ihr seine Ehrfurcht zu bezeigen, und zugleich der Aufträge des Königs sich zu entledigen. Nach der Bestallungs-Ur-

kunde, welche Alba zuerst vorzeigte, schien er nur zum Befehlshaber über die Waffenmacht ernannt, der Oberstatthalterin hingegen die eigentliche Leitung der Landes-Verwaltung vollständig belassen zu sein. Bald kam jedoch eine zweite Vollmacht zum Vorschein, worin dem Herzog die Befugniß zur Ein- und Absetzung der Beamten, und die Untersuchung über die vorgefallene Empörung mit unumschränktem Recht zu strafen und zu belohnen übertragen war. Jetzt wußte die Oberstatthalterin, daß sie nur dem Namen, Alba hingegen der That nach an der Spitze der Regierung stehen solle. Als der Herzog auf ihre Frage keineswegs läugnete, vielleicht auch eine dritte noch umfassendere Vollmacht zu besitzen, deren Vorlegung für besondere Fälle vorbehalten bleibe, so fühlte sich Margaretha von Parma tief gekränkt, und sandte die Bitte um ihre Entlassung von der Statthalterschaft an den Hof nach Madrid.

Während Alba nun über die nächsten Schritte zur Einleitung seines furchtbaren Unterdrückungs-Werkes brütete, herrschte eine dumpfe Stille in dem sonst so geräuschvollen und prächtigen Brüssel. Man ahnete die finstern Anschläge des angekommenen neuen Gebieters, und Adel wie Bürgerschaft zogen sich verstört in ihre Wohnungen zurück. Ferdinand Alvarez von Toledo wollte sich vor allem der Männer bemächtigen, welche einem bis zur Verzweiflung getriebenen Volke vielleicht zu Führern im Widerstande dienen konnten, und auch sonst schon den Argwohn oder den Haß Philipps II. erregt hatten. Zu diesen gehörten vornämlich die Grafen Lamoral von Egmont und Philipp von Hoorn. Jener hatte den Herzog von Alba, als alten Bekannten, schon in Lothringen bewillkommt, und war, trotz einer verdächtigen Aeußerung desselben *), zu einem so sorglosen, fast leichtfertigen Vertrauen seiner Sicherheit zurückgekehrt, daß er auch unter der Herrschaft eines Alba seine fröhlichen Festlichkeiten in Brüssel wieder beginnen wollte. Graf von Hoorn benahm sich anfangs vorsichtiger, und vermied die Nähe Alba's; endlich ließ er sich jedoch ebenfalls täuschen, und nach der belgischen Hauptstadt locken. Dagegen entging ein drittes ausersehenes Opfer, der Graf von Hoogstraten, durch empfangene Warnung der Gefahr, indem er seine schon beschlossene Reise nach Brüssel plötzlich in die Flucht nach dem innern Deutschland umwandelte. Toledo wollte zugleich mit den genannten Grafen den Bürgermeister Strälen in Antwerpen, sowie den geheimen Rath Egmonts, Casembrod von Backerzele, in Verhaft nehmen lassen, um zugleich der Briefschaften Lamorals sich zu bemächtigen. Als die Aufträge dazu nach Antwerpen abgegangen waren, setzte Alba einen Tag an, um sich mit den niederländischen Großen über die öffentlichen

*) Als Egmont bei der Ankunft Alba's diesem sich näherte, um ihn zu begrüßen, rief der Herzog halblaut, doch so, daß der Graf es vernehmen konnte: „Sehet, hier kommt ein arger Ketzer!“

Angelegenheiten zu berathen. Auf diesem erschienen, außer den Grafen Hoorn und Egmont, der Herzog von Arschot, die Grafen von Mansfeld, Aremberg und Barlaimont, sowie mehrere spanische Edle. Im Laufe der scheinbaren Erörterungen über Staatssachen ward dem Herzog im Geheimen die Nachricht überbracht, daß die Verhaftungen in Antwerpen glücklich vollzogen seien, und sofort die Sitzung aufgehoben. Nach dem Abtreten der Versammlung weilte Lamoral von Egmont noch im Palast, um mit dem Sohne des Herzogs ein Spiel fortzusetzen, oder mit letzterem selbst zu verkehren: da sah er sich auf ein Mal von Bewaffneten umgeben, und hörte den Zuruf Alba's: „Ich verhafte Euch im Namen des Königs! Gebet Euer Schwert ab!“ Ein Blick zeigte dem Grafen die Unmöglichkeit des Widerstandes: er nahm darum ruhig die Waffe von der Seite und sprach mit Würde: „Nehmet das Schwert hin, das so oft den König mit Ruhm bedeckt hat!“ Gleichzeitig erfolgte in einem andern Theile des Hauses die Verhaftung des Grafen von Hoorn. Die ganze Größe der Gefahr ahnend, fragte Hoorn schnell: „Wo ist Egmont?“ Das Stillschweigen der Spanier war die beredteste Antwort: — der Graf seufzte und sagte traurig: „Freilich werde ich mit Recht der Schicksals-Genosse des Mannes, dessen Beispiel ich so unbesonnen folgte.“ Nach wenigen Tagen wurden beide Staatsgefangene unter starker Bedeckung nach Gent gebracht, wo kurz vorher die wallonische Besatzung von einer spanischen abgelöst worden war. Selbst Margaretha von Parma wurde durch die Gewaltthat gegen die Grafen von Egmont und von Hoorn so entrüstet, daß sie in Madrid auf ihre Entlassung drang. Mit scheinbarem Bedauern ertheilte ihr Philipp II. dieselbe, den Herzog von Alba zu ihrem Stellvertreter in den Niederlanden ernennend, ein weiterer Fingerzeig, was in dem Gemüthe des Despoten beschlossen war.

Nachdem man in solcher Weise die Einleitungen zu einer Regierung des Schreckens getroffen hatte, schritt das gräßliche Werk rasch vorwärts. Zuvörderst füllte man die Gefängnisse mit zahlreichen Opfern, welche sich die priesterlich-königliche Herrschaft in den verschiedenen Gegenden des Landes ausgesucht hatte, und dann wurde zu ihrer Hinmetzelung eine besondere oberste Kommission von 12 Mitgliedern eingesetzt. Ferdinand Alvarez von Toledo, das furchtbare Werkzeug des Tyrannen, nannte jene Helfershelfer den „Rath der Unruhen“, das Volk hieß die Special-Kommission hingegen das „Blutgericht!“ Schon die Verhaltungs-Befehle, welche dem schauderhaften Tribunal gegeben wurden, zeigte, wie richtig das Volk geurtheilt hatte. Nicht bloß wirkliche Theilnahme an der Empörung wider die königliche Gewalt, sondern schon die Unterzeichnung von Bittschriften für die Entfernung des spanischen Heeres nach dem Regierungs-Antritte Philipps II. wurde für ein todeswürdiges Verbrechen erklärt. Ja der frevelhafte Uebermuth des Tyrannen ging so weit, daß diejenigen für schuldig erklärt wurden, welche der Einführung der

Inquisition sich widersetzt, und nichts gethan hätten, um die Bittgesuche der Geusen, sowie die Ausschweifungen der Bilderstürmer zu verhindern. Schuldig sollte ferner jeder sein, wer das Recht des Königs bezweifle, die Niederlande wegen Aufruhrs ihrer verfassungsmäßigen Freiheit zu berauben; schuldig endlich ein Jeder, dem das Mitleiden oder die Entrüstung über die unmenschliche Tyrannei die Mißbilligung einer Hinrichtung entlocke, oder der gar die Richter des Herrschers grausam nenne. So wollte denn Ferdinand Alvarez von Toledo die Rechte des Menschen offen verspotten. Um sein Werk zu krönen, befahl er vollends, daß zur Verurtheilung der ausgesuchten Schlachtopfer die beschworne Anklage zweier Männer hinreiche, und gegen die Erkenntnisse des Blutgerichts keine Berufung statt finde.

Nun begann das Hinmetzeln im Großen. Während in Valenciennes auf ein Mal 55 Personen enthauptet wurden, geschahen ähnliche Gräuel innerhalb weniger Wochen zu Gent (von der Mitte Jenners bis Anfang Hornungs). Zugleich wurden die ordentlichen Behörden des Landes überall außer Thätigkeit gesetzt, selbst der Staatsrath nur zum Schein beibehalten, und alle öffentlichen Angelegenheiten vor den Blutrath gebracht, in welchem natürlich Alba den Vorsitz führte. Vorladung eines Angeklagten vor das Schreckensgericht war jederzeit auch Verurtheilung zum Tode: nur wer die Flucht mit Erfolg ergriff, konnte das Leben retten. Tausende von betriebsamen Bürgern verließen nun die Niederlande; doch selbst eine solche Entvölkerung, welche dem monarchischen Interesse keineswegs förderlich war, vermochte nicht die Vertilgungswuth eines Philipps II. und eines Alba's zu ermäßigen. Ersterer befahl sogar, daß alle Niederländer für Ketzer und Beleidiger der Majestät erklärt, und nur diejenigen verschont werden sollten, welche er später bezeichnen werde. Da sohin der Tod die Regel und die Begnadigung nur Ausnahme sein sollte, so kann es kaum mehr auffallen, daß Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, auf dem sogenannten Justizwege bis zu 18,000 Menschen in den Niederlanden ermorden ließ. Zu Anfang 1568 begannen die Würgereien, und noch am 1. und 2. Juni desselben Jahres wurden zu Brüssel auf ein Mal 22 Angeklagte enthauptet, welche meistens dem Adelstande angehörten. Alba wollte planmäßig die Kraft des freisinnigen Volkes brechen, darum nicht nur seine edelsten Mitbürger umbringen, sondern auch den Begüterten die Macht des Reichthums entziehen. Das Vermögen der Flüchtlinge wie der Hingerichteten wurde eingezogen, und daraus den Schergen, Spähern und andern elenden Werkzeugen der Gewalt zur Erhöhung ihres Eifers ansehnliche Geschenke gereicht. Gegen Wilhelm, Fürst von Oranien, erging das Urtheil lebenslänglicher Verbannung und der Einziehung seiner Herrschaft Breda. Um jedoch wegen des Aergers, den

Todfeind nicht fangen zu können, einigermaßen sich zu entschädigen, ließ Alba den unschuldigen Sohn desselben, einen Knaben von 13 Jahren, verhaften, und dieser mußte wirklich 28 Jahre als Gefangener in Spanien bleiben.

Um den Schrecken endlich auf die höchste Spitze zu treiben, wollte nun Ferdinand Alvarez von Toledo zu der gerichtlichen Ermordung zweier Männer schreiten, welche durch ihre Persönlichkeit und Stellung im Leben besonderes Mitleiden erwecken mußten ..... der Grafen Lamoral von Egmont und Philipp von Hoorn. Schon im Jahre 1568 hatten die Verhöre der Angeklagten in einer unförmlichen Art begonnen. Beide Grafen beriefen sich auf ihre Standesrechte als Ritter des goldenen Vließes, doch vor dem Blutgerichte war jeder gerechte Antrag vergeblich, ja man ließ den Beschuldigten nicht einmal einen Vertheidiger zu. Die Anklagen selbst waren sämmtlich erdichtet oder lächerlich; denn sie bestanden meistens darin, daß Hoorn und Egmont mit andern Verschwornen die Niederlande unter sich theilen wollten, und nicht nur die Plakate saumselig vollzogen, sondern auch den Aufrührern allen Vorschub geleistet hätten. Graf Egmont zeigte sehr gut, wie sein Verfahren von den Umständen geboten gewesen sei, und er stets in gutem Glauben nach dem Vortheil des Königs gestrebt habe. Diese Behauptung war nur zu richtig; allein was sollte sie bei einem Alba nützen, der längst den Untergang Lamorals und seines Freundes beschlossen hatte? Am 3. Juni wurden die beiden Grafen unter einer Bedeckung von 3000 Spaniern aus ihrem Gefängniß in Gent nach Brüssel gebracht, und schon am Abend des folgenden Tages zur Hinrichtung durch das Schwert verurtheilt. Die Gemahlin Lamorals von Egmont, eine Schwester des Kurfürsten in der Pfalz, hatte schon früher den Schutz des Kaisers Maximilians II. angerufen, auch Hoorn konnte durch Verwendung bei dem Könige vielleicht gerettet werden, so hoffte man wenigstens, wenn freilich ohne allen Grund: darum bat der Bischof von Ypern den Herzog Alba fußfällig um Aufschub der Hinrichtung, allein auch dieses Gesuch wurde mit Härte zurückgewiesen.

Graf Lamoral von Egmont, Fürst zu Gaveren hatte sich nicht grundlos gerühmt, wenn er bei seiner Verhaftung auf die dem Könige geleisteten Dienste hindeutete. Er hatte als ausgezeichneter Feldherr die Schlachten Philipps II. geschlagen, und dessen Waffen in der That mit Ruhm bedeckt. In verschiedenen entscheidenden Treffen waren vor ihm die Auserwähltesten des französischen Adels gefallen, die stolze Macht Frankreichs erlegen. Diesen glorreichen Siegen Egmonts hatte Philipp II. größtentheils den Frieden von Cambresis, und seinen politischen Einfluß in Europa zu danken; jetzt sollte nun der heldenmüthige Feldherr erfahren, wie die Dankbarkeit eines Despoten sich äußere. Am fünften Tage des Brachmonats oder Junius 1568 früh zehn Uhr er-

schien Lamoral, Graf von Egmont und Fürst zu Gaveren, vor dem Stadthause zu Brüssel auf dem Blutgerüste. Mit Standhaftigkeit hatte er die Verkündigung des Urtheils angehört, mit Ruhe und männlicher Fassung bestieg er auch das Schaffot. Nachdem er nur den Wunsch geäußert hatte, auf dem Schlachtfelde gefallen zu sein, warf Egmont den Mantel ab, kniete auf ein Kissen nieder, und empfing den Todesstreich. Nach ihm starb sein Freund Hoorn auf gleiche Weise, die bessere Ueberzeugung bis zum letzten Augenblick mit Würde bekennend. Schmerzlich, ja fast verletzend erscheint es, daß Egmont noch zwei Stunden vor seiner Ermordung einen ehrerbietigen Brief an Philipp II. schrieb, worin er demselben seine Unschuld und Treue versicherte. Einem so feigen Despoten hätte eine andere Erklärung gebührt; allein der Graf war um seine zahlreiche Familie, eine Gemahlin mit neun Kindern, sowie um seine Dienerschaft bekümmert. Von diesen wollte er die Rache des königlichen Wüthrichs abwenden, und das entschuldigt den sonst auffallenden Schritt. Graf Philipp von Hoorn zeigte dagegen noch auf dem Blutgerüste seine Verachtung des Tyrannen: denn er verweigerte stolz ein reumüthiges Zugeständniß, wider den König sich vergangen zu haben.

Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, schien nun seine blutige Sendung vollkommen erreicht, alle Niederländer bis zur Erstarrung erschreckt, seinen würdigen Gebieter auf den Gipfel der absoluten Herrschaft gehoben zu haben. Das Volk, mochte man glauben, werde fortan demüthig am Boden kauern, und ängstlich auf die Mienen seiner Zuchtherren lauschen, um sogleich jede ihrer Launen zu befriedigen. Die heilige Inquisition möge auf ihren glänzenden Trophäen, den Leichen von 18,000 ermordeten Bürgern, mit seliger Genugthuung nun schwelgen, und nur den Finger erheben dürfen, um die gesammte Bevölkerung eines freisinnigen Landes zu ihren blutigen Altären kriechen zu sehen. Glücklicher Weise gibt es aber nicht zu allen Zeiten, und nicht bei allen Volksstämmen die Auswürflinge des Menschengeschlechts, welche jedes Maaß von Tyrannei geduldig ertragen, um nur ihr elendes Leben unter Schmach und Schimpf fortzuschleppen; glücklicher Weise gibt es vielmehr Geschlechter, denen wenigstens das Uebermaaß schändlicher Gewaltherrschaft das Schwert in die Hand gibt, um der Wuth verächtlicher Despoten ein Ziel zu setzen. So geschah es denn endlich in den Niederlanden, als Herzog von Alba von der Erreichung aller seiner Zwecke so fest überzeugt war. Die Ermordung der Grafen von Egmont und von Hoorn kündigte einen bevorstehenden Wendepunkt in dem Schicksale des unglücklichen Volkes an; denn es ergaben sich wieder unzweideutige Zeichen der allgemeinen Entrüstung und des Entschlusses, lieber dem Tod im männlichen Kampf, als der hinterlistigen Ermordung im sogenannten Justizwege zu verfallen. Als das Haupt des Grafen Lamoral gefallen

war, tauchten viele Umstehende ihre Taschentücher in das Blut des Lieblings, während andere ihre Ehrerbietung den Ueberresten desselben im Sarge bezeigten. Das Volk küßte vor den Augen der Schergen den Sarg, und weil dieß natürlich ein todeswürdiges Verbrechen war, so zeigte sich, daß der allgemeine Schrecken der Entrüstung, die feige Erduldung der Unterdrückung dem Vorsatze zum Widerstande weiche. Auch unter dem Adel traten Anzeichen einer solchen Stimmung hervor; denn der Graf Wilhelm von Lumay leistete den feierlichen Eid: „er wolle sein Haupt nicht sanft legen, nicht eher festlich sich kleiden, weder den Bart scheeren, noch die Haare glätten, bis er den Tod seiner Freunde gerächt habe!“

Ein und dreißigstes Hauptstück.

Erneuerung des Freiheits-Kampfes in den Niederlanden. Friede von Gent.

(Vom Jahr 1568 bis 1576.)

Unmittelbar nach der Hinrichtung der Grafen von Egmont und Hoorn setzte der Oberstatthalter Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, sein Unterdrückungs-Werk gegen die freisinnigen Niederländer fort. Nicht nur der Bürgermeister Anton Strälen von Antwerpen und Egmonts geheimer Rath, Backerzele, wurden enthauptet, sondern verschiedene Angeklagte auch verbrannt. Alsdann ließ Herzog Alba sogar den Palast des Grafen von Culemburg niederreißen, weil darin der Geusenbund geschlossen worden war. Doch schon hatte das Uebermaaß der Grausamkeit das Volk wieder zur Erringung seiner Freiheit ermuthiget. Wilhelm von Oranien, durch die Leiden der Niederländer zur Rückkehr bewogen, schilderte in Rundschreiben und öffentlichen Anschlägen die Tyrannei der Spanier, und indem er mit großer Klarheit zeigte, daß Philipp II. unter dem Vorwand des Schutzes der Religion nur die bürgerliche Freiheit und alle verfassungsmäßigen Rechte Belgiens zerstören wolle, gelang es ihm an mehreren Orten, den Entschluß des Widerstandes hervorzurufen. Mit der Klarheit des Vortrags verband der populäre Fürst noch eine gewisse Wärme der Beredtsamkeit, so daß denn wirklich ein Heer von mehr als 20,000 Mann unter seinen Fahnen sich versammelte. Gleichzeitig war der Bruder des Fürsten, Graf Ludwig von Nassau, in der Bekämpfung des Despotismus unermüdlich gewesen. Nachdem ein Theil des niederländischen Adels am 24. Mai 1568 den Bund zum Widerstand erneuert hatte, rückte Ludwig mit einem kleinen Heere wider den Grafen von Aremberg in's Feld, schlug denselben entscheidend bei Heiligerloe, und belagerte alsdann Gröningen. Dieß war schon vor der Hinrichtung der Grafen Egmont und Hoorn geschehen, und Alba hatte die Katastrophe eben deßhalb beschleuniget. Noch im Jahre 1568 zog nun

der Oberstatthalter in Person wider Ludwig von Nassau zu Feld, und war theils durch Uebermacht, theils durch die Unzufriedenheit der gegnerischen Lanzknechte über Sold-Rückstände so glücklich, den Verbündeten am 21. Juli eine bedeutende Niederlage beizubringen. Indessen Wilhelm von Oranien befand sich bereits mit einem größern Heere schlagfertig, und gegen die Maas im Anzug. Der Sieg Alba's hatte deßhalb keine entscheidenden Folgen, vielmehr sah sich der Herzog genöthiget, nach Mastricht zu eilen, und dort zu seiner Sicherheit nur eine vertheidigende Stellung anzunehmen. Wilhelm von Oranien wollte dem Oberstatthalter eine Schlacht liefern, und versuchte alle Mittel, ihn zur Annahme derselben zu nöthigen; allein Alba zügelte das Ungestüm seiner Soldaten durch strenge Kriegszucht, und bot, gestützt auf feste Plätze, nirgends eine Möglichkeit zur Feldschlacht dar. Durch diese geschickte Taktik brachte er es wirklich dahin, daß im gegnerischen Heere endlich Mangel einriß, und der Fürst von Oranien gezwungen wurde, die um Sold geworbenen Lanzknechte zu entlassen. Als Sieger kehrte demnach Ferdinand Alvarez von Toledo im November 1568 nach Brüssel zurück, und wenn er schon vor dem Feldzug die rücksichtloseste Tyrannei entwickelt hatte, so war nach seinen glücklichen Erfolgen noch weniger eine Ermäßigung derselben zu hoffen. In der That nahm die Bedrückung des unglücklichen Volkes jetzt in dem Maaß zu, daß es auf gänzliche Vertilgung desselben abgesehen zu sein schien.

Gleichsam als Prolog oder als Ankündigung der nun folgenden Scenen, ließ Herzog Alba aus den erbeuteten Kanonen sich selbst ein Siegerdenkmal auf der Burg in Antwerpen mit der Inschrift errichten: „Zu Ehren Ferdinands Alvarez von Toledo, des Ueberwinders der Empörung, des Retters der heiligen, katholischen Kirche, des Vollstreckers der Gerechtigkeit!“ Nicht lange ließ diese Gerechtigkeit auf sich warten; denn die Inquisition wurde mit erhöhter Wuth geschärft, und die gerichtliche Ermordung der Anhänger Oraniens oder der neuen Religionslehre bis zum Wahnsinne gesteigert. Kaiser Maximilian II. war mit dem ganzen Verfahren Philipps II. in den Niederlanden sehr unzufrieden, und äußerte sich hierüber zu verschiedenen Zeiten mit strenger Mißbilligung gegen seinen Verwandten *). Der Madrider Hof setzte aber allen ver-

*) Der Kaiser beschloß sogar, Philipp den Zweiten durch eine besondere Gesandtschaft von seinem grausamen Verfahren gegen die Niederländer abzumahnen. Er machte ihn dabei auch aufmerksam, daß jenes Verfahren der deutschen Reichsverfassung zuwiderlaufe, und um dem Schritt eine noch größere Bedeutung zu geben, wählte er zum Botschafter seinen eigenen Bruder, den Erzherzog Karl von Oestreich. Philipp II., taub gegen die Vernunft und gegen die Stimme der Menschlichkeit, gab jedoch folgende hochfahrende Antwort:

„Daß er anstatt solcher Vorstellungen vielmehr Glückwünschungs-Complimente von andern Fürsten wegen des guten Erfolgs seiner Waffen, ihre Gutheißung, und noch dazu ihren Dank wegen des Beispiels erwartet, welches er durch Aufrechthaltung des Ansehens der

nünftigen Vorstellungen eine fanatische Verhärtung entgegen, und so konnte auch sein Werkzeug, der Herzog von Alba, die Verwüstung Belgiens ungestört fortsetzen. Während die Auswanderungen der Bürger in einem Maaße zunahm, daß der so wichtigen niederländischen Industrie gänzlicher Untergang drohte, sann der Oberstatthalter auf neue Mittel, die innere Entkräftung der Provinzen zu vollenden. Er gebot nämlich, daß jeder Bürger und Bauer bei dem Verkaufe unbeweglicher Güter den zwanzigsten, bei jenem von beweglichen hingegen den zehnten Theil des Werthes als Steuer bezahlen, und daß noch außerdem ein jeder von seinem gesammten Vermögen jährlich den hundertsten Theil abgeben müsse. Wäre auch die letztere Last noch weniger drückend gewesen, so mußte gleichwohl durch die ungewohnte Steuer bei Vermögens-Veräußerungen der Handel, wie die Industrie, vollends zu Grunde gerichtet werden. Solche Gefahr war so dringend, ihre nothwendige Folge zugleich so bedenklich, daß selbst der unselbstständige Staatsrath im Jahr 1571 sich Gegen-Vorstellungen erlaubte; doch vergeblich, Ferdinand Alvarez von Toledo vermaß sich mit übermüthigen Schwüren, daß eher die Welt untergehen, als sein Wille unerfüllt bleiben werde. Glücklicherweise sollte er jetzt erfahren, daß bei Muth und Thatkraft ein Volk auch in der verzweiflungsvollsten Lage dem Uebermuth der Tyrannen widerstehen könne.

Viele Bürger in Brüssel schlossen ihre Buden und Verkaufsläden, weil die Abgabe des zehnten Pfennings ihnen die Fortsetzung ihres Gewerbes unmöglich mache. Da sich hierunter meistens Bäcker, Fleischer und Bierbrauer befanden, so wurde alsbald gefährlicher Mangel an Lebensmitteln fühlbar. Während der Oberstatthalter den gerichtlichen Mord nun auch als Mittel gebrauchen wollte, um die besagten Gewerbsleute zur Feilbietung von Lebensmitteln zu zwingen, hatte der unternehmende

---

Souverains, und Befestigung des Gehorsams der Unterthanen gegeben; wenn der Kaiser, die Churfürsten und übrigen Reichsstände anders gesinnt seien, so könne es von nichts als falschen Nachrichten, von denen sie sich hintergehen lassen, herrühren, an die Reichsgesetze sey er nicht weiter gebunden, als es in den mit dem Reich geschlossenen Tractaten, besonders jenen vom J. 1548, enthalten sey, durch welche die Religion und innere Verfassung seiner Niederländischen Provinzen nicht die geringste Aenderung erlitten; seit dem Antritte seiner Regierung habe er seine größte Sorge dahin verwendet, die wahre alte und katholische Religion, zu der er sich bekenne, und in der er zu leben und zu sterben gedenke, zu erhalten; in dieser Sache glaube er nicht, daß Mittelwege, oder Nachsehen Statt haben könne; die Erfahrung lehre es auch klar, wie schädlich und gefährlich das Nachsehen sey, weil daher hauptsächlich der Untergang und der erbärmliche Zustand, in welchem die Religion sich befinde, erfolgt sey. Wolle man sich auch in Dingen, welche den Dienst, die Ehre Gottes und die Religion angehen, in deren Vergleich jedoch keine zeitliche Sache der ganzen Welt von einigem Werthe seyn könne, bloß nach Staatsabsichten und der Vernunft richten, so sehe man, daß weder das Ansehen der Fürsten, noch Friede und Eintracht der Unterthanen, die allgemeine Ruhe sich erhalten könne, so lang eine Verschiedenheit in der Religion herrsche."

Fürst von Oranien ein neues Mittel zur Bekämpfung der Spanier vorgekehrt, welches bald von dem besten Erfolg begleitet war. Man benützte nämlich die Uebung der Niederländer im Seefahren, um Kaperschiffe einzurichten, mit denen man reichbeladene Fahrzeuge des Feindes wegnahm. Da nicht nur viele tapfere Männer dem Unternehmen sich anschlossen, sondern dasselbe auch durch die Duldung der Königin Elisabeth von England einen Stützpunkt an der englischen Küste fand, so wurde die Sache bald wichtiger, als man Anfangs glauben wollte. Endlich verschafften sich die kühnen Seefahrer, welche man die Bettler zu Wasser, oder Wassergeusen genannt hatte, einen Anhaltpunkt in Holland selbst, indem sie am 1. April 1572 die Stadt Briel wegnahmen. Der Volks-Aufstand erlangte hierdurch den bedeutenden Vortheil, daß nunmehr eine Art provisorischer Regierung sich bildete; denn Wilhelm von Oranien trat als Statthalter in Holland auf, und genehmigte in solcher Art die Besetzung Briels durch die Wassergeusen.

Herzog Alba hielt jetzt doch für gut, die Todesurtheile gegen die widerspenstigen Gewerbsleute, welche er bereits beschlossen hatte, vorläufig unvollzogen zu lassen, und Briel wieder zu nehmen; doch der Wendepunkt seines Glückes war im Interesse der Menschlichkeit endlich eingetreten. Die Bürger der wichtigen Festung Vliessingen, von den Erfolgen Oraniens in Briel ermuntert, griffen mit Begeisterung zu den Waffen, und jagten die spanischen Unterdrücker aus ihren Mauern. Dieß gab das Zeichen zum einmüthigen, kraftvollen Aufstand von ganz Seeland. „Nieder mit den blutigen Tyrannen! Rettet die Freiheit und das Menschengeschlecht!“ erscholl es jetzt in Holland und Seeland von Gemeinde zu Gemeinde, und überall fand der muthige Zuruf in den Herzen mannhafter Bürger Anklag. Man gab Geld, Lebensmittel und Waffen, um neue Kriegsfahrzeuge auszurüsten, man drängte sich schaarenweise unter die Fahnen des ehrwürdigen Volksführers, Wilhelm von Oranien, um den Zerstörer des gemeinen Wohles, den kalten Tyrannen, Ferdinand Alvarez von Toledo endlich niederzuwerfen. Wohl war dieser herbeigeeilt, um dem Sturm zu begegnen; allein schon in Vliessingen, welches er durch Verstärkung der Besatzung zu behaupten hoffte, hatte er die Scheiterung seines Planes erfahren müssen. Jetzt hingegen, man stand im Juli 1572, ward der Hafen in Vliessingen von 150 Kriegsfahrzeugen des Volksaufstandes geschützt, und gegen siebenzig Bürgergemeinden standen in Holland und Seeland unter den Waffen. Damit der Widerstand nun eine noch mehr geordnete Gestalt empfange, und hierdurch sowohl an Ansehen, als an moralischer Kraft gewinne, versammelten sich die Landstände Hollands im Juli 1572, und erklärten den Fürsten von Oranien für den alleinigen, rechtmäßigen Statthalter der Provinz. Jetzt ergriff das Oberhaupt der Volkspartei die Offensive, indem er mit einem Heere von 20,000 Mann viele wichtige Plätze in

Geldern und Brabant besetzte. Gleichzeitig hatte Graf Ludwig von Nassau den Kampf mit Nachdruck erneuert, und schon Bergen im Hennegau eingenommen, als die Pariser Bluthochzeit vom 24. August 1572 die protestantische Partei in Frankreich mit namenlosen Schreckniſſen überzog. Dieser Schlag wirkte so verderblich auf den niederländischen Freiheitskampf, daß der Glücksstern der Spanier noch ein Mal sich erheben wollte. Herzog Alba versuchte wieder mit Erfolg seine Taktik, die Gegner durch Vermeidung entscheidender Treffen zu ermüden, und die Söldner im Heere Oraniens begannen wegen ausgebliebener Zahlung von Neuem zu murren. Schon schien die Sache der Freiheit abermals verloren zu sein, weil Oranien in der That seine Lanzknechte entlassen mußte, auch Bergen und andere Städte in die Hände des Feindes gefallen waren, als die heldenmüthige Vertheidigung der Stadt Harlem in dem blutigen Unterdrücker vielleicht den ersten Zweifel erregen mochte, ob ein Volk von solcher Tapferkeit und Ausdauer bleibend unterjocht werden könne? Harlem schlug nicht nur alle Angriffe der Spanier ab, sondern bot auch dem Hunger Trotz. Wie einst Friedrich Rothbart in der Lombardei, wollte Ferdinand Alvarez von Toledo die standhaften Bürger endlich durch Hinrichtung von Gefangenen erschüttern. Da die Belagerten Gleiches mit Gleichem vergalten, so wiederholte sich auch hier der blutige Gräuel der gegenseitigen Ermordung wehrloser Menschen; doch ohne Erfolg für den grausamen Urheber des Elends. Nachdem die Heroen in Harlem den Widerstand so lange fortgesetzt hatten, daß nicht einmal Pferdefleisch, vielmehr nur Ratten und Mäuse ihre erbärmliche Nahrung waren, drang ihnen die furchtbarste Noth endlich die Ergebung ab. Ohne Achtung für die erhabene Seelengröße, ohne Mitleiden mit halbtodten Männern, ohne alles Menschengefühl, ließ Alba auch in Harlem enthaupten, henken und ersäufen. So starben mehrere hundert edle Kämpfer der Freiheit, und doch konnten alle diese gräßlichen Thaten den Ritter der Inquisition nicht zum Ziele führen.

Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, beschloß vielmehr im Jahre 1573 den Schauplatz seines Henkeramts zu verlassen; denn er hielt bei seinem Herrn und Meister um Zurückberufung an, welche dieser auch zugestand. Triefend von Blut, und begleitet von der Anklage der mißhandelten Menschheit, kehrte das schreckliche Werkzeug des Fanatismus im December 1573 nach Spanien zurück. Sein Nachfolger in der obersten Verwaltung des Landes, Requesens-Zuniga, wollte einen andern Weg einschlagen, und durch mildere Maaßregeln die erbitterten Niederländer zum Gehorsam gegen Philipp II. zurückführen. Allein der ausgestreute Samen Alba's brachte zu gräßliche Früchte, als daß noch eine Versöhnung möglich gewesen wäre. In dem namenlos gequälten Volk war vielmehr schon der Gedanke angeregt worden, das spanische Joch für immer abzuwerfen. Der Bürgerkrieg entzündete sich daher von Neuem,

und zwar unter Wechselfällen, welche mit den früheren Aehnlichkeit hatten. An der Stelle von Harlem gab jetzt Leiden das Beispiel eines denkwürdigen Widerstandes. Wie in jener Stadt erhoben sich die Bürger über die Qualen des Hungers, ja der Bürgermeister Adrians bot dem verzweifelten Volke, als es die Uebergabe der Stadt verlangte, seinen eigenen Leib zur Nahrung dar. Da verstummte auch bei den Trostlosen das Verlangen der Ergebung, und das Beispiel solcher Seelengröße wirkte mit unendlicher Kraft auf die Vertheidiger der Freiheit. Diese fuhren nun durch Einsetzung eines vollziehenden Rathes, und durch Ernennung des Fürsten von Oranien zum provisorischen Staatsoberhaupt in der Organisation des Aufstandes mit großer Umsicht fort. Da man endlich eben so verständig dem Fürsten Wilhelm in der Leitung des Krieges freie Bewegung und ziemlich unumschränkte Vollmachten einräumte, so wandte sich die Sache der Freiheit allmählig entschieden zum Sieg. Dieser ward vollendet, als der neue und fähige Statthalter Philipps, der Großcomthur Requesens, am 5. März 1576 plötzlich starb, und nunmehr in dem spanischen Heere Meuterei ausbrach. Die lange Dauer des Kampfes hatte nämlich auch die Schätze des zweiten Philipps, trotz allen Erpressungen in den Niederlanden, aufgezehrt, und das Unvermögen zur Bezahlung der Söldner war nun auf Seite des Tyrannen. Deßhalb empörte sich das spanische Heer in den Niederlanden, und plünderte die reiche Stadt Antwerpen. Da umgekehrt in den Reihen der Freiheitskämpfer durch die erwähnten Maaßregeln die schönste Ordnung herrschte, so entsank dem Tyrannen allmählig der Muth. Wenigstens wollte er Zeit gewinnen, um für die Vollendung seines blutigen Werkes neue Kräfte zu sammeln. Es wurden daher Friedensunterhandlungen angenommen, welche endlich in Gent wirklich zum Abschluß kamen. Die belgischen Ständte errichteten daselbst den feierlichen Vertrag: daß die Spanier vertrieben, die Blutgesetze Alba's außer Wirkung gesetzt, und von einer Versammlung der General-Staaten über freie Religions-Uebung der Protestanten, so wie die Sicherstellung der bürgerlichen Freiheit die geeigneten Beschlüsse erlassen werden sollen. Inzwischen werde Wilhelm, Fürst von Oranien, als Statthalter fortwährend der Regierung vorstehen. Philipp II. sah sich durch die Noth zur Genehmigung dieses Vertrags gezwungen, und er war also weiter von seinem Ziele entfernt, als vor der Sendung seines Günstlings Ferdinand Alvarez von Toledo.

Zwei und dreißigstes Hauptstück.

Kaiser Rudolph der Zweite. Vorläufer eines allgemeinen oder des dreißigjährigen Religionskrieges.

(Vom Jahr 1576 bis 1612.)

Während in den Niederlanden die bürgerliche und religiöse Freiheit mit so großer Ausdauer und Aufopferungsfähigkeit vertheidiget wurden, daß sie früh oder spät nothwendig bleibend siegen mußten, verwickelten sich die innern Zustände im übrigen Deutschland in einer Weise, welche die größten Besorgnisse erregten. Als Rudolph II. nach dem Tode des Vaters die Reichsregierung antrat, schien er Anfangs dieselbe im Geiste und nach den Grundsätzen des Vorfahrers fortzusetzen. Er bestätigte nicht nur dem Ritter- und Herrenstande in Oestreich das Recht zur Ausübung des evangelischen Gottesdienstes, sondern er suchte auch in dem Kampfe der Niederländer gegen Philipp II. vermittelnd zwischen die Parteien zu treten. Allmählig offenbarte sich aber leider eine wesentlich andere Gesinnung des neuen Kaisers, und man gewahrte mit Betrübniß, daß derselbe dem päbstlichen, ja selbst dem spanischen Einflusse sich hingebe. Unzweideutige Belege dieser unglücklichen Wendung der Dinge ergaben sich nur zu bald.

Maximilian II. hatte die Ausübung des protestantischen Gottesdienstes allerdings nur dem Adel, keineswegs den Bürgern und Bauern erlaubt. Gleichwohl war der evangelische Cultus von dem östreichischen Adel auch in dem sogenannten Landhaus zu Wien eingeführt, und die Neuerung stillschweigend geduldet worden, obgleich jetzt auch die Bürger an dem lutherischen Gottesdienst Antheil nahmen. Leider legte nun der evangelische Prediger am Landhause, Josua Opitius, die größte Unduldsamkeit, und selbst eine wahre Wuth gegen die katholische Confession an den Tag [1]). Der Unfug ward so groß, daß Maximilian II., welcher

[1]) Selbst unbefangene Protestanten gestehen dieß zu. Auch liegen merkwürdige Zeugnisse hierüber vor. So sagte der Reichshofrath Eder in seiner Warnungsschrift an den

schon krank und dem Tode nahe war, gleichwohl noch einschritt, und den Befehl ertheilte, den giftigen Eiferer aus der Stadt wegzuweisen. Opitius behauptete sich jedoch auch bei dem Regierungs-Antritt Rudolphs II. als Prediger am Landhause, und es ward der Besuch des Gottesdienstes von Seite der Bürger in Wien dort sogar größer. Da außer Opitius noch zwei evangelische Prediger im Landhause angestellt waren, so wurden auch in den Häusern mehrerer Bürger religiöse Handlungen nach dem evangelischen Brauch verrichtet. Rudolph II. erschrak darüber sehr; denn er fürchtete das gänzliche Unterliegen der katholischen Confession in Oestreich, und in solchem Fall sogar Verlust oder Beschränkung seiner Fürstenmacht. Um sich der weitern Ausbreitung der lutherischen Lehre zu widersetzen, befahl er daher, daß außer dem Landhause in Wien kein evangelischer Gottesdienst verrichtet, und daß auch dort nur dem Adel, keineswegs den Bürgern der Zutritt verstattet werden dürfe. Die evangelischen Prediger weigerten sich nun, irgend Jemanden den Besuch ihres Gottesdienstes zu wehren, der freiwillig und nach dem Drange seines Gewissens sich einfinde. Eben so erklärten die östreichischen Landstände, daß sie zu der Beschränkung des evangelischen Gottesdienstes ihre Zustimmung nicht geben könnten. Der Kaiser ward jetzt noch ängstlicher, und entschloß sich, trotz seiner sonst friedlichen Sinnesart, zur Anwendung von Gewalt. Nicht nur die evangelischen Prediger in Wien wurden aus dem Land gewiesen, und der protestantische Gottesdienst auch für die Folge in jener Stadt untersagt, sondern es fielen auch ähnliche Beschränkungen desselben auf dem Lande vor. Um der katholischen Religion zugleich durch andere Mittel allmählig das Uebergewicht wieder zu verschaffen, besetzte man die Landesbehörden ausschließend mit Katholiken, ja an der Universität Wien wurde kein Lehrer mehr angestellt, welcher nicht das Bekenntniß des althergebrachten Kirchenglaubens ablegen wollte. Endlich mußten die neuen Bürger als Bedingung ihrer Aufnahme über ähnliche Artikel, wie in Baiern, sich vernehmen lassen, um von ihrer Rechtgläubigkeit Beweise zu erhalten.

Alle diese Schritte (1578 und 1579) brachten nicht nur in Oestreich eine bedeutende Aufregung hervor, sondern erfüllten auch die evangelische Partei in ganz Deutschland mit Bitterkeit und Mißtrauen. We-

---

vierten Stand der Städte und Märkte in Oestreich, „daß Opitius durch seine Vorträge die Zuhörer so sehr verreizt, auch sie so unsinnig gemacht, wann und so oft sie zu seiner Predig gangen, daß sie Lust gehabt, die Päpstlichen, welche er jederzeit als Abgötter verdamms, und dem Teufel ergeben, mit blutigen Händen zu zerreißen; darunter auch der frommen und christlichen Obrigkeit nicht verschonet, sondern dieselbe, so viel als an ihm, so verhaßt machen wollen, daß allbereit etliche rohe grobe Gesellen sagen dürfen, sie wollten mit ihrer Confession lieber bey Türken, als an denen Orten seyn, da der Römischen, Katholischen und Apostolischen Kirchen Lehr und Religion gehalten werde."

nige Jahre nachher kam noch eine Reihe besonderer Ereignisse hinzu, um die Kluft immer mehr zu erweitern. In Köln war der Kurfürst, Gebhard von Waldburg, öffentlich zur evangelischen Religion übergetreten, und hatte sich selbst vermählt. Ein Beispiel der Art schien den Katholiken bei der allgemeinen Hinneigung der Deutschen zur Reformation überaus gefährlich zu sein, und es wurde von der römischen Kurie daher die Absetzung Gebhards ausgesprochen, von den katholischen Reichsständen hingegen die Anwendung des geistlichen Vorbehalts, sohin die Bestätigung des päbstlichen Urtheils verlangt. Vergebens stellten die evangelischen Fürsten vor, welche gefährliche Macht dem Bischofe in Rom eingeräumt werde, wenn er einem Reichsfürsten ohne weiteres seine landesherrliche Gewalt entziehen könne; der Kurfürst von Köln wurde wirklich aus seinem Lande getrieben. Während also in Oestreich die zweite Declaration Ferdinands I. über den Augsburger Religionsfrieden durch das Verbot des protestantischen Gottesdienstes verletzt worden war, bestand man umgekehrt von katholischer Seite, bei der Religions-Veränderung des Kurfürsten von Köln, strenge auf der Vollziehung des geistlichen Vorbehalts. Hierdurch fühlten sich die Protestanten so sehr verletzt, daß ihre heimliche Erbitterung bis zur Leidenschaft stieg. Als nun der Pabst Gregor XIII. in dem nämlichen Jahr 1582 einen verbesserten Kalender herausgeben ließ, welcher in den katholischen Ländern ohne Anstand eingeführt wurde, lehnten die Protestanten die Annahme desselben entschieden ab, wenn gleich dadurch einem lange gefühlten Bedürfniß abgeholfen wurde. Die Sache war rein wissenschaftlicher Art, und wenn dessenungeachtet die evangelischen Fürsten Aergerniß daran fanden, so kann man sich vorstellen, wie weit ihr Mißtrauen schon gekommen war. Unglücklicherweise nahmen die Ereignisse fortwährend einen Gang, wodurch noch mehr Oel in das Feuer gegossen werden mußte.

Nachdem im Jahr 1585 auch zu Paderborn ein Jesuiten-Collegium errichtet worden war, begann dort ebenfalls die Verfolgung der Protestanten. Schon im Jahr 1586 wurden hingegen im Würzburgischen von dem Bischof allda sämmtliche Evangelischen aus dem Lande getrieben, während auch in Münster im Jahre 1588 nach Aufnahme der Jesuiten die Protestanten vollends unterdrückt wurden. Nicht genug, daß schon hierdurch die verderbliche Wirksamkeit der Jesuiten an den Tag getreten war, so ergaben sich noch größere Besorgnisse durch die Masse arglistiger Schriften, welche durch jenen Orden in Deutschland ausgebreitet wurde. Es ward darin nämlich die größte Feindseligkeit gegen die Reformation entwickelt, und eine gefährliche Kunst dargelegt, dieselbe auf alle mögliche Weise herabzusetzen. Was jedoch am meisten erbitterte, das waren die Verdrehungen, so sich die Jesuiten mit dem Augsburger Religionsfrieden erlaubten, und ihre von den ärgerlichsten Sophismen unterstützte Behauptung, daß derselbe nicht als ein verbindliches Reichsgrundgesetz

zu betrachten sei. Sichtbar stieg nun die Gährung in den Gemüthern, und der Unfriede ward noch größer, als nach dem Uebertritt des Markgrafen Jakob von Baden-Hochberg zu der katholischen Religion im Jahre 1590 auch im Badischen die Verfolgung der Protestanten anhob. Nebenumstände trugen dazu bei, unter den letztern namentlich die Lutheraner in eine noch düsterere Gemüths-Stimmung zu versetzen. Die leidenschaftliche Erbitterung Luthers über die Zwinglischen hatte sich nach dessen Tode einem großen Theil seiner Anhänger mitgetheilt, und der Streit mit Ingrimm sich erneuert. Da jetzt aber auch die Lehre Kalvins weit um sich griff, und insbesondere in den Niederlanden das Uebergewicht erlangte, so wurden die Lutheraner im Geheimen überaus entrüstet. In eine solche reizbare Gemüths-Stimmung fiel nun die bedenkliche Reaction gegen die Kirchen-Verbesserung von Seite der katholischen Fürsten, und das immer deutlicher hervortretende Streben der Jesuiten, den Protestantismus planmäßig zu zerstören. Wenn man wahrnahm, wie kräftig die Anhänger des alten Kirchenglaubens zusammen wirkten, während umgekehrt die Evangelischen mehr und mehr durch innere Spaltungen geschwächt wurden, so stieg mit der Bekümmerniß fortwährend auch Aerger und Unwille, und die Leidenschaften nahmen in einer bedenklichen Weise zu. Auf den Reichstagen beklagten sich die evangelischen Stände häufig über die Bedrückungen, welche die Bekenner ihrer Religion neuerdings wieder zu erleiden hätten, und es war dieß insbesondere bei jenem zu Regensburg im Jahre 1594 der Fall. Die Protestanten trugen dort ihre Beschwerden sehr ausführlich und mit großem Nachdruck vor[2]); allein

2) Dieselben lauteten also:

„Der Religionsfriede wird nicht gehalten und will zuweilen in einen andern Verstand gezogen werden, darzu dann der Papst und seine Legaten und Nuntii, so hin und wieder im Reich umziehen, auch jetzo noch bey dieser währender Reichsversammlung zur Stelle seyn, nit wenig helfen. Denn es wird offentlich ausgeben, daß weiland König Ferdinand hochlöblichstem Gedächtnus ohne päpstlichen Consens nicht gebühre habe, ein Religionfrieden zwischen den Ständen im Reich zu treffen, daß auch derselb länger nicht, dann bis nach vollendetem Tridentischen Concilio kräftig seyn soll: derhalben er nunmehr sein Endschaft erreicht, und länger nit bindlich seye. Dahero dann die Augspurgische Confession unschuldig für eine verdampte Religion angezogen, und die dawider in das Reich geschickte päpstliche Bull mit angedrohter Execution wiederum offentlich angeschlagen, auch die im Religionfrieden suspendirte geistliche Jurisdiction wider männiglichen wieder aufzurichten unterstanden werden will. Wie dann der Pabst und seine Nuncii ihre Jurisdiction durch die Jesuiter ihrer im Reich angemaßten Gewalt und Botmäßigkeit so weit extendiren, daß sie die andern zu excommuniciren und degradiren, die Zeit und Jahr zu verändern sich unterstehen, auch wohl die Kaiserliche Majestät dahin bewegen wollen, daß Ihre Maj. keinem geistlichen Stand seine Regalia leihen soll, er habe dann des Papsts Confirmation über seine Election oder Postulation zuvor erlangt, zu welchem Ende er dann auch die Juramenta und Statuta auf den hohen und andern Stiften, auch Ritter- und andern Orden von Tag zu Tag dermaßen geschärfet und geändert, daß den Evangelischen aller Zutritt abgeschnitten wird. — Ueberdieß wird fürgegeben, als sollten diejenigen, welche vor dem Religionfrieden nicht zur Augspurg. Confession getreten, jetzo dasselb nit fürzunehmen Macht haben, und derwegen keinem Stand,

nige Jahre nachher kam noch eine Reihe besonderer Ereignisse hinzu, um die Kluft immer mehr zu erweitern. In Köln war der Kurfürst, Gebhard von Waldburg, öffentlich zur evangelischen Religion übergetreten, und hatte sich selbst vermählt. Ein Beispiel der Art schien den Katholiken bei der allgemeinen Hinneigung der Deutschen zur Reformation überaus gefährlich zu sein, und es wurde von der römischen Kurie daher die Absetzung Gebhards ausgesprochen, von den katholischen Reichsständen hingegen die Anwendung des geistlichen Vorbehalts, sohin die Bestätigung des päbstlichen Urtheils verlangt. Vergebens stellten die evangelischen Fürsten vor, welche gefährliche Macht dem Bischofe in Rom eingeräumt werde, wenn er einem Reichsfürsten ohne weiteres seine landesherrliche Gewalt entziehen könne; der Kurfürst von Köln wurde wirklich aus seinem Lande getrieben. Während also in Oestreich die zweite Declaration Ferdinands I. über den Augsburger Religionsfrieden durch das Verbot des protestantischen Gottesdienstes verletzt worden war, bestand man umgekehrt von katholischer Seite, bei der Religions-Veränderung des Kurfürsten von Köln, strenge auf der Vollziehung des geistlichen Vorbehalts. Hierdurch fühlten sich die Protestanten so sehr verletzt, daß ihre heimliche Erbitterung bis zur Leidenschaft stieg. Als nun der Pabst Gregor XIII. in dem nämlichen Jahr 1582 einen verbesserten Kalender herausgeben ließ, welcher in den katholischen Ländern ohne Anstand eingeführt wurde, lehnten die Protestanten die Annahme desselben entschieden ab, wenn gleich dadurch einem lange gefühlten Bedürfniß abgeholfen wurde. Die Sache war rein wissenschaftlicher Art, und wenn dessenungeachtet die evangelischen Fürsten Aergerniß daran fanden, so kann man sich vorstellen, wie weit ihr Mißtrauen schon gekommen war. Unglücklicherweise nahmen die Ereignisse fortwährend einen Gang, wodurch noch mehr Oel in das Feuer gegossen werden mußte.

Nachdem im Jahr 1585 auch zu Paderborn ein Jesuiten-Collegium errichtet worden war, begann dort ebenfalls die Verfolgung der Protestanten. Schon im Jahr 1586 wurden hingegen im Würzburgischen von dem Bischof allda sämmtliche Evangelischen aus dem Lande getrieben, während auch in Münster im Jahre 1588 nach Aufnahme der Jesuiten die Protestanten vollends unterdrückt wurden. Nicht genug, daß schon hierdurch die verderbliche Wirksamkeit der Jesuiten an den Tag getreten war, so ergaben sich noch größere Besorgnisse durch die Masse arglistiger Schriften, welche durch jenen Orden in Deutschland ausgebreitet wurde. Es ward darin nämlich die größte Feindseligkeit gegen die Reformation entwickelt, und eine gefährliche Kunst dargelegt, dieselbe auf alle mögliche Weise herabzusetzen. Was jedoch am meisten erbitterte, das waren die Verdrehungen, so sich die Jesuiten mit dem Augsburger Religionsfrieden erlaubten, und ihre von den ärgerlichsten Sophismen unterstützte Behauptung, daß derselbe nicht als ein verbindliches Reichsgrundgesetz

zu betrachten sei. Sichtbar stieg nun die Gährung in den Gemüthern, und der Unfriede ward noch größer, als nach dem Uebertritt des Markgrafen Jakob von Baden-Hochberg zu der katholischen Religion im Jahre 1590 auch im Badischen die Verfolgung der Protestanten anhob. Nebenumstände trugen dazu bei, unter den letztern namentlich die Lutheraner in eine noch düsterere Gemüths-Stimmung zu versetzen. Die leidenschaftliche Erbitterung Luthers über die Zwinglischen hatte sich nach dessen Tode einem großen Theil seiner Anhänger mitgetheilt, und der Streit mit Ingrimm sich erneuert. Da jetzt aber auch die Lehre Kalvins weit um sich griff, und insbesondere in den Niederlanden das Uebergewicht erlangte, so wurden die Lutheraner im Geheimen überaus entrüstet. In eine solche reizbare Gemüths-Stimmung fiel nun die bedenkliche Reaction gegen die Kirchen-Verbesserung von Seite der katholischen Fürsten, und das immer deutlicher hervortretende Streben der Jesuiten, den Protestantismus planmäßig zu zerstören. Wenn man wahrnahm, wie kräftig die Anhänger des alten Kirchenglaubens zusammen wirkten, während umgekehrt die Evangelischen mehr und mehr durch innere Spaltungen geschwächt wurden, so stieg mit der Bekümmerniß fortwährend auch Aerger und Unwille, und die Leidenschaften nahmen in einer bedenklichen Weise zu. Auf den Reichstagen beklagten sich die evangelischen Stände häufig über die Bedrückungen, welche die Bekenner ihrer Religion neuerdings wieder zu erleiden hätten, und es war dieß insbesondere bei jenem zu Regensburg im Jahre 1594 der Fall. Die Protestanten trugen dort ihre Beschwerden sehr ausführlich und mit großem Nachdruck vor [2]); allein

---

2) Dieselben lauteten also:

„Der Religionsfriede wird nicht gehalten und will zuweilen in einen andern Verstand gezogen werden, darzu dann der Papst und seine Legaten und Nuntii, so hin und wieder im Reich umziehen, auch jetzo noch bey dieser währender Reichsversammlung zur Stelle seyn, nit wenig helfen. Denn es wird offentlich ausgeben, daß weiland König Ferdinand hochlöblichstem Gedächtnus ohne päpstlichen Consens nicht gebührt habe, ein Religionfrieden zwischen den Ständen im Reich zu treffen, daß auch derselb länger nicht, dann bis nach vollendetem Tridentischen Concilio kräftig seyn soll: derhalben er nunmehr sein Endschaft erreicht, und länger nit bindlich seye. Dahero dann die Augspurgische Confession unschuldig für eine verdampte Religion angezogen, und die dawider in das Reich geschickte päpstliche Bull mit angedrohter Execution wiederum offentlich angeschlagen, auch die im Religionfrieden suspendirte geistliche Jurisdiction wider männiglichen wieder aufzurichten unterstanden werden will. Wie dann der Pabst und seine Nuncii ihre Jurisdiction durch die Jesuiten ihrer im Reich angemaßten Gewalt und Botmäßigkeit so weit extendiren, daß sie die andern zu excommuniciren und degradiren, die Zeit und Jahr zu verändern sich unterstehen, auch wohl die Kaiserliche Majestät dahin bewegen wollen, daß Ihre Maj. keinem geistlichen Stand seine Regalia leihen soll, er habe dann des Papsts Confirmation über seine Election oder Postulation zuvor erlangt, zu welchem Ende er dann auch die Juramenta und Statuta auf den hohen und andern Stiften, auch Ritter- und andern Orden von Tag zu Tag dermaßen geschärfet und geändert, daß den Evangelischen aller Zutritt abgeschnitten wird. — Ueberdieß wird fürgegeben, als sollten diejenigen, welche vor dem Religionfrieden nicht zur Augspurg. Confession getreten, jetzo dasselb nit fürzunehmen Macht haben, und derwegen keinem Stand,

die katholischen Stände gestanden diese keineswegs als gegründet zu, sondern setzten gerade umgekehrt andere Klagen entgegen [3]). Unter solchen Umständen ging die Reichsversammlung auseinander, ohne für das Uebel eine Abhülfe gefunden zu haben, ohne für die gefährliche Gährung auch nur eine Milderung ermitteln zu können. Einige Jahre später traten aber vollends Ereignisse ein, wodurch die wechselseitige Spannung auf den höchsten Grad gebracht werden mußte.

In Steiermark, Kärnthen und Krain war im Jahre 1596 Erzherzog Ferdinand zur Regierung gekommen. Da sein Vater Karl, der jüngste Sohn des Kaisers Ferdinand I., schon 1590 starb, wo Ferdinand erst das zwölfte Jahr erreicht hatte, so wurde der minderjährige Prinz von seiner Mutter, einer Schwester des Herzogs Wilhelm in Baiern, und eifrigen Katholikin, sogleich an den Hof des letztern gesendet, damit er in Oestreich nicht von der lutherischen Ketzerei angesteckt werde. Herzog Wilhelm führte zugleich die Vormundschaft über den Neffen, und übergab ihn Kraft derselben der Erziehung der Jesuiten in Ingolstadt. Hier studierte der junge Erzherzog unter Anleitung von

---

sonderlich den Reichsstädten einige Reformation zu verstatten seyn. Derohalben es bei etlichen Städten dahin gebracht, daß sie sich vermittelst Eids verbunden und reversirt, bey der jetzigen Römischen Religion zu bleiben, keinen evangelischen Bürger in Rath zu ziehen, den Bürgern kein Exercitium, wie flehendlich auch von viel tausend Bürgern darum angesucht wird, zu verstatten, wie in der Stadt Cöln geschieht, allda die evangelischen Bürger mit neuen vom Rath angerichteten fiscalischen Prozessen geplagt, gethürnet, um Geld gestraft, und den Uebelthätern gleich gehalten werden. — Wie in gleichem auch bey etlichen andern oberländischen Städten, als zu Schwäbischen Gmünd, wie auch der Stadt Kaufbeurn und andern fast dergleichen unterstanden, da der freye Lauf des h. Evangelii wider die Reichs-Constitutiones gehindert, auch präjudicirliche Decreta und Bescheid ertheilt. —

3) Es heißt darin zum Beispiel:

„Zum Andern, ist nit die geringste Beschwernuß katholischer Seiten, daß gegen den Inhalt Religionfriedens von des andern Theils Predigern und andern Dienern in Kirchen, Schulen und täglichen Schriften, von den Herrschaften, und dem gemeinen Volk der katholischen Religion vielerley unerfindliche Lehren und Zulagen, ohne allen Grund zugelegt und aufgemessen, und gleich darauf von ihnen, den Augsb. Confessionsverwandten — für abgöttische Idololatrae und Unchristen ausgerufen, dem Türken und Feinden verglichen, ja unmilder angegeben, ausgeschrieen und verdammt werden, welchs ja zu anders nichts dienen mag, dann die Gemüther sowol bey des heil. Reichs Ständen, den Oberkeiten, als den Unterthanen zu verbittern, gegen einander zu verhetzen, und gefährliche Unruhen zu erwecken. — Auch nit ohne, daß selbig der Augsp. Conf. — ungleiche Lehren und Nachfolger sich anfänglich, die sie in Landen, Städten und Communen einschleifen, still eingezogen und in politischen Dingen der Oberkeit willfährig erzeigen: so giebt aber die Erfahrung, wenn sie durch ihre Practiken sich stärken, zunehmen und gewaltig werden, wie ungestüme sie ausbrechen, was Unruhe sie erwecken, was für gefährliche, abscheuliche Trennung, Zerrüttung und Veränderung des Religion- und Profan-Wesens, Verhinderung der Commercien, Schmälerung des gemeinen Nutzes, überschwängliche Theurung, Ufrührungen, Blutvergießen, Verderbung und Verwüstung, Land und Leut gefährliche Veränderung der Oberkeiten und Regimenten daraus zu gewarten seyen; dessen allein die betrübte Niederland und angrenzende Ort nur zu viel offenbare Zeugnuß und fast gefährliche Exempla sowol den Ständen Augsp. Conf. als katholischer Religion seyn können. —

Mitgliedern jenes Ordens, und sog in reichem Maaße Haß und Ingrimm gegen die Reformation ein. Von Seite des Vormundes wurde solche Geistesrichtung nachdrücklich befördert, indem Wilhelm seinem Neffen fortwährend betheuerte, daß aller Erfolg seiner Regierung und sein ganzer politischer Einfluß durch Aufrechthaltung der katholischen Religion, oder vielmehr des Ultramontanismus, bedingt seien. In der That schlugen die empfangenen Lehren bei Ferdinand so gut an, daß er sogleich bei seinem Regierungs-Antritt (1596) die feindseligsten Gesinnungen gegen die Evangelischen an den Tag legte. Vor der Huldigung verlangten nämlich die Landstände die Bestätigung der protestantischen Religions-Uebung, welche Karl, der Vater Ferdinands, schon 1578 bewilliget hatte; allein der neue Landesfürst verweigerte solche entschieden. Während schon hierdurch über die Absichten Ferdinands deutliche Fingerzeige gegeben waren, wurde der Entschluß desselben zur gänzlichen Unterdrückung der Reformation in Steiermark, Kärnthen und Krain endlich im Jahre 1598 wirklich zur Ausführung gebracht. Nicht nur alle evangelischen Geistlichen wurden mit Gewalt aus dem Lande getrieben und ihre Stellen mit Katholiken besetzt, sondern auch die Bürger und Bauern erhielten sämmtlich den Befehl, entweder zu der alten Kirche zurückzukehren, oder auszuwandern. Da in jenen Landschaften über zwei Drittheile der Bevölkerung zur evangelischen Lehre sich bekannten, so schien eine Durchsetzung der Entwürfe Ferdinands ganz unmöglich zu sein. In der That empörte sich auch das Volk; allein die Erbauung von Galgen und Rabensteinen setzte dasselbe in einen solchen Schrecken, daß der Widerstand bald aufhörte, und die Reformation durch ganz Steiermark, Kärnthen und Krain unterdrückt wurde.

Zugleich war in demselben Jahr (1598) ein Zögling der Jesuiten auch in Baiern zur Regierung gelangt, Maximilian, ein kräftiger Mann, doch mit äußerster Abneigung gegen die evangelische Lehre erfüllt. Derselbe ging planmäßig darauf aus, die Reformation wieder zu ersticken, und bemühte sich zu dem Ende vor allem, den Pfalzgrafen von Neuburg zur katholischen Religion zurückzubringen. Ein Religionsgespräch, welches er im Jahr (1601) zu Regensburg zwischen Jesuiten und evangelischen Gottesgelehrten zu Stand gebracht hatte, brachte jedoch die gehoffte Wirkung nicht hervor, und der Plan Maximilians scheiterte demnach. Dagegen bot sich einige Jahre später eine Gelegenheit ihm dar, der Reformation einen empfindlichen Schlag beizubringen.

In der Reichsstadt Donauwörth war nämlich die gesammte Bürgerschaft zur evangelischen Lehre übergetreten, und der katholische Kultus wurde nur noch im Kloster zum heiligen Kreuz ausgeübt. Unter solchen Umständen hatte man die öffentlichen Umgänge oder Processionen nach katholischem Ritus auf den Straßen der Stadt schon lange eingestellt. Der Abt jenes Klosters begehrte jedoch plötzlich, die Umgänge wieder

abhalten zu lassen, und dieß wollte der evangelische Rath der Stadt auf den öffentlichen Straßen nicht dulden. Es entstand nun ein Streit, in welchen sich endlich der Kaiser selbst einmischte, und Rudolph II. verhängte wider die Reichsstadt Donauwörth sogar die Acht, und beauftragte den Herzog Maximilian von Baiern zur Vollziehung derselben. Im Jahr 1607 zwang der Herzog die Stadt wirklich zur Ergebung, und jetzt wurde unter Verhöhnung der Staatsverfassung diese freie Reichsgemeinde in eine bairische Landstadt umgewandelt. Zugleich ward in derselben die Ausübung des evangelischen Gottesdienstes gänzlich abgestellt. Ereignisse der Art mußten nothwendig die gesammte evangelische Partei in ernste Besorgnisse versetzen.

Dieß zeigte sich auch sehr bald; denn unter den Protestanten liefen nun düstere Gerüchte um, daß es nicht nur auf völlige Unterdrückung ihrer Religion abgesehen sei, sondern von den katholischen Fürsten Deutschlands in Verbindung mit Spanien bereits Vorkehrungen getroffen würden [4]). Solche Gerüchte waren freilich schon öfter in Umlauf; allein durch die offenbare Verletzung des Augsburger Religionsfriedens in der Donauwörther Angelegenheit schienen sie nun ihre Bestätigung zu erhalten. Das Mißtrauen der Protestanten ließ sich darum jetzt nicht mehr beschwichtigen, und der Same blutiger Zwietracht war mit vollen Händen ausgestreut. Leider ließen die unglücklichen Folgen nicht lange auf sich warten; denn die evangelischen Reichsstände, durch so viele Angriffe gegen ihre Religion zur Vorsicht aufgefordert, versammelten sich theil-

---

[4]) Die schweren Besorgnisse der Evangelischen und die vielfachen Ausstreuungen über die vorhandene drohende Gefahr, ergeben sich am besten aus folgender Erklärung Churſachsens:

„Es ist bey etlichen Evangelischen eine solche Opinion eingewurzelt, als ob die Katholischen gefährliche Praktiken vorhätten, und willens wären, die Lutheraner ganz zu vertilgen; sie ließen sich auch durch den Religionsfrieden davon wenig abhalten, weil sie pro maxima hielten, quod haereticis non sit servanda fides; so sey auch der Religionsfrieden keine pragmatica sanctio, noch lex perpetua sondern nur ein Interim und toleramus usque ad Concilium Tridentinum, welches nun vorlängsten alle Evangelischen anathematisirt, und zum Feuer verdammt, darüber wäre eine liga sancta beschlossen, darin schon gewisse Verordnungen gemacht, wie stark der Pabst und König von Hispanien anziehen, welche katholische Churfürsten und Stände Sachsen, Brandenburg, Braunschweig, Hessen, Magdeburg, und andere einziehen sollten, wie man sich des Donau- und Rheinstroms unten und oben bemächtigen sollte, damit man die Ketzer, gleichwie die Maus in der Falle, beklippen könnte. Es mangle auch an weltweisen Leuten und Discurrenten nicht, die hätten Zeitung aus Rom, auch wohl Correspondenten, die in dem secreto Consistorio Papae et Cardinalum mit gewesen, hätten Copey von des Königs in Hispanien Testament, seines Sohnes intercipirte Briefe, und geheime Discurse, (so sie wohl theils selbst fingirt und geschmiedet); da liege so viel Kriegsvolk in Mayland, so viel in Savoyen, und anders wo, und wolle man bald diesem, bald jenen zum Römischen König machen; wer nun das nicht alsbald glauben wolle, der müsse ein stupidum cerebrum haben, daß er solche augenscheinliche Dinge nicht fassen, und sich dahin resolviren könne; man müsse nicht zu lange schlafen, sondern die Augen aufthun, und die Pfaffengasse visitiren.“

weise schon im Jahre 1608 zu Auhausen im Ansbachischen, um über die Lage der Dinge zu berathen. Dort kam nun zum Schutz der Reformation am 4. Mai jenes Jahres ein Bund zu Stande, welcher die evangelische Union genannt wurde [5]). Bald darauf neigten sich die Ereignisse für einige Zeit wieder zu Gunsten der Reformation, weil in dem Hause Oestreich, dem Haupte der katholischen Partei, bedenkliche Zwistigkeiten sich ergaben.

Rudolph II. hatte schon durch die Beschränkung des protestantischen Gottesdienstes in Oestreich die Augsburger Confessions-Verwandten gegen sich gestimmt, und die Unzufriedenheit derselben noch vermehrt, als er bei Gelegenheit eines Aufstandes in Ungarn auch in letzterem Lande der Begünstigung der Jesuiten und der Vertreibung lutherischer Prediger beschuldigt wurde [6]). Als er durch seine Unentschlossenheit in den Staats-

---

5) Der Bundes-Vertrag hatte im Wesentlichen folgenden Inhalt:

„In Sachen, so der Deutschen Chur-Fürsten und Stände Freiheit und Hoheit, wie auch der evangelischen Stände auf dem letzten Reichstag vorgetragene gravamina belangt, sollen sie, so viel deren der Chur-Fürsten und Stände Freiheiten und des H. Reichs constitutionibus abbrüchig seyn wollen, in Hohh- der Reichs- als Creyßversammlungen, als auch sonst nicht allein gute vertrauliche Correspondenz halten, sondern daß dieselbe wirklich fortgesetzt, und dermaleinst erörtert werden, sich angelegen seyn lassen, auch bemühen andere evangelische Stände zu gleichmäßiger Verständniß darein zu vermögen.“ — Soll diese Verein nicht hindern, daß in etlichen Religions-Puncten ungleicher Verstand sein möchte, ungeachtet derselben diese Verstandnuß in gutem Bestand und Wesen verbleiben. Im Fall einer von ihnen oder ihren Unterthanen mit feindlichem Gewalt angegriffen, und da einem sowohl itziger Unruhe halber als allen andern von einigen, der sey wer er wolle, wider Recht und unbilliger Weise zugesetzt werden sollt, oder einer eines Uiberzugs sich zu befahren, soll alsdann dem Beleidigten auf sein Anmahnen von den übrigen Mitunirten aus der gesammten Anlag, deren man sich verglichen, zugesprungen und geholfen werden. Wofern aber die Sachen ganz eilends und unverzüglich fürfielen, auch also beschaffen, daß die Bedrangnuß offenbar, so soll dem Directori und zugeordneten Räthen zugelassen seyn, ohne längern Verzug die Obristen und Befehlshaber auf die verglichene Bestallung aufzumahnen, zu werben, und den Bedrangten zu Hülf zu kommen. Das Directorium aber selbst soll zu Friedenszeiten dem Churfürsten von der Pfalz gelassen werden, doch daß auch mit Vorwissen, Rath und Zuthun der andern Unirten dasjenige, so dem gemeinen Werk zum Besten und einem wie dem andern zu gut gereichen mag, jederzeit wohl in Acht genommen werde. Bei den Zusammenkünften sollen den Churfürsten ihre unterschiedliche Stimmen bleiben, auch folgends jeder regierende Fürst eine haben, sodann die sämmtlichen Grafen und Herrn in jedem Creyß, so zu dieser Handlung gezogen und die Städte gleichfalls eine Stimme haben. Ein Stand soll dem andern das Oeffnungsrecht in seinen Landen, Gebiethen, Städten und Schlössern nöthigen Falls gestatten, davon jedoch die Festungen ausgenommen sind. Was an Land und Leuten durch gemeinsame Kosten wird erobert werden, soll nach dem Verhältniß des Beitrages eines jeden vertheilet werden. Der Verein soll zehn Jahre währen.“

6) Der Churfürst von der Pfalz schrieb nämlich an Churfachsen:

„Es seyen ihm und andern evangelischen Fürsten eine Zeit her von vielen unterschiedlichen Orten allerhand Bericht einkommen, welche mit einander und durchaus dahin einstimmten, daß berührte Ungarische Unruhe fürnehmlich zwoer Ursachen wegen entsprungen, und hergeflossen sey, als erstlich, daß nach denen in Steyermark, Kärnthen, Krain ꝛc. durchgedrungenen, auch in Oestreich, Mähren, Schlesien, Böhmen ꝛc. ohne sonderbare Hinderniß

Provinz, verbindliche Kraft habe. Im Mai 1609 versammelten sich hierauf die evangelischen Stände dem Verbote des Kaisers zu Trotz, in Prag, um über die Sicherstellung ihrer Religion zu berathen. Vergebens erließ Rudolph II. Verordnungen auf Verordnungen gegen die Stände, diese forderten standhaft die Bestätigung ihrer Religion in einer förmlichen Urkunde. Da der Kaiser fürchtete, daß sein Bruder Matthias auch diese Vorfälle benützen möge, um durch Unterstützung der Protestanten ihm selbst Böhmen zu entreißen, so gab er endlich nach, und fertigte die begehrte Urkunde aus. Man hieß dieselbe den „Majestäts Brief", welcher eine so große Bedeutung in der deutschen Geschichte erhalten sollte [9]).

Während durch das Verfahren Rudolphs II., die Umtriebe der Jesuiten und die übrigen oben geschilderten Verfolgungen der Reformation die protestantische Partei bisher in ernste Besorgnisse gesetzt worden war, wurde die Furcht in Folge der glänzenden Erfolge der Evangelischen in Oestreich und Böhmen nun umgekehrt auf Seite der katholischen Reichsstände angeregt. Gleichsam als wäre ein allgemeiner Religionskrieg von unabwendbarer Nothwendigkeit geboten gewesen, trat nun vollends eine

---

9) Derselbe hatte im Wesentlichen folgenden Inhalt:

„Weil es schon in der Landtagsordnung von 32. ausgesetzt sey, daß die sub una und sub utraque einander nicht bedrängen, sondern vor einen Mann als gute Freunde bey einander stehen, auch kein Theil den andern schmähen soll, so werde es dabey vollkommlich gelassen. Und weil die sub una ihre Religion in dem Königreich frey und ungehindert in Uebung haben, sollen zur Erhaltung einer billigen Gleichheit auch die sub utraque so wohl der Herrn- und Ritterstand als auch die Präger, Kuttenberger und andere Städte mit ihren Unterthanen, und in Summa alle diejenigen, die sich zu der Böhmischen weiland Kaiser Maximilian beym gemeinen Landtag 1575 und dem Kaiser auch jetzt überreichten Confession bekennet und bekennen, keinen hievon ausgeschlossen, ihre christliche Religion sub utraque nach Inhalt der Confession und ihrer mit einander aufgerichteten Vergleichung und Verbündnuß, geraum, frey, an allen und jeden Orten üben und treiben, bey ihrem Glauben und Religion, die jetzo unter ihnen ist, oder angerichtet werden möchte, bis zu gänzlicher christlichen einhelligen Vergleichung wegen der Religion im heiligen Reich gelassen werden."

„Im Fall auch jemand aus den vereinigten dreyen Ständen dieses Königreichs sub utraque über die Kirchen und Gotteshäuser, deren sie allbereit im Besitz seyn, und die ihnen zuvor zuständig, dabey sie friedlich gelassen, und geschützt werden sollen, es sey in Städten, Märkten, Dörfern oder anderswo, noch mehr Gotteshäuser und Kirchen zum Gottesdienst, oder aber auch Schulen zur Unterrichtung der Jugend aufbauen lassen wollte, werden solches so wohl der Herrn- und Ritterstand, als auch die Präger, Kuttenberger und alle andere Städte gesammt und sonders jederzeit geraum und frey thun können, ohne aller männigliches Verhindern."

„Wider diese den Ständen sub utraque gethane beständige Versicherung soll kein Befehl und nichts dergleichen, was ihnen darin in dem geringsten Hinderung oder Veränderung bringen möchte, von dem Kaiser, seinen Erben und künftigen Königen zu Böheim, auch von keinen andern ausgehen und angenommen werden, und wenn auch gleich nicht solches ausgienge oder von jemanden angenommen worden seyn möchte, dasselbe doch keine Kraft haben, und in solcher Sache mit und ohne Recht nichts mehr geurtheilt und gesprochen werden."

Die evangelischen Stände jener Landschaft waren dem Kaiser wegen seines unduldsamen Verfahrens in der Religionssache sehr abgeneigt, und Matthias hatte hierauf größtentheils seine Pläne gegen den Bruder gebaut. Als dieselben vollführt waren, erwarteten nun die Protestanten, welche den Regierungswechsel befördert hatten, daß der neue Landesherr sich noch inniger mit ihnen verbinden, und folglich alle Einschränkungen ihrer Religions-Uebung sofort beseitigen werde. Schon vor der Huldigungs-Feierlichkeit (1609) baten sie daher in einer überreichten Denkschrift, daß außer der Gestattung des evangelischen Gottesdienstes auch die öffentlichen Aemter mit Protestanten eben so gut, als mit Katholiken besetzt, und insbesondere die Landes-Regierung zur Hälfte aus Evangelischen gebildet werden möge. In einigen Gegenden wurde der lutherische Kultus noch vor der förmlichen Aufhebung des Verbots wieder eingeführt, wie dieß namentlich ob der Ens und zu Inzersdorf in Unteröstreich der Fall war. Dieß verdroß den neuen Landesherrn Matthias, und er ließ nicht nur den evangelischen Gottesdienst in Inzersdorf sofort einstellen, sondern forderte auch von den protestantischen Ständen unbedingte Huldigung. Jetzt schritten indessen auch diese zu dem Aeußersten, und ergriffen einmüthig die Waffen. Durch die Vermittlung der mährischen Landstände kam endlich ein Vergleich zu Stande, worin die Nachgiebigkeit vollständig auf Seite des Herzogs war. Es wurden nämlich die Bewilligungen Maximilians II. für den Herren- und Ritterstand erneuert, zugleich den Städten ob der Ens das Recht zur freien Ausübung der protestantischen Religion eingeräumt, und andern Gemeinden dieselbe Befugniß mündlich zugesagt.

Gleichzeitig fielen in Böhmen Ereignisse von so großer Wichtigkeit vor, daß sie in der Folge eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangten. In dieser Provinz Deutschlands blieb seit Johannes Huß die Vorliebe für eine Kirchen-Reform weit verbreitet. Nicht nur die Utraquisten, welchen man das Abendmahl in beiderlei Gestalten erlaubt hatte, sondern auch die mährischen Brüder wußten sich theilweise zu erhalten, und seit der Reformation kamen zu jenen Anhängern einer neuen Glaubenslehre auch noch Lutheraner und Zwinglische. Unter der Regierung Kaiser Maximilians II. vereinigten sich nun die Augsburger Confessions-Verwandten, die Zwinglischen und die mährischen Brüder in Böhmen zu **Einer** Confession, welche sie dem Reichsoberhaupt im Jahr 1575 zur Bestätigung vorlegten. Maximilian II. sagte denselben, seinen Grundsätzen gemäß, Duldung und schonende Behandlung zu; dagegen wollte sein Nachfolger Rudolph II. nur die Utraquisten nach dem Basler Vertrag geduldet wissen. Die vereinigten Protestanten erklärten nun, daß ihr Glaubens-Bekenntniß mit dem Augsburgischen übereinstimme, folglich durch ein Reichsgrundgesetz geschützt sei, weil der Religionsfriede von Augsburg in dieser Eigenschaft auch für Böhmen, als einer deutschen

Provinz, verbindliche Kraft habe. Im Mai 1609 versammelten sich hierauf die evangelischen Stände dem Verbote des Kaisers zu Trotz, in Prag, um über die Sicherstellung ihrer Religion zu berathen. Vergebens erließ Rudolph II. Verordnungen auf Verordnungen gegen die Stände, diese forderten standhaft die Bestätigung ihrer Religion in einer förmlichen Urkunde. Da der Kaiser fürchtete, daß sein Bruder Matthias auch diese Vorfälle benützen möge, um durch Unterstützung der Protestanten ihm selbst Böhmen zu entreißen, so gab er endlich nach, und fertigte die begehrte Urkunde aus. Man hieß dieselbe den „Majestäts Brief", welcher eine so große Bedeutung in der deutschen Geschichte erhalten sollte[9]).

Während durch das Verfahren Rudolps II., die Umtriebe der Jesuiten und die übrigen oben geschilderten Verfolgungen der Reformation die protestantische Partei bisher in ernste Besorgnisse gesetzt worden war, wurde die Furcht in Folge der glänzenden Erfolge der Evangelischen in Oestreich und Böhmen nun umgekehrt auf Seite der katholischen Reichsstände angeregt. Gleichsam als wäre ein allgemeiner Religionskrieg von unabwendbarer Nothwendigkeit geboten gewesen, trat nun vollends eine

---

9) Derselbe hatte im Wesentlichen folgenden Inhalt:

„Weil es schon in der Landtagsordnung von 32. ausgesetzt sey, daß die sub una und sub utraque einander nicht bedrängen, sondern vor einen Mann als gute Freunde bey einander stehen, auch kein Theil den andern schmähen soll, so werde es dabey vollkommlich gelassen. Und weil die sub una ihre Religion in dem Königreich frey und ungehindert in Uebung haben, sollen zur Erhaltung einer billigen Gleichheit auch die sub utraque so wohl der Herrn- und Ritterstand als auch die Präger, Kuttenberger und andere Städte mit ihren Unterthanen, und in Summa alle diejenigen, die sich zu der Böhmischen weiland Kaiser Maximilian beym gemeinen Landtag 1575 und dem Kaiser auch jetzt überreichten Confession bekennet und bekennen, keinen hievon ausgeschlossen, ihre christliche Religion sub utraque nach Inhalt der Confession und ihrer mit einander aufgerichteten Vergleichung und Verbündnuß, geraum, frey, an allen und jeden Orten üben und treiben, bey ihrem Glauben und Religion, die jetzo unter ihnen ist, oder angerichtet werden möchte, bis zu gänzlicher christlichen einhelligen Vergleichung wegen der Religion im heiligen Reich gelassen werden."

„Im Fall auch jemand aus den vereinigten dreyen Ständen dieses Königreichs sub utraque über die Kirchen und Gotteshäuser, deren sie allbereit im Besitz seyn, und die ihnen zuvor zuständig, dabey sie friedlich gelassen, und geschützt werden sollen, es sey in Städten, Märkten, Dörfern oder anderswo, noch mehr Gotteshäuser und Kirchen zum Gottesdienst, oder aber auch Schulen zur Unterrichtung der Jugend aufbauen lassen wollte, werden solches so wohl der Herrn- und Ritterstand, als auch die Präger, Kuttenberger und alle andere Städte gesammt und sonders jederzeit geraum und frey thun können, ohne aller männigliches Verhindern."

„Wider diese den Ständen sub utraque gethane beständige Versicherung soll kein Befehl und nichts dergleichen, was ihnen darin in dem geringsten Hinderung oder Veränderung bringen möchte, von dem Kaiser, seinen Erben und künftigen Königen zu Böheim, auch von keinen andern ausgehen und angenommen werden, und wenn auch gleich nicht solches ausgienge oder von jemanden angenommen worden seyn möchte, dasselbe doch keine Kraft haben, und in solcher Sache mit und ohne Recht nichts mehr geurtheilt und gesprochen werden."

Begebenheit hinzu, welche die Unruhe der Katholiken ungemein vermehrte. Am 25. März 1606 starb nämlich der Herzog Wilhelm von Jülich-Cleve, ohne Kinder zu hinterlassen. Dagegen hatte Wilhelm vier Schwestern, welche sämmtlich vermählt worden waren, nämlich Maria Eleonora mit Herzog Friedrich Albrecht in Preußen, Anna mit einem Pfalzgrafen von Neuburg, Magdalena mit dem Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, und Sybilla mit Karl von Oestreich. Da durch besondere Staatsverträge die Theilung des Landes verboten war, so erschien die Entscheidung über die Erbfolge als eine Sache von unendlicher Schwierigkeit. Zwar forderte der Sohn der zweiten Schwester, Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, die Nachfolge im erledigten Herzogthum als ein Vorrecht des Mannesstammes, weil die inzwischen verstorbene älteste Schwester des Herzogs Wilhelm nur eine Tochter, die Gemahlin des Kurfürsten von Brandenburg, hinterlassen habe. Allein das Fürstenthum Jülich-Cleve war ein Weiberlehen, und so widersprachen nicht nur der Kurfürst von Brandenburg, sondern auch die dritte Schwester, die verwittwete Pfalzgräfin von Zweibrücken und Karl von Oestreich für die jüngste, Sybilla. Während die beiden letztern die Theilung des Landes forderten, erhoben, um die Verwirrung vollkommen zu machen, sogar die beiden Linien des sächsischen Hauses Erbansprüche. Ohne sich lange zu bedenken, hatten der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg 1609 von dem bestrittenen Lande größtentheils Besitz ergriffen. Jetzt ließ zwar der Kaiser die Parteien vor sich laden, um den Streit zu entscheiden, allein man verweigerte ihm den Gehorsam. Noch größer ward die Verwirrung, als ein östreichischer Prinz, Leopold, der Bruder Ferdinands von Steiermark und Bischof in Straßburg, der Festung Jülich sich bemächtigte, und jetzt nicht nur die evangelische Union, sondern auch der König Heinrich IV. von Frankreich dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Pfalzgrafen von Neuburg Hülfe zusagten. Im Frühling 1610 kam es sogar zur Anwendung von Waffengewalt, indem die Union im Elsaß einfiel, und die Truppen des Erzherzogs Leopold verjagte.

Zugleich hatte dieser evangelische Bund großen Eifer gezeigt, um neue Mitglieder zu gewinnen. Bei der Versammlung zu Auhausen waren dem Verein beigetreten: Churfürst Friedrich von der Pfalz, Herzog Johann Friedrich von Württemberg, Markgraf Georg Friedrich von Baden, der Pfalzgraf von Neuburg, und die Markgrafen Christian so wie Joachim, Ernst von Brandenburg. Auf einem spätern Bundestage, abgehalten zu Schwäbisch Hall, traten dagegen nicht nur die Reichsstädte Straßburg, Nürnberg und Ulm der Union bei, sondern es wurde auch auf den Beitritt von Churbrandenburg Aussicht eröffnet. Das churfächsische Haus lehnte die Theilnahme zwar ab, dafür schloß sich Frankreich dem Bunde an. In dem ersten Jahre nach dem Abschluß der evangelischen Union, und bis im Frühling 1609 hatten die katholischen Reichsstände

keine Neigung verrathen, einen Gegenbund wider jenen Verein zu bilden. Sie ließen die Sache vielmehr auf sich beruhen, ohne ihr eine besondere Wichtigkeit beizulegen. Nach der Entstehung des Jülich'schen Erbfolge-Streites, und bei der drohenden Stellung, welche jetzt die evangelische Union anzunehmen schien, wurden aber auch die Katholiken so unruhig, daß sie gleichfalls sich zu einigen beschlossen. Herzog Maximilian von Baiern war es wiederum, welcher die Reichsstände seiner Glaubenspartei bewogen hatte, zu ihrer Sicherheit über Gegenanstalten zu unterhandeln. In Folge fortgesetzter Thätigkeit des Herzogs wurde nun von ihnen am 10. Juli 1609 zu München wirklich ein Bündniß geschlossen, welches den Namen der katholischen Liga wählte. Außer Maximilian von Baiern, dem Haupte der Einigung, nahmen die drei geistlichen Churfürsten, so wie mehrere Bischöfe und Aebte Antheil [10]).

Wenn also abermals zwei förmliche Bünde der beiden Religionstheile einander feindlich gegenüberstanden, so konnte unter solchen Umständen schon die geringste Kleinigkeit zur Erneuerung des Religionskrieges führen; allein dieses Mal kündigte sich der Bürgerkrieg ungleich gefährlicher an, weil eine auswärtige Macht an der Union der Protestanten Antheil nahm, sohin die Fremden in die innern Angelegenheiten Deutschlands sich einmischten. Beschützung der Reformation konnte unmöglich der Grund sein, wodurch der französische Hof zum Bündniß mit den evangelischen Reichsständen in Deutschland bewogen wurde; es war also auf politische Entwürfe abgesehen, und wie konnten diese etwas anderes betreffen, als die Vergrößerung der Macht Frankreichs auf Kosten der

---

10) Der Bundes-Vertrag, dessen Haupt-Grundsätze schon in einer vorbereitenden Berathung zu Würzburg festgestellt worden waren, enthielt unter andern folgende wichtige Bestimmungen. Die Verbündeten sollen einander mit unverbrüchlicher Treue beistehen:

„Wenn ein Mißverstand unter ihnen selbst erwachsen würde, soll der Oberste der Lige sich bemühen, sie mit einander zu vergleichen, und, wenn es vonnöthen, der Mitverbundenen Hülfe sich dabey bedienen. Keiner soll wissentlich des andren Feind in seinem Gebieth dulden, vielweniger demselben Vorschub leisten. Die Verbundenen sollen aller Orten fleißige Acht haben, und alles, was sie vernehmen, so ihnen zum Schaden gereichen möchte, dem Obersten berichten. Wenn einer von den Verbundenen angefallen würde, soll der Oberste ihn sogleich hören, und alles, was zur Defension nothwendig, vornehmen; demjenigen aber, der von den Verbundenen selbst einen andern unbilliger Weise angreifen würde, soll man keine Hülfe dazu leisten. Wenn in den Berathschlagungen gleiche Vota wären, soll der Oberste entscheiden. Die Defension soll nicht bis auf den wirklichen Angriff verschoben werden, sondern man sich bey Zeiten dazu anschicken. Der Oberste soll Herzog Maximilian von Baiern seyn, dem die Bischöfe von Würzburg, Passau und Augspurg beigegeben werden. Wenn die Verbundenen auf verschiedenen Seiten angegriffen würden, soll die zu leistende Hülfe nach Gelegenheit und Noth der Gefahr zertheilt werden. Wenn die Nothdurft erfordert, ein Kriegsheer zu formiren, soll dem Obersten allein das Directorium heimgestellt werden. Wenn die Verbundenen sich einmahl der Sache angenommen, soll dem Beleidigten nicht frey stehen, ohne ihre Einwilligung sich in einen Vergleich einzulassen. Die Hülfe soll nach dem Anschlag der Reichs-Matrikel geleistet, und, so bald möglich, ein ansehnlicher Geldvorrath zusammen gebracht werden. Die Lige selbst soll auf neun Jahre lang dauern."

Deutschen? Daß die Verbindung der Protestanten mit den Franzosen im hohen Grade tadelnswürdig war, ist keineswegs ein Urtheil vom Standpunkte der Gegenwart, sondern wurde schon dortmals sehr lebhaft gefühlt. Als nämlich Heinrich IV., König von Frankreich, bereits vor dem Abschluß der evangelischen Union einen Versuch gemacht hatte, mit den Protestanten in Deutschland sich zu verbinden, nannte der württembergische Rath Benjamin von Buwinkhausen einen solchen Bund eine Löwen-Gesellschaft (Societas Leonina), wo aller Vortheil auf Seite der Fremden sei, und schilderte überhaupt die Gefahren sehr lebhaft, welche aus einer Einmischung der Franzosen in innere Reichsangelegenheiten für unser Vaterland entspringen mußten [11]).

Ein weiteres übles Zeichen, unter dem der allgemeine Religionskrieg in Deutschland sich ankündigte, war das Verfahren der Belgier gegen das Mutterland. Nach dem Tode des Statthalters Requesens hatte Philipp II. seinem natürlichen Bruder, Don Juan von Oestreich, die oberste Verwaltung in den Niederlanden übertragen, und dieser suchte ebenfalls den Weg der Güte einzuschlagen. Am 12. Hornung 1577 kam zwischen dem Volk und der königlichen Gewalt auch ein Vertrag zu Stande, welcher das ewige Edikt genannt wurde. Philipp II. bestätigte darin die verfassungsmäßige Freiheit Belgiens, verpflichtete sich zur Einberufung der Landstände oder Generalstaaten, so wie zur Entfernung der ausländischen Soldaten, und erkannte selbst das Recht der Niederländer an, daß alle Staatsämter nur mit Eingebornen besetzt werden dürfen. Dagegen versprach das Volk, die Waffen niederzulegen, kein Bündniß mit fremden Mächten einzugehen, und auf die Erhaltung der katholischen Religion Bedacht zu nehmen. Gegen diese Uebereinkunft erhoben freilich die Staaten Holland und Seeland Einsprache, und der Krieg erneuerte sich überhaupt bald wieder; indessen Philipp II. vermochte seine Herrschaft durchaus nicht mehr bleibend herzustellen. Im Januar 1576 stifteten vielmehr die Staaten Holland, Seeland, Geldern, Friesland, Zütphen, Overyssel und Gröningen die Utrechter Einigung, wodurch sie, wie die Oberallemannen, in eine freie Eidgenossenschaft traten. Nachdem später auch

---

11) Buwinkhausen erklärte sich auf folgende merkwürdige Weise:

„Seine, und wie er verspürt habe, auch der Pfälzischen Räthe Meinung sey nie gewesen, daß der Herzog sich mit Frankreich oder einem andern mächtigern Potentaten in eine solche Bündniß einlassen sollte, dadurch demselben eine Präminenz oder Fürsetzung über ihn eingeräumt würde, dann der Herzog hochverständig und wohl erwogen, wie andere politische Lehren solches mitbrächten, daß die Mächtigere darunter jederzeit etwas zu suchen pflegen, und endlich leonina societas, wie die Fabel lehre, daraus werden könne. Indem ein solcher hernach alles nach seinem Kopf richte und die schwächern zwar zu allen seinen Absichten helfen, und das ihrige seines Gefallens darstrecken müßten, den Nutzen aber allein an sich ziehen und sich zueignen könne. Aus welcher Ursach der Herzog billig die vorgeschlagene Union, die zu des Königs und der Holländer Besten gemeint gewesen, von sich abgelehnt."

Brabant und Flandern hinzugekommen waren, erklärten die Staaten mit Mecheln und Utrecht am 26. Juli 1581 ihre völlige Unabhängigkeit von dem Könige in Spanien. Auch jetzt setzte sich der Kampf allerdings noch bis in's folgende Jahrhundert fort, und erlitt vielfältige Wechselfälle; gleichwohl blieb die Volksfreiheit für immer gegründet und konnte nicht mehr erschüttert werden. Leider sollte nun dieses glückliche Ereigniß abermals dem gemeinsamen deutschen Vaterlande zum Nachtheil gereichen. Schon im obern Allemannien hatte man die Erfahrung gemacht, daß die Bevölkerung in eben dem Maaße dem Mutterstamme sich entfremdete, in welchem ihre Freiheit sich entwickelte und befestigte. Ein gleiches Verhältniß schien sich nun auch in den Niederlanden auszubilden; denn dieselben nahmen bald nach der Erklärung ihrer Unabhängigkeit gegen das innere Deutschland eine äußerst feindselige Stellung ein. Auf dem Reichstage des Jahres 1582 machten nämlich die Churfürsten der Versammlung die Anzeige: „daß nach eben eingegangenen Nachrichten der Rheinstrom von den Holländern gänzlich gesperrt, und den rheinischen Städten aller Seehandel abgeschnitten sei.“ Die Reichsstädte verbanden ihre Bitten mit jenen der rheinischen Churfürsten, daß die Reichsversammlung die Niederländer zur Zurücknahme ihrer feindlichen Maaßregel veranlassen möge; allein wie gewöhnlich wußte diese Versammlung keinen Rath, um die Würde und die Wohlfahrt der Nation zu schützen. Es blieb also bei dem vermessenen und ärgerlichen Unternehmen, daß die Holländer den vaterländischen Strom ihren eigenen Stammgenossen versperrten, und dadurch dem deutschen Handel eine empfindliche Wunde beibrachten.

Damit das Uebel noch größer werde, und Deutschland überhaupt immer rascher der innern Zerrüttung entgegen gehe, beschleunigte sich um dieselbe Zeit auch der Verfall der Hansa. Der aristokratische Geist der Verbindung war endlich auch in so unmäßigen Eigennutz übergegangen, daß die Monopole derselben zur Vertheuerung der Lebens-Bedürfnisse verwendet wurden. Allgemein war deßhalb die öffentliche Meinung gegen die bevorrechteten Handels-Gesellschaften entrüstet, und im Bauernkrieg war die Aufhebung derselben eine der Forderungen des Aufstandes [12]). Auch Luther schrieb sehr nachdrücklich gegen die Hansa. In der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts kamen vollends die Beschwerden der kleinern Bundesstädte zum Vorschein, daß sie von den größern bedrückt würden. Schon im Jahr 1554 verzweifelte man daher an der Fortdauer des Vereines; denn es wurde wegen der eingerissenen, innern Zerrüttung sogar der Antrag zur Auflösung desselben gestellt. Karl V. hatte zu dem Verfall der Hansa ebenfalls beigetragen, indem er die Niederlande durch besondere Vorrechte vor dem übrigen Deutschland im Verkehr be-

12) Man sehe oben S. 134 Band III. die Organisations-Entwürfe der Bauern, und zwar den Satz XII.

günstigte. Gleichzeitig stieg der innere Unfrieden des Bundes immer höher. Während 1558 Göttingen austrat, weil man die Stadt in der Noth sich selbst überlassen habe, wurde einige Jahre später der wichtige Handelsplatz Bremen in Folge von Religions-Streitigkeiten von der Einigung ausgeschlossen. Ueberhaupt gereichte die Kirchenspaltung der Hansa entschieden zum Nachtheil. In den Jahren 1560 und 1561 wurde zwar der Versuch angeregt, den Bund durch die Aufnahme sämmtlicher Reichsstädte wieder mit Macht zu heben, 1566 erließ ferner der verdiente Kaiser Maximilian II. die dringendste Ermahnung an den Bund zur Abstellung des innern Unfriedens und zur neuen kräftigen Organisation desselben; doch alle diese Rettungsversuche waren vergeblich. Die innere Auflösung der Hansa setzte sich vielmehr so entschieden fort, daß nicht nur Lübeck um die Enthebung von den Direktorial-Geschäften nachsuchte, sondern die bedeutendsten Mitglieder des Bundes überhaupt das nahe Ende desselben ahneten.

Die Anzeichen, unter denen der allgemeine Religionskrieg in Deutschland herannahete, waren also im äußersten Grade traurig. Zuvörderst war die Reichsgewalt durch die Wahlkapitulationen, welche man jedem neuen Kaiser seit der Erwählung Karls V. vorlegte, noch mehr zerrüttet worden, und jetzt schon so schwach, daß das Reichsoberhaupt wenig für die allgemeinen National-Angelegenheiten thun konnte. Gleichzeitig sank im Innern der Handel und der Wohlstand des Volkes, und während die einzelnen deutschen Stämme, welche die bürgerliche Freiheit errungen hatten, von dem Mutterlande sich loszureißen begannen, drohte der übrige Theil der Nation durch die Religionsspaltung vollends in zwei feindselige Hälften sich zu theilen. In dem Maaße Deutschland sank, erhob sich umgekehrt die Macht Rußlands und Frankreichs, welche beide ihre Grenzen durch Abreißung deutscher Gebietstheile zu erweitern strebten. Wo aber auch eine von den Russen überfallene Provinz den schönsten Nationalsinn zeigte, und durch Abgeordnete an Kaiser und Reich das Mutterland dringend um Schutz bat, gab die Reichsversammlung eine gefühllose, unedle und kurzsichtige Unthätigkeit an den Tag. Wenn Deutschland demnach sowohl im Innern, als gegen Außen täglich mehr an Macht und Würde abnahm, was sollte vollends aus der Nation werden, wenn sie in den Strudel eines wilden und langwierigen Religionskrieges hineingerissen wurde, an dem zugleich fremde Staaten mit hinterlistigen Absichten Antheil nahmen? Die Aussichten in die Zukunft waren daher zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts für Deutschland düster, ja sogar trostlos.

Drei und dreißigstes Hauptstück.

Kaiser Matthias. Eröffnung des dreißigjährigen Krieges.

(Vom Jahr 1612 bis 1618.)

Rudolph II. war von seinem ehrgeizigen Bruder Matthias endlich auch zur Abtretung des Königreichs Böhmen gezwungen worden: mißmuthig und sogar gleichgültig ließ er den Gang der Dinge nunmehr unthätig gewähren, bis er im Jahre 1612 verschied. Wider alles Erwarten erhoben die evangelischen Churfürsten auch in der gegenwärtigen Lage des Reichs keine ernstlichen Schwierigkeiten, um den neuen Kaiser abermals aus dem Hause Oestreich zu nehmen, sondern ein Theil derselben wünschte nur, daß die Wahl nicht auf Matthias, sondern auf seinen geachteten Bruder, den Erzherzog Maximilian, fallen möge. Da letzterer jedoch die ihm zugedachte Ehre entschieden ablehnte, so ernannten die Churfürsten den König Matthias am 13. Juni 1612 einstimmig zum Reichsoberhaupt. Für das folgende Jahr wurde eine Ständeversammlung nach Regensburg einberufen, um zu der Versöhnung und Beruhigung der Nation wirksame Anstalten zu treffen. Allein die wechselseitige Erbitterung der Religions-Parteien war schon so weit gediehen, daß Friedensversuche zu keinem Ziele mehr führen konnten. Zudem hatten die katholischen Fürsten durch verschiedene künstliche Mittel, über Vererbung der Stimmrechte auf den Reichsversammlungen, die Mehrheit erlangt, so daß denn alle Beschlüsse von ihnen allein gefaßt werden konnten. Die evangelischen Fürsten verlangten daher eine billigere Gleichstellung der Parteien, und verweigerten bis dahin die Theilnahme an den Verhandlungen. Es ergab sich nun, wie sehr die staatlichen Verhältnisse Deutschlands durch eine bleibende Kirchenspaltung sich verschlimmern mußten. Befand sich eine Partei bei den Abstimmungen der Reichstage in der Mehrheit, so beklagte sich die andere über Unterdrückung: wäre dagegen die Forderung der Protestanten, Gleichheit der Stimmen, bewilliget wor-

den, so hätte gar kein Beschluß zu Stande gebracht werden können, die Staatsregierung demnach stille stehen müssen. Die Gründe, durch welche Kaiser Matthias die evangelischen Reichsstände überzeugen wollte, daß bei allen repräsentativen Versammlungen die Beschlüsse nach der Stimmenmehrheit gefaßt würden, und die Minderheit zur Unterwerfung unter die Majorität verpflichtet sei, waren freilich sehr triftig und bündig [1]); gleichwohl bestanden die Protestanten auf ihrem Begehren. Zuletzt zogen sich die evangelischen Fürsten von dem Reichstag ganz zurück, welchem sie, trotz der Bitten des Kaisers um persönliches Erscheinen derselben, ohnehin nur durch Botschaften beigewohnt hatten.

Von Seite der katholischen Stände drang man nun geradezu in das Reichsoberhaupt, wider die Evangelischen Gewalt zu brauchen, und die Liga theilte ihm zu dem Ende selbst das Geheimniß ihrer verborgenen Rüstungen, so wie ihrer wirklichen Macht mit. Dagegen ergriff Matthias die Politik Karls V., Ferdinands I. und Maximilians II., mehr vermittelnd zwischen den Parteien zu stehen, oder zur Erhaltung eines Gleichgewichts die Evangelischen wenigstens nicht ganz fallen zu lassen. Der Nachfolger Rudolphs II. neigte sich freilich ebenfalls mehr auf die Seite der alten Kirche, aber an der eigenmächtigen Verbindung, welche der Herzog von Baiern in der Liga zu Stande gebracht hatte, fand er, als einer Mißachtung des kaiserlichen Ansehens, auch keinen großen Gefallen. Matthias würde daher seine vermittelnden Versuche vielleicht längere Zeit fortgesetzt haben, wenn er nicht selbst von den Ereignissen fortgerissen worden wäre.

Der Churfürst von Brandenburg und Wolfgang Wilhelm, Pfalzgraf von Neuburg, welche das erledigte Herzogthum Jülich-Cleve in Besitz genommen, und bisher gemeinschaftlich regiert hatten, geriethen nämlich plötzlich in heftigen Streit, welcher sehr unglückliche Folgen nach sich zog. Wolfgang Wilhelm vermählte sich nicht nur mit einer bairischen Prinzessin, sondern trat sogar zur katholischen Religion über, um mit Hülfe des angesehenen Herzogs Maximilians, so wie der Spanier, sich den alleinigen Besitz der Jülich-Cleb'schen Erbschaft zu verschaffen. Der Churfürst von Brandenburg suchte sich zu gleichem Zweck auf die Niederländer zu

[1]) Das Reichsoberhaupt drückte sich in nachstehender Weise aus:

Er erinnere sich, aus was erheblichen Ursachen er mit Einwilligung und Gutachten der Churfürsten diesen Reichstag ausgeschrieben, daß nehmlich des Reichs gemeine Sachen berathschlaget, und Fried und Recht in demselben erhalten werde. Seine Meynung sey auch, daß die Beschwerden, dergleichen auch der andere Theil übergeben habe, erörtert werden sollten. Dieses sollte aber billig die gemeinen Berathschlagungen nicht hindern, als mit denen ein für allemal fortzufahren wäre, indem es der Natur und aller Völker Recht, der goldenen Bulle, den Reichs-Constitutionen und dem Herkommen gemäß sey, daß in dergleichen Berathschlagungen die mehreren Stimmen die wenigeren an sich ziehen. Er wollte sich also versehen, daß sich die Gesandten wieder bey dem Rath einstellen, und das Werk nicht hindern werden."

stützen, denen er durch Vertauschung der lutherischen Religion mit der reformirten zufälliger, oder berechneter Weise näher getreten war. In der That zogen nun die Spanier dem Pfalzgrafen von Neuburg, die Niederländer hingegen dem Churfürsten von Brandenburg zu Hülfe, und beide nahmen Theile von Jülich in Besitz. Wie es gewöhnlich der Fall ist, dachten die angerufenen Beschützer mehr an ihren Vortheil, als an jenen ihrer Bundesgenossen, und letztere wünschten selbst wieder ihre Entfernung; allein sowohl Spanier, als Niederländer, machten gerade umgekehrt Anstalten, sich bleibend in ihren Eroberungen zu behaupten. Schon diese Ereignisse regten die beiden Religionstheile ungemein gegen einander auf, und noch heftiger ward die Erbitterung, von Seite der Evangelischen, als der Pfalzgraf von Neuburg in Folge seines Religionswechsels die Reformation auch im Neuburgischen wieder zu unterdrücken begann. Umgekehrt zeigten die geistlichen Churfürsten über die fortdauernde Festsetzung der Niederländer in dem Jülich'schen eben so große Verdrießlichkeit, als Besorgnisse. Sie baten darum den Kaiser äußerst dringend, zur Entfernung der Holländer aus dem Jülich'schen Ernst zu gebrauchen; indessen Matthias hatte weder den Willen, noch die Macht dazu.

Einige Jahre wurde der allgemeine Durchbruch der Gährung durch die Politik des Reichsoberhaupts noch hingefristet, und diese Zeit zu einem Versuche benützt, die Erbfolge nicht nur im Reiche, sondern auch in der Hausmacht Oestreichs durch Verträge zu ordnen. Da Matthias eben so wenig, wie seine Brüder, Kinder hatte, so fiel nach ihrem Ableben die Nachfolge in den östreichischen Landen vollständig an Ferdinand in Steiermark, und dieser Fürst wurde, nach langen Verhandlungen in der Familie, noch bei Lebzeiten des Kaisers und mit Zustimmung der betreffenden Landstände, als König von Böhmen gekrönt. Matthias suchte seinem Vetter nun auch auf die Kaiserkrone Aussichten zu eröffnen; doch bevor dieser Zweck erreicht werden konnte, traten in Böhmen plötzlich Ereignisse ein, welche den Kaiser, wie gesagt, aus seiner vermittelnden Stellung in den Taumel der Gährung hineinzogen, und zum Ausbruch des lange befürchteten Religionskrieges das Zeichen gaben. Es wurde oben angeführt, daß sich beide Parteien in dem Augsburger Religionsfrieden über zwei Punkte nicht vergleichen konnten, nämlich über die beiden Forderungen der Katholiken: 1) daß ein geistlicher Reichsstand durch Uebertritt zum Lutherthum seiner weltlichen Güter und Einkünfte verlustig werden müsse, (geistlicher Vorbehalt, reservatum ecclesiasticum), und 2) daß nur dem Landesherrn die freie Wahl zwischen der katholischen Religion und der Augsburger Confession der Protestanten zustehe, die Unterthanen dagegen dem Glauben des Landesherrn folgen müßten. Wir haben ferner erfahren, daß durch Berufung auf kaiserliche Deklarationen ein Mittelweg eingeschlagen wurde, und daß die Erläuterung des Reichsoberhaupts (Ferdinands I.) über den ersten Streitpunkt den Katholiken, und über den

zweiten den Protestanten günstig war [2]). So wie nun sogar das Dasein der letzteren Declaration von katholischen Reichsständen geläugnet worden ist, so wollte man in Böhmen auch den Majestätsbrief Kaiser Rudolphs II. so auslegen, daß nur ein Landstand zwischen den beiden erlaubten Religionen wählen, die Unterthanen wider dessen Willen aber keine Kirche bauen oder einen Gottesdienst einrichten dürfen, vielmehr bei abweichendem Glaubensbekenntniß zur Räumung des Landes angewiesen werden könnten. Als nun die evangelische Bevölkerung der böhmischen Städte Klostergrab und Braunau sich für ihren Gottesdienst eigene Kirchen bauen wollten, wehrten ihnen dieß ihre Gutsherren, nämlich den Bewohnern von Klostergrab der Erzbischof von Prag, und jenen von Braunau der Abt daselbst. Man achtete indessen den Widerstand beider Prälaten keineswegs, sondern brachte den Bau der Kirchen wirklich zur Vollendung. Mittlerweile war die Krönung Ferdinands von Steiermark als Nachfolger des Matthias im Königreich Böhmen vor sich gegangen, und obschon gegen solche Maaßregel kein Widerstand von Seite der Bevölkerung stattgefunden hatte, zeigte sich doch bald nachher eine schwierige Stimmung der Gemüther.

Ferdinand beschränkte seine Abneigung gegen die evangelische Religion keineswegs auf Feindseligkeit der Gesinnung, sondern war vielmehr zur Verfolgung derselben entschlossen. Hierüber hatte sein Verfahren in Steiermark, Kärnthen und Krain Beweise geliefert, welche die Protestanten um so mehr verletzten, als die Ausrottung des Lutherthums in jenen Landen kaum möglich zu sein schien, und doch so leicht zu Stande gebracht wurde. Da dieses Ereigniß bei den Katholiken eben so große Freude, als Hoffnungen für die Zukunft erregt hatte, und auch jetzt noch in Aller Erinnerung lebte, so wurde von den Bekennern des alten Glaubens schon die Krönung Ferdinands als König von Böhmen mit Jubel begrüßt. Nun nahm aber vollends die Kränklichkeit des Kaisers Matthias in dem Maaße zu, daß ein baldiger Hintritt desselben erwartet wurde. Je näher der Regierungswechsel in Böhmen zu rücken schien, desto lauter sprachen die Katholiken ihre Hoffnungen aus, welche sie darauf setzten. Fest überzeugt, daß der neue König in Böhmen eben so verfahren werde, als in Steiermark, Kärnthen und Krain, trugen sie auch keine Scheu, solches öffentlich auszusprechen. Während schon hierdurch unter den Protestanten Mißtrauen entstand, wurden dieselben noch unruhiger gemacht, als selbst Aeußerungen über bevorstehende Bestrafungen der Häupter ihrer Partei ruchbar wurden. Zum Unglück schienen alle diese Ausstreuungen durch die Thatsachen bestätiget zu werden; denn verschiedene katholische Machthaber in Böhmen, namentlich der Erzbischof von

2) Die beiden Declarationen Ferdinands I. sind oben (Band III.) S. 265 eingerückt. Wir haben sie eben deßwegen mitgetheilt, weil sie eine so wichtige Bedeutung erlangten.

Prag, so wie die Standesherren und kaiserlichen Statthalter von Slawata und von Martinitz, stellten wirklich schon schwere Verfolgungen der Evangelischen zur Schau. Als vollends der beliebteste Vertreter und Sprecher der letztern, Graf Matthias von Thurn, nach dem Willen des Kaisers des Burggrafenamtes von Karlstein entsetzt wurde, so glaubte man wirklich an förmliche Anschläge zur Unterdrückung der kirchlichen wie der staatlichen Freiheit der Böhmen. Eine düstere, dumpfe Gährung herrschte darum unter der gesammten reformatorischen Richtung.

Unter solchen Umständen war es, daß Kaiser Matthias in der Kirchenbau-Angelegenheit zu Klostergrab und Braunau auf Anrufen der Gutsherren gegen die widerspenstige Bürgerschaft beider Städte durchzugreifen beschloß. Er befahl nämlich, die evangelischen Kirchen daselbst zu schließen. Der Erzbischof von Prag, als Vollstrecker des kaiserlichen Auftrages in Klostergrab, begnügte sich jedoch nicht mit der Sperrung des Gotteshauses, sondern ließ dasselbe sogar niederreißen. Als zugleich bei der Schließung der protestantischen Kirche in Braunau mehrere Bürger gefangen gesetzt wurden, so entbrannte der heimliche Zorn der reformatorischen Richtung in hellen Flammen. Graf von Thurn trat sodann an die Spitze der Partei, indem er vorstellte, daß es auf Vernichtung des Majestätsbriefes abgesehen sei, und daß daher energische Widerstandsmittel vorgekehrt werden müßten. Nach seinem Vorschlag versammelten sich die Landstände sehr zahlreich in Prag, um zunächst im verfassungsmäßigen Wege auf Abstellung der Beschwerden anzutragen. Man beschloß hier, nicht nur an die kaiserlichen Statthalter, sondern an das Reichsoberhaupt selbst die Bitte zu stellen, den Verfolgungen der evangelischen Religion Einhalt zu thun, und insbesondere die gefangenen Bürger zu Braunau in Freiheit zu setzen. Der Kaiser sah die eigenmächtige Versammlung der Landstände als eine Mißachtung seiner Gewalt an, und zeigte sich über den gesammten Schritt so gereizt, daß er denselben für eine Beleidigung gegen seine Person erklärte. Anstatt den Beschwerden der Stände abzuhelfen, ertheilte er ihnen in seinem an die Statthalter gerichteten Antwortschreiben noch bittere Verweise, denen selbst versteckte Drohungen beigemischt waren [3]). Am 23. Mai 1618. traten die

---

3) Da das Schreiben des Kaisers Matthias welthistorische Folgen nach sich zog, so wollen wir dasselbe ebenfalls dem Wesen nach mittheilen. Es heißt dort:

„Der Kaiser habe sowohl aus der Stände eigenem Schreiben, als anderen Berichten gefunden, daß ihre Zusammenkunft gegen seine eigene Person ausgeschrieben sey, weil die Klostergraber und Braunauer Sachen zum Vorwand gedienet hätten, in welchen alles auf seinen eigenen Befehl geschehen; von den Ständen sey weiter gegriffen worden, als der Majestätsbrief und die zwischen dem Theil sub una und sub utraque getroffene Vergleichung zulasse, indem sie sich fremder Unterthanen in unbilligen Sachen wider die kaiserliche Resolution anmaßten, und ihren öffentlichen Ungehorsam und Aufstand wider den Kaiser vertreten, und sie darin stärken wollten, wie man dann in der Zusammenkunft selbst zu ver-

böhmischen Landstände zusammen, um aus dem Munde der Statthalter die Entschließung des Reichsoberhauptes auf ihre Bittschrift zu vernehmen. Der Inhalt war indessen den Häuptern der Protestanten schon längst bekannt, und durch sie auch dem Volke mitgetheilt worden.

Wie es in den Zeiten der Aufregung gewöhnlich ist, wurden die Drohungen des Kaisers vielleicht noch ernster genommen, als sie gemeint waren: man sprach also von blutigen Absichten, Hinrichtungen evangelischer Wortführer, kurz von äußerster Gefahr. Die Vertreter des Landes erschienen daher schon bewaffnet in der Versammlung des 23. Mai, und zwar in einer Erhitzung, welche die heftigsten Auftritte besorgen ließ. An der Spitze der Landesverwaltung standen vier kaiserliche Statthalter, die Herren von Sternberg, Lobkowitz, Slawata und Martiniz, unter denen die beiden Letztern wegen ihrer Verfolgungen der Protestanten ungemein verhaßt waren. Man richtete nun die Frage an dieselben, ob das kaiserliche Schreiben, von welchem die Stände gehört, mit ihrem Beirath und Gutheißen erlassen worden sei? Das bedenkliche Schweigen der Statthalter war nicht geeignet, die Erbitterung der Landstände zu beschwichtigen: vielmehr ging der Unwille sofort zur That über. Die Wortführer der Stände waren sehr gut unterrichtet: denn sie wußten, daß Sternberg so wie Lobkowitz das Antwortschreiben des Kaisers widerrathen und nur Slawata mit Martiniz dafür gestimmt habe. Nachdem man dieß offen erklärt hatte, wurden die beiden erstgenannten Statthalter aus dem Saale entfernt, um in Sicherheit gebracht zu werden. Dann stürmte aber die Versammlung auf Slawata ein, bemächtigte sich desselben und stürzte ihn durch die Fenster des hohen Schloßsaales in den Graben. Gleiches Schicksal erlitt Martiniz und sogleich darauf der Geheimschreiber Fabricius. Für die Opfer der Volksrache selbst hatte der kühne Schritt der Landstände keine lebensgefährliche Folgen, denn sie fielen, wie jener Schulmeister in Langbeins Gedichten, auf einen Berg von Dünger. Gleich-

---

stehen gegeben, und es sogar in die Einberufungsschreiben gesetzt habe, als wenn gedachter Majestätsbrief cassirt werden sollte; unter das gemeine Volk aber ausgesprengt habe, wie wenn Kriegsvolk einen Einfall in das Königreich thun sollte, wodurch der Kaiser bei dem gemeinen Mann in einen bösen und schädlichen Verdacht gebracht, und bei seinen treuen Unterthanen verhaßt gemacht werde."

„Eines solchen habe er sich zu etlichen Personen, so dessen Ursache sind, nicht versehen; weil sie aber seiner Gütigkeit sich mißbrauchten, und je länger je weiter als ihnen gebührete, und der angeregte Majestätsbrief und die Vergleichung mit sich bringe, greifen wollten, ihm auch als König und Herrn des Landes solchem zeitlich, ehe das Feuer weiter über sich gehe, vorzukommen gebühre, als wolle er nicht unterlassen, ferneren Bericht einzuziehen, und sich gegen sie rechtmäßig nach eines jeden Verdienst zu verhalten. Denjenigen Personen, die andere beschicket, sollten die Statthalter im Namen oder anstatt des Kaisers ernstlich befehlen, daß sie inmittelst bis er selbst nach Böhmen kommen werde, oder bis auf fernere Verordnung keine dergleichen Zusammenkünfte mehr ausschreiben, sich der Braunauischen und anderer fremden Unterthanen nicht annehmen, und keine Ursach zum Aufruhr und Zwietracht geben sollen ꝛc."

wohl knüpften sich an den Vorfall welthistorische Folgen, da durch ihn der Religionskrieg entzündet wurde, welcher Deutschland dreißig Jahre lang verheeren sollte.

Die böhmischen Landstände waren von der Ueberzeugung erfüllt, daß der Kaiser Matthias über die Rache an Slawata und Martiniz auf das heftigste zürnen, und alles aufbieten werde, sich Genugthuung zu verschaffen. Sie glaubten ferner, daß alsdann der Majestätsbrief werde aufgehoben, und die Landesverfassung werde erschüttert werden. Deßhalb beschlossen sie, ihre kirchliche und bürgerliche Freiheit durch energische Maaßregeln zu sichern. Man ernannte nämlich sofort eine provisorische Regierung, bestehend aus dreißig Mitgliedern, welcher die Landesverwaltung allein übertragen wurde, bemächtigte sich der öffentlichen Kassen, befahl die Aufstellung eines Vertheidigungsheeres, und ließ alle Beamten für die einstweilige Regierung in Pflicht nehmen. Gleichzeitig wurden alle Jesuiten aus dem Lande getrieben. Als der Aufstand in solcher Weise organisirt war, erklärte die provisorische Landesregierung in öffentlichen Urkunden, daß man keineswegs wider das gesetzmäßige Ansehen des Kaisers, als Reichsoberhaupt und Landesherrn in Böhmen, sich auflehnen, sondern nur die verfassungs- wie vertragsmäßige Freiheit des Volkes wider die vorgefallenen Uebergriffe der kaiserlichen Statthalter schützen wolle. Ja der Aufstand erklärte sogar, daß er eigentlich im Interesse des Königs handle, überhaupt nach dem gemeinsamen Wohl des Landesfürsten und des Volkes strebe. Auch die Waffenrüstungen, welche die provisorische Regierung ernstlich betreiben ließ, sollten nur zum Besten des Kaisers vorgenommen sein.

Matthias zeigte über die Nachrichten aus Böhmen allerdings viele Empfindlichkeit, und wirklichen Verdruß; dessenungeachtet hatte er wenig Lust, sein Ansehen durch Anwendung von Waffengewalt wieder herzustellen. Da er befürchtete, daß auch in den andern östreichischen Ländern die Protestanten dem Beispiele ihrer Glaubensgenossen in Böhmen folgen würden, so beschloß er, den Weg eines gütlichen Vergleichs einzuschlagen. Wesentlich anderer Meinung war dagegen der ernannte Nachfolger des Kaisers im Königreich Böhmen, Ferdinand von Steiermark. Dieser hatte, wie Philipp II. von Spanien, den Grundsatz, daß man in Sachen der Religion niemals nachgeben dürfe, sondern alles wagen müsse, um den Neuerungen sich zu widersetzen. Zugleich floß sein Haß gegen die Reformation auch größtentheils aus Herrschbegierde und aristokratischem Stolz, welche an dem freien Aufstreben der Völker Aergerniß nehmen, und das erwachende Selbstgefühl derselben als eine Beleidigung der geheiligten Herrscherrechte anzusehen gewohnt sind [4]). Mit Hülfe des Erz-

[4]) Man erkennt den Geist Ferdinands von Steiermark am besten aus seinen eigenen Erklärungen. Wir wollen daher daraus einige Stellen mittheilen:

Herzogs Maximilian drang die Meinung Ferdinands im Rathe des Kaisers endlich durch, und so war denn die Vorkehrung strenger Maaßregeln gegen die Böhmen beschlossen. Während in Madrid um die Unterstützung des spanischen Hofes nachgesucht wurde, warb man in Deutschland eifrig Söldner, zu deren Führung die Grafen Dampierre und Buquoi Auftrag empfingen. Alsdann erging die feierliche Aufforderung an die böhmischen Stände, daß sie ihr Heer entlassen, und die Abstellung ihrer Beschwerden einer Untersuchung anheim geben sollen, welche der Kaiser vornehmen lassen werde. Für solchen Fall war die Versicherung ertheilt, daß Matthias die Rechte des Volkes nicht habe verletzen wollen, für den entgegengesetzten aber die Drohung strenger Maaßregeln beigefügt. Die Stände trauten dem östreichischen Hofe keineswegs, sondern blieben vielmehr unter den Waffen, und eröffneten selbst den Krieg. Da sich außer Pilsen auch die Städte Krummau und Budweis der Volksbewegung nicht anschließen wollten, sondern vielmehr durch kaiserliche Besatzungen sich verstärkten, so erschien Graf Matthias von Horn mit Heeresmacht vor den Thoren beider Städte, und forderte die Entlassung der kaiserlichen Truppen. Krummau fügte, Budweis widersetzte sich hingegen dem Verlangen und konnte auch nicht überwältiget werden. Mat-

---

„Seit die Ketzerei", sagte er, „in diese Königreiche und Länder eingerissen, habe allezeit der Ungehorsam, Trotz, Rebellion nebst Drohung, Widersetzung, Verachtung aller obrigkeitlichen Gebothe, Zusammenrottung, Aufstand und Aufruhr vorgeschlagen; da man dagegen von Seite der katholischen Obrigkeit allezeit die Güte, Gnade, das Nachgeben, Weichen, und sich dieser ungehorsamen Unterthanen Willen Accomodiren gebraucht, um Fried, Ruhe, Königreich und Lande zu erhalten, dadurch seyen die Secten täglich wider ihre Obrigkeit stärker und insolenter geworden, und hätten der landesfürstlichen Gewalt sich unterfangen, so daß die Landesherrn unter dem Schein des Gewissens auch in politischen Sachen ihr Ansehen verlören, indem die Unkatholischen, nachdem sie im Geistlichen alle ihre Absichten erreicht, auch zum Weltlichen getreten, nach der Landesfürsten Regiment gegriffen, und Regierung und Räthe nach ihrem Gefallen ersetzt und dirigirt haben wollen."

„Durch dieses Verfahren sey dem Kaiser und Landesherrn nichts als seine Residenz, Wohnungen, Burg und Schlösser nebst den Klöstern und Geistlichen übrig geblieben. Nun aber weil man auch dessen Statthalter angreife, sie aus dessen eigener Burg zum Fenster auswerfe, der königlichen Einkommen und landtäglichen Verwilligungen sich gegen denselben selbst gebrauche, die Geistlichen zwar noch dulde, jedoch in einem Tage ausrotten könne, so stehe es nun bloß an des Kaisers und dessen Nachfolgers und des ganzen Hauses Oesterreich Personen ganz und allein, und hätten die Unkatholischen keine Staffel mehr übrig, als sich auch an ihnen selbst zu vergreiffen."

„Sey nun die Obrigkeit aus Gott, so müße dieser Unterthanen Betragen aus dem Teufel seyn, und könne also von Gott nicht anders als gestraft werden; eben so wenig sey Gott das Betragen der Obrigkeit, so sie bis daher gehalten, gefällig, das man nehmlich allein connivirt, nachgeben, gewichen, dissimulirt, alles was die Ungehorsamen verlangt, gethan, und so weit gewichen, bis man an diese Spitze gekommen, deswegen dergleichen Absurda verhänget worden, damit die Obrigkeit dieser Knechtschaft auf einmal erledigt werden möchte; geschehe solches nicht bald, so sey es nicht möglich, daß nicht diese Länder endlich unter ihnen eine Republik errichteten, oder ihre Herren in noch größere Dienstbarkeit brächten."

thias wollte diesen Umstand benützen, um die Böhmen schnell zur Unterwerfung zu zwingen: er gab also seinen Generalen Dampierre und Buquoi Befehl, sofort mit allen ihren Truppen in Böhmen einzurücken. Die Hoffnung eines schnellen Sieges verschwand bald vor dem energischen Widerstand der Bürger, und es kam zu Unterhandlungen, da zur Vermeidung des weiteren Blutvergießens auch die Stände einen billigen Vergleich wünschten. Matthias wiederholte jedoch seine früheren Forderungen, und der Sühne-Versuch schlug also fehl. Nunmehr nahm der Krieg allmählig einen sehr ernsten Charakter an: denn nicht genug, daß die schlesischen Protestanten den Böhmen Hülfe zusagten, auch die evangelische Union beschloß zum Schutze der Reformation handelnd aufzutreten. Peter Ernst, Graf von Mansfeld erhielt nämlich von ihr im Geheimen den Auftrag, die Söldner, welche er für den Herzog von Savoyen, einen Bundesgenossen der Union, in Deutschland geworben hatte, zur Unterstützung der Stände nach Böhmen zu führen. Dieser Befehl wurde sogleich vollzogen; ja Mansfeld eroberte nach seinem Erscheinen bald die wichtige Stadt Pilsen. Durch die Freude über solchen Sieg, und die unerwartete Hülfe überhaupt, wuchs das Selbstvertrauen der böhmischen Stände, so wie ihre Entschlossenheit, für die Vertheidigung ihrer kirchlichen und bürgerlichen Freiheit die äußersten Opfer darzubringen.

Vier und dreißigstes Hauptstück.

Wichtige wissenschaftliche Fortschritte. Johann Kepler, der Reformator der Sternkunde.

(Vom Jahr 1600 bis 1622.)

Mitten in den religiösen Wirren, mitten in den Vorbereitungen zu dem dreißigjährigen Kriege, und selbst in dem Getümmel desselben sollte sich der menschliche Geist durch das Genie eines Deutschen zu einer Höhe erheben, welche die Bewunderung aller Zeiten erregen wird. In der schwäbischen Reichsstadt Weil lebte im 16. Jahrhundert Heinrich Kepler, aus einem edlen Geschlecht, doch durch Bürgschafts-Leistungen in den Vermögens-Umständen so herabgekommen, daß er sich durch Gastwirthschaft zu ernähren suchte. Ihm ward von seiner Hausfrau, Katharina, im Jahre 1571 ein Knabe geboren, welcher in der Taufe den Namen Johann empfing, und bei zunehmendem Alter zur Unterstützung des Vaters in ökonomischen Arbeiten verwendet wurde. Heinrich Kepler starb bald, ferne von seiner Familie, und seiner Wittwe blieb allein die Erziehung ihres Erstgebornen, Johann, so wie ihrer andern drei Kinder, Margaretha, Christoph und Heinrich. Die großen Geistes-Anlagen Johanns wurden bald bemerkt; indessen es war äußerst mißlich, die Kosten für das Studiren aufzubringen. Da aber die Eltern Keplers auch in der württembergischen Stadt Leon- oder Löwenberg verbürgert waren, so konnte Johann durch die Unterstützung des Herzogs von Württemberg

glücklicherweise wissenschaftliche Ausbildung erlangen [1]). Er besuchte die Klosterschule in Maulbronn, und bezog sodann die Universität Tübingen, wo er sich dem Studium der protestantischen Theologie ergab. Nachdem Johann Kepler zum Baccalaurens und Magister der Theologie befördert worden war, unternahm er im Auftrag seines Landesherrn wissenschaftliche Reisen. Bald erhielt er den Antrag zu Annahme einer Stelle als Astronom; doch Kepler besaß in diesem Fache keine eigentlich-wissenschaftlichen Kenntnisse, und zugleich war der ehrwürdige Beruf eines Sternkundigen in jenen Zeiten ..... tief verachtet! Der kühne Geist überwindet große Schwierigkeiten; unser genialer Landsmann setzte sich also über die Geringschätzung roher Geschlechter hinweg, und vertraute auch seinem angebornen Scharfsinn so sehr, daß er ohne gelehrtere Kenntnisse in der Astronomie das ihm dargebotene Amt wirklich übernahm [2]). Er täuschte sich hierin nicht; denn sein Fleiß brachte ihn bald so weit, daß er schon nach zwei Jahren die Aufmerksamkeit der gelehrten Astronomen durch sein Mysterium cosmographicum auf sich zog.

---

[1]) Kepler erzählt dieß selbst in einem Brief an den Herzog von Württemberg, und zwar auf nachstehende Weise:

„Gnädiger Fürst und Herr, Obwol ich ausser dem Land Württemberg, da meine liebe Eltern in E. F. Gn. Statt Löwenberg (Leonberg) verbürgert, da auch ich durch Landsfürstl. Mittigkeit bein Studiis in Klöstern und Tübingen auferzogen bin, nun eine lange Zeit abwesend und anderwärts mit Kayserlichen und andern Diensten verhaftet; so bin und bleib jedoch E. F. Gn. als meinem Herrn und Landesfürsten, ich mit unterthäniger pflichtschuldiger Treue und Devotion hold und beigethan, und wünsche mir nichts mehr, denn daß Derofelben ich, da es mit Gott und Ehren seyn wollte, in meinem Vatterland mit meinen Mathematicis Studiis auch wirklich dienen möchte. Inmaßen ich denn niemalen unterlasse, die von E. F. Gn. Vorordern und dann auch von E. F. Gn. selbsten mir erwiesene landesfürstliche hohe Gnaden mit gebender Gelegenheit gegen männiglichen zu rühmen, auch so ich durch Gottes Segen etwas namhafts in meinen Studiis zu Werck gerichtet, dasselbig also fürbring, daß der dannenhero verhoffte Ruhm nit weniger auf E. F. Gn. und mein geliebtes Vaterland, als auf andere meine gebietende Obrigkeiten erfolgen möge. Dessen ich denn eine geringfügige Demonstration mit gegenwärtigem allernechst in Druck verfertigten Bericht von meinem Hauptwerk Tabularum Rudolphi im anderen Bogen und dessen zweiten Blatt „unter dieser Zeit ꝛc.“ hiermit in gehorsamster Ehrerbietung fürzeige.“

[2]) Diese Thatsache ist äußerst merkwürdig, wird aber von Kepler selbst ausdrücklich erzählt. Er schreibt nämlich:

„Ich ward auf Kosten des Herzogs von Württemberg unterhalten; meine Commilitonen, die der Fürst in fremde Länder schickte, zögerten aus Liebe zum Vaterlande; ich war härter, und beschloß zu gehen, wohin man mich senden würde. Zuerst zeigte sich ein astronomisches Amt, zu dessen Annehmung ich (die Wahrheit zu sagen) durch das Ansehen meines Lehrers hinausgetrieben ward. Die Entfernung des Orts schreckte mich nicht ab, sondern die unerwartete und verachtete Art des Amtes. Ich trat es an mit mehr Zuversicht auf meinen Verstand als auf meine Gelehrsamkeit, und dung mir aus, daß ich meinem Recht auf eine andere Lebensart, die mir glänzender schien, nicht entsagte. Meinen Fortgang in dieser Art von Gelehrsamkeit die ersten zwei Jahre über zeigt mein Mysterium cosmographicum, wo man auch findet, wie mein Lehrer Mästlin mich reizte u. s.“

Johann Kepler war in Grätz als Astronom angestellt, und verfertigte dort unter andern auch einen Kalender; er war aber Protestant, und als im Jahr 1598 die Verfolgung des Erzherzogs Ferdinand gegen die Evangelischen in Steiermark, Kärnthen und Krain anhob, wurde auch er vertrieben. Der ausgezeichnetste Astronom jener Zeit war ein Schwede, Tycho de Brahe, welcher zu Ende des sechzehnten und zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts in Prag lebte [3]). An diesen wandte sich Kepler im Jahre 1600 von Ungarn aus, wohin er von Grätz gegangen war. Tycho hatte sehr fleißige Beobachtungen über den Gang des Planeten Mars angestellt: Johann Kepler brannte vor Begierde, die Ergebnisse kennen zu lernen; aber die astronomischen Arbeiten gaben kein Brod, und die Besoldung in Steiermark war eingezogen worden. Da Tycho de Brahe dem genialen Collegen einige Unterstützung versprochen hatte, so wagte Kepler mit seiner Familie die Reise nach Prag. Leider vermochte jedoch Tycho den Nahrungsstand des Freundes nicht zu sichern, und letzterer gerieth in entsetzliche Noth. Gleichwohl ergab er sich mit freudigem Eifer tiefen astronomischen Forschungen. Als dieselben bald überraschende Ergebnisse versprachen, so bat Johann Kepler seinen Freund Tycho um Bürgschaftsleistung bei Fleischern, Bäckern und andern Gewerbsleuten, um nur nothdürftig sein Leben zu fristen. Nicht ohne Rührung kann man den Brief des großen Mannes lesen, worin er diese Bitte und zugleich seinen hingebenden Eifer für die Wissenschaft aussprach [4]).

Im Jahre 1602 wurde Kepler endlich zum Kaiserlichen Mathematiker ernannt, und ihm eine zureichende Besoldung zugesichert. Da man sie aber weder regelmäßig noch vollständig ausbezahlte, so kam der arme Gelehrte abwechselnd wieder in große Noth, und verlebte überhaupt eilf kummervolle Jahre zu Prag. Und in solchem Zustande fand sein hoher

---

[3]) Auch Tycho de Brahe ward ohne vorausgegangenen Unterricht durch eigenen Trieb auf die Astronomie geleitet. Ohne Lehrer und wissenschaftliche Hülfsmittel begann er seine Studien mit einem schlechten Globus, da sein Hofmeister den erhaltenen Befehlen gemäß die Neigung Tychos zur Sternkunde bekämpfte.

[4]) „Du versprachst mir Unterstützung, eigene und durch Empfehlung beym Kaiser, selbst Reisekosten. Unser Kontrakt beruhte mit darauf, daß ich mein steyerisches Salarium behielte; er ist also aufgehoben, da die Provinz mir solches genommen hat. Um gegen den Kaiser und Dich nicht zu fehlen, ging ich mit meinem Schaden nach Prag, wartete da auf ungewissen Erfolg, überlegte, wie lang ich, ohne mein Verderben, auf meine Kosten besoldungslos leben könnte. Meine Sachen habe ich zu Linz gelassen, und bin mit Frau und Stieftochter nach Prag gekommen. Jetzt habe ich nicht mehr, als was etwa noch zu einem Verzuge von vier Wochen nöthig ist. Soll ich länger warten, so müßte mir von Deiner Magnificenz das Reisegeld erstattet, oder Deine Magnificenz müßte für mich bei allen denen, von welchen ich meinen Lebensunterhalt kaufen muß, Bürge werden. Geschieht dies, so kann ich so lange bleiben, als es Deiner Magnificenz und den Gläubigern gefällt. Indessen will ich für Astronomie so sehr arbeiten, als meine Gesundheit gestattet.

Geist die Kraft, in die Geheimnisse des Weltbaues einzudringen, und durch ewig denkwürdige Entdeckungen zu dem künftigen Ausbau der Astronomie den Grund zu legen. Tycho de Brahe war im Jahr 1602 verstorben, und hatte seine niedergeschriebenen Beobachtungen über den Planeten Mars seinem Freunde Kepler vermacht. Letzterer fand nach tiefen Studien, daß die bisherige Voraussetzung einer kreisförmigen Bewegung mit den Beobachtungen nicht übereinstimme, weil sich bei 45° von der Apsidenlinie eine auffallende Differenz von $7^2/_3$ Minuten ergab [5]). Diese Abweichung war zu groß, um durch Verstöße in der Beobachtung erklärt zu werden; Kepler ahnete die Wahrheit, forschte weiter und fand sein erstes wichtiges Gesetz:

„Die Bahnen der Planeten sind Ellipsen, deren einen Brennpunct die Sonne bildet!"

Von diesem Ergebniß, welches durch die vielfachsten Beobachtungen bestätiget wurde, fühlte sich der geniale Erfinder mit hoher Freude erfüllt, und rastlos strebte er, nun auch über die Zunahme und Abnahme der Geschwindigkeit bei dem Durchlaufen der elliptischen Bahn Aufschluß zu erhalten. Ausgerüstet mit einer Sehergabe, wie sie nur nach mehreren Jahrhunderten erscheint, entdeckte Johann Keppler jetzt auch sein zweites, noch schöneres Gesetz:

„daß die elliptischen Sectoren, welche die Radii Vectores der Planeten um die Sonne beschreiben, den Zeiten proportional sind, in welchen sie beschrieben werden!"

Mit bewunderungswürdigem Fleiß bearbeitete der Erfinder die Er-

---

[5]) Kepler erzählt in seinem berühmten Werk: Astronomia Nova *Αἰτιολογητός*, pag. 113 und 114 den Gang seiner Forschungen auf eine äußerst anziehende Weise. Es heißt nämlich dort:

„Id luculentius apparet in 17° ♉ *anno* M D LXXXII. *Nam adhibita bisectione cadit Mars in* 17°. 4′ ¼ ♉, *differtque hic calculus a nostro* 7½ *minutis circa* 45° *gradum ab Apheliο, ab observatione vero* 9′ *minutis.*

Atque ex hac tam parva differentia octo minutorum patet causa cur PTOLEMÆUS, cum bisectione opus habuerit, aquieverit puncto æquatorio stabili. Nam si æquantis excentricitas, quantam indubio poscunt æquationes maximae circa longitudines medias, bisecetur, videt omnium maximum errorem ab observatione contingere VIII minutorum, idque in Marte, cujus est excentricitas maxima; minorem igitur in caeteris. PTOLEMÆUS vero profitetur, se infra X minuta seu sextam partem gradus observando non descendere. Superat igitur observationem incertitudo seu (ut ajunt) latitudo, hujus calculi Ptolemaici errorem.

Nobis cum divina benignitas TYCHONEM BRAHE observatorem diligentissimum concesserit, cujus ex observatis error hujus calculi PTOLEMAICI VIII minutorum in Marte arguitur; aequum est, ut grata mente hoc DEI beneficium et agnoscamus et exoleamus. In id nempe elaboremus, ut genuinam formam motuum cœlestium (his argumentis fallacium suppositionum deprehensarum suffulti) tandem indagemus. Quam viam in sequentibus ipse pro meo modulo aliis praeibo. Nam si contemnenda censuissem VIII minuta longitudinis, jam satis correxissem (bisecta scilicet excentricitate) hypothesin cap. XVI inventam. Nunc quia contemni non potuerunt, sola igitur haec octo minuta viam praeiverunt ad totam ASTRONOMIAM reformandam, suntque materia magnae parti hujus OPERIS facta.

gebnisse seiner Forschung, und machte die glänzende Bereicherung der Wissenschaft in einem gedruckten Werke 1609 öffentlich bekannt [6]). So groß die Leistung auch war, wollte Johann Kepler dabei dennoch nicht stehen bleiben, sondern weiter dringen. Selbst Hunger und Kummer in eilfjährigen, schweren Nahrungssorgen vermochten seinen Eifer nicht zu erschüttern; immer höher empor steigend, strebte er neun Jahre später (1618) vielmehr auch nach der gesetzmäßigen Feststellung der Umlaufszeiten der Planeten. Am 8. März 1618 faßte er in dieser Beziehung einen eben so kühnen, als großartigen Gedanken; als er aber zur Prüfung der Richtigkeit die Rechnung anlegte, lief ein Fehler im Calcul unter, und verwarf wieder das schon gefundene Gesetz. Doch zwei Monate später, nämlich am 15. Mai 1618, wurde Kepler abermals auf den frühern Gedanken verleitet; jetzt ergab sich zugleich der untergelaufene Rechnungs-Verstoß, wiederholte Prüfungen brachten glänzende Bestätigungen, und so war denn das geniale dritte Gesetz Keplers gefunden:

„daß die Quadrate der siderischen Umlaufszeiten der Planeten wie die Würfel ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne sich verhalten [7])!“

---

6) Der vollständige Titel dieses jetzt sehr seltenen Werkes lautet also:

ASTRONOMIA NOVA
ΑΙΤΙΟΛΟΓΗΤΟΣ,
SEU
PHYSICA COELESTIS,
tradita commentariis
DE MOTIBUS STELLÆ
MARTIS,
Ex observationibus G. V.
TYCHONIS BRAHE:
Jussu & sumtibus
RUDOLPHI Secundi,
ROMANORUM
IMPERATORIS &c:
plurium annorum pertinaci studio
elaborata Pragae,
A. S. C. Mtis. S. Mathematico
JOANNE KEPLERO,
Cum ejusdem C. Mtis. privilegio speciali
ANNO aerae Dionysianae CIↃ IↃC IX.

7) Ueber die Entdeckung seines dritten Gesetzes gab Kepler in einem andern Werk Nachricht. Dasselbe führte den Titel: Harmonices Mundi Libri V. Lincii Austriae 1619.

Schon während der Forschungen Keplers waren dessen Ahnungen unter den Gelehrten bekannt geworden; doch man wollte an seine wirklichen Ergebnisse glauben. Allgemein waren vielmehr die Zweifel, und Kepler wurde selbst scherzhaft vor der weitern Verfolgung seiner Forschungen gewarnt [8]). Wenn der Ruhm des Erfinders hiernach in um so größerem Glanze erscheint, so fragen wir mit Recht, welche Dankbarkeit seine Zeitgenossen ihm bezeigten, welche Gerechtigkeit ihm das Schicksal erwies? Die Antwort lautet traurig, und wird später noch düsterer. Nach dem Tode des Kaisers Rudolph II. gab zwar dessen Nachfolger Matthias wiederholte Befehle, dem Erfinder seinen rückständigen Gehalt auszuzahlen; leider schwollen aber in Linz, wohin Kepler vom Kaiser

---

Er beschreibt dort seine mühselige Forschung, und wie ihm endlich die große Entdeckung gelang, pag. 189 in nachstehender Weise sehr schön:

»Inventis veris Orbium intervallis, per observationes Brahei, plurimi temporis labore continuo; tandem; tandem genuina proportio Temporum periodicorum ad proportionem orbium

— sera quidem respexit inertem,
Respexit tamen et longo post tempore venit;

eaque si temporis articulos petis, 8. Mart. 1618 animo concepta, sed infeliciter ad calculos vocata, eòque pro falsâ rejecta, denique 15 Maji reversa, novo capto impetu, expugnavit Mentis meae tenebras; tanta comprobatione et laboris mei septendecennalis in observationibus Braheanis, et meditationis hujus, in unum conspirantium, ut somniare me et praesumere quaesitum inter principia primo crederem.

8) Man hat z. B. noch folgendes Gedicht, worin freilich Kepler sehr gerühmt wird:

URANIE AD KEPLERUM.

DESINE *Kepleride o, Martem contendere contra:*
Submittit nulli Mars, nisi se ipse sibi.
Frustra igitur vinclis illum submittere tentas:
Qui liber saeclis extitit innumeris.
Sic Musa. At contra ad Musam sic ille. Quid ergo?
Anne oblita tibi Palladis historia?
Horrificum Pallas potuit prosternere saxo
Gradivum: verum si modo Homere canis:
Quidni igitur quoque nunc, magna assistrice Minervâ,
Sub jugo quantumvis Mars truculentus est?
Adspice quem dedimus RUDOLPHINO *omine librum,*
Gradivum dices nunc quoque dura pati.

Ebenso preisen andere Gedichte die unsterbliche Erfindung Keplers, z. B.:

RETIBUS *implicuit Martem Liparaeus olim:*
Iret in amplexus cùm, Cytherea, tuos.
Nunc iterum capitur vinclis Gradivus iisdem:
Nec Venus in culpa est: culpa Minerva tua est.
Quippe Minerva dedit Tychoni haec retia: Tycho
Keplerio: hic Martis cruribus inseruit,
Res mira: artifices magni Vulcanus et alter:
Hunc tamen atque illum Keplerius superat.
Durarunt pauco Vulcania tempore vincla.
At contra aeternum haec Keplerïana manent.

Matthias berufen worden war, neue Rückstände an, und die Nahrungssorgen wiederholten sich. Der gequälte Mann bat nun die Landstände um eine geringe Summe, damit er seine Familie nur mit der Nothdurft zu versehen vermöge: bitterlich klagte er, daß er keinen Gehülfen zum Rechnen halten könne, und so in seinen schöpferischen Werken gehindert werde; doch gründliche Hülfe erlangte er nie, der Reformator der Sternkunde mußte vielmehr mit elenden Brodarbeiten seine Zeit verderben, um nur nicht jetzt schon Hungers zu sterben. Bald sollten ihm noch größere Wunden geschlagen werden. Auch in jener Zeit hatte sich noch der schreckliche Wahn von Hexerei und der Unsinn erhalten, auf Anklagen solcher Art gerichtliche Untersuchungen einzuleiten. Es ist bekannt, wie Rachsucht und alle schlechten Leidenschaften darin ein Mittel suchten, den Feind zu verderben; die Mutter Keplers, welche von einem bösartigen Weibe, der Glasersfrau Reinold in Leonberg, heftig gehaßt wurde, hatte nun das Unglück, von dieser im Jahr 1615 als Hexe angeklagt zu werden. Die Beschuldigung ging dahin, daß Katharina Kepler der Reinold durch einen Trank eine unheilbare Krankheit zugezogen habe. Nachdem die Verfolgte wegen Verläumdung Klage gegen die Glasersfrau erhoben hatte, hielt sie sich im Jahre 1616 und 1617 neun Monate bei ihrem Erstgebornen in Linz auf, und zog hierauf im September 1617 zu ihrer Tochter Margaretha, vermählt an den Pfarrer Binder in Heumaden. Dort wurde sie von der Reinoldin wiederholt verfolgt, und auf Befehl des Gerichts am 7. August 1620 sogar verhaftet. Wenn Johann Kepler bisher unsere Bewunderung als Reformator der Wissenschaft erweckte, so nöthigt er uns nun auch als Mensch die höchste Achtung ab, da er mit ungeheuern Anstrengungen für die Rettung seiner unglücklichen Mutter wirkte. Schon zu Anfang des Jahres 1617 schrieb er an den Herzog von Württemberg, und bat um gerechtes Einschreiten des Landesherrn zu Gunsten der bedrängten Unschuld [9]). Diesem Schreiben folgten später mehrere andere, und endlich entschloß sich der gute Sohn, alle seine Arbeiten zu verlassen, und zum Schutze seiner Mutter sich selbst an den

---

9) Es ist dieß der Brief, wovon schon in der ersten Anmerkung ein Theil eingerückt wurde. Am Schlusse sprach Kepler in Beziehung auf seine alte Mutter folgende Bitte aus:

„Als will ich der unterthänigsten Hoffnung gelebt, daß auch Euer Fürstliche Gnaden als welche in Beschützung und Beförderung guter Künste und Tugenden keinem Potentaten Nichts bevor geben, mich als Dero Unterthanen und Stipendarium nit weniger mit landesfürstlichen Gnaden ansehen, meine hiemit an Eure Fürstlichen Gnaden langende demüthigste flehentliche Bitt gnädiglich erhören, nämlich in Sachen meiner Mutter Katharina Keplerin erlebten Wittib, wider böse unleidliche Verläumdungen angefangener ꝛc. ꝛc. Rechtführung Dero landesfürstliches gnädiges Einsehen interponiren und hiermit sonderlich meinen sonsten ziemlich bekannten guten Namen vor angedrohtem großem Spott und Schimpf gnädiglich retten und bewahren werden.

Sitz des Untersuchungsgerichtes zu begeben [10]). Ein volles Jahr verweilte Kepler wirklich im Württembergischen, und brachte durch diese lange Abwesenheit von seinem Amt in Linz den Pflichten der Pietät das bedeutende Opfer, daß er seinen Gehalt verlor [11]). Glücklicherweise waren seine Anstrengungen zur Rettung der Mutter von einem günstigen Erfolg begleitet, was in den damaligen Zeiten viel sagen wollte. Da Katharina Kepler alles läugnete, so war auf die Anwendung der Folter angetragen worden; die Juristenfacultät in Tübingen verwarf aber den Antrag, und ließ es dabei bewenden, die Angeklagte nur mit den Vorbereitungen der Tortur zu schrecken, um vielleicht hierdurch ein Geständniß zu erzwingen. Die alte 74jährige Frau erschrak bei der Aufzeigung der Marterwerkzeuge sehr, dessenungeachtet besaß sie so viel Standhaftigkeit, daß sie auf der Betheurung ihrer Unschuld beharrte [12]). Jetzt ward sie in Freiheit gesetzt, und auf weitere Verwendung ihres Sohnes auch mit Nachlassung von zwei Drittheilen der Gerichtskosten begnadiget. Nur der kindlichen Liebe ihres Erstgebornen hatte sie diesen Ausgang eines Prozesses zu danken, welcher nach dem Geiste der Zeit auch bei aller Unschuld so gefährlich blieb.

---

10) Er erklärte dieß in folgendem schönen Schreiben an das Untersuchungsgericht:

„Da dann mir aus Göttlicher und natürlicher Rechten Auffag in alle Weg zustehen will, meiner Mutter in diesen ihren Nöthen gebührliche Assistenz zu leisten und ferners befahrtes Unheil wo möglich zu verhüten, als kann ich wegen so naher Blutverwandtschaft in meinem Gewissen, ob ich meiner Schuld genug gethan, anders nit versichert seyn, ich wohne dann den bevorstehenden Rechten persönlich bey."

11) Auch über 300 Gulden Reisekosten gab er aus; bei seiner Armuth ein außerordentliches Opfer. Kepler erzählt beide Umstände selbst.

„So hab ich Johann Kepler mich um der Mutter Gefahr willen ins Land gemacht, ein Jahr darinn zugebracht, hierunter meine jährliche Besoldung in Oestreich in die Schanz geschlagen, 400 Gulden."

„Hingegen ich im Land mit Reisen und Zehrung in Wirthshäusern dieses ganze Jahr hindurch gebraucht über 300 Gulden."

12) Der Bericht des Vogts von Güglingen über die Vollziehung der Tortur-Androhung malt jene Zeit so lebhaft, daß wir ihn kürzlich mittheilen wollen.

„Man habe," heißt es dort, „die Kepler an den gewöhnlichen zur Tortur bestimmten Ort führen lassen, ihr auch allda den Nachrichter unter Augen gestellt, dessen Instrumenta fürgezeigt, damit ernstlich die Wahrheit anzuzeigen erinnert, hat sie jedoch ohngeachtet aller ernstlichen Erinnerung und Bedrohung der beschuldigten Hexerey halber durchaus lediglich Nichts geständig seyn noch bekennen wollen, mit Anzeigen, man mache mit ihr was man wolle und wenn man ihr schon auch eine Ader nach der andern aus dem Leib herausziehen sollte, so wisse sie doch Nichts zu bekennen, und damit auf die Knie niedergefallen, ein Vater Unser gebeten und darauf vermeldet, Gott solle ein Zeichen thun, wann sie eine Hexe oder Unholdin seye, und jemalen mit der Hexerey zu thun gehabt habe, sie wolle auch darauf sterben, Gott werde die Wahrheit an Tag geben und nach ihrem Tod offenbaren."

Fünf und dreißigstes Hauptstück.

Kaiser Ferdinand der Zweite. Fortsetzung des Kriegs. Niederlage der Protestanten.

(Vom Jahr 1619 bis 1625.)

Obgleich Matthias durch den Verlust von Pilsen einen äußerst empfindlichen Schlag erhalten hatte, zeigten die böhmischen Stände wiederholt die Neigung zur Versöhnung mit dem Reichsoberhaupt. Dieselben legten nämlich nach der Eroberung Pilsens die Bitte bei dem Kaiser ein, seine Truppen wieder aus Böhmen zu entfernen, und Vergleichs-Unterhandlungen anzuordnen. Der Kaiser schien zur Gewährung der Bitte insoferne geneigt zu sein, als er einen Waffenstillstand bewilligte; dagegen zog sich die Eröffnung der Friedens-Unterhandlungen in die Länge, und die Böhmen schöpften abermals Verdacht. Da sie den Stillstand sehr eifrig zu Rüstungen benützt hatten, so schien der Krieg von ihrer Seite mit erhöhtem Nachdruck erneuert zu werden. Noch bedenklicher wurde aber der Stand der Dinge bald nachher; denn Kaiser Matthias verschied am 10. März 1619 und Ferdinand von Steiermark, der erbitterte Feind der Reformation und der bürgerlichen Freiheit, sollte nun die Regierung von Böhmen leiten. In der That stieg jetzt die Hartnäckigkeit des Kampfes auf beiden Seiten von Tag zu Tag. Ferdinand hatte unmittelbar nach dem Tode des Kaisers Matthias zwar verschiedene Versuche gemacht, einen Vergleich mit den böhmischen Ständen zu schließen; denn es war den letztern auf seinen Befehl nicht nur ein Waffenstillstand angetragen, sondern auch die Bestätigung ihrer verfassungsmäßigen Rechte zugesendet worden. Allein die Böhmen wollten von Ferdinand überhaupt nichts wissen; sie wiesen daher alle Friedens-Vorschläge zurück, und beschlossen, den Kampf nachdrücklicher, als je, zu führen. Sofort wurde Graf Matthias von Thurn beordert, nach Mähren vorzurücken, und wenn dieses Land zur Erhebung wider Ferdinand bewogen werden könnte, zu gleichem

Zweck selbst bis nach Oestreich vorzudringen. Graf von Thurn richtete seine Aufträge in Mähren wirklich mit vollständigem Erfolge aus, und erschien alsdann an den Grenzen von Oestreich. In der letztern Landschaft waren die Protestanten wegen der verübten Feindseligkeiten gegen ihre Religion noch immer aufgebracht, und als Matthias starb, verweigerten sie dem gehaßten Ferdinand selbst ihre Huldigung. Unter solchen Umständen ging die Unternehmung des Grafen von Thurn auch in Oestreich so glücklich von statten, daß er bis Wien vorrückte, und die Belagerung der Stadt begann. Ferdinand, welcher sich in seiner Hauptstadt befand, hatte nur sehr geringe Vertheidigungsmittel, und seine Lage ward noch verzweifelter, als die evangelische Bevölkerung der Stadt Lust bezeigte, mit den Böhmen gemeinschaftliche Sache zu machen. Indessen die Unparteilichkeit zwingt zu dem Geständniß, daß Ferdinand mit äußerster Standhaftigkeit in solcher Gefahr sich benahm. Die evangelischen Stände in Oestreich ordneten eine feierliche Botschaft an ihn ab, um ihn zur Genehmigung eines Bündnisses, das sie mit den Böhmen schließen wollten, zu bewegen, und zugleich die Erlaubniß auszuwirken, daß die Protestanten auch in Oestreich allgemein sich bewaffnen dürften. Beide Forderungen wurden verweigert und Ferdinand blieb selbst dann noch unerschütterlich, als die Botschafter der Stände selbst an seiner Person sich zu vergreifen schienen [1]). Noch rühmlicher war es jedoch, daß derselbe auch den Vorschlag seiner Freunde verwarf, durch die Flucht sich zu retten. Der männliche Muth wurde durch einen guten Erfolg belohnt; denn eine Abtheilung von Küraſſiren, welche Graf Bouquoi aus Böhmen zur Verstärkung der Wiener Besatzung abgesendet hatte, war so glücklich, in die Stadt zu dringen, und jetzt trat plötzlich eine unerwartete Wendung der Dinge ein. Während nämlich die Evangelischen durch die eingetroffene Verstärkung der kaiserlichen Besatzung so bestürzt wurden, daß Mehrere in das böhmische Lager flüchteten, stellten sich umgekehrt die katholischen Bürger mit den Studenten zur Vertheidigung der Stadt zahlreich unter die Waffen. Mittlerweile hatte Graf Bouquoi einen Angriff wider den Grafen von Mannsfeld beschlossen, um im Fall eines Sieges die Böhmen vor Wien im Rücken zu bedrohen. Der Plan gelang vollkommen; Mannsfeld wurde bei Budweis unversehens überfallen, und vollständig geschlagen. Als die Nachricht dieses Unfalles im böhmischen Lager vor Wien eintraf, ließ Graf von Thurn dasselbe sogleich abbre-

---

[1]) Everhardi Wassenbergii Panegyricus Ferdinandi II.

„Jam XVI viri fastu intolerabili, triste palatium subeuntes, quidquid extorquere conceperunt, superba periodo supplicabant et (grande nefas) prae sacra dextera et manus osculo Caesarei thoracis nodulos prenantes responsum libello supplici urgebant, in quo nihil humile, nihil supplex tamen excepto vocabulo legeretur.“

chen, um zum Schutze der bedrohten Hauptstadt Prag nach Böhmen zurückzueilen.

Nach einer solchen glorreichen Befestigung seines Ansehens in Oestreich eilte nun Ferdinand, um durch Erwerbung der Kaiserkrone auch für die Ueberwältigung der Böhmen und für seine Entwürfe gegen die Reformation überhaupt sich neue Hülfsmittel zu verschaffen. Wenn immer die Macht des Reichsoberhaupts nicht mehr bedeutend war, so gab die hohe Würde doch noch einen gewissen Einfluß, und drang durch die Macht der Gewohnheit noch einige ehrerbietige Scheu ab. Desto sicherer hätte man erwarten sollen, daß die evangelischen Churfürsten bei den bekannten Grundsätzen Ferdinands und dessen Benehmen wider die Reformation in seinen väterlichen Erblanden ihre Stimmen entschieden ihm verweigern würden. Wider alle Vermuthung zeigten die beiden Wahlfürsten von Sachsen und Brandenburg so wenig Lust zum Widerstand, daß auch Churpfalz keine offene Schwierigkeiten zu erheben wagte. Da die geistlichen Churfürsten ohnehin einig waren, auch die Einsprache der Böhmen wider die Führung ihrer Wahlstimme durch Ferdinand unbeachtet blieb, so ward letzterer am 9. September 1619 in Frankfurt bei persönlicher Anwesenheit zum deutschen Kaiser ernannt.

Anders gestalteten sich die Dinge dagegen in Böhmen und Oestreich; denn sämmtliche Protestanten in Böhmen, Mähren, Schlesien, der Lausitz, Ober- und Unteröstreich schlossen am 31. Juli und 16. August 1619 zur Vertheidigung ihrer Religion einen feierlichen Bund, und die böhmischen Landstände sprachen am 17. August desselben Jahres sogar die Absetzung Ferdinands, als Königs von Böhmen, aus. Die Landstände übertrugen sodann die Krone auf den Churfürsten Friedrich V. von der Rheinpfalz, einen Schwiegersohn des Königs Jakobs I. von England. Nachdem die Krönung Friedrichs in Prag feierlich vollzogen worden war, rückten die Böhmen in Verbindung mit einem neuen Bundesgenossen, dem Fürsten Gabor von Siebenbürgen, Ende Octobers 1619, zum zweiten Mal vor Wien. Die Uebermacht war auf ihrer Seite, und unrettbar schien die östreichische Hauptstadt verloren zu sein; allein ungewöhnliche Ereignisse brachten wiederum Hülfe. Nicht genug, daß Gabor durch erlittene Unglücksfälle in Ungarn nach Siebenbürgen zurückkehren mußte, setzte auch die Kälte und ungünstige Witterung den Böhmen so sehr zu, daß sie die Aufhebung der Belagerung von Wien beschlossen. Von jetzt an wendete sich die Lage der Dinge entschieden gegen die evangelische Partei.

Kaiser Ferdinand II. sah sehr gut ein, daß er mit seiner Hausmacht unmöglich den Kampf gegen die gesammte protestantische Richtung mit Erfolg fortsetzen könne. Seine Stellung in Oestreich und Böhmen war so unsicher, daß er selbst der Gefahr ausgesetzt war, am Ende alle seine Erblande zu verlieren. Unter solchen Umständen mußte er sich also um

andere Hülfe umsehen. Mit großer Staatsklugheit richtete er nun sein Augenmerk auf Maximilian von Baiern und die katholische Liga. Schon während der Wahlverhandlungen in Frankfurt hatte er von den geistlichen Churfürsten und dem Herzog Maximilian Versprechungen von Hülfsleistungen erhalten. Am 8. October 1619 brachte er aber vollends bei seiner Anwesenheit in München einen förmlichen Bundesvertrag mit Maximilian zu Stande [2]). Umgekehrt suchte der neue König von Böhmen, Churfürst Friedrich von der Pfalz, die evangelische Union zu seiner Vertheidigung in Bewegung zu setzen. Trotz verschiedener Bedenklichkeiten der Reichsstädte wurde von den Häuptern der Union in der That ein entscheidender Schritt beschlossen. Sie forderten nämlich von den Katholiken in drohender Weise Gewährschaften für die Sicherheit der protestantischen Religion. Maximilian von Baiern, welchem als Haupt der Liga das Verlangen der Union eröffnet wurde, verwarf dasselbe mit Bitterkeit, und nahm sofort (1620) eiligst große Rüstungen vor. Jetzt nahm der Krieg erst seinen gefährlichen Charakter an; denn nun mußte sowohl die Gesammtheit der Katholiken, als jene der Evangelischen in den Kampf hineingerissen werden. In der That zog Maximilian von Baiern alsbald ein Heer bei Donauwörth, die evangelische Union dagegen ein solches bei Ulm unter der Führung des Markgrafen Ernst von Ansbach, zusammen.

Auf Seite der Protestanten wollte man aber nicht nur ähnliche Fehler begehen, wie im vorigen Jahrhundert bei dem Schmalkalder Krieg, sondern die Schwachheit beinahe bis zum offenen Verrath an ihrer Sache

---

[2]) Dieser merkwürdige und so folgenreiche Vertrag, worin Maximilian mit eifersüchtiger Sorgfalt die Oberleitung aller Unternehmung sich vorbehielt, hatte im Wesentlichen folgenden Inhalt:

„Nachdem Maximilian wegen der gegenwärtigen äußersten Gefahr, worin Ferdinand und sein Haus, folgends auch alle katholischen Churfürsten und Stände des Reichs, ja die katholische Religion selbst begriffen sey, mit Umständen erinnert, und auf das beweglichste angelangt und ersucht worden sey, daß er das völlige Directorium über der Katholischen Verfassung und Defensionswesen, wozu sie dem Kaiser und seinem Reich zu guten, wie auch zu ihrer eigenen Conservation benöthiget worden, über sich nehmen, und dem gemeinen Wesen zum Besten führen wollte, als sey er ungeachtet der Schwerwichtigkeit des Werkes Gefahr und Ungelegenheit, darin er seine eigene Person, Haus, Land und Unterthanen setze, nicht ungeneigt, lasse es sich auch nicht zuwider seyn, sich mit solchem ihm angetragenen freyen und absoluten Directorium mit Werbung und Anführung der Völker im Namen des Allerhöchsten zu beladen, jedoch mit dieser ausdrücklichen Condition, daß nachdem er und die übrigen katholischen Stände mit Geld und Völkern wirklich verordnet seyn werde, alsdann nach Versicherung seiner und seiner conföderirten Stände er auch Ferdinanden wider seine Feinde solchergestalt beystehen wolle, wie ers nach Beschaffenheit der Umstände für nützlich erachten, auch die hierzu verordneten Mittel und Gelegenheit es zulassen werden. Weil nun dieses noch alles ungewiß sey, könne er sich zu nichts gewissem verbinden, ausser er für seine Person nicht unterlassen wolle, was in seiner Gewalt stehe. Dagegen soll ihn weder Ferdinand noch jemand anderer von dessen Haus auf keinerley Weise oder Art solche ihm übertassene absolute und völlige Direction entweder selbst verhindern, noch andern zu thun gestatten.“

treiben. Ferdinand II., in Staatssachen listig und gewandt, suchte nämlich im Innern der evangelischen Partei Zwietracht zu erwecken, und er sah sich zu dem Ende den Churfürsten von Sachsen zum Gegenstand seiner Anschläge aus. Der Fluch der Uneinigkeit zwischen Lutheranern einerseits und Zwinglischen, sowie Calvinisten andererseits, wirkte noch immer fort, und erbitterte die Protestanten unter einander oft noch mehr, als die getrennten Religionstheile der Katholischen und Evangelischen. Da insbesondere der Churfürst Johann Georg von Sachsen wegen der Ausbreitung des Calvinismus sehr aufgebracht war, so wurde dieser Umstand benützt, um denselben von der Unterstützung seiner Glaubensgenossen im Religionskrieg abzuhalten. Der Anschlag gelang vollkommen; denn als Johann Georg die schriftliche Versicherung der katholischen Fürsten erhielt, daß es nicht auf Wiedereroberung der geistlichen Güter, welche die Protestanten eingezogen hatten, abgesehen sei, schloß er wirklich einen Separat-Vertrag mit dem Kaiser. Ja er sagte dem letztern sogar Unterstützung zur Behauptung seiner Würde zu [3]). Gleichzeitig hatte Ferdinand II. nicht nur die Stände in Unteröstreich zur Huldigung gebracht, sondern auch am spanischen Hofe die bestimmte Zusicherung zu einem Einfall in die Rheinpfalz ausgewirkt. Als die katholische Partei durch alle diese Schritte so sehr gestärkt, und die evangelische so bedeutend geschwächt worden war, trat vollends noch Frankreich hervor, um zwischen der katholischen Liga und der evangelischen Union den Frieden zu vermitteln. Wider alle Erwartung kam am 3. Juli 1620 wirklich in Ulm ein Vertrag zu Stande, worin die Protestanten die Nachgiebigkeit bis zur Feigheit trieben. Während nämlich beide Theile Frieden gelobten, und die endliche Erledigung der gegenseitigen Beschwerden auf günstigere Zeiten verschoben, willigten die Häupter der evangelischen Union eben so unedelmüthig, als stumpfsinnig ein, daß die Böhmen von dem Frieden ausgeschlossen bleiben, die katholische Liga also ihre gesammte Macht zur Unterjochung jener Landschaft, so wie jener von Oestreich, dem Kaiser zur Verfügung stellen dürfe. Solches geschah nun sogleich; denn Maximilian rückte in Ellmärschen nach Oberöstreich, und zwang die verrathenen protestantischen Stände daselbst zur unbedingten Huldigung zu Gunsten Ferdinands II. Alsdann vereinigte sich Maximilian in Unteröstreich mit

---

[3]) Die Erklärung des Churfürsten lautete:

„Daß, nachdem er die böhmischen Unruhen mit ihren Folgen auch des Bethlen Gabors und folglich der Türken hervorbrechenden Gewalt erwogen, und allen Umständen nach gefunden, daß durch keine gütliche und rechtliche Mittel demselben zu helfen sei, er aus vielen und wichtigen Ursachen dem Kaiser hilfliche Hand biethen, und alle mögliche Assistenz leisten wolle, damit er bey seinem durch rechtmäßige und ordentliche Mittel erlangten Kaiserthum und Königreich erhalten, und seine kaiserliche Würde und Ansehen nicht verletzt werde.“

einem kaiserlichen Heere von 20,000 Mann unter dem Grafen von Bouquoi, und trat nach Zerstreuung der böhmischen Truppen im Oestreichischen den Zug nach Böhmen an. Der Fürst von Anhalt, welcher das böhmische Hauptheer führte, war bei der großen Uebermacht der Gegner nicht im Stande, das Feld zu behaupten, sondern zog sich unter die Mauern von Prag zurück. Am weißen Berge, wo die Böhmen mit den Truppen ihres neuen Königs Friedrich ein verschanztes Lager errichten wollten, kam es zwischen ihnen und Maximilian von Baiern am 8. November 1620 zur entscheidenden Schlacht, in welcher Maximilian, trotz der Tapferkeit und geschickten Manöver des Fürsten Anhalt und seiner Deutschen, einen vollständigen Sieg errang. Die Ungarn flohen zuerst, nach ihnen die Böhmen, und nun wurden erst die Deutschen zum Weichen gebracht. Friedrich von der Pfalz war in Prag anwesend, nahm aber seltsamer Weise keinen Antheil an dem Kampf. Eiligst floh er nach der Entscheidung nach Brandenburg und von dort nach Holland. Seine Krone war verloren, die Reformation in Böhmen zu Grunde gerichtet. Am Tage nach der Schlacht ergab sich Prag, und diesem Beispiele folgten sogleich alle übrigen Städte. Während die ansehnlichsten Häupter des Aufstandes durch die Flucht sich retteten, ergaben sich die Landstände unbedingt der Gnade des Kaisers. Jetzt erhielt die Reformation einen Schlag, von welchem sie sich nie wieder vollständig erholte. Ferdinand II. ahmte in Böhmen fast das Beispiel Alba's in den Niederlanden nach. Nicht genug, daß 27 Vornehme, als Anführer des Aufstandes, nach dem Urtheil eines Specialgerichts unnachsichtlich hingerichtet wurden, erging das gleiche Schicksal wider viele Männer aus dem Volke. Die entflohenen Häupter der Evangelischen wurden in contumaciam zum Tode verurtheilt und aller ihrer Güter für verlustig erklärt. Selbst gegen den Kurfürsten von der Pfalz ließ der Kaiser die Reichsacht verhängen. Man nannte die blutigen Thaten Ferdinands II. in Böhmen an seinem Hofe freilich die gerechte Bestrafung des Aufruhrs; doch ihr eigentlicher Beweggrund lag anderwärts, nämlich in der Absicht, durch Terrorismus jedem künftigen Aufschwung bürgerlicher und religiöser Freiheit vorzubeugen. Die finstere Unduldsamkeit des Kaisers streifte an Fanatismus, und so kannte er keine höhere Aufgabe seines Lebens, als die gewaltsame Unterdrückung der Reformation, welche er als die Quelle der bürgerlichen Freiheits-Ideen ansah, und bei seinem herrschsüchtigen Gemüth demnach so bitter haßte. Sein Entschluß, die evangelische Religion in Böhmen um jeden Preis zu verdrängen, war unerschütterlich; allein im ersten Jahre nach seinem Siege (1621) hielt er ihn noch in seiner Seele zurück, weil man vorerst den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen noch mehr umstricken wollte. Durch die Kurzsichtigkeit dieses Mannes war dem Kaiser der Sieg über die Böhmen in die Hände gespielt worden, plötzliche Verfolgung der evangelischen Religion nach dem Siege hätte

dem Kurfürsten vielleicht noch zur rechten Zeit die Augen öffnen können · man verlegte sich daher wieder auf die List, indem vorgegeben wurde, die Verfolgung der Protestanten in Böhmen gelte nur den Calvinisten, gegen die man in Sachsen so großen Haß hegte [4]). Im Jahre 1622 legte Ferdinand II. die Larve ab, und schritt auch in Böhmen offen zur Unterdrückung der evangelischen Religion nach allen ihren Richtungen. Schon durch eine Verordnung vom 13. December 1621 waren alle protestantischen Geistlichen böhmischen Stammes aus Prag verbannt, und nur den deutschen aus Rücksicht auf den sächsischen Hof noch der Aufenthalt gestattet worden. Im Jahre 1622 wurden aber alle protestantischen Pfarrer ohne irgend eine Ausnahme in ganz Böhmen ihrer Aemter entsetzt. Später (1624 und 1627) sprach Ferdinand II. gar aus, daß er überhaupt keine evangelische Bevölkerung in Böhmen dulde, jeder Bauer, Bürger und Edelmann also zur katholischen Religion zurückkehren, oder das Land räumen müsse.

Es ist angeführt worden, daß der Madrider Hof dem Kaiser einen Angriff auf die Rheinpfalz versprochen hatte. Dieser wurde von den Niederlanden aus um die nämliche Zeit wirklich ausgeführt, zu der Maximilian von Baiern die Böhmen überwältigte. Unter der Führung des Generals Spinola war ein starkes spanisches Heer in der Rheinpfalz eingerückt, und hatte sich sofort einiger Plätze bemächtiget. Da hiezu der Kaiser nach dem Ulmer Vergleich nicht ermächtiget war, so lag es sowohl in der Pflicht, als im Interesse der evangelischen Union, die Länder ihres Hauptes, des Kurfürsten Friedrich, mit Nachdruck zu schützen; doch dieser Bund wollte seinen Charakter der Unbeholfenheit und Schwäche bis an's Ende durchführen. Der geringe Widerstand, welchen man leistete, war daher so schlecht geleitet, daß die Spanier nicht nur in den eingenommenen Plätzen sich behaupteten, sondern noch andere eroberten, und endlich in dem größten Theile der Pfalz sich festsetzten. Endlich löste sich die jammervolle Union sogar ganz auf. So

---

[4]) Man hat hierüber noch ein merkwürdiges Schreiben des Jesuiten Martin Becanus, des Beichtvaters Ferdinands II., an den kursächsischen Hofprediger Hoenegg, vom 17. März 1621, worin es heißt:

»Nunc igitur vellem amice ac familiariter cum Rev. ac nob. Dominatione Vestra conferre, an non expediret, ipsas literas Majestatis penitus tollere ac abolere propter has causas: 1. quia a spiritu Calvinistico profectae sunt; 2. quia magna ex parte dederunt occasionem rebellioni; 3. quia juste metuendum est, ne novam rebellionem concitent, nisi aboleantur; 4. quia ex earum abolitione nullum fiet praejudicium aut nostrae Romanae, aut Vestrae Augustanae confessioni. Imo tam nostra, quam Vestra Confessio magno periculo liberabitur, si communi consensu tollatur illud idolum rebellium Calvinistarum. Haec privatim propono. Si Rev. ac Nob. Dominatio vestra non probat has rationes, non repugno. Si autem probat, quod mihi est gratius, rogo, ut pro suo in S. Caes. Majestatem pio affectu conetur optimo modo inducere Serenissimum Electorem, ut in abrogationem seu abolitionem clementissime consentiat.«

wenig ferner der Schwiegervater Friedrichs V., der König von England, Anstalten machen wollte, um dem Eidam zu Hülfe zu kommen, eben so wenig waren die nicht unirten evangelischen Fürsten in Deutschland einer energischen Anstrengung im Großen fähig, um dem drohenden Untergang ihrer Religion entgegenzuwirken. Nur ein Graf ohne Land, Peter Ernst von Mannsfeld, trat allein noch kräftig für die Partei auf. Derselbe hatte sich in Pilsen auch nach dem Siege Ferdinands II. bei Prag noch längere Zeit behauptet; wegen Mangels an Sold übergaben später seine gedungenen Waffenknechte zwar die Stadt an die Kaiserlichen: doch der Muth des Grafen war noch nicht erschüttert. Nach Empfang neuer Hülfsgelder stellte er vielmehr in der Oberpfalz so lebhafte Werbungen an, daß er bald ein Heer von 20,000 Mann in's Feld führen konnte. Mit diesem eilte er nun zur Vertreibung der Spanier aus der Pfalz dem Rheine zu. Der spanische General Corduba, Nachfolger von Spinola, fürchtete die Macht des Gegners so sehr, daß er bei seiner Annäherung eiligst die Belagerung von Frankenthal aufhob; indessen Mannsfeld mußte aus Rücksicht auf seine Söldner sich Geld zu verschaffen suchen, und hatte hiezu die reiche östreichische Landschaft Elsaß ausersehen. Dort brandschatzte er nun, und überließ für das erste den Spaniern die Pfalz.

Als die Werbungen des Grafen in der Oberpfalz bekannt geworden waren, hatte Maximilian von Baiern seinem Feldherrn Tilly schon den Auftrag gegeben, den Mannsfelder zu vertreiben. Tilly konnte ihn jedoch nicht erreichen, und folgte ihm in die Unterpfalz. Graf von Mannsfeld versetzte nach der Verheerung des Elsaßes seine Plünderungen in das Bisthum Speier, und ließ auch den Grafen Tilly in der Pfalz festen Fuß fassen. Nachdem aber der Kurfürst Friedrich verkleidet bei ihm eingetroffen war, griff er die Baiern bei Wißloch an. Die ersten Gefechte waren nur unbedeutend, und fielen bald für diesen, bald für jenen Theil günstig aus; doch bald kam es zu einem entscheidenden Schlag. Markgraf Georg Friedrich von Baden, im Besitze einer vorzüglichen Kriegsmacht, wollte die Unternehmung des Grafen Mannsfeld benützen, um dem Unglück der evangelischen Partei zu steuern. Er vereinigte daher seine wohlgerüsteten Truppen mit den Mannsfeldischen, und ging sodann dem Grafen Tilly entgegen. Dieser war von dem Vorgang so überrascht, und bei der Uebermacht der Gegner so besorgt, daß er schon an der Möglichkeit des Widerstandes verzweifelte; gleichwohl sollte die Sache den entgegengesetzten Ausgang nehmen. Während nämlich Mannsfeld und Markgraf Georg Friedrich von Baden den unverzeihlichen Fehler begingen, nach vollzogener Vereinigung sich wieder zu trennen, war es gerade umgekehrt dem bairischen General gelungen, das spanische Heer von 12,000 Mann unter Corduba an sich zu ziehen, und durch diese Verstärkung ermuthiget, lieferte er von den vereinzelten Gegnern dem

Markgrafen von Baden bei Wimpfen eine entscheidende Schlacht. Auch jetzt noch neigte sich der Sieg Anfangs auf Seite des Markgrafen, und schon begannen die Baiern zu fliehen, als plötzlich im badischen Heere durch Entzündung einiger Pulverkarren Verwirrung entstand. Graf Tilly wußte dieß sehr gut zu benützen: denn er wiederholte einen Haupt-Angriff und nöthigte in der allgemeinen Unordnung das gesammte Heer der Gegner zur Flucht. Dieß war ein neuer bedeutender Schlag für den Kurfürsten von der Pfalz und die gesammte evangelische Partei; andere sollten bald nachfolgen.

Nach der Niederlage des Markgrafen von Baden erhob sich ein nachgeborner Prinz des braunschweigischen Hauses, Herzog Christian, um bei der schmachvollen Unthätigkeit der regierenden evangelischen Fürsten zur Rettung des Kurfürsten von der Pfalz und seiner Sache auf eigene Faust einen Versuch zu machen. Christian warb ein Heer an, und zog dem Rheine zu, um sich mit dem Grafen von Mannsfeld zu vereinigen; allein er wurde in verschiedenen Treffen von den Kaiserlichen empfindlich geschlagen. Als er endlich mit den Ueberbleibseln seines Heeres die Vereinigung mit Mannsfeld doch noch zu Stande brachte, beschränkte die verbundene Macht ihre Wirksamkeit leider auf eine neue Plünderung des Elsaßes, und fügte durch solche Ausschweifungen ihrer eigenen Partei den größten Nachtheil zu. Der Muth der gesammten reformatorischen Richtung sank überhaupt so sehr, daß man sich wieder auf Fürbitten legte, um dem Kurfürsten von der Pfalz die Verzeihung des Kaisers auszuwirken. Da Ferdinand II. schon als Bedingung bloßer Unterhandlungen die Entlassung des Mannsfeldischen und Braunschweigischen Heeres forderte, so willigte der gedemüthigte Kurfürst von der Pfalz auch in solche Forderung, und entließ sowohl den Grafen Mannsfeld, als den Herzog Christian von Braunschweig aus seinem Dienste. Nirgends zeigte sich demnach ein ernstlicher Widerstand der Protestanten, und über alle Erwartung vollständig war der Sieg des Kaisers, sowie der katholischen Liga.

Nunmehr ordnete Ferdinand II. im Jahre 1623 eine Versammlung der Kurfürsten in Regensburg an, um seine Erfolge auch im Wege der Gesetzgebung zu befestigen, und zugleich einen weiteren wichtigen Staatsplan durchzusetzen. Der Kaiser ging nämlich darauf aus, den Katholiken unter den Wahlfürsten ein noch größeres Uebergewicht zu verschaffen, und zugleich die katholischen Fürstenhäuser auf Kosten evangelischer beträchtlich zu heben. Zu dem Ende wollte er die pfalz-baierische Linie der Kurwürde berauben, und die letztere der eifrig katholischen Münchner Linie übertragen. Der Plan des Kaisers war für die gesammte protestantische Partei im äußersten Grade gefährlich, und mußte auch die Eifersucht der Fürsten erregen. Eine Mehrheit im Rathe der Kurfürsten konnte er für die Maaßregel freilich erlangen, da ihm außer der böh-

mischen Stimme jene der drei geistlichen Wahlfürsten unbedingt zu Gebot standen. Wenn indessen Johann Georg von Sachsen an die Spitze der evangelischen Richtung getreten, und als Organ derselben wider das Vorhaben Ferdinands II. nachdrückliche Einsprache erhoben hätte, so war es sehr zweifelhaft, ob das Reichsoberhaupt die Durchsetzung seiner Absicht gewagt hätte. In der That fürchtete man den Widerspruch des Kurfürsten von Sachsen am kaiserlichen Hofe so sehr, daß man vor allem auf Mittel und Wege dachte, die Einwilligung oder wenigstens das Stillschweigen desselben zu erkaufen. Als Preis wurden endlich die Markgrafthümer Ober- und Niederlausitz ermittelt, welche pfandweise an Sachsen überlassen wurden [5]). Nunmehr schritt Ferdinand II. ohne weiteres zur That, erklärte auf dem Kurfürsten-Tage zu Regensburg den Pfalzgrafen Friedrich von der Pfalz, wegen Aufruhrs gegen die Reichsgewalt, der Würde eines Wahlfürsten, sowie eines Theiles seiner Länder für verlustig, und verlieh beide an den Herzog Maximilian von Baiern, das Haupt der katholischen Liga [6]). Durch Eigennutz wurde sohin

---

[5]) Später ging freilich auch das Eigenthum beider Markgrafschaften auf Kursachsen über. Anfangs schien aber der Kaiser die Hoffnung auf Wiedererwerb nicht aufgegeben, eben deßhalb nur in die Verpfändung gewilliget zu haben, wie aus folgendem Brief desselben an Wallenstein erhellt:

„Hochgeborner, lieber Herzog zu Friedland u. s. w. Ich kann Derselbten hiermit gnädigst nicht verhalten, wie daß ich schon längst Vorhabens und in Willens gewesen, die aus nothdringenden, unumgänglichen und Ihr wohlbewußten Ursachen, dem Churfürsten zu Sachsen „pfandweis“ hingelassene und Meinem Erbkönigreich Böheims incorporirte beide Markgrafthümer Ober- und Niederlausitz wiederumb abzulösen und zu angeregtem, Meinem Königreiche zu bringen, solches auch längst gern gethan hätte, wenn es mir nit an hierzu dienlichen Mitteln ermangelt. Wann ich dann zu Derselbten vor allen Anderen das gnädigste gnügliche Vertrauen gesetzt, ... als habe ich Sie hiermit „ersuchen“ wollen, gnädigst begehrend, ob Sie mir dießfalls mit Dero Gutachten an die Hand gehen wollen.“

[6]) Dieses Verfahren Ferdinands II., welches ungemeines Aufsehen erregte, war in folgender Weise urkundlich motiviret worden:

„Der Kaiser könne sich nicht einbilden, daß jemand im Reich so ungerecht erfunden werden solle, der ihm zumuthen dürfte, denjenigen wieder zu sich in sein innerstes Collegium restituiren zu lassen, der ihm und dem Reich, sonderlich den gehorsamen Ständen, die dem Kaiser geholfen, zu Schimpf, Schaden und Nachtheil, so viel in seinem Vermögen gewesen, nichts unterlassen, der mit des Kaisers größten und grausamsten Verfolgern und Feinden, ja mit den Türken selbst sich verbunden, und gefährlich zu practiciren nicht aufgehört, an dem der Kaiser, und die Churfürsten und Stände, besonders die ihn demüthigen helfen, er möge sich verstellen wie er wolle, einen immerwährenden Feind haben würden, als habe er wegen der ihm und dem Reich wegen der abscheulichsten und der zuvor im Reich niemals erhörten Felonien heimgefallenen pfälzischen Churwürde zur Haltung und Vollziehung seines Wortes, und damit das churfürstliche Collegium wieder ergänzt werde, unumgängliche Vorsehung thun müßen.“

„Er habe daher aus kaiserlicher Machtvollkommenheit gedachte pfälzische Churwürde dem Herzog Maximilian von Baiern verliehen.“

Vor dem Ausspruche der Uebertragung der pfälzischen Churwürde auf Maximilian, und zwar noch bei der Versammlung in Regensburg, wollte freilich Sachsen jetzt auf ein Mal

der Kurfürst von Sachsen zum Verräther an seiner Partei, und hierdurch fügte er der Reformation, sowie dem gesammten Vaterlande unermeßliche Nachtheile zu. Dieß zeigte sich nur zu bald.

Ferdinand II. hatte nun alle seine Zwecke erreicht, da nicht nur die Böhmen vollständig unterworfen, und die evangelischen Stände in Oestreich zum Schweigen gebracht worden waren, sondern die katholische Partei sowohl im Rathe der Kurfürsten, als sonst ein entschiedenes Uebergewicht über die evangelische erlangt hatte. Gleichwohl machte die Liga keine Anstalten zur Entwaffnung. Was soll diese drohende Stellung bedeuten, fragte man sich unter den Protestanten? Ist der Bedrückung noch nicht genug geschehen, soll vielleicht auch Niederdeutschland mit Gewalt zum Abfall von der Reformation gezwungen werden? Dort hatte diese ihren vorzüglichsten Stützpunkt; konnte also auch Niederdeutschland wie Böhmen, Baiern, Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain behandelt werden, so war es um die Kirchen-Verbesserung geschehen. Ferdinand II. hatte nun sehr bedenkliche Beweise seiner fanatischen Sinnesart geliefert, er hatte seine Absicht, für die Ausrottung der evangelischen Religion alles zu wagen, nur zu oft zu erkennen gegeben. Möglich also, daß er dieselben Anschläge auch gegen Niederdeutschland im Sinne führe. War letzteres auch nicht wirklich der Fall, so glaubte man es doch, und es dachten im Jahre 1624 nun die Norddeutschen an die Bildung eines Bundes, um die Reformation vor dem Untergang zu bewahren. Dadurch trat eine neue Phase des Krieges ein.

Hindernisse erregen, weil inzwischen auch die deutschen evangelischen Prediger in Böhmen durch Ferdinand II. verfolgt worden waren. Allein der Kaiser kehrte sich nun nicht mehr an die Einsprache Johann Georgs. Immer hatte dieser durch seine habsüchtigen Verträge mit Ferdinand II. jener bedeutenden Schwächung der evangelischen Partei Vorschub geleistet.

Sechs und dreißigstes Hauptstück.

Der niedersächsische Bund. Siege Tilly's und Wallensteins.

(Vom Jahr 1625 bis 1629.)

Erwägend die Lage der Dinge, und überhaupt alle die Gründe zu ernstlichen Besorgnissen, welche im vorigen Hauptstück angeführt wurden, verhandelten der Kurfürst von Brandenburg, die Herzöge von Mecklenburg, Braunschweig und Holstein, so wie die freien Reichsstädte Hamburg, Lübeck und Bremen im Jahre 1625 über die Errichtung einer Einigung, um allenfallsigen Uebergriffen des Kaisers mit gewaffneter Hand nachdrücklichen Widerstand zu leisten. Sowohl der König von Schweden, als jener in Dänemark, waren durch ihre Interessen gedrungen, an einem solchen Bund Antheil zu nehmen, und beide suchten auch unter Vermittlung Englands die Leitung desselben zu erhalten. Die meisten Ansprüche auf eine solche Auszeichnung hatte der junge König Gustav Adolph von Schweden erworben, da er in einem Kriege gegen Polen bedeutende Feldherrngaben entwickelt, und überhaupt mit Ruhm sich bedeckt hatte. Da er aber in Deutschland keine Länder besaß, während der König Christian IV. von Dänemark durch seine Fürstenthümer Holstein und Jütland deutscher Reichsstand war, so wurde letzterer zum Haupte des niedersächsischen Bundes ernannt.

Nach den ersten Vorbereitungen zur Aufstellung und Unterhaltung eines ansehnlichen Heeres legten die Verbündeten dem Kaiser ihre Beschwerden vor, und forderten Gewährschaften für die Aufrechthaltung der Reichsverfassung, sowie der evangelischen Religion. Ferdinand II. fühlte sich aber zu mächtig, um einem solchen Verlangen gutwillig sich zu fügen; er lehnte dasselbe daher nicht nur entschieden ab, sondern forderte noch obendrein die Auflösung der niedersächsischen Einigung, als einer Verletzung seines Ansehens. Eingedenk seiner schnellen Siege in Oestreich und Böhmen, und ein gleiches auch in Niederdeutschland durch die

katholische Liga erwartend, ließ er dem Feldherrn der letztern, dem Grafen Tilly, mit Zustimmung der Bundeshäupter, sogar den Befehl ertheilen, unverzüglich in den niedersächsischen Reichskreis einzurücken. Allein bei der Ausführung dieses Planes ergaben sich Schwierigkeiten, auf welche der Kaiser nicht gerechnet hatte. Nicht bloß der König von Dänemark, der Kurfürst von Brandenburg, die Herzöge von Mecklenburg und Braunschweig, sowie die drei Reichsstädte Hamburg, Bremen und Lübeck hatten mit Nachdruck gerüstet, sondern auch der König Jakob von England unterstützte aus Rücksicht auf seinen Schwiegersohn, den Kurfürsten von der Pfalz, den neuen evangelischen Bund. Mit Hülfe seiner Geldzuschüsse wiederholten Mansfeld sowie Christian von Braunschweig ihre Werbungen, und beide stellten beträchtliche Streitkräfte zu dem Heere der Verbündeten. Das letztere war nunmehr zu 60,000 Mann angewachsen und der Macht Tilly's so entschieden überlegen, daß dieser um Verstärkung durch ein kaiserliches Heer nachsuchte. Ferdinand II. kam durch diesen Antrag in Verlegenheit, weil er trotz der Siege in seinen Erblanden für den Augenblick keine Mittel besaß, um bedeutende Rüstungen vorzunehmen. Auf der andern Seite konnte es ihm keineswegs angenehm sein, die entworfenen Staatspläne ausschließend von dem guten Willen der Liga abhängen zu lassen; denn deren Haupt, Herzog Maximilian von Baiern, hatte zu sehr seine Eifersucht gegen das staatliche Uebergewicht des Kaisers verrathen. In dieser Verlegenheit kam ihm nun ein Antrag äußerst erwünscht, welcher ihm von einem seiner höhern Offiziere, Herrn zu Waldstein, unerwartet gemacht wurde. Wallenstein, wie der Name später gesprochen ward, erbot sich nämlich, dem Kaiser auf eigene Kosten ein bedeutendes Heer in's Feld zu stellen.

Wie es möglich war, daß ein bloßer Privatmann ein solches Versprechen nicht bloß ertheilen, sondern auch erfüllen konnte, erklärt sich aus dem Geiste und den Zuständen jener Zeit. Die Raubsucht, welche dem kriegerischen deutschen Adel schon in den frühesten Zeiten anhing, hatte sich in soweit erhalten, daß bei einem Kriege in den besetzten feindlichen Ländern rücksichtslos gebrandschatzt und geplündert wurde. Ein Theil des Raubes fiel immer den geworbenen Waffenknechten zu, ja man unternahm die Werbung öfters nur durch die Hoffnung auf die Plünderung. Die Kriegszucht war zwar auch in den geworbenen Heeren in sofern strenge, als schauderhafte Strafen und Hinrichtungen sehr häufig vorfielen; indessen sie bezog sich mehr auf den Dienst, und wenn die Söldner hierin pünktlich, sowie gehorsam sich bezeigten, wurde ihnen sonst manches nachgesehen, namentlich Völlerei und Unzucht gestattet. Alle arbeitscheuen Menschen liebten darum den Kriegsdienst, und ließen durch die harten Strafen keineswegs davon sich abschrecken. Wer der Zucht seiner Eltern entlaufen wollte, oder durch Ausschweifung sich zu Grunde gerichtet hatte, Verbrecher, die den Verfolgungen des Richters

zu entgehen trachteten, oder, schon verurtheilt, entsprungen waren, suchten bei einer Werbfahne Zuflucht. Leute solcher Art gab es nun bei der damaligen Verwirrung in Deutschland so viele, daß man nichts brauchte als ein landesherrliches Werbpatent und Geld, um ein großes Heer aufzustellen. Dasselbe bestand freilich größtentheils aus Taugenichtsen; allein durch die Vorliebe für den Kriegsdienst gab es doch auch viele geübte Soldaten, welche gerne sich anwerben ließen, und im Uebrigen wußte eine scharfe Kriegszucht den wilden Haufen wenigstens in Beziehung auf militärische Zwecke zu beherrschen. Der Name des Oberanführers, durch den im Auftrag des Kaisers oder eines Landesherrn die Werbungen unternommen wurden, hatte auf größeres oder geringeres Zuströmen von Söldnern bedeutenden Einfluß, weil letztere lieber unter einem Feldherrn von Ruf Dienste nahmen. Albrecht von Wallenstein war nun freilich noch nicht als Heerführer des ersten Ranges bekannt; allein er hatte als Oberster an der Schlacht am weißen Berg mit Auszeichnung Antheil genommen, und noch größern Ruhm als kaiserlicher Generalmajor bei den folgenden Kämpfen in Ungarn erworben. An Geld fehlte es ihm eben so wenig. Schon von Jugend auf war der hochstrebende Sinn dieses Mannes mit ehrgeizigen Entwürfen erfüllt gewesen, und da er dieselben zugleich mit großer Berechnung verfolgte, so hatte er frühzeitig alle seine Sorgfalt auf Erwerbung von Vermögen gerichtet, als dem sichersten Wege zur Macht. Nachdem er durch seine Gemahlin, Lucretia von Landeck, beträchtliche Güter erhalten hatte, verlieh er, nach dem Tode derselben, durch die Vermählung mit einer Gräfin von Harrach seiner öffentlichen Stellung schon einen gewissen Glanz. Auch im Materiellen war der Vortheil der zweiten Ehe bedeutend, weil sein Schwiegervater, als vertrauter Rath des Kaisers, großen Einfluß besaß, und diesen zum Theil auf den Eidam übertrug. Um, als Grundlagen für seine Entwürfe, vornehmlich sein Vermögen zu vergrößern, ergab sich Wallenstein mit vielem Geschick dem Ankauf und Tausch von Herrschaften und Landgütern. Er hatte die Rechtswissenschaft studirt und war in den Geschäften sehr geübt. Da er nun seinen ganzen Briefwechsel selbst besorgte, sogar mitten im Kriege die obere Leitung seiner Güter durch schriftliche Anweisungen an Verwalter und Beamte selbst führte, so nahm sein Wohlstand sichtbar zu. Der Sieg des Kaisers über die Böhmen gab ihm nun vollends Gelegenheit, den Wohlstand in außerordentlichen Reichthum zu verwandeln. Ferdinand II. hatte die bereits erwähnten Beraubungen flüchtiger Protestanten so weit getrieben, daß er über 600 Herrschaften in Böhmen einziehen ließ, und daraus mehrere Millionen für seine Kriegszwecke erlösen wollte. Auch zur Bezahlung von Schulden wurden solche Herrschaften verwendet, und da unter andern Albrecht von Wallenstein einige Regimenter für den Kaiser aus eigenen Mitteln aufgestellt hatte, so überließ er ihm theils an Zahlungsstatt,

theils zur Belohnung, die reiche Herrschaft Friedland um einen äußerst niedrigen Preis. Bei seiner Vermählung mit der Gräfin Harrach war Wallenstein schon in den Stand der Reichsgrafen erhoben worden; jetzt ertheilte ihm der Kaiser aber vollends die Würde eines Herzogs zu Friedland. Gleichzeitig erwarb der Herr von Waldstein noch gegen 60 andere confiscirte Güter in Böhmen für die große Summe von 7 Millionen Gulden. Auch letzterer Kaufpreis erreichte den wahren Werth der Güter bei weitem nicht, und so ergibt sich, wie unermeßlich reich der genannte kaiserliche General schon gegenwärtig war. Unter diesen Umständen erschien also das Anerbieten desselben zur Aufstellung eines Heeres für den Kaiser keineswegs als eine leere Prahlerei, sondern konnte in der That ausgeführt werden. Nachdem Ferdinand II. die ihm gemachten Anträge sehr freundlich aufgenommen hatte, entstand Anfangs nur ein Bedenken über die Größe der zu werbenden Armee. Der Kaiser sprach von 20,000 Mann; Wallenstein erklärte hingegen, daß er ein solches Heer nicht ernähren, sondern dasselbe zu dem Ende auf 50,000 Mann bringen müsse. Diese Erklärung sprach alle Absichten des Feldherrn deutlich aus, d. h. er wollte die feindlichen Länder bis auf den Grund ausplündern, um nicht nur den Sold für seine Waffenknechte zu erhalten, sondern auch seinen eigenen Reichthum noch höher zu steigern. Da aber deßhalb eine große Aufregung in Deutschland und ein verzweifelter Widerstand in Aussicht trat, so wollte der kaiserliche Oberanführer schon von vorne herein die Mittel zur Ueberwältigung desselben sich verschaffen. Am kaiserlichen Hofe bestand man, dem Scheine nach, auf der Zahl 20,000; doch Wallenstein, welchem drei böhmische Kreise zu Werbeplätzen angewiesen worden waren, erhielt die Erlaubniß, nach der Eröffnung des Feldzuges sein Heer so sehr zu vergrößern, als es ihm gutdünken würde. Albrecht, Herzog von Friedland, war vorzüglich durch ein gewisses organisirendes Genie ausgezeichnet, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, bedeutende Unternehmungen zu leiten. Dasselbe bewährte sich auch gegenwärtig; denn da der Herzog auf seinen Herrschaften ganze Colonien von Handwerkern aller Art angelegt hatte, von denen er die Bedürfnisse für ein Heer anfertigen ließ, auch sonst Lieferungen mit Energie betrieb, so ging die Aufstellung einer Armee sehr rasch von Statten. Am 25. Juli 1625 hatte er seine Bestallung als General-Oberster Feldhauptmann des Kaisers erhalten, und schon Ende August desselben Jahres war ein Heer von 20,000 Mann zusammengebracht. Wie dieß in einer so kurzen Zeit möglich gewesen sei, erklärt sich durch die große Masse müßig umherziehender Waffenknechte und den Umstand, daß sich andere Privaten von geringerem Ansehen mit Wallenstein associrten. Der eine errichtete nämlich eine Compagnie, der andere ein Regiment, die sie nun dem Herzog zuführten, und dafür die Anführung derselben mit dem Versprechen guter Beute und rascher Beförderung erhielten.

Zu Anfang September 1625 brach Herzog Albrecht von Friedland mit 20,000 Mann von Eger auf, und rückte durch Franken nach Niedersachsen vor. Da noch auf dem Marsche eine Menge Söldner ihm zuströmten, so war sein Heer schon bei seinem Eintritt in den niedersächsischen Reichskreis auf 30,000 Mann angewachsen. Graf Tilly, der Feldherr der Liga, hätte also Unterstützung genug gehabt; indessen der Friedländer wollte sich vor allem einen großen Namen erwerben, und der Weg dazu schien nicht im gemeinschaftlichen Handeln mit einem berühmten Heerführer zu liegen, da in solchem Fall das Verdienst der Thaten größtentheils diesem beigemessen werden würde. Wallenstein suchte sich daher seinen eigenen Kampfplatz aus und zog nach dem Harz, als Tilly dem Laufe der Weser folgte. Christian IV., das Haupt des niedersächsischen Bundes, stand mit seiner bedeutenden Armee zwar im Feld; allein er unternahm nichts von Bedeutung, sondern ließ vielmehr Friedens-Unterhandlungen einleiten, die natürlich zu keinem Ziele führten. Wallenstein hatte sich unterdessen (Anfangs 1626) an der Elbe festgesetzt, und insbesondere bei Dessau einen Brückenkopf errichtet, um sich den Uebergang über den Strom zu sichern. Der unternehmende Graf von Mannsfeld sah die Wichtigkeit dieser Stellung bald ein, und suchte den Friedländer daraus zu vertreiben. Letzterer vertheidigte sich aber so tapfer, daß mehrere Angriffe zurückgeschlagen wurden. Vergebens beschloß nun Mannsfeld einen Sturm mit seiner ganzen Macht; Wallenstein hatte die Besatzung des Brückenkopfs auf eine geschickte Weise verstärkt, und sich selbst mit einigen Regimentern guter Reiterei in einen Hinterhalt gelegt. Als nun der Sturm begann, wurden die Mannsfeldischen nicht nur an der Brücke selbst zurückgetrieben, sondern bei dem Rückzuge auch noch von dem Hinterhalte Wallensteins angegriffen. Sie geriethen nun in gänzliche Unordnung und erlitten eine sehr empfindliche Niederlage. Graf von Mannsfeld flüchtete sich in die Mark Brandenburg, und stellte dort zur Ergänzung seines Verlustes neue Werbungen an. Hierauf beschloß er, den Krieg in das Land des Kaisers zu spielen, zu dem Ende nach Schlesien zu rücken, und dort mit dem alten Feind Ferdinands II., dem Fürsten Gabor von Siebenbürgen, sich zu vereinigen.

Während Herzog Albrecht von Friedland zum Schutz der kaiserlichen Erblande dem Mannsfelder nach Schlesien folgte, manövrirte das Haupt des niedersächsischen Bundes, Christian IV. von Dänemark, gegen den Grafen Tilly. Die kriegerischen Ereignisse blieben indessen unbedeutend, bis Christian IV. dem Beispiele des Grafen von Mannsfeld folgend, in die Länder der Liga einzudringen suchte. Graf Tilly führte nun rasch eine Seitenbewegung aus, und kam durch Eilmärsche dem Könige wirklich zuvor. Letzterer trat deßhalb den Rückzug an, ward jedoch bei Lutter zur Schlacht genöthigt. Christian IV. hatte durch Besetzung verschiedener Plätze seine Macht zersplittert, so daß denn die Uebermacht auf Seite

des ligistischen Feldherrn sich befand. Zudem war das Heer des letztern durch den langen Krieg vortrefflich geschult worden, und durch das Vertrauen zu seinem begabten Führer von Kampflust erfüllt. Der dänische König setzte diesen Eigenschaften mit den Seinigen zwar ausnehmende Tapferkeit entgegen; doch vergeblich. Tilly siegte entscheidend, und Christian IV. beschränkte sich mit den Trümmern seiner Armee nun auf die Vertheidigung. Auch diese schlug nicht an; die Truppen der Liga warfen ihn vielmehr auf allen Punkten, wo er sich setzen wollte, und drängten ihn zuletzt bis an die dänischen Grenzen zurück. Mittlerweile war auch die Unternehmung des Grafen von Mannsfeld, trotz aller Geschicklichkeit und Ausdauer, vollkommen gescheitert. Um der Uebermacht Wallensteins auszuweichen, und erst vereint mit Gabor gegen denselben loszubrechen, ging er unter den größten Mühseligkeiten von Schlesien über die Karpathen nach Ungarn, und stieß glücklich zu seinem Verbündeten, dem siebenbürgischen Fürsten. Allein dieser, welchem man auf die Hülfe des niederdeutschen Bundes und Englands große Hoffnungen gemacht hatte, um ihn zum neuen Bruch mit dem Kaiser zu bewegen, war durch den hülflosen Zustand, in welchem das Mannsfeldische Heer gegenüber dem Wallensteinischen ankam, nicht eben angenehm überrascht. Er schloß darum zu seiner Sicherheit mit Ferdinand II. schnell Frieden, und überließ den braven Grafen von Mannsfeld rücksichtslos seinem Schicksal. Ohne Geld und am Nothdürftigsten Mangel leidend, war der standhafte Graf nun zur Entlassung seiner Söldner gezwungen. Er selbst wollte sich nach Venedig begeben, um dort Geld zu neuen Rüstungen auszuwirken; doch der Tod ereilte ihn (1626) in Dalmatien zu Urakowitz, ohnweit Zara.

Wallenstein hatte jetzt freie Hände, um mit seiner gut verpflegten Armee die zurückgebliebenen Trümmer evangelischer Truppen in Schlesien zu vernichten, alsdann nach Sachsen zurückzugehen, und dort in Gemeinschaft mit Tilly den Ruin der evangelischen Partei zu vollenden. Nachdem er den Winter $16^{26}/_{27}$ mit Vorbereitungen zu dem neuen Feldzug und der Ordnung seiner Haus-Angelegenheiten in Böhmen zugebracht hatte, hielt er im Juni 1627 zu Glatz schon über ein Heer von 40,000 Mann Musterung. Mit einer solchen Uebermacht waren die dänischen und deutschen Truppen der Protestanten, welche sich an mehreren Orten Schlesiens noch festgesetzt, und selbst den Angriff einiger kaiserlichen Regimenter vor des Friedländers Eintreffen abgeschlagen hatten, bald zum Weichen gebracht. Um das Unglück der Evangelischen noch zu vermehren, war der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg auf den schwachsinnigen Gedanken gerathen, in dem Kriege sich neutral zu verhalten. Ja das Kabinet desselben, durch den Grafen von Schwarzenberg geleitet, förderte heimlich sogar die Sache des Kaisers, indem man den Ueberbleibseln des dänisch-deutschen Heeres der Protestanten in Schlesien auf

dem Rückzug den Durchzug durch das Brandenburgische erschwerte. Im August 1627 rückte endlich Wallenstein mit seiner ganzen Heeresmacht nach Mecklenburg, um den Siegen Tilly's andere von seiner Seite entgegenzustellen. Der arme König von Dänemark, schon durch den liguistischen Feldherrn geschlagen, vermochte nichts zur Rettung Mecklenburgs zu thun. Das ganze Land wurde daher von den Friedländischen besetzt. Christian IV., nunmehr auch um sein Fürstenthum Holstein besorgt, machte vergebens neue Anstrengungen, um die gegnerischen Feldherren zur Bewilligung des Friedens zu bewegen; denn die letztern stellten in ihrem glänzenden Siegeslaufe so harte Bedingungen, daß die eingeleiteten Unterhandlungen sofort wieder aufgehoben wurden. Nunmehr rückte Wallenstein im Verein mit Tilly auch nach Holstein, und brachte den bestürzten Dänenkönig fast zur Verzweiflung. Später trennte sich Tilly zwar von Wallenstein, weil das Ländchen so große Armeen nicht reich genug versorgen konnte, auch machte Christian IV. durch Entgegenstellung eines kleinen Heeres eine letzte Anstrengung zum Widerstand; allein bei Aalborg wurde dieses von dem friedländischen General Schlick gänzlich geschlagen. Der Herzog von Friedland glaubte nun, daß die rechte Zeit gekommen sei, an den eigentlichen Zweck seiner Verbindung mit dem Kaiser zu denken. Sein Ehrgeiz hatte sich ein so hohes Ziel gesteckt, daß ihm die Erhebung zu einem Reichsfürsten und wirklichen Landesherrn, also die Belehnung mit Fürstenthümern, keine zu große Belohnung dünkte. Welche erwünschte Gelegenheit war aber jetzt gegeben, da der Friedländer im Besitze des Herzogthums Mecklenburg sich befand? Er brachte daher die Rechnung seiner Auslagen bei der Aufstellung des Heeres zum Vorschein, welche sich nicht geringer, als auf drei Millionen Gulden belief, und verlangte dafür das genannte Herzogthum. Sowohl Politik, als Gerechtigkeit hätten den Kaiser zur Verweigerung eines so ausschweifenden Gesuches bestimmen sollen. Denn die Herzöge von Mecklenburg hatten dem Könige von Dänemark eigentlich nur gezwungen Vorschub geleistet, und die kaiserlichen Truppen unter Wallenstein sogar als Beschützer begrüßt. Hienächst mußte eine Absetzung derselben, bei den vielen andern Gewaltthätigkeiten Ferdinands II., als ein offenbarer Beweis erscheinen, daß letzterer es nicht bloß auf Unterdrückung der evangelischen Religion, sondern auch auf Gründung einer absoluten Monarchie in Deutschland abgesehen habe. Hierdurch konnte jedoch selbst bei den katholischen Fürsten Mißtrauen wider den Kaiser erregt, und nach Umständen ein allgemeiner Widerstand gegen ihn hervorgerufen werden. Wallenstein hatte im Rathe des Kaisers aber so viele ergebene und einflußreiche Freunde, daß, aller angeführten Gründe ungeachtet, die Verleihung Mecklenburgs an den Friedländer beschlossen wurde. Nur wählte man nach der Gewohnheit des Zeitalters die mildernde Form einer Verpfändung jenes Fürstenthums bis zur Erstattung

der Auslagen Wallensteins für den Kaiser, was von der Eigenthums-Uebertragung eigentlich wenig verschieden war [1]).

So bedenklich dieser Schritt den deutschen Reichsständen erscheinen mußte, so nahm Ferdinand II. gleichwohl keinen Anstand, noch größere Entwürfe, namentlich den Plan zur dauernden Besitznahme der Ostsee-Küste an den Tag zu legen [2]). Nicht genug, daß der Herzog von Friedland, als kaiserlicher Feldherr, den Titel eines „Generalissimus zur See" zu führen begann, unternahm er auch die Belagerung von Stralsund. Doch hier sollte der Siegeslauf Wallensteins aufgehalten werden: denn die tapfern Bürger vertheidigten sich mit äußerstem Nachdruck. Da der Friedländer, in Ermangelung von Schiffen, die Stadt von der Seeseite nicht einzuschließen vermochte, so erhielt diese bald von den übrigen Hansestädten, bald von Dänemark, bald von Schweden Hülfe. Der kaiserliche Feldherr sah sich daher, trotz aller Anstrengungen, zur Aufhebung der Belagerung gezwungen. Voll von Aerger schloß er Stralsund im September 1628 zum zweiten Mal ein. Obgleich er die Stadt jetzt noch heftiger berannte, und sogar schwur, „er wolle sie nehmen, und sei sie auch mit Ketten an den Himmel gebunden", mußte Wallenstein dennoch auch jetzt die Belagerung wieder aufheben, und besiegt von dannen ziehen. Stralsund blieb gerettet.

Im Uebrigen trat der Kaiser vollkommen als Sieger auf, und auch

---

1) Die hierüber erlossene Urkunde des Kaisers hat folgenden Inhalt:

„Der Kaiser setzt dem Herzog von Friedland wegen seiner bewiesenen heroischen Tapferkeit und aufgewandter Spesen und Unkosten das Fürstenthum Meklenburg mit allen seinen Pertinentien ein- und zugehörigen Renten und Einkommen zu einem Unterpfande ein, also dergestalt: daß Seine Liebden und deroselben Erben mehrbesagtes Herzogthum Meklenburg ꝛc. sammt allen dazu gehörenden Land und Leuten, wie dasselbe vorgenannte Herzöge von Meklenburg inne gehabt, mit allen Rechten, Gerechtigkeiten, Ehren ꝛc. in Ihre Gewalt und Besitz nehmen, auch so lange nutzen und genießen sollen, bis Seine Liebden angeregten Kriegskosten erstattet und bezahlt werden. Dannhero die Unterthanen dem Herzog von Friedland die gebürliche Pflicht und Huldigung zu leisten schuldig seyen." — Das Absetzungs-Urtheil gegen die Herzöge von Mecklenburg war in folgender Art motivirt:

„Weil sie die kaiserlichen Ermahnungen: sich mit dem Könige von Dänemark in kein Bündniß einzulassen, verächtlich in den Wind geschlagen, in der conspiration wider das heilige römische Reich halsstarrig verharrt, sogar Ursach gewesen, daß der Türke, der Feind christlichen Namens, in das Spiel gezogen worden sei."

2) Diese Absicht ergab sich daraus, daß Wallenstein ernstlich damit umging, eine Seemacht aufzurichten, und alle Häfen an der Ostsee zu befestigen. An seinen Unterbefehlshaber Arnim schrieb er im November 1627: „Ich werde berichtet, daß acht und zwanzig Meerhäfen in Pommern sein sollen. Nun ist es ziemlich viel, aber sey's wie's will, so müssen sie alle besetzt und fortifizirt werden, bitt derowegen, der Herr seh alles zu besetzen, zu dem der Herr halte alle Schiff an, denn ein Theils wollen wir armiren, andern theils zum Uebersetzen gebrauchen."

Dann im December desselben Jahres: „Was die Armirung der Schiff anbelangt bitt, der Herr thu das äußerste dabei, denn er sieht, daß wir uns jetzt werden zu Meer machen."

in Niederdeutschland schien die Sache der Reformation für immer verloren. Tilly und Wallenstein waren nicht bloß vorzügliche Feldherren, sondern auch gute Staatsmänner. Darum hielten sie gerade die jetzige glänzende Stellung Ferdinands II. für die schicklichste Gelegenheit, mit Dänemark Frieden zu schließen. Bei der völligen Entkräftigung Christians IV. mußten von ihm nur bei einiger Großmuth die günstigsten Friedens-Bedingungen auszuwirken sein, und so konnte durch Abschluß eines Separat-Vertrages mit ihm die Politik der Vereinzelung der Protestanten fortgesetzt werden. Treibe man die Sache dagegen wider Dänemark auf das äußerste, so sei zu besorgen, daß ein allgemeiner Bund von Frankreich, England, Schweden und Dänemark gegen den Kaiser geschlossen werde. Das Gewicht solcher Gründe verkannte man am Wiener Hofe keineswegs; die beiden Feldherren des Kaisers und der Liga erhielten vielmehr Auftrag zur Einleitung von Unterhandlungen, welche zu Anfang des Jahres 1629 in Lübeck eröffnet wurden. Da sich der Kaiser mit Mäßigung benahm, so hatten die Unterhandlungen einen guten Fortgang, und der Friede wurde am 12. Mai 1629 abgeschlossen. Ferdinand II. gab dem Könige von Dänemark darin alle seine Länder zurück, und bedingte sich nur, daß Christian IV. nicht weiter in die deutschen Angelegenheiten sich einmischen soll, als es ihm in der Eigenschaft eines Herzogs von Holstein zustehe. Selbst auf eine Entschädigung wegen verwendeter Kriegskosten verzichtete das Reichsoberhaupt; dagegen war in dem Friedensschluß weder zu Gunsten des Kurfürsten von der Pfalz, noch in sonst einer Art, ein Zugeständniß für die protestantische Partei bewilliget worden. Der König von Dänemark hatte also die üblen Folgen seiner Niederlagen für sich zwar abgewendet, die deutschen Protestanten aber preisgegeben, so daß denn seine Einmischung der Reformation wenig Heil brachte.

Sieben und dreißigstes Hauptstück.

Unglückliche Lage der Protestanten und des Reichs. Das Restitutions-Edikt. Wendepunkt des Kriegs.

(Vom Jahr 1629 bis 1630.)

Was die kühnsten und vermessensten Rathgeber des Kaisers nicht zu hoffen gewagt hatten, war glücklich vollführt, nicht bloß in Baiern, Oestreich und Böhmen die Reformation wieder unterdrückt, sondern auch in der Rheinpfalz nach der Vertreibung des Kurfürsten Friedrichs V. ein gleiches geschehen, und jetzt standen die Heere des Kaisers sogar siegreich in Norddeutschland. So wie Ferdinand II. in dem Religionsstreit alle seine Entwürfe glänzend gelingen sah, so übte er auch die Reichsgewalt mit einem Nachdruck aus, welche man kaum mehr für möglich gehalten hätte. Mit einem Federzug entsetzte der Kaiser die pfalzbairische Linie der wichtigen Kurwürde, entzog er den Herzögen von Mecklenburg, einem der ältesten deutschen Adalings- oder Fürstenhäuser, sogar ihre Fürstenthümer. Von Seite der Fürsten murrte man; doch nur heimlich und ohne den Muth zum Widerstand zu zeigen. Das natürliche Haupt der evangelischen Partei, der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, sah mit stumpfsinniger Schwäche dem immer näher rückenden Untergang der Reformation zu; trostlos und verzweifelt war daher die Lage der letztern. Waren aber schon die evangelischen Fürsten dem Abgrunde des Verderbens nahe, so zeigte sich der Zustand der Bevölkerung in den protestantischen Ländern noch elender. Durch den Grafen von Mannsfeld und den Herzog Christian von Braunschweig war das Beispiel gegeben worden, den Krieg nur durch Söldner zu führen, welche durch Plünderung ernährt und bezahlt werden. Doch die Erpressungen beider Heerführer waren noch eine Kleinigkeit gegen die Raubsucht eines Tilly und eines Wallenstein im Großen. Graf Tilly, von seinen Siegen begünstiget, und immer in Feindes-Land stehend, brandschatzte namentlich in Nord-

deutschland unbarmherzig, und erhob ungeheure Summen. Und selbst Er sollte noch an dem Herrn von Waldstein, dem Herzog Albrecht zu Friedland, seinen Meister finden. Letzterer bewies durch die That, warum er so sehr auf Erhöhung seines Heeres gedrungen hatte: denn er brachte die feindlichen Länder, die er einnahm, völlig zur Verzweiflung. Nicht genug, daß er unmäßige Contributionen ausschrieb, das Vieh heerdenweise wegtreiben ließ, Getreide, Brod, Leder, Futter, Pferde und was sonst seine Armee brauchte, unentgeldlich sich liefern ließ, führten auch seine Soldaten einen vandalischen Lebenswandel. Seine ganze Unternehmung war eine Spekulation zu Erwerbung von Macht und Geld, bei welcher der Oberfeldherr mit seinen Offizieren im Gesellschafts-Vertrage stand. Während nämlich Wallenstein durch den Krieg zu einem regierenden Landesherrn mit unermeßlichen Reichthümern sich erheben wollte, suchten auch seine Offiziere dadurch ihr Haus zu heben oder erst eine neue Familie zu gründen. Wallenstein war zur Ausführung seiner gewaltigen Pläne der unbedingten Ergebenheit seiner Offiziere bedürftig, und überschüttete sie darum mit Schätzen. Dabei sollte seine eigene Kasse ebenfalls fortwährend gefüllt sein, um die Ereignisse zu beherrschen: alle Summen, welche er in solcher Stellung nöthig hatte, mußten aber die besetzten Feindes-Länder liefern, und man kann sich demnach vorstellen, zu welchem Umfange das gewerbmäßige Rauben und Plündern ausgedehnt wurde. Wirklich finden sich Angaben, daß der Friedländer während eines Zeitraumes von sieben Jahren 6000 Millionen Thaler in den protestantischen Ländern erpreßt habe. Mögen solche Behauptungen immerhin an bedeutenden Uebertreibungen leiden, auf die Größe der Räubereien lassen sie gleichwohl schließen [1]).

---

[1]) Man hat eine Menge von Urkunden, worin das Jammergeschrei der geplünderten Länder gegen Wallenstein ausgedrückt ist. Damit man von der Größe des Uebels sich eine Vorstellung machen, und überhaupt der Seele ein Bild der damaligen Zustände einprägen könne, wollen wir nur eine jener Urkunden mittheilen. Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg und Administrator zu Magdeburg schrieb nämlich am 27. Hornung 1626 dem Kaiser folgenden Brief:

„Ich will mir in Ewigkeit nicht einbilden noch glauben, daß Ew. Kaiserliche Majestät deren General, Fürsten von Friedland sollen anbefohlen haben, wider Ihro, mit des heil. Röm. Reichs Churfürsten aufgerichtete Capitulation mich und meine armen Unterthanen um Leib und Leben, wie auch um alle zeitliche, ja ewige Wohlfahrt zu bringen, das ganze Land mit Feuer und Flammen, Mord und Rauben zu erfüllen. — — Bitte demnach Ew. Kais. Maj., Sie geruhen allergnädigst Ihren General, Fürsten von Friedland ernstlich zu befehlen, alsofort nicht allein seine bei sich habende übel disciplinirte und hausende Armee, aus beiden Primat- auch Erz- und Stiftern Magdeburg und Halberstadt abzuführen, den großen, unerhörten Schaden, so den Ländern zugefügt, refundiren, sondern daß Er, Fürst von Friedland, auch in die hochverpönte, des heil. Röm. Reichs Strafe zu verurtheilen, daraus werden nicht allein ich und meine hochbedrängten Unterthanen Sonnenklar absehen, sondern auch das ganze heil. Röm. Reich und alle Welt wird vermerken, daß Ew. Kais. Maj. Meinung niemals gewesen, oder noch sey, wider Ihre geschworne Capitulation, der goldenen Bull, oder anderen Reichs-Con-

Deutschland war innerlich zerrissen, der Handel zerstört, ein Theil der Nation ausgeplündert, und gegen seine Dränger aus dem eigenen Blute tief entrüstet. Schadenfroh bemerkte eine lauernde auswärtige Macht die Krämpfe des größten Volkes in Europa, und brütete schon über Plänen, dieselben zur Zerstückelung des ehrwürdigen Reiches zu benützen. Versöhnung der Parteien war das dringendste Bedürfniß, Duldung und Gewissens-Freiheit der unfehlbare Weg dazu, und gerade dieser Weg war in den Augen des Kaisers ein Gräuel. Ferdinand II. war so sehr in finstern Fanatismus versunken, daß er die Ehrfurcht vor den Geistlichen bis zur Abgötterei trieb [2]). Bei solcher Gemüths-Krankheit machten daher weder das Wehgeschrei der geplünderten Länder und die Leiden der Nation überhaupt, noch die Gefahren, welchen Deutschland bei Fortsetzung des Religionskrieges ausgesetzt werden mußte, den geringsten Eindruck auf ihn. Anstatt das unglückliche Loos der Protestanten zu mildern, beschloß er vielmehr, noch einen entscheidenden Schritt zu wagen, wodurch der Untergang der Reformation früher oder später unvermeidlich werden müßte. Zu solchem Zwecke, und um zugleich die katholische Liga durch Gefälligkeiten noch mehr an sich zu ziehen, verfiel er nämlich auf den Gedanken, die Evangelischen zur Zurückgabe aller geistlichen Güter zu zwingen, welche seit dem Passauer Religionsfrieden eingezogen worden waren. Von Seite des Kaisers wurde behauptet, daß solche Einziehungen Reichsgesetzen, wie den Verträgen zuwiderlaufe, während die evangelischen Stände die Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens aus denselben Verträgen ableiteten, und noch überdieß auf ihren überaus langen Besitzstand sich beriefen. Wie triftig die Gründe der Protestanten waren, und wie unzweckmäßig in jeder Beziehung das Vorhaben des Kaisers erscheinen mußte, geht schon daraus hervor, daß ihn seine ergebensten Räthe, selbst der treue Khevenhüller, dringend davon abmahnten. Doch bei Ferdinand II. galten die Jesuiten mehr, als gemäßigte Staatsmänner, zugleich

---

stitutionibus etwas zu handeln, vielweniger mich ungehört mit solchen Feindseligkeiten, Ueberfall und Einquartirung zu beschweren. Zweifle demnach nicht, Ew. Kais. Majestät werden als ein gerechter, löblicher Kaiser, Ihren General, den Fürsten von Friedland, Angesichts mit der Landverderbenden Armee abzuziehen befehlen. — — Sollte ich aber mit meiner rechtmäßigen Nothdurft in so hochbedrängten und mitleidenden Zustande nicht gehöret, Ew. Kais. Maj. General, der Fürst von Friedland, nicht alsofort abgeführet und zu Wiedererstattung alles erlittenen Schadens verurtheilet, dann auch der hohen Verbrechungen und Excess halber nicht gestraft werden, so muß ich solche hohe Noth Gott dem Allmächtigen klagen und dessen Hülf erwarten."

2) Er sagte selbst: „Wenn ihm ein Engel und ein Priester zugleich mit einander begegnen sollten, so würde er zuerst dem Priester und dann erst dem Engel seine Ehrerbietung bezeigen. Speculum Theopoliticum. Cap. IX. Ferdinandus II. mortalium neminem in terris aeque reveritus est, quam sacerdotes, in quibus omnibus divinum Numen venerabatur et honorabat. Ridiculus est non sine admiratione dicere, occurrentibus sibi eodem loco ac tempore Angelo et Sacerdote, se primum Sacerdoti, deinde Angelo honoris officium persoluturum.

nahm ſein fanatiſcher Religionshaß ſo wenig Vernunft an, daß er ſtarrköpfig allen Gefahren trotzen, ſeinen Willen alſo durchſetzen wollte. Da er durch ſeine unerwarteten Siege auch hoffärtig geworden ſein mochte, zur Vorſicht ferner der Zuſtimmung der geiſtlichen Kurfürſten, ſowie Maximilians von Baiern ſich verſichert hatte, ſo befahl er in einer feierlichen Verordnung ſofort die Zurückgabe der bemerkten Güter. Das war das berühmte **Reſtitutions-Edict**, wodurch die Gefahren für die Reformation auf den äußerſten Grad geſteigert wurden, und der verheerende Religionskrieg noch heftiger, als bisher, entzündet werden ſollte[3]). Gleichzeitig fällte der Kaiſer den wichtigen Ausſpruch, daß die zweite

---

[3]) Wegen ſeiner welthiſtoriſchen Folgen wollen wir den Inhalt des Reſtitutions-Edicts in den Hauptſätzen mittheilen:

„Männiglich würde es bekannt ſeyn, in was ſchädliche Mißhelligkeit und Zerrüttung das geliebte Vaterland deutſcher Nation nun eine lange Zeit her geſchwebt, deren Anfang zwar die Spaltung in der Religion geweſen, und noch ſey, nebſt dieſem aber vornehmlich, daß gegen den Religions- und Landfrieden nicht nur allein unterſchiedliche Spolien und andere hochſchädliche Atentaten verübt, ſondern auch noch dazu unter allerhand geſuchtem Schein und Disputen über den Religionsfrieden ſelbſt vertheidigt werden wollen.“

„Wie dann eines Theils die Proteſtirende ſelbſt erkennt, daß ohne Einwilligung des katholiſchen Theils dazu ſchwerlich zu gelangen. Dannenhero bald hernach neben den Katholiſchen auch Churſachſen und Heſſendarmſtadt dem Kaiſer Matthias gerathen, daß er obbemeldten Gravaminen aus kaiſerlichem Amt dem Exempel der vorigen Kaiſer zufolge nach Inhalt der Reichs-Conſtitution ihre Entledigung geben ſollte. Wann dann der Kaiſer ſeines Amtes zu ſeyn ermeſſe, nicht allein vorzuſehen, wie er des römiſchen Reichs Widerwärtigen begegne, und daſſelbe wieder zur Ruhe ſtelle, ſondern auch zugleich, damit durch ungleiche Ausdeutung der Religionsfrieden die Reichsſtände nicht weiter in Zwietracht und Mißhelligkeit gerathen mögen, und er erſt neuerlich von dem churfürſtlichen Convent zu Mühlhauſen erſucht worden, die Verfügung zu thun, damit zur Aufrichtung guten Vertrauens die geklagten Gravaminen nach Inhalt der Reichs-Conſtitutionen und Religions- und Profanfrieden, ſo viel darin enthalten, erörtert würden, und kein Stand demſelben zuwider beſchwert bliebe.“

„Als hätte er ſolche Erklärung dem Religions- und Profanfrieden gemäß, und nach Inhalt der Reichsabſchiede länger nicht wollen anſtehen laſſen, bevorab weil die Proteſtirenden nicht allein ſelbſt bekennt, daß die Gravaminen nicht neue, ſondern hierüber oftmals geklagt, diejenigen auch, ſo dabey intereſſirt zu ſeyn vermeynen möchten, allbereit darüber genugſam gehört worden, ſondern auch ſchon 1576 dem Kaiſer Maximilian von ihnen angedeutet worden, daß es ohne Noth ſei, auf des einen oder andern Theils Bewilligung zu ſehen oder zu warten, ſondern ihm als Oberhaupt ſtehe alle vollkommene Gewalt und Macht zu, ſein kaiſerliches Amt zu interponiren, und was zu Fortſetzung gemeiner Wohlfahrt und Abſchaffung alles ſchädlichen Mißverſtandes und Unglücks im römiſchen Reich erſprießlich ſeyn möchte, und vorigen Reichsſatzungen gemäß wäre zu verordnen. Welches ſie auch 1556 mit dieſem Anhang an Kaiſer Ferdinand gelangen laſſen, daß es um die Gravaminen alſo beſchaffen, daß dieſelbe aus den klaren Worten der Reichs-Conſtitutionen und des Religionsfriedens decidirt werden könnten.“

Es folgt dann der Befehl zur Herausgabe der geiſtlichen Güter, und daß ſich die Proteſtanten nicht widerſetzen, vielmehr den kaiſerlichen Beamten, welche zur Vollſtreckung des Edicts erſcheinen würden, gehorchen ſollten.

Declaration Ferdinands I. keineswegs anzuerkennen, folglich katholische Landesherren nicht verpflichtet seien, die Gewissensfreiheit zu achten, und ihren protestantischen Unterthanen die Ausübung ihrer Religion zu gestatten. Letzteren stehe vielmehr nur das Recht zur Auswanderung zu. Schon vor der Verkündigung des verhängnißvollen Edicts waren Verzeichnisse über die herauszugebenden geistlichen Besitzthümer angefertigt worden. Darauf standen, außer einer Masse von Klöstern, zwei Erzstifte und zwölf Bisthümer. Diese geistlichen Güter lagen größtentheils in Norddeutschland, wie die Bisthümer Bremen, Brandenburg, Halberstadt, Havelberg, Lübeck, Magdeburg, Merseburg, Meissen, Naumburg u. s. w. Da nun dort die evangelische Religion allein noch das Uebergewicht hatte, so schien die Maaßregel keinen andern Sinn zu haben, als dem katholischen Glauben auch in Norddeutschland wieder festen Fuß zu verschaffen, und sodann dort die Reformation, wie in Baiern, Böhmen und Oestreich, gänzlich zu unterdrücken. War die protestantische Bevölkerung in Deutschland schon hierdurch in Bestürzung gesetzt worden, so wurde die allgemeine Angst noch größer, als die Jesuiten jetzt ihre Vermessenheit steigerten, und geradezu behaupteten, daß den Evangelischen durch den Religionsfrieden keineswegs gleiche Rechte mit den Katholiken eingeräumt worden wären, daß der katholische Glaube vielmehr der herrschende im Reich sei, also die Staatsregierung das Recht habe, die Protestanten mit Gewalt zur Annahme der alten Religion zu zwingen, während umgekehrt kein evangelischer Landesherr befugt sei, denselben Zwang gegen Katholiken auszuüben [4]). Endlich wurde auch vorgegeben, die zweite Declaration Ferdinands I. über das Recht der Religionsfreiheit der Protestanten in katholischen Ländern sei unächt und nur untergeschoben. Solche Ausstreuungen, verbunden mit dem Restitutions-Edict, lie-

---

[4]) Diese Grundsätze waren vornehmlich in einer Druckschrift entwickelt, welche den Titel führte: *Pacis compositio — in Com. Augustae anno* 1555 *edita, quam jureconsulti quidam catholici — quaestionibus illustrarunt Dilingae* 1629. Es heißt dort unter andern: *Aequaline jure Confessionistae religione sua, templis, ministeriis, ceremoniis utuntur, quo Catholici?* Resp. Nequaquam. Nam Catholici ex antiquissima et immemorali possessione jus acquisitum habent fidei, religionis, Ecclesiarum suarum: Confessionistae autem se noviter intruserunt: et cum repelli non possent, tolerati sunt, etiam promissione facta propter necessitatem. Igitur Catholici nihil a Confessionistis acceperunt, sed jure suo proprio ac pristino utuntur: Confessionistae autem, quibus nullum jus competit, ea solum detinendo habent, quae ipsis expresse concessa fuerunt. Quicquid autem concessum non reperitur, prohibitum censeri debet. — Confessionistae praeter aut contra jus singulari fruuntur permissione et indulgentia ipsis concessa, non sine Catholicorum praejudicio ac damno. Tales autem concessiones strictam interpretationem habent. *Qu.* 37. *p.* 168: Religionem catholicam in Imperio tenere, ut subditos suos ad eandem compellere, communi jure omnibus concessum est: at vero catholicam religionem mutare, et novam sectam Lutheranam introducere, atque subditos ad eandem compellere, generali lege prohibitum est, iis exceptis, quibus id indulgentia permissum.

fertem den Beweis, daß die gänzliche Unterdrückung der evangelischen Lehre beschlossen sei. Die gesammte protestantische Richtung erhob daher laute Wehklage und flehte um Schonung. Doch alle Vorstellungen waren vergeblich, mit unerbittlicher Strenge begann vielmehr die Vollziehung des Restitutions-Edicts in Schwaben und Franken. Zuerst kam die Reihe an die Reichsstädte, indem vornehmlich Augsburg einem Bischof sich unterwerfen und den protestantischen Gottesdienst abschaffen mußte. Sodann wurde der Herzog von Württemberg zur Herausgabe aller eingezogenen Klostergüter gezwungen, und zur Durchführung des Edicts in Norddeutschland Anstalt getroffen. Die Protestanten waren durch die Siege des Kaisers allerdings eingeschüchtert, und zeigten noch keine Entschlossenheit, für ihre tief gesunkene Sache den Kampf der Verzweiflung zu wagen. Gleichwohl offenbarte sich bei der Vollziehung der kaiserlichen Befehle eine Stimmung der evangelischen Bevölkerung, welche wenigstens für die Folge bedenklich werden konnte. Ohne daher die rücksichtslose Durchführung des Restitutions-Edicts im mindesten aufzugeben, hielt es Ferdinand doch für klüger, die dringende Bitte der Protestanten um Aufschub nicht ganz zu verweigern, vielmehr in der Durchführung seiner Verfügung in Norddeutschland einigen Verzug eintreten zu lassen. Mittlerweile ergaben sich aber in der Lage der Dinge bedeutende Veränderungen.

In Frankreich war ein Mann an das Staatsruder gekommen, welcher in der Wahl der Mittel zu Staatszwecken zwar nicht sehr gewissenhaft war, dagegen an Fähigkeiten viele seiner Zeitgenossen überragte, und bedeutend auf die damalige politische Lage Europa's einwirken mußte, der Kardinal Richelieu. Während schon Heinrich IV. den fortwährenden Wachsthum der östreichischen Macht mit Besorgniß wahrgenommen, und Pläne zur Verminderung derselben bei sich herum getragen hatte, nahm auch Richelieu dieselbe Politik, doch mit dem festen Entschluß der Ausführung, wieder auf. Das beste Mittel dazu war die Unterstützung der Protestanten; allein daß Frankreich dieselbe unmittelbar gewähre, schien bedenklich zu sein. Obgleich der Kardinal-Minister gerade zu den entgegengesetzten Grundsätzen, als Ferdinand II., sich bekannte, somit keinen Anstand genommen haben würde, die Staatszwecke den Glaubensformen und der priesterlichen Herrschaft vorzuziehen, so war doch die Unterdrückung der Protestanten in Frankreich öfters Sitte gewesen, und eine plötzliche Begünstigung derselben bei der Anhänglichkeit des Hofes an die katholische Religion eine äußerst mißliche Sache. Die Schwierigkeiten schienen noch größer zu sein, weil der leitende Minister selbst die Kardinalswürde bekleidete. Richelieu gestand jedoch allen diesen Bedenklichkeiten nur so viele Rücksichten zu, daß er den deutschen Protestanten nicht sogleich unmittelbar zu Hülfe kommen, sondern ihnen zunächst in einer andern auswärtigen Macht einen Beschützer verschaffen wollte. Zu dem Ende konnte

er sein Augenmerk auf keinen andern Monarchen richten, als den König von Schweden. Gustav Adolph war schon bei Friedens-Unterhandlungen in Lübeck (1629) von Seite Oestreichs beleidiget worden, weil Wallenstein den Gesandten desselben übermüthig den Zutritt verwehrt hatte. Der Kaiser selbst ferner wollte ihm die Anerkennung als König versagen, und alle diese Kränkungen waren noch erhöht worden, als der Friedländer in dem Kriege Gustav Adolphs gegen den König Sigmund von Polen dem letztern ein Hülfsheer zusandte. Zudem war der König von Schweden ein eifriger Lutheraner, und litt über die Unterdrückung seiner Religion in Deutschland. Da er vollends auch das Aufstreben Oestreichs zur Erbmonarchie über das deutsche Reich ungern und vielleicht eifersüchtig wahrnahm, so vereinigte sich eine Masse von Gründen, um den schwedischen König zur Unterstützung der deutschen Protestanten zu bestimmen. Diese Lage der Dinge benützte der Kardinal-Minister von Frankreich mit großer Gewandtheit, indem er die Entschlüsse Gustav Adolphs durch Anerbietungen geheimer Hülfe vollends zur Reife brachte. Ein Hinderniß des Erscheinens des Königs in Deutschland war zunächst nur dessen Krieg mit Polen, und Richelieu bemühte sich daher vor allem, diesem durch Unterhandlungen mit Sigismund, dem König von Polen, ein Ende zu machen. Durch seine Anstrengungen gelang es in der That, zwischen beiden Königen vorläufig einen Waffenstillstand auf sechs Jahre zu Stande zu bringen, welcher später in wirklichen Frieden umgewandelt werden könnte. Nachdem der Kardinal-Minister dem schwedischen Monarchen für das erste Hülfsgelder oder Subsidien zugesichert, für den Nothfall aber auch bewaffnete Unterstützung in Aussicht gestellt hatte, bereitete sich Gustav Adolph im Jahr 1630 mit Ernst zum Uebersetzen nach Deutschland vor. Zunächst beschickte er die protestantischen Höfe in diesem Reiche, und ermunterte sie zu einem Bündniß mit ihm. Dann wurden Subsidien-Verträge mit den freien Städten Hamburg und Lübeck abgeschlossen, und hierauf in verschiedenen Gegenden Deutschlands zur Verstärkung des schwedischen Heeres Söldner geworben. Zur Ueberschiffung der Schweden ließ der thatkräftige König hingegen 30 schöne Kriegsschiffe ausrüsten. Als die Kriegsrüstungen im vollen Gang waren, ging Gustav Adolph mit eben so viel Sorgfalt als Einsicht an die Sicherstellung seines Reichs während seiner Abwesenheit. Der Freundschaft seines Nachbarn, des Königs von Dänemark, versicherte er sich durch eine persönliche Zusammenkunft mit demselben, und gegen Polen wurde unter Leitung des Kanzlers Oxenstierna ein Beobachtungsheer von 10,000 Mann aufgestellt. Die innere Landesverwaltung übertrug der König seinem treuen Reichsrathe unter Mitwirkung seines Schwagers, des Pfalzgrafen Johann Kasimir, und am 20. Mai 1630 versammelte er die Stände, um denselben mündlich ihre großen Pflichten während seiner Abwesenheit mit Wärme an das Herz zu legen. Mit der ungemeinen Wichtigkeit seiner Unternehmung vertraut,

und alle Gefahren derselben überschauend, wollte er den Abschied von seinen Ständen besonders feierlich machen, um für den Fall seines frühen Todes durch die Erinnerung an die Scheide-Scene die Liebe der Getreuen auf seine Hinterbliebenen zu übertragen. Gustav Adolph trat daher, mit seiner vierjährigen Tochter Christina auf dem Arm, in die Versammlung der Stände, und nahm hier in einer Weise das Wort, welche wahre Beredtsamkeit offenbarte. Jeden Stand redete der edle König besonders an, und jeden ermahnte er in erhaben-einfacher Art zur Befolgung der ihm eigenthümlichen Pflichten. Während er den Reichsräthen wirkliche Weisheit in der Leitung des Staatsruders empfahl, erweckte er das Selbstgefühl des ritterlichen Adels durch die Hinweisung auf die unsterblichen Thaten der Gothen, der Besieger Roms, deren Nachkommen die schwedischen Edeln seien. Durch tiefes Gemüth und ehrwürdige Sitten-Reinheit seine Auszeichnung zur menschlichen Größe steigernd, erinnerte Gustav Adolph die Geistlichen, daß ihre schönste Weihe nicht in schimmernden Worten, sondern im Einklang der guten Lehren mit den Thaten bestehe. Erfüllt mit Klarheit des Geistes, freisinnig und die Gefahren priesterlicher Herrschsucht durchschauend, richtete der weise König noch die schöne Ermahnung an die Geistlichen, daß sie ihre Gewalt über gläubige Gemüther nicht mißbrauchen mögen. Für die Bürgern und Bauern endlich erflehte er den Segen des Himmels zum Lohne eines fleißigen und gesitteten Lebens. Besonders rührend waren die letzten Worte des Königs, weil sie das Vorgefühl seines nahen Todes auf dem Felde der Ehre auszudrücken schienen. „Ich scheide vielleicht für ewig!“ schloß Gustav Adolph nachdenklich und nicht ohne geheime innere Erschütterung. Um so gewaltiger wurde aber auch der Eindruck der Rede, und um so fester der Entschluß der begeisterten Stände, für die heilige Unternehmung ihres großen Königs die äußersten Opfer darzubringen. Nunmehr erfolgte die Einschiffung der Truppen, und am 24. Juni 1630 ging die Flotte Gustav Adolphs mit einem auserlesenen Heere von 15,000 Mann nach Deutschland unter Segel.

Mittlerweile hatten sich hier Ereignisse zugetragen, welche dem Unternehmen des Königs von Schweden trefflich zu statten zu kommen schienen. Obgleich nämlich die Last des schrecklichen Verheerungskrieges vorzugsweise auf den Protestanten lag, so hatten doch auch die Katholiken viel zu leiden. Herzog Albrecht von Friedland zwang im Nothfall die Katholiken so gut wie die Evangelischen zur Bezahlung von Contributionen, und überdem mußten die geistlichen Bundesmitglieder der Liga, trotz aller Erpressungen Tilly's, bedeutende Summen an Maximilian von Baiern bezahlen. Man wünschte daher auch von Seite der Katholiken die Beendigung des Krieges durch eine endliche bleibende Lösung der Religionswirren. Kaiser Ferdinand II., welchen man zu solchem Zweck um die Berufung einer Kurfürsten-Versammlung bestürmt hatte, ging um

jene Zeit mit dem Plane um, seinen Sohn von gleichem Taufnamen zum deutschen König erwählen zu lassen, und hoffte dieß auf dem Wahlfürstentag, der begehrt wurde, auszuwirken. Darum wurde dem Antrage auch von seiner Seite willig entsprochen, und die Versammlung im Jahre 1630 zu Regensburg eröffnet. So lebhaft das Bedürfniß des Friedens hier nun auch geschildert wurde, so zeigte sich doch bald, daß zum wirklichen Abschluß desselben keine Hoffnung gegeben sei. Die Protestanten offenbarten freilich die versöhnlichsten Gesinnungen, und wollten sich sogar in Ansehung des Restitutions-Edicts zu auffallender Nachgiebigkeit bequemen, allein die geistlichen Kurfürsten verweigerten ihrerseits auch die kleinsten Zugeständnisse, und bestanden vornehmlich so unnachsichtlich auf Zurückgabe aller Kirchengüter, daß ein Vergleich unmöglich blieb.

Ohne daß Ferdinand II. es ahnete, war die eigentliche Seele der Verhandlungen zu Regensburg ein fremder Einfluß ..... jener des Kardinals Richelieu. Dieser Staatsmann wollte nicht nur die Schweden gegen den Kaiser in die Waffen bringen, sondern ihn auch an einer andern empfindlichen Seite angreifen, nämlich das Mißtrauen der Fürsten der Liga wider die staatlichen Uebergriffe des Hauses Oestreich erhöhen. Zu dem Ende hatte sich der schlaue Kardinal-Minister auf eine feine Art an den neuen Kurfürsten Maximilian von Baiern gewendet, und denselben wirklich so gestimmt, als er es wünschte. Solches ergab sich schon in Beziehung auf einen zweiten Zweck, welchen Richelieu auf dem Regensburger Fürstentag zu erreichen suchte. Der französische Prinz, Karl Herzog zu Nevers, hatte nämlich den Herzog von Mantua beerbt, und von dem Lande nach dem Tode des Erblassers sogleich Besitz ergriffen. Da er aber bei dem Kaiser um die Belehnung nicht nachgesucht hatte, so ließ dieser Mantua erobern und Karl von Nevers vertreiben. Richelieu wollte nun von Ferdinand II. die Wiedereinsetzung Karls auswirken, und wandte sich auch deßwegen an Maximilian von Baiern. Letzterer war so sehr von dem Kardinal-Minister eingenommen, daß er sein Gesuch bei dem Kaiser mit außerordentlichem Nachdruck unterstützte. Ferdinand II. gab wirklich nach; doch er sollte noch größere Zugeständnisse machen. Den Nebenbuhlern Oestreichs war vornehmlich der Herzog Albrecht von Friedland ein Dorn im Auge, weil Ferdinand II. durch diesen unternehmenden Feldherrn seine Macht bedeutend erhöhte. Richelieu wünschte daher die Entfernung Wallensteins, und suchte auch solchen Zweck durch den Kurfürsten von Baiern zu erreichen. In dieser Beziehung hatte der Kardinal-Minister ein leichtes Spiel: denn Maximilian war ohnehin schon auf die Erfolge des Friedländers um so eifersüchtiger, als der Kaiser dadurch von der Liga unabhängiger wurde. Begierig sog darum der Kurfürst von Baiern die Rathschläge Richelieu's ein, und bestürmte den Kaiser, den Herzog von Friedland seiner Dienste zu entlas-

sen. War Maximilian von Baiern auf Wallenstein nur eifersüchtig, so waren andere Fürsten über die Räubereien des letztern mit Recht entrüstet. Dieselben legten die Berechnungen der Summen vor, welche in ihren Ländern von dem kaiserlichen Obergeneral erpreßt worden waren, und wirklich in's Ungeheure gingen. Während z. B. die Plünderungen in Hessen auf sieben, und in Pommern auf zehn Millionen sich beliefen, stiegerten sie sich in Brandenburg sogar auf zwanzig Millionen [5]). Allgemein stießen deßhalb die Fürsten Verwünschungen gegen Wallenstein aus, und vereinigten sich mit dem Kurfürsten Maximilian, um bei dem Kaiser auf Absetzung seines räuberischen Feldherrn zu dringen. Ferdinand II. wußte zu gut, welche große Stütze er an dem Friedländer hatte, er wollte

---

[5]) Wie stark die Erpressungen Wallensteins in den feindlichen Ländern gewesen sein müssen, zeigt unter andern auch sein Aufwand, wozu sein Vermögen trotz aller Größe nicht hätte ausreichen können. Der Herzog hielt z. B. 16 Kammerherren und 60 Edelknaben. Für einen einzigen Tag mußten in seine Küche solche Massen von Lebensmitteln und Luxus-Gegenständen geliefert werden, daß man darüber in Erstaunen geräth. Als Spiegel der Zeit, und der Merkwürdigkeit wegen, theilen wir das Verzeichniß mit.

Provision-Zettel auf J. F. Durchl. Küchen, einen Tag.

NB. Es werden J. Fürstl. Durchl. ungefähr mit 1500 Pferdt und 800 Personen ankommen.

2	gute Ochsen	1	Pfund ganzen Zimmt zum Wasserſieden	5	Duzet Nürnberger Lebzelter Confect.
20	Hämmel	1	— Muscatblut	2	Pfund überzogene Mandeln
10	Heuer	1/4	— Muscatnüsse	2	— Nägelein
4	Kälber	20	— Reis	2	— Citronen
1	gutes Schwein	10	— Mandeln	2	— Pomeranzen
2	Seiten Speck	3	— Spinellen	2	— Kümmel
1	Tonne Butter	3	— Mandeln in der Schale	2	— überzogenen Ingwer
1/4	Tonne ungesalzne Butter	5	— Weinbeerlein	2	— Coriander
1/4	Salz	5	— große Rosinen	2	— Zimmt
40	junge Hühner	6	— Praunellen zu Torten	2	— Pistrzen
15	alte Hühner	5	— Citronat	2	— Eis u. s. w.
4	italienische Hahnen	6	— Oliven	An Gartengewächs.	
12	Gänse	4	— Capern	1	Viertel Erbsen
6	Schock frische Eier	10	— Baumöl	1	— Zwiebeln
70	Maß Milch	20	— weißen Zucker	1	— weiße Rüben
600	Laiblen Weißbrod	20	— Küchenzucker	1	— gelbe Rüben
400	Laiblen Roggenbrod	6	— weiße Wachslichter	Peterſilien	
2	Scheffel Weißmehl	10	— gelbe Wachslichter	allerlei Sallat	
8	Tonnen gutes Bier	20	— Inſchlutlichter	Kirschen	
2	Tonnen Rheinwein für die fürstl. Tafel	10	— Seife	Erdbeeren roth und schwarz	
4	Eimer Frankenwein	2	— Sterke	Artischoken	
2	Eimer Weineſſig	4	— blaue Sterke	Erbsenschotten und sonsten allerlei Obst	
1	Eimer Biereſſig	30	Stück frische Citronen	Sonsten noch mehr:	
1	Pfund Saffran (geſtoßen)	20	gesalzene Lemonien	2	Wagen Kohlen
2	— Pfeffer „	20	Pomeranzen	Holz nach Nothdurft	
2	— Ingwer „	20	Tafel-Pfefferkuchen	Töpfe soviel von Nöthen	
1	— Nägelein „				
3	— Zimmt „				

demnach von dessen Entlassung nichts wissen; die geheime Hand Richelieu's mußte aber auch diesen Zweck durchzusetzen. Der gewandte Minister hatte schon vor der Eröffnung des Regensburger Kurfürstentages beschlossen, dem Kaiser bei jenen wichtigen Verhandlungen an seiner schwachen Seite zu fassen ..... er wählte daher einen Kapuziner, den Pater Joseph, zu einem der Botschafter und Geschäftsträger Frankreichs. Dieser täuschte nun den bigotten Ferdinand II. vollständig, und als er seiner unbedingten Herrschaft über ihn sicher war, rückte auch Er mit dem Rathschlag heraus, den Herzog von Friedland abzusetzen. Scheinbar treuherzig flüsterte der Kapuziner dem Kaiser zu, daß er die Absetzung ja nur zum Scheine aussprechen dürfe, um nur die Stimmen der Kurfürsten zur Königswahl seines Sohnes schnell zu erlangen. Nach erreichtem Zwecke könne er ja seinen Feldherrn von Neuem anstellen. Ferdinand II. ging in die Falle, und entsetzte den Friedländer wirklich des Oberbefehls über die kaiserlichen Heere. Albrecht von Wallenstein wurde durch eine solche unerwartete Beschimpfung im äußersten Grade erbittert; allein Gustav Adolph war bereits auf dem Wege zu seinen unsterblichen Siegen: er wußte also, daß Ferdinand II. seiner, des Friedländers, bald bedürftiger sein werde, als je zuvor, und er verbarg daher seinen Zorn. Anscheinend ruhig nahm er die Verkündung des Absetzungs-Urtheils auf, und bemerkte nur: „der Kaiser ist betrogen!“ Das war nun freilich richtig, denn als Pater Joseph durch die Entfernung Wallensteins den Hauptzweck seiner Sendung erreicht hatte, hintertrieb er auch die Wahl des Sohnes Ferdinands II. zum deutschen König. Der Kaiser merkte endlich selbst, wie sehr er von dem Kapuziner gefoppt worden war, und äußerte sich mißmuthig hierüber. Nach der Beendigung der Regensburger Verhandlungen (1630) ward aber das Aergerniß noch größer; denn es zeigte sich, daß Richelieu auch mit Maximilian von Baiern und den übrigen Fürsten der Liga nur sein Spiel getrieben habe. Um sich des Beistandes derselben zu versichern, war von französischer Seite in Regensburg das feierliche Versprechen gegeben worden, daß Frankreich den deutschen Protestanten niemals irgend eine Unterstützung leisten werde. Nach der Absetzung Wallensteins und der Belehnung des Herzogs von Nevers mit Mantua erklärte dagegen Richelieu auf ein Mal, daß seine Gesandten in der Frage über die Unterstützung der Protestanten ihre Vollmachten überschritten hätten. Er widerrief darum ihr gegebenes Versprechen auf das bestimmteste, und schickte den Pater Joseph, um ihn scheinbar zu bestrafen, in sein Kloster.

Der diplomatische Sieg Frankreichs war sohin vollkommen. Nicht genug, daß die Mantuanische Angelegenheit nach dem Wunsche jener Macht erledigt worden war, hatte Ferdinand II. auch seinen fähigen Feldherrn durch eine schimpfliche Absetzung gekränkt, und noch außerdem

auf die Vorstellung der Reichsstände sein Heer um 18,000 Mann vermindert. Während die Stellung des Kaisers auf solche Art empfindlich geschwächt wurde, hatte sich umgekehrt eine kühne Heldenseele, der edle Gustav Adolph von Schweden, für die Vertheidigung der Reformation erhoben. Alles dieß schien denn einen entscheidenden Wendepunct des Krieges anzukündigen.

Acht und dreißigstes Hauptstück.

Ausgang Johann Kepler's.

(Das Jahr 1630.)

Während die Verwüstungen des unglücklichen Religionskrieges sich fortsetzten, und die Leidenschaften der Mächtigen bald in Geldgier oder Ehrgeitz, bald in fanatischer Bigotterie nach Befriedigung rangen, blieb der große Denker Johann Kepler in seine nützlichen Forschungen und Arbeiten vertieft. Seine äußere Stellung besserte sich nicht, mit einer traurigen Hartnäckigkeit hatte das Schicksal vielmehr beschlossen, daß Hunger und Kummer bis an das Lebensende ihn begleiten sollten. Unter Kaiser Matthias war schon der Gehalt Kepler's nicht richtig ausbezahlt worden, unter seinem Nachfolger Ferdinand II. wurden die Rückstände dagegen noch größer. Der gequälte Erfinder reiste im Jahr 1624 selbst nach Wien, um die Berichtigung seines Guthabens auszuwirken; allein er konnte sich am kaiserlichen Hofe nicht einmal das nöthige Geld verschaffen, um eine wichtige Arbeit, die sogenannten Rudolphinischen Tafeln, drucken zu lassen. Nunmehr ging er nach Schwaben, und suchte dort mit Hülfe einer Anweisung des Kaisers die Mittel zum Druck der Rudolphinischen Tafeln zusammenzubringen. Er mußte fast wie ein Bettler darum anhalten, oder Sammlungen veranstalten lassen, trieb aber gleichwohl nur einen Theil der Druckkosten auf. An die Verbesserung seiner eigenen Lage war nicht zu denken, ja diese verschlimmerte sich noch in Folge des Krieges. Da die Stadt Linz, wo Johann Kepler wohnte, belagert wurde, so reichten seine schwachen Mittel noch weniger zur Ernährung seiner Familie hin. Damit der Reformator der Sternkunde aber noch mehr gepeiniget werde, verfolgten ihn seines Glaubens wegen vollends die Jesuiten, und legten sogar seine Bibliothek unter Siegel. Als die Nahrungssorgen immer größer wurden, bat Johann Kepler bei dem Kaiser Ferdinand II. inbrünstig um die Auszahlung seines Gehalts;

doch dieser Frömmler, welcher eine ungeheure Masse von Gütern eingezogen hatte, wollte die Schätze nur für die finstern Zwecke der Priesterlinge verwenden. Für solche gab er willig Millionen über Millionen; für den erhabenen Erfinder, durch den die Kenntnisse des Menschengeschlechts so bedeutend vermehrt wurden, und der sein Vaterland mit Ruhm bedeckte, hatte er dagegen nicht einmal wenige Gulden. Ferdinand II. rechnete vielmehr auf die astrologische Leidenschaft seines Feldherrn, des Herzogs Albrecht von Friedland; er verwies seinen Mathematiker daher an diesen. So sollte demnach Johann Kepler nur durch Förderung des Aberglaubens sein ärmliches Brod sich verschaffen [1])! Wallenstein hatte allerdings hohe Achtung vor Kepler und er dachte ihm die Rectorstelle an der Universität Rostock im Mecklenburgischen zu; gleichwohl zahlte er die Gehalts-Rückstände keineswegs aus, sondern ließ den Erfinder ebenfalls hungern. Die Noth stieg endlich so hoch, daß Johann Kepler ihr nothwendig erliegen mußte. Um einen letzten Versuch zur Rettung zu machen, reiste er nach Regensburg zu der Kurfürsten-Versammlnng des Jahres 1630. Der Reformator der Sternkunde stellte dort seine Lage eindringlich vor; er bat nicht um ein Geschenk, nicht um Begünstigung, sondern lediglich um die Bezahlung seiner sauer verdienten Besoldung; dessenungeachtet fand er kein Gehör. Die Gehalts-Rückstände waren auf 11,817 Gulden angeschwollen, nach damaligem Geldwerth schon überhaupt eine bedeutende Summe, für einen armen Gelehrten hingegen wirklicher Reichthum. Da seine Besoldung ärmlich war, so sieht man, wie viele Jahre dieselbe rückständig gewesen sein mußte, wie lange Zeit der unsterbliche Erfinder also gedarbt hatte. Seine Lebenskraft, im Dienste der Wissenschaft ohnehin stark angegriffen, wurde durch die unaufhörlichen Nahrungssorgen endlich frühzeitig zerstört. Als

---

[1]) Die astrologische Schwärmerei war im 17. Jahrhundert in Deutschland ungemein verbreitet, und wurde im Widerspruch mit Kepler, welcher sie verachtete, sogar durch Tycho gefördert. Letzterer lehrte hierüber unter andern folgendes:

„Die Leber, worin das Blut, welches zum Leben nothwendig ist, zubereitet wird, ist dem Jupiter, einem sanguinischen und Leben enthaltenden Planeten, unterworfen; die Nieren, worin das Behältniß der Reproduction ist, hängen von der Venus, einem fruchtbaren Planeten und der Mutter der Zeugungen ab. Die zu weniger edlen Funktionen bestimmte Milz und die Galle (hier ist die Rede von dem Behälter der Galle) sind den untern und weniger wohlthätigen Planeten überlassen; die Milz, die Vorrathskammer der Galle, gehorcht dem Gesetze des Saturns, einem finstern und melancholischen Gestirne, und die Galle, der Wohnort des Zorns, ist unter der Herrschaft des Mars, eines heftigen und zornigen Gestirns.

Der Mond, verbunden mit den bösen Gestirnen, macht das Gehirn schwach, und wenn Merkur es nicht verhütet, so werden dumme Kinder geboren. Saturn, der höchste Planet, giebt die Einbildungskraft und das Genie. Die Sonne, welche den ersten Rang einnimmt, macht die Ehrgeizigen ꝛc.

Doch so hoch Johann Kepler über den astrologischen Aberglauben auch erhaben war, so mußte er wegen seines Amtes als Kaiserlicher Mathematiker gleichwohl prognostica stellen.

auch die Vorstellungen bei der Fürsten-Versammlung in Regensburg vergeblich waren, brach der erschöpfte Körper vollends zusammen. Von den Nahrungs-Sorgen niedergebeugt, durch die Aussicht auf ein elendes Alter tief bekümmert, verfiel Johann Kepler, der Große, noch in Regensburg in eine Krankheit, und verschied daselbst im Jahr 1630. Seine Hinterlassenschaft bestand in

22 Reichsthalern oder 33 Gulden
und
einem geringen Klepper, aus welchem 12 Gulden erlöst wurden.

Mit einer solchen Baarschaft sollte er seine Rückreise nach Linz antreten, und für die Bedürfnisse seiner Familie sorgen. Ist es ein Wunder, wenn das Bewußtsein seiner Lage und der Blick in die Zukunft den edlen Mann vollends entkräftete, der Tod der Verkümmerung oder des Hungers ihn ereilte[2])? Sechs und dreißig Jahre später kam ein englischer Gelehrter, Isaac Newton, auf einen sinnreichen Gedanken über die Schwerkraft, und sprach noch eilf Jahre später das Gesetz aus, daß die Gravitation in demselben Verhältniß abnimmt, in welchem das Quadrat der Entfernung wächst, oder umgekehrt dem Quadrat der Entfernungen proportional ist[3]). Dieses allerdings schöne Gesetz war jedoch nur eine nothwendige Folge der Keplerischen Gesetze, der deutsche Erfinder, wie Kästner sehr richtig sagte, also der Lehrer Newtons, oder, nach Schubart, der Meister neben dem Gehülfen[4]). Isaac Newton hatte jedoch

---

2) Die Gefühle Keplers mußten um so bitterer sein, als er selbst seiner hohen Auszeichnung, ja sogar der Unsterblichkeit seines Namens sehr klar sich bewußt war. An Kaiser Rudolph II. schrieb er nämlich, daß er ihm durch seine Arbeiten einen unsterblichen Ruhm erworben habe.

Quae ego sic oro, ut quae et a Majestate Vestra jam ante comprobata sciam, et ad Dei gloriam, Augustique *Majestatis Vestrae Nominis immortalitatem pertinere putem*: Cui pridem omnem meam operam devovi: Eique me jam subjectissime commendo.

IV. Calendae Aprilis anno aerae Dionysianae M.DC.IX.

3) Die Ergebnisse der Forschungen Newtons wurden erst 1687 durch den Druck bekannt gemacht in dem berühmten Werk:

Philosophiae naturalis principia mathematica Lond. 4.

4) Wie genau Kepler die Newton'sche Theorie über die Schwerkraft kannte, zeigen folgende Stellen in der Einleitung zu seiner Astronomia nova.

Vera igitur doctrina de gravitate his innititur axiomatibus.

Omnis substantia corporea, quatenus corporea, apta nata est quiescere omni loco, in quo solitaria ponitur, extra orbem virtutis cognati corporis.

Gravitas est affectio corporea, mutua inter cognata corpora ad unitionem seu conjunctionem (quo rerum ordine est et facultas Magnetica) ut multo magis Terra trahat lapidem, quam lapis petit Terram.

Gravia (si maxime Terram in centro mundi collocemus) non feruntur ad centrum mundi, ut ad centrum mundi, sed ut ad centrum rotundi cognati corporis, Telluris scilicet. Itaque

eine glänzende Laufbahn, und lebte wie an Ruhm, Würden und Ehrenstellen, so auch an Geldmitteln im reichen Ueberfluß. Während er im Jahre 1688 die Universität Cambridge im Parlamente vertrat, ernannte ihn der Minister Halifax im Jahr 1696 zum Münzwardein, und die königliche Societät der Wissenschaften im Jahr 1703 zu ihrem Präsidenten. Alle gebildeten Engländer wetteiferten, ihrem großen Landsmann ihre Ehrerbietung zu erweisen, und ihm das Leben angenehm zu machen. Bei seiner Beerdigung im Jahre 1727 wurde das Leichentuch von dem obersten Beamten des Reichs, dem Lord-Kanzler, dann noch von zwei Herzögen und drei Grafen getragen.

Nicht 33 Gulden und einen elenden Gaul, wie Johann Kepler, sondern ein Landhaus mit vollkommener Einrichtung und 32,000 Pfund Sterling hinterließ Isaac Newton.

Dem letztern wurde zugleich von seiner Nation ein prachtvolles Denkmal gesetzt, mit der Inschrift: **Isaac Newton, die Zierde des Menschengeschlechts! (Humani generis decus.)**

„Der große Mann fordert Brod, und man gibt ihm einen Stein," sagt Hippel. Allein Johann Kepler konnte kaum den Stein erhalten. Erst im Jahre 1786, nachdem die englische Nation ihren Erfinder, den Schüler oder Gehülfen Kepler's, schon so hoch geehrt hatte, wurde in Deutschland öffentlich zu Sammlungen aufgefordert, um unserm Kepler in Regensburg ein Denkmal zu errichten. Natürlich kam nichts zusammen [5]). Es liegt ein eigenes Verhängniß auf den Deutschen, vielleicht das traurigste, welches möglich ist: sie wollen beharrlich ihre größten Männer darben und verhungern lassen! Im vorigen Jahrhundert mußte die Wittwe Luthers für sich und ihre Kinder das Almosen in Dänemark suchen, und im gegenwärtigen starb der erhabene Erfinder Johann Kep-

---

ubicunque collocetur, seu quocunque transportetur Tellus facultate sua animali, semper ad illam feruntur gravia.

Si Terra non esset rotunda, gravia non undiquaque ferrentur recta ad medium Terrae punctum, sed ferrentur ad puncta diversa a lateribus diversis.

Si duo lapides in aliquo loco mundi collocarentur propinqui invicem, extra orbem virtutis tertii cognati corporis, illi lapides ad similitudinem duorum Magneticorum corporum coïrent loco intermedio, quilibet accedens ad alterum tanto intervallo, quanta est alterius moles in comparatione.

Si Luna et Terra non retinerentur vi animali, aut alia aliqua aequipollenti, quaelibet in suo circuitu; Terra ascenderet ad Lunam quinquagesima quarta parte intervalli, Luna descenderet ad Terram quinquaginta tribus circiter partibus intervalli: ibique jungerentur: posito tamen, quod substantia utriusque sit unius et ejusdem densitatis.

Si Terra cessaret attrahere ad se aquas suas, aquae marinae omnes elevarentur, et in corpus Lunae influerent.

5) Erst im 19. Jahrhundert wurde ein einfaches Denkmal zu Regensburg für Kepler errichtet.

ler den Hungertod. Eine große Reihe ähnlicher Erfahrungen wird im Fortgang der Geſchichte unſer Herz betrüben. Soll dem immer ſo ſein, wird die Nation mit unglücklicher Ausdauer fortfahren, ihre Edelſten in den Nahrungsſorgen verkümmern zu laſſen, während die hohlſten Köpfe vom Uebermaaß der Glücksgüter umgeben ſind? Faſt möchte ich ſagen: „Ich fürchte dieß, ich beſorge dieß wenigſtens noch für lange Zeit!“

Käſtner hatte Recht! Das damalige Deutſchland war Kepler's nicht würdig [6]): denn der große Schwabe war ein Mann von ſeltener Auszeichnung. Welches weiche Gemüth, welche kindliche Liebe zur Mutter er hatte, wurde oben ſchon dargelegt. Hier, wo unſere Theilnahme für den Unſterblichen durch ſeine Leiden am Ende ſeiner Tage noch mehr erhöht wird, wollen wir noch einen Brief deſſelben an den Herzog von Würtemberg mittheilen, worin er, bis zur Befreiung der alten Mutter, inbrünſtig um ein menſchlicheres Gefängniß für die unglückliche Frau nachſuchte [7]). Solche Schickſale mußte ein Mann, wie Kepler, erfahren! Und das war noch nicht genug, auch Hungers wollte ihn ſeine Nation

---

[6]) Käſtner ſprach dieß in folgendem Gedicht aus:

An Chriſtlob Mylius,
bei Ueberſendung von Kepler's Harmonica mundi.

Freund, da Dein zärtlich Ohr der Tonkunſt Reiz empfindet,
Des Weltbau's Harmonie Dein tiefer Geiſt ergründet,
Lies, was von beiden hier der Lehrer Newtons ſchreibt,
Den Deutſchland hungern ließ und — ſeiner unwerth bleibt.

In einem zweiten nicht minder wahren Sinngedicht ſagt Käſtner:

So hoch war noch kein Sterblicher geſtiegen,
Als Keppler ſtieg — und ſtarb in Hungersnoth.
Er wußte nur die Geiſter zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

[7]) Derſelbe lautete alſo:

„Weil dann der Herr fürſtl. Anwald, Vogt zu Güglingen dilation bis auf nächſten Gerichtstag begehrt und erhalten, unterdeß aber die arme Gefangene ſich der Kälte und troſtloſen Einſamkeit halben aufs höchſte beklagt und um Gottes willen nur in eine Stuben ihr verhülflich zu ſeyn gebetten, als gelangt an E. F. Gn. ferners mein unterthäniges flehendliches Bitten, die geruhen (angeſehen daß ſie keins Wegs einiger Uebelthat überwieſen, hohes 73 jährigen Alters und baufällig, auch wegen der angedrohten peinlichen Frag, ungehindert ihrer Unſchuld, allein von etlicher fürgangner Exempel wegen allerdings erſchreckt und bekümmert) bey dem Vogt zu Güglingen dieſe gnädige Verfügung zu thun, daß derſelbe ſie bis auf fernere Verordnung in des Stadtknechts und Gerichtsdieners Haus und Stuben allda tranſferiren, weil zu Güglingen ſonſt kein Ort hierzu zu finden, und auf ihren eigenen ſo geringen Unkoſten als möglich (weil es ihres weiblichen Sexus und Alters halben überflüßiger Hüter nit bedürfen wird) verwahren laſſe. E. F. Gn. thun hieran ein löblich Werk der Barmherzigkeit.“

Die Fürbitte des Sohnes war in der Hauptſache auch von Erfolg begleitet: denn es erging darauf folgender Beſcheid:

„Dem Vogt zu Güglingen zu ſchreiben, wofern in des Stadtknechts Hauß allda ſolche

ſterben laſſen. Für ihren Erfinder hatte dieſe keinen Nothpfennig, keine Erquickung, um ihn in ſeinem Elende aufzurichten. Als die Schergen Wallenſteins hingegen mit Kolbenſchlägen Geld forderten, waren viele Hunderte von Millionen verfügbar!

Daß der Umfang ſeiner Geiſteskraft mit der Güte ſeines Herzens gleichen Schritt hielt, hatte Johann Kepler durch ſeine ewig denkwürdigen Entdeckungen erwieſen. Indeſſen wie jeder ächte Genius war er nicht bloß auf ein Fach-Studium beſchränkt, ſondern überhaupt mit Bildung ausgeſtattet, und darum auch mit Liebe für die Kunſt erfüllt. Johann Kepler hatte bedeutende poetiſche Anlagen, und er verfaßte nicht nur ſehr ſchätzbare lateiniſche Gedichte, ſondern ſtreute auch in ſeine trocknen, wiſſenſchaftlichen Abhandlungen häufig poetiſche Bilder und Wendungen ein. Was den gewaltigen Geiſt des Mannes jedoch am beſten darlegt, iſt die Thatſache, daß er auch in ſeinen gedrückten Verhältniſſen heiter blieb, und ſogar von Humor überſprudelte. Mit vortrefflicher Laune erzählte er z. B. die ungeheuren Schwierigkeiten, mit welchen ſeine Forſchungen über den Planeten Mars verbunden waren [8]). Wie ſpäter Jean Paul Friedrich Richter ſeine Geſuche um Darlehen an den Pfarrer Vogel in ſcherzhaften Briefſtyl kleidete, um ſeine Armuth zu verdecken, um das blutende Herz nicht zu zeigen, eben ſo gab Johann Kepler ſeinen Mahnbriefen an den Kaiſer Rudolph II. eine herrliche humoriſtiſche Geſtaltung [9]). Ach der große Schwabe mußte ſein ganzes Leben hindurch um Bezahlung ſeines ärmlichen Gehaltes betteln!

Gelegenheit vorhanden, daß man der Verhaftin Außkommens geſichert, ſoll er ſie ins Stadtknechtshauß verwahrlich legen und durch einen Hüter auf ihre Koſten Tag und Nacht verwachen laſſen, darneben der Verhaftin Sohn anzeigen, weil man nit ſehe, worzu ihm die Abſchrifften fürſtl. Befehl werden vorſtändig ſeyn, als wiſſe man ihm hierinn nit zu willfahren. Decretum Stuttgart in Cons. d. 4. Oct. 1620."

[8]) Astronomia nova Cap. LI in principio (pag. 246):

Dum in hunc modum de Martis motibus triumpho, eique ut plane devicto, Tabularum carceres, et aequationum eccentri compedes necto, diversis nunciatur locis, futilem victoriam, et bellum tota mole recrudescere. Nam domi quidem hostis, ut captivus, contemptus, rupit omnia aequationum vincula, carceresque tabularum effregit. Nulla enim methodus ex praescripto opinionis cap. XLV administrata Geometrice, vicariam hypothesin capitis XVI. (quae veras habet aequationes ex falsa causa manantes) propinquitate numerorum potuit aemulari. Foris vero speculatores per totum eccentri circuitum dispositi, distantiae in quam geminae, profligarunt meas causarum Physicarum ex cap. XLV accersitas copias, earumque jugum excusserunt, resumpta libertate. Jamque parum abfuit, quin hostis fugitivus esse cum rebellibus suis conjungeret, meque in desperationem adigeret: nisi raptim nova rationum Physicarum subsidia, fusis et palantibus veteribus, submisissem: et qua sese captivus proripuisset, omni diligentia edoctus, vestigiis ipsis nulla mora interposita insecutus. Utramque rem ut gesta est ordine narrabo sequentibus aliquot capitibus.

[9]) In der Dedication der „Astronomia nova" an den Kaiſer Rudolph II. kommt folgende Wendung vor:

Quam ad rem Majestati Vestrae operam non inutilem (quippe exercitatus in pugnacis-

Leſer, der du Gefühl haſt, vergleiche das Verzeichniß der Luxus-Gegenſtände, welche täglich in die Küche eines Wallenſtein geliefert wurden, mit den Bettelbriefen Johann Kepler's, und ſage mit mir: „Konnte das Schickſal Kepler's anders ſein? Er war ja groß, liebte ſein Vaterland und war ein Deutſcher!“

simo, guarusque locorum) nec minus quam antea fidelem, promptus offero: hoc unice orans atque obsecrans, (quando hanc vocem, perinde ut orationem reliquam, crebra cum militibus, centurionibus ducibusque per hos novem annos in hac aula conversatio mihi suppeditavit) Caesaria Majestas Vestra *erarii præfectis imperet, ut de nervis belli cogitent, novamque mihi pecuniam ad militem conscribendum suppeditent.*

Neun und dreißigſtes Hauptſtück.

Erſtes Auftreten Guſtav Adolphs in Deutſchland.

(Vom Jahr 1630 bis 1631.)

Es war am 24. Juni des Jahres 1630, als die Flotte Guſtav Adolphs an der deutſchen Küſte, und zwar bei der Inſel Rügen, landete. Der edle König betrat zuerſt den Boden Deutſchlands und kniete ſodann nieder, um den Segen des Himmels für ſeine heilige Unternehmung zu erflehen. Guſtav Adolph war von aufrichtiger Religioſität erfüllt, und übte die frommen Gebräuche nicht nur ſelbſt, ſondern forderte das Gleiche mit großer Entſchiedenheit von ſeinen Kriegern. Darum ſtellte er auch bei jedem Regiment einen Feldprediger an, welcher täglich Gottesdienſt halten mußte [1]). Im übrigen artete die religiöſe Richtung des Königs keineswegs zur Schwärmerei eines trüben Pietismus aus, ſondern blieb von dem Verſtande beherrſcht, und führte eben darum zur Beförderung eines ſittlichern Lebenswandels der Soldaten. Auf einen ſolchen, ſo wie insbeſondere auf Mäßigkeit hielt Guſtav Adolph ſo nachdrücklich, daß in ſeinem Heere die Mannszucht noch ſtrenger gehandhabt wurde, als im Friedländiſchen und Tilly'ſchen. Während ſchon hierdurch die ſchwediſchen Truppen vor den kaiſerlichen ein Uebergewicht behaupteten, wurde daſſelbe noch größer durch eine Grund-Reform, welche Guſtav Adolph in der Kriegskunſt einführte. Als der erſte Feldherr ſeiner Zeit überzeugte er ſich bald, daß zu große Maſſen in den Unterabtheilungen die Schnelligkeit der Bewegungen ſtören: er machte daher vornehmlich bei der Reite-

[1]) Petri Bargi Mars Succo-Germanicus:

»Addiderat militari continentiae et disciplinae religionem. — Nam singulis legionibus aderat Lutherani dogmatis praedicans, qui quotidianis concionibus vitia reprehenderet, exsecretque, ut singulis diebus binae saltem ad Deum preces haberentur, quas unusquisque legio in aciem disposita per rythmos vernacula lingua quasi hymnum concineret: tantum ardoris ex his praedicantibus militem imbiberat, ut propter Lutherani insanum dogma vitam omnesque spernerent.«

rei die Schwadronen kleiner, und die Zwiſchenräume der Bataillone bei dem Fußvolk größer. So wie er den bedeutenden Fehler einer einzigen Schlachtlinie durch die Hinzufügung einer zweiten Reihe als Reſerve verbeſſerte, gab er auch dem groben Geſchütz eine zweckmäßigere Einrichtung [2]). Mit der umfaſſenden Reform der Kriegskunſt verbanden ſich nun noch Eigenſchaften des Feldherrn, welche den Sieg an ſeine Fahnen feſſeln mußten. Der König beſaß bei hohem Muth und perſönlicher Tapferkeit vornehmlich Geiſtesgegenwart, raſchen Ueberblick und Blitzesſchnelle der Entſchlüſſe. Was aber noch mehr Erfolge verſprach, war die Energie, mit welcher er in ſchwierigen Lagen zu handeln, und insbeſondere die Unentſchloſſenheit Anderer zu überwältigen gewohnt war. Ein erſtes Beiſpiel davon ergab ſich ſchon bei dem Erſcheinen des Königs in Deutſchland.

Die bisherigen Siege des Kaiſers und der katholiſchen Liga hatten ihren Grund vorzugsweiſe darin, daß die Proteſtanten zu keinem einheitlichen Zuſammenwirken zu bringen waren, vielmehr durch die Theilnahmloſigkeit oder Neutralität ſich gegenſeitig zu Grunde richteten, welche mehrere mächtige Fürſten zu behaupten ſuchten. Guſtav Adolph wußte dieß ſehr genau, und war feſt entſchloſſen, die evangeliſchen Reichsſtände im Nothfall mit Gewalt zur Vertheidigung der Reformation zu zwingen. Der proteſtantiſche Herzog Bogislaw von Pommern wollte auch nach der Landung der Schweden jene Politik der Vereinzelung fortführen; allein Guſtav Adolph, nach den Eingebungen ſeiner Energie handelnd, rückte raſch vor die Feſtung Stettin, und forderte die Aufnahme einer ſchwediſchen Beſatzung. Vergebens begab ſich Bogislaw perſönlich zu dem König, um von dieſem Anerkennung ſeiner Neutralität auszuwirken; Guſtav Adolph beſtand vielmehr darauf, daß der Herzog Partei ergreifen müſſe, und daher zwiſchen der Unterſtützung des Königs oder des Kaiſers zu wählen habe. Solche Feſtigkeit wirkte: denn Bogislaw nahm nicht nur eine ſchwediſche Beſatzung in Stettin auf, ſondern verband ſich jetzt auch ſehr innig mit Guſtav Adolph. Letztere vertrieb nun die kaiſerlichen

---

[2]) Zeitgenoſſen rühmen die Anordnungen des Königs in der Heeraufſtellung und ſeine durchgreifenden Reformen in der Kriegskunſt überhaupt ſehr. So ſagt der ſchon angeführte Burgus, ein Offizier im Wallenſteiniſchen Heer, unter andern folgendes:

Sequebatur exercitam militum vitam ordinum prudens dispositio, qua cum aciem institueret, rex utebatur: ita enim aciem muniebat, ut in arcis modum milites pro moenibus starent: erant in acie propugnacula, cortinae ut vocant, cæteraque, quæ nostrorum temporum militaris architectonica ad muniendas arces invenit, quæque in plano posita figura patitur. Neque poterat aliquis partem ullam aciei aggredi, quin a fronte et ab utraque scloporum ictibus offenderetur. Equitatu insuper undique serviebat, qui ad congressum cogi non poterat, cum a pedite mira ordinum dispositione tegeretur, his tormentorum inauditus usus accesseret, quæ ita disponebantur, ut defenderent et laederent, ipsa ab hostium impressionibus tuta essent, quibus utentem artibus mortuum quidem divina providentia vidimus, at non acie fusum aut victum.

Truppen, welche seit den frühern Feldzügen Pommern besetzt hielten, bis auf einige feste Plätze aus der ganzen Landschaft.

Jetzt sollte der Kaiser zum ersten Mal die Folgen der Abdankung Wallensteins bitter empfinden, der letztere jetzt schon einen Vorgeschmack seines künftigen Triumpfes erhalten: denn die Heere Ferdinands II. waren sogleich nach der Entfernung des Friedländers in völlige Zerrüttung gefallen. Albrecht, Herzog von Friedland, stellte sich bei seiner Entlassung, als wolle er seinem Ehrgeiz Schranken setzen, und für immer in das Privatleben zurückkehren. Als die Anträge seiner Widersacher in Regensburg schon bekannt waren, ordnete er von Nürnberg aus (3. Juni 1630) auf seinen Gütern große Bauten an, welche auf die Absicht eines langen Aufenthalts dortselbst schließen lassen konnten [3]). Von Memmingen aus, wo er das Absetzungs-Urtheil erhielt, gab er dagegen nicht nur Befehle, die Bauten zu beschleunigen und zu erweitern [4]), sondern er erklärte in einem andern Schreiben sogar ausdrücklich, daß er für immer in Gitschin, seinem Hauptsitz, zu bleiben gedenke [5]). Doch seine eigent-

---

[3]) Derselbe war an Taxis gerichtet und hatte folgenden Inhalt:

Ich zweifle nicht, daß ihr euch werdet wegen meiner Gebäu auch, wie ich's angeordnet hab, alles Fleißes angelegen sein lassen, und da wegen des Gebäus zu Gitschin von Nöthen wär, daß mein Weib nach dem Neu-Schloß verreisen solle, solches daß in continenti geschieht und ihr fahrt fort mit den Gebäuen, wie ich's befohlen hab, ohne Verlierung einziger Minuten. Die Stallungen zu Smrkowitz vernehme ich, daß sie noch nicht gebaut werden, welches mich hoch Wunder nimmt. Mit dem Garten bei Gitschin, Fontanen, Grotten und anderen Sachen, wie's designirt ist worden, daß man auch fortfährt; das Haus zu Gitschin seht, daß es auf die Weis mobilirt wird, wie ich's anbefohlen hab. Schreibt dem Landeshauptmann von Sagan, wie auch dem Baumeister daselbst, daß sie sollen sehen, daß sie die Façaden der Häuser, so sie dort bauen, von Steinen oder Ziegeln bauen und schön und zierlich ausführen, in summa ich verlasse mich auf euch, daß ihr euch werdet wegen der Gebäu itzunder besser angelegen sein lassen, als man's zuvor gethan hat. Die Mönch zu Bezdiez und Leip, so zuvor das Geld, welches man zum Gebäu hat anwenden sollen, gestohlen haben, itzunder, daß man ihnen besser Achtung auf die Fäuste gibt, auf daß sie's nicht mehr thun und ihr zieht bisweilen dahin und seht, wie sie alles anstellen."

[4]) In einem Briefe an seinen Landeshauptmann, worin es heißt:

„Seht daß die zwei Capellen, meine und meines Weibes, heuer fertig mit allen requisitis sein, laßt die Altar darin machen, wie auch die fünf Altar in den Kirchen allerdings verfertigen, auf daß ich daselbst den Gottesdienst verrichten könnte, so seht ebenmäßig, daß alle Zimmer fertig werden, wie nicht weniger mit mobilien und schönen quadri versehen, denn in diesem verlasse ich mich allein auf euch, dieweil der Max nicht zur Stell ist und die andern sich auf solche Sachen nicht verstehn. So werdet ihr auch sehn, daß der Garten verfertigt wird und viel Fontanen daselbst gemacht. Die Loga laßt geschwind mit Zwerch- (Kreuz-) Gewölben und mit lavor di stucco zieren. Die grotta bei der loga daß sie ehest also verfertigt wird, wie ich dem Baumeister anbefohlen hab; bitt, laßt euch's angelegen seyn."

[5]) Das Schreiben ging wieder an Taxis, und Wallenstein drückt sich darin also aus:

„Ich vermeine zu Mitte Octobers (1630) zu Gitschin zu seyn, und daselbst stets zu verbleiben, dahero seht, daß das Gebäu verfertigt und die Zimmer ausgeputzt und mobilirt werden. Macht Provision von allen Sachen vor mich, insonderheit vom heurigen Wein, dieweil sie sehr gutt werden, laßt mir auch guten Wermuth-Most anmachen, der

liche Abſicht war eigentlich nur, in Pracht und Glanz die Zurückberufung zu dem kaiſerlichen Heere zu erwarten, welche er auf die Prophezeiung ſeines Aſtrologen Seni oder vielmehr in Folge der Unternehmung Guſtav Adolphs vorausſah. Schon die Ereigniſſe in Pommern kündigten an, daß der Friedländer über die erlittene Kränkung der Abſetzung bald Genugthuung erhalten, und die Hoffnung auf Zurückberufung erfüllt ſehen werde: denn die ſonſt fleggewohnten Truppen des Kaiſers konnten wegen mangelnder Mannszucht nicht einmal zum Gehorſam gegen ihre Führer, geſchweige zu Anſtrengungen und verzweifelten Kämpfen gebracht werden. Das Ausreißen nahm ſo ſehr unter ihnen zu, daß der kaiſerliche Oberbefehlshaber in Pommern, Torquati Conti, lediglich auf die Vertheidigung ſich beſchränken mußte. Als ein Verſuch, Stettin durch Ueberrumpelung zu nehmen, fehlgeſchlagen war, nahm Torquati gar ſeine Entlaſſung. Die Schweden bedrängten ihre Gegner nun auch in den wenigen Punkten, welche ſie noch inne hatten, auf das härteſte, und nahmen nicht nur Greifenhagen, ſondern auch Garz und Pyritz ein. Da die Kaiſerlichen jetzt nur noch Greifswalde, Demin und Kolberg beſaßen, ſo ſchickte ſich Guſtav Adolph an, mit Vertreibung der Wallenſteiniſchen Autoritäten das Fürſtenthum Mecklenburg an die legitimen Herzoge zurückzubringen. Nachdem er unter Guſtav Horn eine Heerabtheilung zum Schutze Stettins aufgeſtellt hatte, zog er nach Mecklenburg, und eroberte dort ſogleich Damgarten und Rübenitz. Zugleich erließ er eine Aufforderung an die Bevölkerung, ihre rechtmäßigen Herzöge wieder als Landesfürſten anzuerkennen, und zu dem Ende mit den Schweden ſich zu vereinigen.

Am Hofe Ferdinands II. hegte man früher keine hohe Meinung von den Fähigkeiten oder der Macht Guſtav Adolphs von Schweden, und ſah eben darum auf deſſen Einmiſchung in den deutſchen Religionskrieg mit Geringſchätzung herab. Jetzt, wo der kühne König die kaiſerlichen Truppen ſchon faſt aus ganz Pommern vertrieben hatte, und nun auch Mecklenburg in ſein Intereſſe zu ziehen ſuchte, ſah man die Unternehmung des Königs von Schweden allmählig mit andern Augen an. Für die erſte Zeit hatten die Kaiſerlichen durch plötzliche Einnahme von Roſtock zwar das weitere Vordringen Guſtav Adolphs in Mecklenburg verhindert; indeſſen die Bevölkerung erwartete nur einen günſtigen Augenblick, um ſich für den ſchwediſchen König zu erklären, und die feſte Stellung ſo wie die raſchen Siege deſſelben in Pommern erweckten auch bei den Proteſtanten in andern Gegenden Deutſchlands wieder Selbſtvertrauen und Hoffnung. Verſchiedene Reichsſtände beriethen ſich ſchon über die Unter-

---

dulce picante iſt, auf daß ich ihn kann deſto ehender haben. Im übrigen werdet ihr wiſſen, alles in ſolche Obacht zu nehmen, auf daß es gutt iſt. P. S. Laßt alle Ställ zu Gitſchin verfertigen, wie auch den Tummelplatz und das Ballhaus.“ —

stützung der schwedischen Waffen, und es wurden sogar Vorschläge gemacht, die gesammte evangelische Partei zur Rettung der Reformation wider Ferdinand II. zu vereinigen. Alles dieß machte nun auf den Hof des Kaisers großen Eindruck, und jetzt schon kam das Bedauern zum Vorschein, das Heer vermindert und Wallenstein abgesetzt zu haben. Maximilian von Baiern war es wiederum, der auf kräftige Maaßregeln drang, um den Siegeslauf des kühnen Schweden-Königs bei Zeiten aufzuhalten. Er handelte auch selbst unmittelbar, indem er nicht nur seinem Feldherrn Tilly den Auftrag ertheilte, dem Kaiser mit allen Truppen der Liga zu Hülfe zu ziehen, sondern auch den General von Pappenheim eiligst in's Mecklenburgische sandte, um dort die Wiedereinsetzung der vertriebenen Herzöge zu verhindern. Pappenheim überwältigte auch den Herzog von Sachsen-Lauenburg, welcher im Namen der mecklenburgischen Fürsten ein Heer aufgestellt hatte; dagegen fand Tilly bei seiner Ankunft an der Oder die Trümmer der kaiserlichen Heere in einem solchen elenden Zustand, daß er noch nichts Entscheidendes wider die Schweden zu unternehmen wagte [6]). Anfangs machte er wohl Miene zum Angriff, und nahm auch Neubrandenburg, so daß der schwedische General Gustav von Horn zu einer rückgängigen Bewegung veranlaßt wurde. Als aber die Nachricht einlief, daß sowohl Demin als Kolberg an Gustav Adolph sich ergeben hatten, gab Tilly Pommern auf, und wandte sich gegen Magdeburg. Dieser eifrig protestantischen Stadt sollte in Folge des Restitutions-Edikts ein katholischer Erzbischof in der Person eines kaiserlichen Prinzen (Leopold Wilhelm) aufgedrungen werden. Darüber äußerst bestürzt, und wie im vorigen Jahrhundert zur Vertheidigung der Religionsfreiheit entschlossen, ergriff Magdeburg offen die Partei Gustav Adolphs. Der Administrator Christian Wilhelm von Brandenburg, welcher abgesetzt worden war, hatte nämlich mit dem König von Schweden schon vor dessen Ankunft in Deutschland Unterhandlungen eingeleitet, und die Zusage von Hülfe erhalten. Als er hierauf im Stillen nach Magdeburg zurückkehrte, erklärte sich nicht nur die ganze Bürgerschaft für ihn, sondern es ward auch zwischen der Stadt und dem Schweden-König ein förmliches Bündniß abgeschlossen. Letzterer verpflichtete sich darin zur Beschützung Magdeburgs, wogegen ihm der freie Durchzug durch die Stadt und das Recht der Werbung daselbst eingeräumt wurde. Die mögliche Festsetzung Gustav Adolphs in jener wichtigen Elbe-Festung schien

---

6) Ein Sachkenner schilderte die üble Verfassung der kaiserlichen Heere in nachstehender Weise:

Exercitus est ex omnium gentium colluvie mixtus, quibus non lex, non mos, non lingua communis: alius habitus, alia arma, alia sacra, alii prope dii sunt. Plurimi Lutherani sunt aut Calvinistae: aut sub ducibus Lutheranis aut Calvinistis aliud cuique fas, nec quicquam illicitum. Stipendia iis ab aliquot annis debentur. Quid si illa reposcent? quid si in suae religionis socios pugnare nolint? quid si inter se vel adversus duces insurgant.

nun dem Grafen Tilly eine so bedenkliche Sache zu sein, daß er vor allem Magdeburg zu erobern suchte. Er schloß daher nach seinem Rückzug aus Pommern die Stadt sofort ein, und eröffnete eine ernstliche Belagerung derselben.

Bevor Gustav Adolph gegen den liguistischen Feldherrn ziehen wollte, glaubte er sich erst im Rücken noch mehr sichern zu müssen. Der Churfürst von Brandenburg verfuhr nämlich wie der Herzog von Pommern, und schwankte unentschlossen zwischen dem König von Schweden und dem Kaiser, indem er den Frieden zwischen beiden zu vermitteln suchte. Gustav Adolph wußte zu gut, daß nur entscheidende Siege die Reformation retten konnten, und daß also die Zeit zu Friedens-Unterhandlungen noch nicht gekommen sei. Zu jenen Siegen bedurfte er aber der Unterstützung der deutschen Protestanten, weil er der vereinigten Macht der katholischen Liga und des Kaisers nicht gewachsen war. Das Beispiel Churbrandenburgs mußte andere evangelischen Stände zur Antheilnahme an dem Krieg veranlassen, und so beschloß der energische König, auch den Churfürsten von Brandenburg mit Gewalt zur Vertheidigung der Reformation zu zwingen. Nachdem er denselben aufgefordert hatte, sein Heer mit den Schweden zu vereinigen, und den letztern seine festen Plätze zu öffnen, überfiel er mit gewohnter Schnelligkeit Frankfurt an der Oder, und nahm die Stadt mit Sturm. Um wegen der Niedermetzelung schwedischer Truppen in Neubrandenburg durch Tilly, sich zu rächen, wurde die kaiserliche Besatzung in Frankfurt an der Oder größtentheils niedergemacht. Was noch auffallender ist, gestattete der König, seiner sonst so strengen Mannszucht ungeachtet, dem Ungestüm seiner Soldaten sogar eine dreistündige Plünderung der Stadt. Als Georg Wilhelm sich fortwährend weigerte, in Spandau und Küstrin schwedische Besatzung aufzunehmen, ließ Gustav Adolph sein Heer allmählig näher an Berlin heranrücken. Dieser entschlossene Schritt wirkte; Georg Wilhelm verband sich mit den Schweden, und übergab denselben auch Spandau.

Mittlerweile hatte der Churfürst Johann Georg von Sachsen eine Zusammenkunft mehrerer evangelischer Fürsten in Leipzig veranstaltet, um über die Lage ihrer Partei und des Reichs zu berathen. Gustav Adolph ließ diese Versammlung nach der Einnahme Frankfurts beschicken, und zur Abschließung eines Bundes der deutschen Protestanten mit der Krone Schweden einladen. Der ritterliche König war nicht nur durch seine Siege, sondern auch durch ein anderes Ereigniß so sehr in Ansehen und Macht gestiegen, daß seine Freundschaft für keine geringfügige Sache mehr gelten konnte. Wir haben schon früher bemerkt, daß der Minister Richelieu in Frankreich dem Könige von Schweden zu einem Kriege gegen den Kaiser Unterstützung in Aussicht stellte. Anfangs nahm Gustav Adolph Anstand, zur Vertheidigung der Reformation mit einer katholischen Macht sich zu verbinden; doch später ward er anders gesinnt, und

am 13. Januar 1631 wurde zwischen ihm und Frankreich zu Verwalde ein Vertrag geschlossen, worin die letztere Macht zur Bezahlung von Hülfsgeldern sich verpflichtete. Hierdurch wurde der König von Schweden in den Stand gesetzt, seine Werbungen so sehr auszudehnen, und den Krieg gegen den Kaiser mit solchem Nachdruck zu führen, daß die gesammte evangelische Partei ohne Gefahr zu den Waffen greifen konnte. Unter diesen Umständen hätte man also erwarten sollen, daß die Anträge Gustav Adolphs von der Fürsten-Versammlung in Leipzig mit Freuden würden angenommen werden. Die Einmischung einer fremden Macht in innere Reichsangelegenheiten war freilich immer gefährlich; allein die Schweden waren ja ebenfalls Deutsche, und abgesehen auch hievon, so hatten die Fürsten schon zu oft bewiesen, daß sie ihre Privat-Interessen jenen des Reichs vorzuziehen gewohnt waren, und keinen Anstand nahmen, zur Beförderung der erstern mit fremden Mächten gefährliche Bündnisse einzugehen. Indessen der Churfürst von Sachsen besorgte bei der persönlichen Ueberlegenheit des schwedischen Königs ein so großes Ansehen desselben im Reiche, daß seine Eifersucht erwachte, und er die seltsame Politik ergriff, als Schiedsrichter zwischen die streitenden Theile zu treten. Man wies daher die Anträge Gustav Adolphs bei der Versammlung in Leipzig höflich zurück. Um aber gleichzeitig den Kaiser zu einem andern Verfahren gegen die Evangelischen zu nöthigen, beschloß die Versammlung nicht nur eine energische Vorstellung an denselben, sondern auch die Aufstellung eines Heeres von 40,000 Mann, um den gestellten Forderungen Nachdruck zu geben. In dem Schreiben an Ferdinand II. wurde die Aufhebung des Restitutions-Edikts und die Einstellung aller weitern Verfolgungen der Protestanten verlangt; was aber noch merkwürdiger war, die Adresse sprach auch die Ueberzeugung aus, daß das deutsche Reich in Folge des Religionskrieges an den Rand des Abgrundes gebracht worden sei [7]). Da sich dieß in der Folge so sehr bestätigte,

---

[7]) Die Leipziger Verbündeten drückten sich in ihrer Adresse an den Kaiser unter andern also aus:

„Sie hätten das kranke und gleichsam in Zügen liegende Römische Reich so ermüdet und abgemattet gefunden, daß es nicht länger werde dauren können, wenn es nicht durch Wiederaufrichtung eines guten Verständnisses, durch Rettung der deutschen Freiheit, Erhaltung der Fundamental- und anderer Reichs-Gesetze und Herstellung eines sicheren Friedens ehestens erquicket werde. Weil das Mißtrauen, so sich zwischen den katholischen und protestantischen Ständen von vielen Jahren her erhalten, wegen der geistlichen Güter seinen Ursprung genommen, die Katholischen aber nun zu gütlichen Unterhandlungen sich erboten, wozu auch sie geneigt wären, so erforderte die Nothdurft, daß vor allen das kaiserliche Edict wegen der Herausgabe solcher Güter, und die darauf angeordneten Commissionen und Executionen aufgehoben, und alles wieder in den vorigen Stand gesetzt werde.“

„Ferner werde der Stände Hoheit durch grausame unerhörte Bedrückungen von Seite des kaiserlichen Kriegsvolks äußerst gekränkt, die Reichsconstitutionen überschritten, das Reich mit neuen Werbungen angefüllt, die Contributionen gebothweise angesetzt und durch militärische Gewalt erhoben; wozu noch die Armee der Ligue komme, die nicht allein mit eigen-

so muß man über die Klarheit erstaunen, mit welcher die Fürsten-Versammlung in Leipzig des bevorstehenden Untergangs des deutschen Reichs sich bewußt war. Auf den Kaiser machte selbst dieser Umstand keinen Eindruck, sondern er hoffte immer noch auf die vollständige Vernichtung der Reformation, und gab daher auch dem Churfürsten Johann Georg von Sachsen und seinen Verbündeten eine ausweichende Antwort [8]).

---

mächtigen Durchzügen den protestantischen Ständen beträchtlichen Schaden zugefügt, sondern ihnen auch in das Land gelegt worden, aus dem ihr Unterhalt habe müssen geschafft werden. Der Kaiser erzeige sich gegen seine eigene Erblande so kaiserlich, landesfürstlich und väterlich, daß es durch Ausschreibung und Haltung öffentlicher Land- und Fürsten-Täge die freywillige Hülfsmittel begehre; es wäre höchst unbillig, daß das Reich, dessen Vorzüge und Freyheit weltbekannt seyen, unter einer solchen Bürde, als wenn dessen Stände bereits in die Dienstbarkeit gebracht wären, erliegen solle: es gehe demnach ihre Bitte dahin, einem so großen Elend, Jammer und Noth ein Ende zu machen, indem sie es in Ansehung ihrer Lande und Leute nicht länger mehr dulden könnten, und wenn sie über alle Erwartung durch militärische Gewalt dazu sollten gezwungen werden, so hofften sie, der Kaiser werde sie dagegen schützen, und es ihnen nicht verdenken, daß sie sich und ihr Land und Leute durch die von Gott und der Natur, auch den Reichsgesetzen zugelassene Defension dagegen bewahren."

8) Sie lautete in der Hauptsache, wie folgt:

„Die Klagen der protestantischen Stände liefen auf zwey Puncte hinaus, die Aufhebung des kaiserlichen Edicts und der Kriegsbeschwerden. Was den ersten beträfe, wolle er nicht wiederholen, aus was für Ursachen er zu Bekanntmachung des Edicts, welches an sich nichts anders, als der klare Buchstabe des Religionsfriedens und der bey dessen Schließung gepflogenen Handlungen sey, auf inständiges Ansuchen der gegen eben diesen Frieden so lange und hochbedrängten katholischen Stände mit vorhergehendem Rath der Churfürsten, bewegt worden, indem selbst viele die der katholischen Religion nicht zugethan, sonst aber in den Reichssatzungen erfahren seyen, aus Antrieb der hellerscheinenden Wahrheit die Gerechtigkeit des Edicts eingestehen müssen. Nachdem es nämlich der katholische Theil nicht mehr habe annehmen können, auf eitle, so oft hintertriebene Tractaten sich weisen zu lassen; nachdem seinem erlittenen Unrecht durch keine Urtheile des Reichshofraths nnd Kammergerichts zu steuern gewesen, die Eingriffe und Thathandlungen sich täglich gehäufet, habe er seinem Gewissen und Pflichten nach kein bewährteres Mittel gefunden, des Reichs Wohlfahrt zu befördern und in so klaren Sachen die Justiz den Beleidigten auf einmal zu ertheilen."

„Was den zweyten Punct betreffe, bedaure er selbst die Unglückseligkeit seiner Regierung, daß nicht sowohl durch die Macht seiner und des Reichs offenbarer Feinde, als vielmehr durch Vorschub der heimlichen und innerlichen, und die von letzteren bewirkte Verhinderung und Hintertreibung aller guten Vorschläge, die Sache in eine solche Verwirrung gebracht worden, daß es zu den ihm allezeit beliebten, ordentlichen, in den Reichssatzungen wohlbedächtlich vorgesehenen Mitteln, den Feinden Widerstand zu thun, nie gelangen können. Auch sey ihm leid, daß diejenigen Mittel, derer er sich bisher aus Noth beholfen, so beschaffen seyen, daß sie zum heftigsten endlich von denjenigen, so darunter leiden, empfunden werden müssen, wie er dann die übermäßigen Bedrängnisse, eigenthätige Erpressungen und andere schwere Excesse seiner Miliz nie gutgeheißen, sondern sich zum öftern erbothen, wenn besondere Fälle angezeigt würden, sie exemplarisch zu bestrafen."

Vierzigstes Hauptstück.

Eroberung Magdeburgs durch Tilly. Niederlage des letztern bei Leipzig.

(Jahr 1631.)

Während der unternehmende König von Schweden vergebliche Anstrengungen machte, alle evangelischen Reichsstände zur Vertheidigung der Reformation zu vereinigen, während die Versammlung protestantischer Fürsten in Leipzig vielmehr die weisen Vorschläge des Königs mit berechneter Kälte behandelte, machte der liguistische Feldherr Tilly Anstalten, den Protestanten einen neuen Schlag beizubringen, welcher ihren Schrecken noch höher steigern sollte. Der Administrator Christian Wilhelm in Magdeburg hatte diese Stadt zu Anfang des Jahres 1631 mehrere Wochen mit Erfolg vertheidiget, und Tilly mußte die Belagerung sogar auf einige Zeit unterbrechen, um sich durch verschiedene Manöver wider das siegreiche Vordringen der Schweden zu sichern. Als er seinen Zweck erreicht hatte, und zugleich die Bedenklichkeiten der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg wahrnahm, mit Gustav Adolph sich thatkräftig zu verbinden, so führte Graf Tilly sein gesammtes Heer vor die Thore von Magdeburg zurück. Am 30. März 1631 begann die Belagerung von Neuem, und zwar mit dem größten Nachdruck.

Die Bürger der Stadt hatten ihre Festungswerke durch Anlegung einiger neuen Schanzen verstärkt, Trotz-Tilly, Trotz-Pappenheim zubenannt, und waren überhaupt zu einer verzweifelten Gegenwehr entschlossen. Gustav Adolph hatte ihnen zugleich einen eben so erfahrnen, als tapfern Offizier, einen Herrn von Falkenberg, gesendet, um die Vertheidigung der Festung zu leiten; gleichwohl war der Widerstand äußerst schwierig, und für die Dauer selbst unmöglich, weil sich in Magdeburg nur 2000 Soldaten befanden, und die streitfähigen Bürger zur Besetzung der ausgedehnten Befestigungs-Werke nicht zureichten. Graf Tilly, durch

den tapfern General Pappenheim auf das kräftigste unterstützt, besaß noch überdieß, im Verhältniß zur Besatzung der Stadt eine so große Uebermacht, daß er bald mehrere Außenwerke überwältigen konnte. Um ihre Kräfte mehr zu concentriren, zogen sich die Belagerten jetzt aus den Vorstädten Sudenburg und Neustadt zurück. Als letztere von dem Feinde sogleich in Brand gesteckt wurden, war die Lage der berennten Stadt schon sehr mißlich. General Pappenheim erkannte dieß bald, und rieth fortwährend zu kühnen Stürmen auf die Festung, bevor dieselbe von den Schweden entsetzt werden könne. Um einen allgemeinen Sturm bald auszuführen, machte der genannte General mit Zustimmung Tilly's eine Seitenbewegung, indem er in einiger Entfernung von Magdeburg (bei Schönebeck) über die Elbe ging, und der eingeschlossenen Festung nun von einer der Stellung Tilly's entgegengesetzten Seite sich näherte. Unterdessen hatte der Oberfeldherr der Liga durch abgesendete Trompeter zu verschiedenen Malen die Ergebung Magdeburgs gefordert, doch stets eine abschlägige Antwort erhalten: denn die Bürger zählten außer auf ihren Muth auch auf die Hülfe der nahen Schweden. Da die letztere Hoffnung nur zu gegründet zu sein schien, weil einige Tagmärsche den kühnen König mit seinem Heere nach Magdeburg bringen konnten, so mußte entweder die Belagerung aufgehoben, oder vor dem Eintreffen der Schweden ein allgemeiner Sturm versucht werden. Graf Tilly forderte in solcher kritischen Lage das Gutachten eines Kriegsrathes, und dieses fiel entschieden für den Versuch des Sturmes aus. Da durch die erwähnte Bewegung Pappenheims alle Vorbereitungen dazu getroffen waren, so bestimmte Tilly den 10. Mai (1631) zur Ausführung des Sturmes.

Der Vorläufer desselben war eine Kriegslist, durch welche sich die Bürger Magdeburgs wirklich blenden ließen. Gleichsam als wären die Schweden zur Entsetzung Magdeburgs im Anzuge, ließ der Oberfeldherr der Liga das Feuer des Belagerungs-Geschützes am 9. Mai plötzlich einstellen, verschiedene Batterien abfahren, und andere scheinbare Anstalten zur Aufhebung der Belagerung treffen. Erschöpft durch die Anstrengungen in der Vertheidigung, und insbesondere durch die vielen Nachtwachen ermattet, wollten die Bürger jetzt einige Ruhe sich gönnen, und durch den Schlaf sich stärken. Das nur wollte ihr Widersacher, und am Morgen des 10. Maitages 1631 gaben die Lärmkanonen im Lager des liguistischen Heeres das Zeichen zum Sturm. Bei den neustädtischen Werken schien eine schwache Seite der Festung zu sein, und dort begann der Ungestüm des heldenmüthigen Pappenheim nach den Befehlen Tilly's den Angriff. Noch lagen die Bürger im Schlaf, und die Besatzung in den neustädtischen Werken war sehr schwach; glücklich erstieg also Graf Pappenheim den Wall. Dietrich von Falkenberg hörte auf dem Rathhause, wo er mit einem Abgesandten Tilly's beschäftigt war, kleines Ge-

wehrfeuer von der Seite der Neustadt: mit Blitzesschnelle drang die Ahnung der Gefahr durch seine Seele, eben so rasch versammelte er eine kleine Kriegerschaar um sich, und eilte nach dem bedrohten Punkte. Wohl entwickelte er dort die glänzendste Tapferkeit, um den eingedrungenen Feind wieder zurückzutreiben; doch er mußte der Uebermacht weichen.

Auch jetzt gab Falkenberg die Hoffnung noch nicht auf. Durchdringende Rufe, in Verbindung mit den gellenden Tönen der Sturmglocken, rüttelten die Bürger allgemein aus dem Schlafe, und ermunterten sie zur eiligen Ergreifung der Waffen. Trotz der Ueberraschung derselben, gelang es der Geistesgegenwart Falkenbergs gleichwohl, in ihre Reihen Ordnung zu bringen, und überhaupt eine nachdrückliche Vertheidigung der Stadt einzuleiten. Da fand leider Falkenberg plötzlich seinen Tod, und es mangelte nun an der zweckmäßigen Oberleitung des Widerstandes. Unterdessen hatte Tilly den Sturm auf der andern Seite der Stadt mit den Hauptmassen eröffnet. In Folge der Verwirrung, welche der Fall Falkenbergs veranlaßt hatte, gelang es auch dort einigen Regimentern Tilly'schen Fußvolkes, die Wälle der Festung zu erklimmen. Von zwei Seiten gefaßt, wurden die Bürger jetzt auf das schrecklichste bedrängt, leisteten aber unter Anführung eines ausgezeichneten Offiziers, des Hauptmanns Schmidt, immer noch den heldenmüthigsten Widerstand. Das Verderben Magdeburgs sollte unabwendbar sein, auch Hauptmann Schmidt fiel demnach auf dem Wahlplatz, als schon die Tilly'schen wieder zu weichen begannen, und dieses neue Unglück brachte wiederum Verwirrung in die schwachen Ueberbleibsel der Besatzung. Den eingedrungenen Tilly'schen gelang es nun, den Hauptmassen ihres Heeres zwei Thore zu öffnen: wie eine wilde Fluth stürzten sich die letztern hierauf in die Straßen Magdeburgs, und schnaubten, wie hungrige oder gereizte wilde Thiere, nach Beute und Rache.

Es gibt Auftritte in der Geschichte, wo es zweifelhaft ist, ob verwilderte Menschen einen Vorzug vor unvernünftigen Geschöpfen behaupten, und solche ergaben sich am 10. Mai 1631 zu Magdeburg nach Eroberung der Stadt durch das Tilly'sche Heer. Aller Zügel der Kriegszucht entledigt, durchrasten die Soldknechte Tilly's die Straßen der Stadt, erbrachen Häuser und Kirchen, und erwürgten ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts alles, was ihnen aufstieß. Die Scene nahm einen solchen Charakter grasser Barbarei an, daß Tilly selbst von einigen seiner Offiziere beschworen wurde, dem Vandalismus seiner Soldknechte ein Ziel zu setzen. Indessen Tilly befleckte seinen Namen durch die gefühllose Erklärung: „Der Soldat muß für seine Anstrengungen und Wagnisse eine Entschädigung haben: kommt in einer Stunde wieder!“ So wurde denn das Rauben und Würgen rücksichtslos fortgesetzt. Als das Jammergeschrei der wehrlosen Einwohner zum Himmel

stieg, erhob sich vollends ein dichter Qualm von Rauchwolken, dem alsbald glühende Flammen folgten. Magdeburg war in Brand gesteckt, und, um das Elend voll zu machen, blies ein heftiger Wind das Feuer von allen Seiten an. Tausende von Bürgern und Einwohnern starben nun auch in den Flammen: Magdeburg war in Zeit von 12 Stunden ein Aschenhaufen, die Bürgerschaft dortselbst der Mehrzahl nach ermordet, erstickt oder verbrannt, denn 30,000 Menschen hatten das Leben verloren. Nachdem die wilden Schaaren Tilly's noch bis zum 13. Mai die Brandstätten durchwühlten, um in Kellern und Gewölben zu plündern, erfolgte endlich an diesem Tage der Befehl zur Rückkehr unter die Kriegszucht. Die Domkirche allein hatte noch einer ansehnlichen Zahl von Einwohnern einen sichern Zufluchtsort gewährt; diesen schenkte der Oberfeldherr der Liga am 14. Mai nach seinem Einzug in die Stadt das Leben.

Je mehr die Standhaftigkeit Magdeburgs in der Vertheidigung der Reformation seit den Zeiten Karls V. von dem gesammten protestantischen Deutschland bewundert wurde, je gewerbreicher und blühender jene bedeutende Stadt gewesen war, desto größer mußte der Schmerz sein, den ihr schreckliches Schicksal bei den Evangelischen hervorbrachte. Allgemein war darum die Wehklage, und überall fragte man sich zugleich: „konnte Gustav Adolph solchen Jammer unthätig geschehen lassen, während sein siegreiches Heer nur wenige Tagmärsche entfernt stand?“ War irgend Jemand über das unermeßliche Unglück tief betrübt, so war es der edle König von Schweden; allein die Umstände hatten die rechtzeitige Entsetzung Magdeburgs ihm unmöglich gemacht. Zuerst mußte er schon durch das Zaudern des Kurfürsten von Brandenburg eine kostbare Zeit verlieren, und als er durch die Einräumung Spandau's seinen Rücken endlich gesichert sah, verweigerte ihm der Kurfürst Johann Georg von Sachsen den Durchmarsch durch sein Land. Nur in dieser Richtung glaubte Gustaph Adolph dem bedrängten Magdeburg mit Erfolg zu Hülfe ziehen zu können: er drang deßhalb wiederholt in den Kurfürsten von Sachsen, den Durchzug zu gestatten; doch vergeblich. So verlief Stunde um Stunde, bis endlich die Trauerbotschaft der Zerstörung Magdeburgs im schwedischen Lager ankam. Mehr der Kurzsichtigkeit und der Selbstsucht deutscher protestantischer Fürsten, als der Unthätigkeit Gustav Adolphs war das Unglück demnach beizumessen, wie letzterer selbst in einer Denkschrift nachwies.

Die nächsten Folgen des neuen Siegs Tilly's bestanden darin, daß die protestantischen Reichsstände in Schwaben und Franken zu dem Rücktritt von dem Leipziger Bunde gezwungen wurden. Noch ein Mal schien also ein vollkommener Triumph des Kaisers über die Reformation unvermeidlich zu sein, als plötzlich alles sich änderte. Durch die namenlosen Greuel in Magdeburg war der Bogen von Seite des liguistischen

Heeres bis zum Brechen überspannt worden. Jedes Uebermaß der Art rächt sich, und so brachte denn die Zerstörung Magdeburgs eine Sinnes-Aenderung bei verschiedenen protestantischen Fürsten hervor, welche vorher selbst die Energie Gustav Adolphs nicht zu erwirken vermochte. Johann Georg von Sachsen wandte sich nämlich von jetzt an endlich der Einsicht zu, daß seine Neutralität ein Unding sei, und zugleich mit der Reformation sein eigenes Haus zu Grunde richten müsse. Darum betrieb er die Kriegsrüstungen eifriger, gewöhnte sich an den Gedanken zum Krieg gegen Ferdinand II. und suchte bei den noch übrig gebliebenen Mitgliedern des Leipziger Bundes Muth und Selbstvertrauen aufrecht zu erhalten. Inzwischen war auch Gustav Adolph eifrig bedacht gewesen, sich in eine Verfassung zu setzen, welche ihm endlich ein entscheidendes Handeln gegen das Tilly'sche Heer erlaube. Anstatt im Verein mit dem König nach der Zerstörung Magdeburgs mit Ernst dahin zu wirken, den drohenden Untergang der Reformation abzuwenden, verlangte der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg in solcher Krisis gerade umgekehrt die Zurückgabe der Festung Spandau, und wollte also zu seiner schwachsinnigen Politik der Neutralität zurückkehren. Gustav Adolph hierüber auf das äußerste entrüstet, gab zwar den Befehl zur Räumung von Spandau, schwur aber, den Kurfürsten nunmehr als einen offenen Feind zu behandeln. Als sein Heer vor den Thoren von Berlin erschien, und der Ernst der Drohung unverkennbar wurde, nahm Georg Wilhelm andere Gesinnungen an, und beschloß, nun aufrichtig mit den Schweden sich zu vereinigen. Er ließ denselben also nicht nur die Festung Spandau zu ihrer Sicherheit, sondern zahlte auch Hülfsgelder, und stellte selbst Küstrin zum Behufe freier Durchzüge zur Verfügung seines neuen Verbündeten. Jetzt konnte Gustav Adolph daran denken, etwas Entscheidendes gegen den Oberfeldherrn der Liga vorzunehmen, um den üblen Folgen des Unglücks in Magdeburg zu steuern, und dafür Entschädigung zu erhalten.

Graf von Tilly hatte nach der Zerstörung der genannten Stadt den Plan gefaßt, den Landgrafen von Hessen-Kassel, einen sehr gehaßten Widersacher der katholischen Liga, anzugreifen; allein Gustav Adolph folgte dem liguistischen Heere, entsendete einen Theil seiner Truppen auf das linke Elbe-Ufer und bezog mit den Hauptmassen ein befestigtes Lager bei Werben. Bei dieser drohenden Stellung der Schweden durfte Tilly den Angriff gegen Hessen-Kassel nicht wagen; er änderte also seinen Plan, indem er gegen die Elbe zurückging, und dem Könige von Schweden eine Schlacht zu liefern suchte. Da indessen Gustav Adolph sein verschanztes Lager nicht verließ, so war auch diese Absicht nicht auszuführen. Die Gegenden, in welchen beide feindliche Heere standen, waren durch die anhaltenden Hin- und Herzüge von Truppen schon so ausgesogen, daß sie hinlängliche Lebensmittel für die Armeen nicht mehr

liefern konnten. Graf Tilly verlangte daher von dem Kurfürsten zu Sachsen, ihm aus seinem Lande die nothwendigen Bedürfnisse verabfolgen zu lassen. Johann Georg, zu dem Bruch mit dem Kaiser endlich entschlossen und bereits stark gerüstet, schlug aber jenes Begehren ab. Nun beschloß der Feldherr der Liga Gewalt zu brauchen, und ließ wirklich einen Theil von Sachsen, namentlich Merseburg, Zeitz, Weißenfels und Naumburg, besetzen. Hierauf zog das liguistische Heer vor Leipzig, und begann nach der Verweigerung der Uebergabe die Beschießung der Stadt. Nach vier Tagen war auch Leipzig eingenommen, und so die Gefahr des Kurfürsten bedeutend. In solcher Lage zauderte dieser daher nicht länger, mit Gustav Adolph ein Bündniß einzugehen. Johann Georg hatte sich schon vor der Einnahme Leipzigs dazu entschlossen, und nach Torgau begeben, um die Vereinigung mit den Schweden ohne Anstand auszuführen. Als er von dort aus dem Könige seine Anträge gemacht, ging der letztere mit seinem Heere bei Wittenberg über die Elbe und vereinigte sich bei Düben mit der sächsischen Armee. Alsbald erfolgte der Aufbruch, um nach dem Wunsche des Kurfürsten Johann Georg dem Grafen Tilly eine Schlacht zu liefern.

Der Feldherr der Liga erwartete eine Verstärkung, welche ihm die Generale Altringen und Fugger zuführen sollten. Er wollte daher bis zum Eintreffen derselben die Schlacht vermeiden, und sein Lager unterdessen verschanzen. Graf Pappenheim gerieth jedoch in Folge seines kurzen Gesichts beim Recognosciren so sehr in die Nähe des gegnerischen Heeres, daß er mit demselben in's Handgemenge verwickelt wurde. Tilly erschrak ungemein, als er die Nachricht von diesen Vorgängen erhielt, wollte jedoch die Abtheilung unter Pappenheim, als seine Kerntruppen, nicht vergeblich opfern, und sandte derselben sohin Verstärkung zu. So wurde auch er in die Schlacht hineingezogen, die sich bei Leipzig in der Gegend von Breitenfeld nun entspann. Auf dem rechten Flügel des vereinigten Heeres der Verbündeten standen die Schweden, und auf dem linken die Sachsen. Nachdem die Schlacht von den Verbündeten durch ein heftiges Feuer des groben Geschützes eröffnet worden war, erlitt das liguistische Heer wegen seiner Aufstellung in zu großen Massen schon hiebei einen größern Verlust. Tilly, um einen Wendepunkt herbeizuführen, ließ den linken Flügel der gegnerischen Schlachtordnung, die Sachsen, mit Ungestüm angreifen, und brachte dieselben wirklich zum Weichen. Gleichzeitig stürmte Graf Pappenheim mit dem Kern der Reiterei auf den rechten Flügel, die Schweden, ein; doch hier erwiesen sich die Reformen Gustav Adolphs in der Kriegskunst als so trefflich, daß alle Tapferkeit Pappenheims nichts auszurichten vermochte. Sechs Mal wurde der Angriff mit dem größten Ungestüm erneuert, und eben so oft entschieden zurückgeschlagen. Als der Schweden-König die Sachsen weichen sah, traf der vollendete Feldherr sogleich Anstalten, den üblen Fol-

gen dieser Niederlage vorzubeugen. Schnell sandte er frische Truppen ab, um in die Lücke einzurücken, und so den rechten Flügel zu decken. Als Tilly nach der Verfolgung der Sachsen nun den rechten Flügel des Feindes umgehen, und ihn im Rücken nehmen wollte, fand er sich unerwartet durch eine kampflustige Schaar aufgehalten. Zugleich wurde er durch die völlig neuen Manöver Gustav Adolphs erst verlegen, und dann ganz verwirrt. Als der schwedische König nun seinerseits die Offensive ergriff, und durch die rasche Seiten-Bewegung einer abgesendeten Schaar der liguistischen Artillerie in Rücken zu kommen suchte, wandte sich die Schlacht zur völligen Niederlage Tilly's. In der That schlug jene schwedische Heer-Abtheilung die Schutzwache des gegnerischen groben Geschützes in die Flucht, eroberte das letztere, und richtete es gegen die Tilly'schen. Diese kamen jetzt in gänzliche Unordnung, und stäubten, mit Ausnahme einiger Regimenter Wallonen, nach allen Seiten auseinander. Obgleich Graf Tilly den verzweifelten Widerstand jener Wallonen selbst leitete, so wurden doch auch diese bis auf 600 Mann niedergehauen. Mit geringen Ueberbleibseln seines Heeres, und schwer verwundet, trat der sonst gefürchtete Tilly seinen Rückzug über Halle nach Halberstadt an. So endete die Schlacht bei Leipzig am 11. September 1631 mit einem glänzenden Siege Gustav Adolph's, wodurch dem gesammten Krieg eine wesentlich andere Wendung gegeben wurde.

Ein und vierzigstes Hauptstück.

Siegreiches Vordringen der Protestanten. Rückkehr Wallenstein's zu den kaiserlichen Heeren.

(Vom Jahr 1631 bis 1632.)

Der begabte König von Schweden wußte nicht nur den Feind in offener Feldschlacht zu überwinden, sondern auch den Sieg mit umsichtigem Blicke zu benützen. Da die Niederlage des gefürchteten Zerstörers von Magdeburg die Protestanten mit neuer Zuversicht erfüllen, und zum thatkräftigen, einheitlichen Zusammenwirken bestimmen mußte, so gründete Gustav Adolph hierauf den Plan, die katholische Liga zu entwaffnen, oder wenigstens empfindlich zu schwächen, und hierdurch dem Kaiser seinen mächtigsten Stützpunkt zu entziehen. Zu dem Ende beschloß er nach der Schlacht bei Leipzig, den Krieg sogleich in die liguistischen Länder zu spielen. Unverzüglich wurde zur Ausführung des Entschlusses geschritten, indem der König rasch nach Erfurt vorrückte. Nachdem diese protestantische Stadt dem Sieger mit Freuden ihre Thore öffnete, gab Gustav Adolph dort der ganzen evangelischen Partei Deutschlands die feierliche Versicherung, daß er nicht aus Eigennutz, nicht der Eroberung wegen, sondern nur zum Schutze der hart bedrängten Lehre Luthers in Deutschland erschienen sei, nun aber nicht rasten werde, bis er die ihm theure Lehre für immer gerettet habe. Fortan erhob sich das Vertrauen der Protestanten wieder zur Begeisterung, und sie wetteiferten, ihren Schützer durch Geld, Lebensmittel oder Mannschaft zu unterstützen. Mit allem wohl versehen, brach Gustav Adolph von Erfurt gegen Würzburg auf, und fand auf dem Marsche in der Reichsstadt Schweinfurt dieselbe freundliche Aufnahme, als in Erfurt. Als er durch Zurücklassung einer

schwedischen Besatzung in Schweinfurt sich den Rücken einigermaßen gedeckt hatte, zog er schnell vor die Stadt Würzburg, besetzte dieselbe ohne Widerstand, und nahm hierauf die Citadelle oder das befestigte Schloß mit Sturm ein.

Während dieser glänzenden Erfolge des Königs hatte der liguistische Oberfeldherr in Hessen endlich die lange erwartete Verstärkung unter den Generalen Altringen und Fugger an sich gezogen, und durch neue Werbungen sein Heer wieder auf 40,000 Mann gebracht. Allein er fürchtete seit der Schlacht bei Leipzig die großen Feldherrn-Gaben Gustav Adolphs so sehr, daß er noch eine weitere Verstärkung aus Lothringen von 40,000 Mann erwarten wollte, bevor er gegen den König wieder zu Felde ziehe. In Aschaffenburg, wohin Tilly deßhalb zuerst gegangen war, stieß die Heer-Abtheilung aus Lothringen wirklich zu ihm, und er war dem Könige wieder an Streitkräften überlegen. Dessenungeachtet wich er demselben aus, indem er über Rothenburg an der Tauber in das Ansbachische rückte. Gustav Adolph verbreitete sich jetzt siegreich über ganz Franken, besetzte nicht nur Aschaffenburg, Hanau und Frankfurt am Main, sondern setzte auch über den Rhein, um eines der thätigsten Mitglieder der katholischen Liga, den Kurfürsten von Mainz, anzugreifen. Wirklich nahm er Mainz selbst ein, und so war denn der Entschluß des Königs, die Liga durch Besetzung ihrer Länder zu entwaffnen, schon größtentheils ausgeführt.

Um den Krieg gleichzeitig auch in die Länder des Kaisers zu spielen, hatte man schon nach der Schlacht bei Leipzig beschlossen, daß der Kurfürst Johann Georg von Sachsen mit seinem Heere nach Böhmen vorrücke. Auch dieses wurde ausgeführt, und Ferdinand II. also an einer äußerst empfindlichen Seite angegriffen. In Oestreich hatte derselbe die Reformation zwar durch die Uebermacht der Liga wieder erdrückt: allein die protestantische Bevölkerung seufzte über den Glaubenszwang, und blieb im Geheimen der lutherischen Lehre treu ergeben. Von Böhmen konnte nichts anderes erwartet werden. Wenn nun dort das Volk, von einem evangelischen Heere unterstützt, zur Wiederherstellung der Reformation die Waffen ergreifen würde, so konnten auch in Oestreich wieder aufrührerische Bewegungen entstehen. Eingedenk noch überdieß seiner blutigen Thaten in Böhmen nach der Schlacht am weißen Berge, fürchtete der Kaiser auch die Rachsucht des Volkes, und war daher über das Vordringen der Sachsen im äußersten Grade bestürzt. Darum suchte er die Freundschaft des Kurfürsten Johann Georg wieder zu gewinnen, und gab dem General Tiefenbach, welcher die Lausitz besetzt hatte, den Befehl zur Räumung jenes Landes. Gleichwohl drangen die Sachsen immer weiter in Böhmen vor, und besetzten zuletzt selbst Prag.

Ferdinand II. sah sich nun auf das äußerste gedrängt; doch immer

noch zur Verfolgung der Reformation entschlossen, und durch die Größe seiner Gefahr noch nicht entmuthiget, versammelte er seinen Staatsrath, um mit ihm über die Mittel zur Rettung zu berathen. Da Gustav Adolph siegreich im Herzen der liguistischen Länder stand, der katholische Bund demnach mit sich selbst zu thun hatte, und an eine Unterstützung des Kaisers nicht denken konnte, so blieb natürlich nichts übrig, als wieder ein eigenes, starkes Heer Ferdinands II. auf die Beine zu bringen. Welcher Feldherr besaß aber einen so großen Namen, um die Werbungen in der kurzen Zeit zu Stande zu bringen, welche die verzweifelte Lage des Kaisers vorschreiben mußte? Etwa Albrecht von Wallenstein, Herzog zu Friedland? Indessen dieser war ja auf dem Kurfürsten-Tage zu Regensburg von dem Reichsoberhaupt so empfindlich gekränkt, seinen Feinden rücksichtslos geopfert worden! Trotz solcher Bedenklichkeit war es doch der Name Wallenstein's, welcher in dem Rath des Kaisers zuerst genannt wurde. Man fühlte freilich, wie sehr sich Ferdinand II. herabgebe, bei seinem Feldherrn gleichsam um Gnade oder Verzeihung bitten zu müssen; man erkannte wohl, daß der Schritt zugleich mit großen Opfern verbunden sein müsse, da Wallenstein maaßlose Forderungen stellen werde. Doch die äußerste Noth des Kaisers ließ keine andere Wahl zu, und so wurde denn beschlossen, mit dem Friedländer Unterhandlungen einzuleiten. Der kaiserliche Hof hielt die Versöhnung mit Wallenstein für so schwierig, daß zwei der einflußreichsten Minister, der Fürst von Eggenberg und Herr von Questenberg, in Person abgeordnet wurden, um dem Herzog von Friedland die Anträge des Kaisers zu überbringen. Questenberg war schon vor der Besetzung Prags (im October 1631) durch die Sachsen, dorthin zu Wallenstein gesendet worden, von diesem aber wegen gichtischer Leiden abschläglich beschieden worden. Nach dem Rathe Questenbergs schrieb hierauf Ferdinand II. eigenhändig an den Friedländer, und bat ihn flehentlich um abermalige Uebernahme des Oberbefehls über die kaiserlichen Heere [1]). Als Wallenstein bei seiner Weigerung beharrte, traf im December 1631 der Fürst von Eggenberg bei ihm in Znaim ein, und vereinigte seine Zusprache mit jener

---

[1]) Der Brief des Kaisers lautete also:

„Wie gern ich nun Ew. Liebden mit fernerem in Sie setzen, bevorab bei Ihrer jedesgrischen Indispposition, verschonen wollte, so ergehet doch, alldieweil die Gefahr von Tag zu Tag größer wird und je länger man derselben zuschaut, desto beschwerlicher das Hauptwerk sich anlassen und einen unremedirlichen habitum contrahiren möchte, an Ew. Liebden das gnädigste Ersuchen und Begehren, sich mit dem ehesten aufzumachen und, da Dero Gelegenheit nicht sein möchte gar hierher, doch wenigstens an einen solchen nahe gelegenen Ort gegen oder in Oestreich zu begeben und mich von dort aus von Ihrer Ankunft zu berichten, auf daß ich dahinwärts meine route zu Ew. Liebden anordnen könnte, wie ich mir dann die verläßliche Hoffnung machen will, daß Ew. Liebden so in der gegenwärtigen Noth mich begriffen sehn, mir nicht aus Handen gehn, vielweniger mich verlassen werden."

des Kaisers. Albrecht von Wallenstein, welcher natürlich nur berechnete oder verstellte Schwierigkeiten erhob, willigte auf die ungeheuern Anerbietungen Eggenbergs endlich ein, dem Reichsoberhaupt ein neues Heer von 40,000 Mann zu werben. In Uebereinstimmung mit den frühern Erfahrungen beschränkte sich das Versprechen des Friedländers keineswegs auf leere Worte, sondern wurde in der That ausgeführt; ja was noch mehr in Erstaunen setzen muß, schon in der überaus kurzen Zeit von drei Monaten, also bis zum März 1632, war das neue Heer des Kaisers von 40,000 Mann wirklich organisirt. Wie dieß möglich gewesen sei, haben wir schon früher erklärt: hier kamen indessen noch besondere Gründe hinzu, um den Zulauf zur Werbfahne Wallenstein's zu beschleunigen, wie zu vermehren. Dieser Feldherr machte nämlich öffentlich bekannt, daß in seinem Heere jedem gemeinen Soldaten täglich ein Pfund Fleisch, zwei Pfund Brod, und zwei Maaß Bier oder eine Maaß Wein verabreicht werde, jeder Fußgänger hingegen noch außerdem monatlich vier, ein leichter Reiter sechs, und ein Kürassier neun Gulden Geldgehalt empfange. Eine solche Bezahlung neben der schwelgerischen Verpflegung war an sich schon sehr groß, in Berücksichtigung des damaligen Geldwerths aber vollends enorm, kein Wunder also, daß Handarbeiter aller Art sich anwerben ließen. Um den Zulauf noch mehr zu vergrößern, bemühte sich der Friedländer vorzüglich, auch Protestanten zur Eintretung in sein Heer zu bewegen. Schon aus der Stelle, welche wir oben in der Anmerkung 6 des vorigen Hauptstücks mittheilten, geht hervor, daß im dreißigjährigen Kriege seltsam genug auch viele Evangelische in den Heeren Ferdinands II. sich befanden, und sohin selbst gegen ihren Glauben stritten, dem sie gleichwohl sehr eifrig anhingen. Um ein Gleiches auch jetzt zu erzielen, ließ Wallenstein öffentlich erklären, daß das neue, von ihm aufzustellende Heer nicht den Zweck habe, die evangelische Religion zu unterdrücken, sondern nur die Fremden von der Einmischung in deutsche Reichsangelegenheiten abzubringen, und wieder aus dem Lande zu jagen. Diese Erklärung wirkte, und es strömten daher abermals viele Protestanten zu der Werbfahne des Friedländers. So hatte letzterer demnach eine neue stattliche Armee dem Kaiser in's Feld gestellt, freilich auf Kosten des herabgegebenen reichsoberhauptlichen Ansehens. Damit er aber seinen Gebieter noch mehr demüthigen, und die Bedingungen bis in's Unermeßliche steigern könne, beschränkte er die Zeit seines Oberbefehls über dieses Heer nicht nur auf drei Monate, sondern machte nach Ablauf dieser Frist auch Miene, das Kommando wirklich niederzulegen. Das Flehen und Bitten um Aenderung jenes scheinbaren Entschlusses wiederholte sich nun sowohl von Seite der kaiserlichen Räthe, als Ferdinands II. selbst [2]). Auch jetzt trug der Fried-

[2]) Bei dieser Gelegenheit drückte sich Ferdinand II. in nachstehender Weise aus:

länder noch einen berechneten Widerstand zur Schau, bis er denn endlich zur Beibehaltung des Kommando's sich verstand, jedoch unter Bedingungen, welche ihn zum Souverain, den Kaiser hingegen zum Untergebenen zu machen schienen. Der Kaiser mußte nämlich dem Friedländer den Oberbefehl über alle seine Heere in der unumschränktesten Art (in absolutissimâ forma) überlassen, und zur noch bessern Erklärung dieses ohnehin deutlichen Ausdruckes einwilligen: 1) daß der Sohn des Kaisers, der König Ferdinand, nicht persönlich bei der Armee sich einfinde; 2) daß dem Herzog von Friedland ausschließend die Entscheidung über Güter-Einziehungen zustehen soll, so daß in allen „Confiskationssachen" weder der Kaiser, noch das Kammergericht, noch der Reichshofrath irgend etwas rechtsgültig befehlen oder beschließen könne; 3) Daß das Begnadigungsrecht des Kaisers sich nur auf Lebens- und Ehrenstrafen beschränke, keineswegs hingegen auf Gütereinziehungen ausgedehnt werden dürfe; 4) daß neben dem Kaiser auch dem Herzog von Friedland die Befugniß zu begnadigen, sohin die Gewalt über Leben und Tod in der Armee eingeräumt werde; 5) daß dem Herzoge von Friedland als ordentliche Belohnung ein östreichisches Erbland, und als außerordentliche die Oberlehenherrschaft in allen zu erobernden Gebietstheilen verliehen werde; 6) daß derselbe als Herzog von Mecklenburg in den künftigen Friedensschluß mit aufgenommen werden soll, und 7) daß er seinen Rückzug in alle kaiserlichen Erblande nehmen dürfe. So kränkend und selbst gefährlich solche Bedingungen für den Kaiser sein mußten, so war man am Hofe desselben gleichwohl erfreut, daß Wallenstein für dieselben zur Beibehaltung des Oberbefehls sich verstanden hatte [3]).

„Aus was erheblichen den gemeinen Wesen und meinem Haus zu dessen fernerer Erhaltung nützlichen und nothwendigen Ursachen, ich den Bischof von Wien als principalen zu Ew. Liebden abordne, das werden Sie von ihm vernehmen; hoffe, Sie werden sich also treulich und willfährig erklären, als wenn ich meinen Fürsten von Eggenberg selbsten zu Ew. Liebden abgeordnet hätte, da ich Ihro wohl versichern kann, daß er, Bischof, es gar gut mit Deroselben meinet. Wenn dann diese tractation große Consequenzen nach sich zieht, also weiß und halte mich versichert, daß Sie mir nicht aus Handen gehn, sondern sich meiner allerhöchsten Begierde gemäß erklären und sollen versichert seyn, daß ich's mit Dankbarkeit und kaiserlich- und königlicher Gnad zu erkennen niemalen vergessen, sondern mit denenselben E. L. allzeit beigethan verbleiben werde."

[3]) Der Vertraute Ferdinands II., der Bischof in Wien, schrieb nämlich folgendes an den Herzog von Friedland: „Indem nun Ewer Liebden sich also heroisch erklärt, und Ihrer Kaiserlichen Majestät gnädigstem Vertrauen und Intention, nach Wunsch und Verlangen aller wohl Affectionirten so willig accomodiret, haben Sie erwiesen und der Welt zu erkennen gegeben, daß sie nicht allein ihre Feinde und Mißgönner, sondern vielmehr sich selbsten zu überwinden ein Meister sein. Dannenhero auch ganz billig, daß Ihro Maj. Ew. Liebden mit allen Gnaden und Satisfaction entgegengehen. Ich congratulire hierunter nicht so viel Ew. Liebden, denn männiglich vor Augen, was Sie für eine große machina und schwere impresa über sich genommen, als Ihre Kais. Majest., dero Erzhause, Ihren angehörigen Land und Leuten und dem ganzen katholischen Gemeinwesen. Dann ich sicher-

Ferdinand II. war von guten Staatsmännern umgeben; wenn ſelbſt dieſe die Forderungen des Friedländers aus Noth ſich gefallen laſſen wollten, mußte die Bedrängniß weit gekommen ſein.

---

ich verhoffe, wie Ew. Liebden das Werk mit Verwunderung ſo weit wieder erhebt, alſo werden Sie ſolches auch durch göttliche Gnade und Beiſtand bis zu Dero gewünſchtem End hinausführen und der ganzen deutſchen Nation mit Ihrem unſterblichen Ruhm, Ihrem hohen Prädicat (Friedland) noch dermaleinſt einen allgemeinen Frieden im Lande ſtiften.“

Zwei und vierzigstes Hauptstück.

Hochstrebende Entwürfe Gustav Adolphs. Diplomatische Unterhandlungen.

(Vom Jahr 1631 bis 1632.)

Die wichtige Stadt Mainz hatte sich am 23. December 1631 dem schwedischen König ergeben, und noch die letzten Tage des Jahres wurden von dem Sieger mit Umsicht benützt, um seinen Waffen durch einen mächtigen Stützpunkt am Rhein und in Franken bleibend das Uebergewicht zu sichern. Neustadt an der Hard und Germersheim wurden gewonnen, nicht minder Speier und Worms, und zugleich Mannheim durch einen kühnen Handstreich des Herzogs Bernhard zu Weimar von den Schweden besetzt. Sowie die Spanier aus Wetzlar und Gelnhausen abgezogen waren, ergaben sich auch Boppard und Oberwesel dem Beschützer der Protestanten. In Franken eroberte der schwedische Feldmarschall Horn die Städte Mergentheim und Heilbronn, während von einer andern Heer-Abtheilung Windsheim genommen wurde. Nürnberg mit seiner großen streitfähigen Bevölkerung war den Siegern eifrig zugethan, und da zugleich die Sachsen die Hauptstadt Böhmens besetzt hielten, so zeigte sich die Stellung der evangelischen Partei auf ein Mal eben so mächtig als glänzend. In der That schien für den Kaiser kaum mehr eine Hoffnung vorhanden zu sein, vor gänzlichem Untergang sich zu retten. Durch die militärische Stellung Gustav Adolphs am Rhein waren mächtige Theilnehmer der katholischen Liga entwaffnet, denn ihre Länder befanden sich in den Händen des Gegners: unverrückt hielt freilich das Haupt der Liga, der Kurfürst von Baiern, an seinen Grundsätzen, Neigungen und Plänen; allein er war vereinzelt, durch die Niederlage Tilly's selbst geschwächt und über den endlichen Ausgang des Krieges nun ernstlich bekümmert.

Gustav Adolph, gleich groß als Staatsmann wie als Feldherr, war von der Stimmung seiner Feinde wohl unterrichtet, und dadurch zu der

Verfolgung seiner Entwürfe ermuntert worden. Schon bisher erschienen diese Pläne als ziemlich kühn, mit dem steigenden Ruhme des Siegers entfalteten sie sich vollends in einer Großartigkeit, wie sie zuvor wohl Niemand für möglich gehalten hätte. Allerdings war der thatkräftige König zunächst durch die Bedrängnisse seiner Glaubensgenossen in Deutschland, durch den Wunsch, die heilige Sache des Evangeliums zu retten, zu der Einmischung in den Krieg bewogen worden; indessen die Pflicht-Erfüllung gegen seine religiöse Ueberzeugung schien mit der Erhöhung seines Hauses, mit stolzen politischen Plänen nicht im Widerspruch zu stehen, sondern gerade umgekehrt dadurch Vorschub zu erhalten. Trotz der Beschränkungen und empfindlichen Verluste, welche die Macht und das Ansehen des deutschen Reichsoberhauptes in den letzten Jahrhunderten erlitten hatten, war diese hohe Würde gleichwohl noch mit einem gewissen Glanz umgeben, und für begabte Fürsten immerhin noch von so großem Werthe, um den Wunsch nach Erringung derselben zu erregen. Ferdinand II. hatte ja gezeigt, wie sogar ein Mann von mittlern Fähigkeiten, durch Standhaftigkeit und Energie des Charakters, die kaiserliche Macht von ihrem tiefsten Falle wieder zu Ansehen erheben könne, was mochte demnach ein genialer und heldenmüthiger König, ein selbstständiger Feldherr und Staatsmann, zu leisten im Stande sein? Gustav Adolph, wie jeder höhere Mensch seines Werthes sich bewußt, fühlte die Kraft in sich, die höchste Würde der Christenheit, die oberste Macht der Welt, sie, welche früher das Ziel der Wünsche aller hochstrebenden Geister war, von ihrem trauervollen Verfalle zur Hoheit der frühern Jahrhunderte, von einem bloßen Namen zur ehrfurchtgebietenden Macht wieder empor zu heben. Bewarben sich früher französische wie englische Könige um die deutsche Reichskrone, warum sollte ein Gleiches nicht von einem stammverwandten Schweden geschehen? Die Sache war nach den Grundsätzen und der Denkungsart jener Zeit so natürlich, daß man sich über das entschiedene Streben Gustav Adolphs nach der deutschen Kaiserwürde durchaus nicht wundern kann. Wäre dasselbe ein Hinderniß für die Rettung der Reformation gewesen, so würde es unerklärlicher sein, oder den Ruhm des Königs, in Berücksichtigung seines aufrichtigen Protestantismus, entschieden verdüstern; allein welcher Gewinn war es gerade umgekehrt für die evangelische Lehre, wenn auch ein Mal einer ihrer treuesten Bekenner die deutsche Kaiserkrone getragen hätte? Kann es uns also befremden, daß Gustav Adolph seine Erhebung zum Reichsoberhaupt der Deutschen sehr ernstlich im Sinne trug? Der dießfallsige Entwurf des begabten Königs mochte schon von früher her gefaßt worden, und eine der Triebfedern zur Uebersetzung nach Deutschland gewesen sein; öffentlich trat derselbe aber erst nach den Siegen des Jahres 1631 hervor.

Nachdem Mainz besetzt und die berichteten Fortgänge der schwedischen Waffen zu Ende 1631 vollendet waren, gönnte Gustav Adolph

seinen ermüdeten Heeren eine 14tägige Ruhe. Der König selbst wollte dagegen diese Zeit nicht zur Rast, sondern zur Thätigkeit auf anderem Wege, nämlich zu diplomatischen Unterhandlungen, benützen. Während man früher fast mit Geringschätzung von dem wenig bekannten König der Schweden sprach, als sich derselbe zur Theilnahme an dem Krieg anschickte, erschienen jetzt Gesandte der größten Mächte ehrfurchtsvoll an seiner Hofhaltung, die er an der Scheide der Jahre 1631 und 1632 bald zu Frankfurt, bald zu Mainz absichtlich mit besonderem Glanz ausstattete. Kur-Mainz hatte zu den diplomatischen Unterhandlungen zwischen den verschiedenen Parteien Veranlassung gegeben, indem es zunächst friedliche Vereinbarung zwischen Schweden und Oestreich vorschlug. In den Unterhandlungen hierüber war es nun, wo die eigentlichen Absichten Gustav Adolphs vollständig an den Tag traten. Der Hauptzweck des Königs bei seiner Einmischung in den Krieg war Schutz der deutschen Protestanten in ihrem frühern Rechtszustand: die Staats-Schrift, welche er über die Friedens-Bedingungen aufsetzen ließ, begann daher zunächst mit diesem Punkt, und es wurde vor allem die Aufhebung des Restitutions-Edicts gefordert. Der scharfsinnige König wollte sich strenge auf dem Boden des Rechtes halten, seine Siege demnach nicht auf Neuerungen zu Gunsten der Evangelischen benützen, sondern auch die Katholischen in ihrem Rechtszustande beschirmen. Darum war er weit entfernt, auf eine Verdrängung des Katholicismus oder auch nur auf ein Uebergewicht der Protestanten hinzuwirken: — er forderte vielmehr einfach Rechtsgleichheit beider Confessionen. Der zweite Punkt der bemerkten schwedischen Staatsschrift machte daher die gleichmäßige Duldung der katholischen und evangelischen Lehre in allen deutschen Landen zur Bedingung des gewünschten Friedens. Um den Grundsatz der Duldung und der Rechtsgleichheit noch entschiedener durchzuführen, verlangte die dritte Friedens-Bedingung gleiche Aufnahmsfähigkeit der Katholiken und der Evangelischen in den geistlichen Stiftern. Als Grund wurde ausdrücklich angegeben, damit das Reich durch aufrichtige Versöhnung und brüderliche Eintracht beider Confessionen zu seiner alten Macht und Hoheit emporblühe. Gleichsam als wären alle diese Bestimmungen noch nicht hinreichend, dem glühenden Verlangen Gustav Adolphs nach Beruhigung Deutschlands und zu dem Ende nach der Gleichstellung beider Confessionen Genüge zu thun, wurde als vierte Friedens-Bedingung gefordert, daß auch die Stellen in den geistlichen Stiftern ganz gleich unter Evangelische und Katholische vertheilt werden, sohin die eine Hälfte der Chorherren Katholiken, die andern dagegen Protestanten sein sollen. Hiernächst stellte die Staatsschrift noch die untergeordneten Bedingungen des Friedensschlusses: 5) daß verschiedene Beschädigte Vergütung erhalten sollen, namentlich der Kurfürst von der Pfalz in seine Würde und Staaten wieder einzusetzen sei, 6) Böhmen, Mähren und Schlesien wieder in den vorigen

Stand zu versetzen und allen Verbannten dieser Landschaften die ungekränkte Rückkehr zu verstatten, 7) die Reichsstädte und das Herzogthum Würtemberg wegen der Kosten bei Vollziehung des Restitutions-Edicts zu entschädigen, 8) die von den Katholiken in Würtemberg an sich gezogenen Klöster wieder in den Stand vor dieser Verordnung zu versetzen, 9) den evangelischen Gottesdienst in Augsburg wieder herzustellen, und 10) die Jesuiten, als ausschließende Urheber dieses unglücklichen Religionskrieges auf ewige Zeiten aus dem Reiche zu verbannen. Nachdem Gustav Adolph in diesen Friedens-Bedingungen den einfachen und unfehlbaren Weg zur Beruhigung und neuen Erstarkung Deutschlands gezeigt hatte, berührte er endlich seine eigenen Entwürfe sehr bestimmt, und forderte als eilfte Friedens-Bedingung unumwunden, daß Er zum Danke für die Rettung Deutschlands zum römischen Könige erwählt werden soll.

Zeugten die erstgemeldeten Friedens-Bedingungen von tiefer Staatsweisheit des schwedischen Monarchen, so entwickelte er in der letztern seine vertraute Bekanntschaft mit der deutschen Reichsverfassung. Kaiser zu werden, war entschieden sein Wille; doch dieß jetzt schon begehren, hieß seine Friedens-Anträge in Ironie umwandeln, da man von Ferdinand II. nicht freiwilligen Verzicht auf die oberste Reichswürde verlangen konnte. Dagegen war der römische König der Nachfolger des regierenden Kaisers; es war ferner häufig der Fall, daß dieser Nachfolger noch bei Lebzeiten des Kaisers erwählt wurde, Gustav Adolph erbat sich daher nur die Antwartschaft auf die Reichskrone. So war allerdings die Möglichkeit ermittelt, selbst mit Oestreich Frieden zu schließen und gleichwohl dem Verlangen Gustav Adolphs nach der Kaiserkrone Genüge zu thun. Wie vorauszusehen war, wurden die Vorschläge des schwedischen Königs von Oestreich zurückgewiesen, da Ferdinand II. eben so wenig die Kaiserwürde auch nur vorübergehend seinem Hause entzogen sehen mochte, als er nach seinen Gesinnungen jemals den Gedanken einer Gleichstellung der Evangelischen mit den Katholiken ertragen konnte. Indessen Gustav Adolph hatte bei seinen Friedens-Anträgen wohl mehr die Absicht, auf die öffentliche Meinung Deutschlands zu wirken, als nutzlose Versuche zu einer Uebereinstimmung Ferdinands II. zu machen: er mochte daher die Vergeblichkeit seiner Vorschläge bei Oestreich sehr gut kennen; aber er wollte dem deutschen Volk zeigen, welcher Weg zu seiner Rettung führe, und wie angelegentlich der Schützer der Protestanten auch für die Wohlfahrt des gesammten Reiches Sorge trage.

Gleichsam als schwebten dem kühnen Könige der Schweden die Grenzen Germaniens in der Urzeit vor, so faßte er neben seinen Entwürfen auf die deutsche Reichskrone zugleich den Plan zur Oberherrschaft über Polen, und suchte denselben auf diplomatischem Wege wirklich durchzuführen. Da nämlich Sigmund, der König von Polen, gefährlich krank war, so ließ sich Gustav Adolph durch seinen Gesandten Russelin der

Republik Polen ausdrücklich als Nachfolger Sigmunds antragen. Solches Begehren wurde dem polnischen Reichstage gestellt, und auf sehr geschickte Weise zu empfehlen gesucht. Der König von Schweden, seiner Thaten und Verdienste in Deutschland ausdrücklich gedenkend, ließ nämlich seine Entwürfe auf die Kaiserwürde durchschimmern, für diesen Fall seinen Einfluß im Ausland, namentlich bei der ottomannischen Pforte, andeuten und dadurch den Polen auf freie Schifffahrt in der Ostsee, dem mittelländischen und dem schwarzen Meere Hoffnung machen[1]).

Ernstlicher als die Friedens-Anträge gegen Oestreich, welche zunächst nur an Mittelspersonen, namentlich den Kurfürsten von Baiern, gerichtet waren und zur Einwirkung auf die öffentliche Meinung noch auf andern Wegen im Reiche kreisten, waren die Unterhandlungen über eine Neutralität der katholischen Liga. Da diese Unterhandlungen durch die Vermittlung Frankreichs eingeleitet worden waren, so ist es zur Aufklärung des Sachverhältnisses nothwendig, über die damalige Stellung der Franzosen zu den Parteien sich näher zu verbreiten.

Kardinal Richelieu, der selbstständige Lenker des französischen Kabinets, hatte es bei seiner Einmischung in die deutschen Wirren auf die Schwächung des Hauses Oestreich abgesehen, und zu solchem Zweck dem

---

[1]) Die Fassung des schwedischen Antrags gewährt einen tiefen Blick in die Stimmung, den Character und die Entwürfe Gustav Adolphs. „Man möge," sagte der schwedische Gesandte, „seinen König und Herrn, von Gottes Gnad rechtmäßigen Herrscher der Ostsee, der gleichfalls durch Gottes Güte und Clemenz des heiligen römischen Reichs und der daran liegenden Königreiche Befreyer, der auch endlich aus sonderer gnädiger göttlicher Vorsehung ein Wiederbringer und Beschirmer der Freyheit der ganzen Christenheit wäre, zu ihrem Könige erwählen. Durch die Vereinigung von Schweden und Pohlen werde Gustav allen Ruhm und Nutzen seiner Siege mit der Republik Pohlen theilen, ihr freyere Schifffahrt auf der Ostsee, auch ungehinderte Schifffahrt auf dem schwarzen und mittelländischen Meere und der mäotischen See verschaffen, und kraft seiner Correspondenz mit dem türkischen Kaiser und hohen Ansehens an der ottomannischen Pforte das Commerz auf der Donau wieder frey machen, ihr den ewig währenden Frieden, welchen das Reich Schweden mit dem römischen Reich habe und haben könnte (nähmlich nach der neuen Einrichtung des letzteren, welche die Frucht von Gustavs Siegen seyn sollte) genießen lassen, ihr kraft seiner festen Vereinigung mit dem Kaiser von Moscau und dem Großfürsten aller Reußen die vertrauliche Nachbarschaft desselben zuwege bringen, durch seinen sonderbaren hohen Verstand und Authorität sie gegen die Einfälle der Tartarn und Zaporoger Cosacken schützen."

„Gustav werde die ungarische und böhmische Krone (die man bereits in Händen zu haben glaubte) mit der Republik durch ein unauflösliches Band vereinigen und in Freundschaft zusammen knüpfen, die Republik dem gewissen bevorstehenden Unglück entreißen, welches alle Nachbarn beym Eidschwur über sie beschlossen (also eine Theilung von Pohlen beschlossen bereits vor 1632) auch gewiß nicht säumen werden, sobald die bestimmte Stunde in dem aufgezogenen Uhrwerk herbeykommen und sich werde hören lassen, zu vollziehen, wofern nicht das heilsame Werk der Vereinigung beyder Königreiche seinen Fortgang gewinne ꝛc."

„Endlich, ohne von der gehofften Erweiterung ihrer Gränzen gegen Morgen oder anderen unzähligen Vortheilen viele Worte zu machen, werde die Republik auch für sich leicht errathen, daß Gustav so gottesfürchtig und treu sey, daß er die ihm vorgelegte Eidesformel und Kapitulation unverbrüchlich halten werde."

letztern einen gefährlichen Gegner in der Person Gustav Adolphs zu erwecken gesucht. Durch den unerwartet raschen Siegeslauf des schwedischen Königs im Jahre 1631 hatten sich aber die Umstände so wesentlich verändert, daß es dem französischen Kardinal-Minister als nothwendig erschien, über sein künftiges Benehmen nunmehr ernstlich mit sich zu Rath zu gehen [2]). Nicht genug, daß Gustav Adolph durch seine Stellung am Rheine den Interessen Frankreichs gefährlich werden, und insbesondere den Entwürfen Richelieu's auf das Elsaß störend in den Weg treten konnte, steigerte auch die priesterliche Umgebung Ludwigs XIII. dessen schon früher gehegte Abneigung gegen das Bündniß mit den Protestanten. Dazu kam noch, daß der Kurfürst Maximilian von Baiern in seiner gegenwärtigen Bedrängniß nur in der Hülfe Frankreichs noch einen Rettungsweg erblickte, und dieselbe sehr dringend ansprach. Auch die geistlichen Kurfürsten in Deutschland hatten bei dem Erscheinen Gustav Adolphs den Schutz Ludwigs XIII. angerufen. Sowie durch diese Schritte die Bedenklichkeiten des französischen Monarchen über das Bündniß mit Schweden vergrößert wurden, so erweckten sie auch bei Richelieu den Gedanken, ob unter den gegebenen Umständen das Interesse Frankreichs nicht besser durch eine Verbindung mit Baiern und den geistlichen Kurfürsten in Deutschland befördert werde. Die Verhältnisse im Ganzen überschauend, fand Richelieu, daß Frankreich für seine künftige Politik zwischen vier Wegen zu wählen habe [3]):

1) im Verein mit Schweden nun selbstständig an dem Krieg Antheil zu nehmen und die Macht des Hauses Oestreich entschieden zu brechen, oder
2) gerade umgekehrt mit Oestreich, Spanien, sowie den katholischen Fürsten Deutschlands sich zu verbinden und den Protestantismus zu stürzen, oder
3) den geistlichen Kurfürsten in Deutschland bei dem Könige von Schweden die Neutralität auszuwirken, und dem Krieg, ohne unmittelbare Einmischung Frankreichs, seinen Lauf zu lassen, oder endlich
4) alle Parteien ihrem Schicksal zu überlassen, und außer Elsaß auch Breisach und andere Rhein-Uebergänge mit oder gegen Zustimmung Schwedens für Frankreich in Besitz zu nehmen.

Der erste Weg würde den Neigungen Richelieu's am meisten zugesagt haben; indessen die Klagen der Katholiken über die Beförderung des Protestantismus hatten auf das Gemüth Ludwigs XIII. schon zu großen Eindruck gemacht, der Kardinal-Minister mußte sowohl diese Stimmung,

---

2) Richelieu erzählt dieß in seinen Memoiren Bd. VII. selbst, und zwar ziemlich ausführlich.

3) Nach den eigenen Worten Richelieu's in seinen Memoiren.

als die wachsende Unzufriedenheit der Katholiken überhaupt berücksichtigen, sohin sein Verhältniß zu den Schweden noch etwas verschleiern. Darum erschien der erste Weg zur Zeit als unzulässig, der zweite dagegen als unpolitisch, weil dann die vorzüglichste Staats-Absicht Frankreichs, Schwächung des Hauses Habsburg, aufgegeben und gerade umgekehrt zur Stärkung des gefürchteten Nebenbuhlers mitgewirkt werden würde. Die beiden andern Auswege waren halbe Maaßregeln, die nichts nützten, und der vierte zugleich gefährlich, da Frankreich alle Parteien gegen sich reizen und in einen verderblichen Krieg gestürzt werden konnte. Wie es unter solchen Umständen gewöhnlich ist, traf Richelieu unter den verschiedenen Wechselfällen der Politik, die er sich gestellt hatte, gar keine Wahl, sondern beschloß nur, Zeit zu gewinnen (zu temporisiren) und sich bald in dem einen, bald in dem andern Sinn zu benehmen. Um sich für alle Fälle Bundesgenossen zu sichern, suchte er zunächst zwischen Baiern und den geistlichen Kurfürsten einerseits, sowie Schweden andrerseits den Vermittler in der Art zu machen, daß er den erstern die Neutralität auswirke. Da Gustav Adolph hierdurch freie Hand gegen Oestreich erhalten hätte, und in seinen Plänen sonst nicht gestört worden wäre, so war er gegen den bemerkten Neutralitäts-Vorschlag keineswegs unbedingt abgeneigt. So kamen denn die Unterhandlungen mit der katholischen Liga wirklich in den Gang.

Maximilian von Baiern hatte anfangs wesentlich andere Absichten, und suchte Frankreich gerade umgekehrt zur thätigen Einschreitung wider die Schweden zu bestimmen. Richelieu, unzufrieden mit der engen Verbindung Oestreichs und Baierns, lag dem Kurfürsten Maximilian schon früher in den Ohren, daß er durch seine eifrige Unterstützung Ferdinands II. die Macht der Habsburger ungebührlich erhebe, und dadurch das Ansehen der deutschen Fürsten untergrabe. Allmälig wirklich befangen, ging Maximilian endlich im Jahre 1631 einen geheimen Vertrag mit Frankreich ein, nach welchem beide Theile für Kriegsfälle einander verhältnißmäßige Waffenhülfe zusagten. Zu Anfang des Jahres 1632 verlangte der Kurfürst von Baiern nun die vertragsmäßige Bundeshülfe Frankreichs gegen den König von Schweden; allein Richelieu, seiner oben gedachten Berechnungen eingedenk, schob dem Vertrag einen wesentlich andern Sinn unter, behauptend, derselbe sei nur gegen Oestreich gerichtet und könne gegen Schweden, als einen ältern Verbündeten Frankreichs, nicht zur Ausführung gebracht werden. Maximilian erschrak, weil er nun die letzte Hoffnung auf Hülfe verschwinden sah. Er beschloß, seine eigenen Kräfte sammt und sonders zu seiner Rettung aufzuraffen, und zu dem Ende heimlich neue Rüstungen vorzunehmen. Um Zeit zu gewinnen, nahm er jedoch den Vorschlag Richelieu's an, mit Schweden über ein Neutralitäts-Verhältniß zu unterhandeln. Als sich Frankreich zur Vermittlung des letztern ernstlich an Gustav Adolph wendete, erklärte

sich dieser sofort offen über seine Bedingungen, und erbot sich bis zum Abschluß des Vertrags unter gewissen Voraussetzungen zur Bewilligung eines Waffenstillstandes. Im Fortgang der Unterhandlungen wurde aber plötzlich ein Eilbote Maximilians von den Schweden aufgefangen, welcher dem baierischen General Pappenheim Wechsel zur Anstellung neuer Werbungen überbringen sollte. Gustav Adolph erfuhr dadurch die vorhin bemerkte geheime Absicht Maximilians, und brach die Neutralitäts-Verhandlungen unverzüglich ab. Der Kurfürst von Trier ging nun zwar für sich allein einen Neutralitäts-Vertrag mit dem schwedischen König ein; dagegen waren im Großen die verschiedenen friedlichen Verhandlungen gänzlich gescheitert. Beide Theile schickten sich also zu Anfang des Jahres 1632 zu neuen Feindseligkeiten an.

Drei und vierzigstes Hauptstück.

Eröffnung des Feldzugs vom Jahre 1632. Schlacht bei Nürnberg.

Um seine Stellung in Franken zu befestigen, und an einem hartnäckigen Widersacher, dem Bischof in Bamberg, Rache zu nehmen, ließ Gustav Adolph seinen Feldmarschall Horn schon im Januar 1632 in das Bisthum Bamberg einrücken. Nach schneller Einnahme des Städtchens Höchstadt im Aischgrunde zog Horn vor die Hauptstadt des Bisthums selbst. Schon hatten die Bürger allda kapitulirt, als ein unerwarteter Zuzug aus Kronach ihnen den Entschluß eingab, unter Zurücknahme ihres Wortes den Schweden den Einzug mit Gewalt zu wehren. Der Kampf begann sofort, endigte indessen bald mit der Niederlage der Bürger. Siegreich erbrachen die Schweden ein Thor der Stadt und warfen alsbald die Vertheidiger derselben auch im Rathhause, wo sich diese noch einige Zeit verzweiflungsvoll vertheidiget hatten. Die Lage Bambergs war nach den Sitten der Zeit bei solchen Vorgängen äußerst gefährlich, da der Bruch der Kapitulation die Sieger zu schrecklicher Rache reizen konnte; die gute Mannszucht Gustav Adolphs hatte indessen dem wilden Geist der Zeit glücklicherweise in allen schwedischen Heeren bereits Zügel angelegt; nur die Häuser der Vornehmern und der Jesuiten wurden daher geplündert, die Stadt dagegen vor Brand und Mord bewahrt.

Auf den Hülferuf des Bischofs von Bamberg ertheilte der Kurfürst Maximilian von Baiern seinem General Tilly den Befehl, Bamberg den Händen der Schweden wieder zu entreißen. Mit bedeutender Heeresmacht rückte Tilly im Hornung 1632 vor Bamberg und zwang dort die Schweden nach tapferer Gegenwehr zum Abzug. Jetzt entschloß sich Gustav Adolph selbst zum Zuge nach Franken, der Anfangs März 1632 vor sich ging. Bei Kitzingen zog er die Truppen Horns an sich, und nachdem ihm auch die Generale Banner, so wie Herzog Wilhelm von Weimar beträchtliche Verstärkungen zugeführt hatten, setzte er sich mit einem

vortrefflichen Heere von mehr als 30,000 Mann wider Tilly in Bewegung. Bestürzt wich dieser aus dem Bambergischen in die bairischen Erbländer zurück, und setzte sich erst bei Ingolstadt. Gustav Adolph stattete nun vor allem der befreundeten Stadt Nürnberg einen Besuch ab, versicherte sie seines Schutzes und ermahnte zur standhaften Ausdauer. Dann drang er rasch nach Donauwörth vor, der alten Reichsstadt, welche Kurfürst Maximilian zur bairischen Landstadt herabgesetzt hatte. Die bairische Besatzung leistete Gegenwehr; als aber die Schweden den Sturm begannen, suchte sie in der Nacht das Weite zu gewinnen. Gustav Adolph verfolgte die Fliehenden und besetzte die Stadt noch in der Nacht. Während Tilly sich auf dem rechten Donauufer zurückzog, folgte ihm der schwedische König auf dem linken Ufer, um den Uebergang über den Lech zu erzwingen, und alsdann in Baiern selbst einzudringen. Kurfürst Maximilian strengte alle Kräfte an, um den Uebergang der Schweden über den Lech zu verhindern. Er eilte selbst zu dem Lager Tilly's bei Rain, ließ die Brücke daselbst abbrechen und sein Heer zwischen dem Lech und der Aicha aufstellen. Als Gustav Adolph am 16. April 1632 erschien, um den Uebergang zu erzwingen, eröffneten die Baiern ein heftiges Kanonenfeuer, welches jedoch von den Schweden sogleich mit noch größerem Nachdruck erwiedert wurde. Der König der Letzteren befand sich mitten im Feuer und gab nicht nur verschiedenen Kanonen eigenhändig eine bessere Richtung, sondern brannte selbst mehrere Stücke ab. Nachdem endlich im bairischen Lager die Generale Altringer und Tilly verwundet worden waren, trat das Heer Maximilians den Rückzug nach Ingolstadt an, den Schweden den Uebergang über den Lech frei lassend. Auf dem Rückzuge der Baiern zeigte sich die Verwundung Tilly's schon als sehr gefährlich; einige Tage fristete ihn noch die ärztliche Hülfe, aber am 20. April 1632 gab der tapfere General zu Ingolstadt seinen Geist auf. Dieß schien eine üble Vorbedeutung für Maximilian zu sein. In der That eilte Gustav Adolph nur für einige Tage nach Augsburg, um zur größten Freude der Bürgerschaft den protestantischen Gottesdienst wieder herzustellen, den katholischen Magistrat abzusetzen, und überhaupt alle Folgen des Restitutions-Edikts zu beseitigen, als er sogleich das Land des Kurfürsten Maximilian von Baiern zu unterwerfen beschloß. Zunächst zog er vor Ingolstadt, und bestürmte diese Festung auf das heftigste. Schon bei dieser Veranlassung wäre der schwedische König beinahe vom Tode ereilt worden. Als er sich bei der Beaugenscheinigung der feindlichen Stellung den Werken der Festung bedeutend näherte, ward eine Kanone so geschickt auf ihn abgeschossen, daß die Kugel dem Pferde des Königs durch den Leib fuhr. Gustav Adolph stürzte nieder, und galt, unter dem Rosse liegend, schon für todt. Doch rasch erhob er sich und bemerkte kaltblütig: „Die Birne ist noch nicht reif!“ Weil Ingolstadt hartnäckig widerstand, richtete Gustav Adolph sein Augenmerk auf die

baierische Hauptstadt selbst. Im Mai 1632 nahm er Landshut, so wie Moosburg und Freisingen ein, und rückte siegreich vor München. Auch hier zeigte sich kein Widerstand, so daß der kühne König der Schweden am 17. Mai 1632 in der Hauptstadt des liguistischen Oberhauptes seinen Einzug hielt. Seinen edlen Grundsätzen getreu, hielt der Sieger abermals auf strenge Mannszucht und behandelte München mit äußerster Schonung. Nur 140 vergrabene Kanonen ließ Gustav Adolph zu Tage fördern [1]) und hinweg führen, so wie er die Stadt noch außerdem mit einer starken Kriegsbeisteuer belegte. Während in München das Verhältniß der Bewohner zu den Schweden so freundlich sich gestaltete, daß Bürger und Soldaten mit einander Lustpartien machten, entstanden auf dem Lande durch den Haß der Bauern gegen die Fremden und ihre Unzufriedenheit über ungewohnte Lasten die unglücklichsten Wirren. Die Bauern überfielen einzelne Schweden, ermordeten oder verstümmelten sie, und riefen dadurch die Rache der Sieger auf ihr Haupt herab. Gustav Adolph ließ der Repressalien halber mehrere Dörfer plündern und andere in Brand stecken, so daß das platte Land in Baiern bedeutend durch ihn verheert wurde.

Mit Ausnahme von Ingolstadt war ganz Baiern von den Schweden besetzt, und auch in Schwaben breitete sich die Macht derselben unaufhaltsam aus. Memmingen, Kempten, Füssen, Leutkirch, Wangen und Ravensburg wurden nach einander eingenommen, und mit schwedischer Waffenmacht versehen. Die Bauern in Oberschwaben, dem Hause Oestreich treu ergeben, empörten sich zwar zu verschiedenen Malen; allein Gustav Adolph, der im Frühjahr 1632 selbst nach Memmingen ging, beschwichtigte den Aufruhr und befestigte auch in Oberschwaben seine Macht bedeutend. Unter diesen Umständen schien die Sache der Protestanten dem Höhepunkt nahe zu stehen, und der gänzliche Sturz des Hauses Oestreich unvermeidlich zu sein. Die katholische Liga war gänzlich entwaffnet, und ihr Haupt, der Kurfürst von Baiern, sogar aus dem Lande vertrieben. Auf solche Weise seines mächtigsten Stützpunktes beraubt, sah sich der Kaiser in seinen Hülfsmitteln ausschließend auf die Werbungen Wallensteins beschränkt; indessen selbst abgesehen davon, daß das neu gebildete Heer des Friedländers noch ungeübt, und kaum völlig geordnet war, standen die Sachsen siegreich in Böhmen, und waren bei einer Vereinigung mit einem schwedischen Heere unter Gustav Adolph der Wallensteinischen Macht bedeutend überlegen. Es schien andern Theils so nahe zu liegen, daß der schwedische König von Baiern aus in Oestreich einfalle, und, auf der Flanke von den Sachsen unterstützt, den Kaiser so-

[1]) Als die verborgenen Kanonen entdeckt und die Befehle zur Ausgrabung derselben ertheilt worden waren, sagte der König scherzend: „Surgite a mortuis et venite ad judicium. (Stehet auf von den Todten und kommet zu Gericht).“

gar in seiner Hauptstadt bedrohe; gleichwohl geschah von allem dem nichts. Wohl erkannte Gustav Adolph die schwache Seite des Kaisers, und mahnte den Kurfürsten von Sachsen dringend zum sachgemäßen Handeln. Er rieth ihm insbesondere, seine Stellung so zu nehmen, daß eine Vereinigung mit den Schweden leicht auszuführen sei, doch vergeblich. Der Kurfürst von Sachsen war bereits eifersüchtig auf die Macht Gustav Adolphs, und er sprach bei den Mahnungen des Letzteren zu entscheidenden Unternehmungen viel von der deutschen Freiheit (Libertät), d. h. der fürstlichen Unabhängigkeit, die er bei Durchführung der Pläne des schwedischen Königs wahrscheinlich für bedroht hielt. Zudem war der Kurfürst schon von Natur nicht zur Thatkraft geschaffen, und noch überdieß vergnügungssüchtig; er unterließ es daher, die Eroberung Böhmens zu vollenden, bevor die Werbungen Wallensteins ihm eine neue gefährliche Macht gegenübergestellt haben würden; ja er unternahm nichts, das Heer des letztern im Entstehen zu hindern oder zu vernichten: getäuscht durch des Friedländers Vorspiegelungen wartete er vielmehr in gedankenloser Unthätigkeit, bis das neue Heer des Kaisers so weit herangebildet war, um ihn, den Kurfürsten, aus Böhmen zu verjagen [2]). Dieß sollte bald geschehen sein.

Es ist bereits erzählt worden, daß Albrecht von Wallenstein, Fürst zu Friedland, schon Ende März 1632 ein neues Heer von 40,000 Mann für den Kaiser aufgestellt hatte. Seitdem war auch der Vertrag abgeschlossen worden, welcher dem Fürsten den Oberbefehl über jenes Heer bleibend übertrug, und die Freude darüber war sowohl bei den Soldaten, als den höhern Offizieren desselben ungemein groß [3]). Man erwartete von Wallenstein, seinem großen Rufe gemäß, die glänzendsten Thaten,

---

2) Wallenstein sprach während seiner Rüstungen von nichts als Frieden, und berückte dadurch den Churfürsten wie dessen Feldmarschall Arnim. Es fand in diesem Sinne nicht nur ein Briefwechsel, sondern selbst eine Zusammenkunft statt. Khevenhiller berichtet hierüber folgendes: „Ehe aber der Herzog von Friedland mit einer Armada zusammenzoge, hat er sich auf einem Terzkyschen Guthe, Nachod genannt, mit dem von Arnheim, zwar mit Vorwissen Ihrer Kayserlichen Majestät, besprochen und sie sich einander gesehen und sind lange alleine beisammen gewesen und gar mit großer vertraulicher Manier von einander geschieden.“ Wallenstein selbst erklärte dem Churfürsten nach Khevenhiller: „Wie er von Ihro kaiserlichen Majestät eine stattliche Plenipotenz, einen Frieden zu stiften hätte, sollten derohalben ihre Durchlaucht jemanden zu ihm abordnen, seine Vorschläge anzuhören und deswegen zu tractiren.“

Als es sich zeigte, daß es nur auf einen Separatfrieden abgesehen sei, brach der Churfürst von Sachsen die Unterhandlungen zwar ab; allein jetzt war die schönste Zeit durch Unthätigkeit verloren, und das Spiel des Friedländers schon gewonnen.

3). So schrieb z. B. Adam Traun an Wallenstein: „Mit höchsten Freuden von der Welt habe ich gehört, daß Ew. fürstliche Gnaden das Generalat über die kaiserliche Armee wieder acceptirt, dazu ich derselben alle glückliche Prosperität wünsche. Hoffe, unsere Sachen werden bald in einen andern Statu kommen, weil der von unserm Willen so lange gewünschte Rechte zu der verlassenen und irrenden Heerde kömmt. Halte mich viel für glückseliger unter Ew. fürstl. Gnaden eine Pike zu tragen, als auf diese Weise Oberster zu sein.“

und mit Ungeduld sahen seine Krieger der Eröffnung des Feldzuges entgegen. Und bei solchen Vorgängen verhielten sich die Sachsen in Böhmen völlig unthätig, und ließen dem Feinde volle Ruhe und Muße, auf den entscheidenden Angriff sich vorzubereiten! Nach dem Eintritt des Frühlings, und zwar zu Ende April 1632, hielt Wallenstein über 214 Schwadronen Reiterei, 120 Fahnen Fußvolk, 44 Kanonen, so wie 2000 Wagen die Heerschau, und am 4. Mai desselben Jahres erschien er mit dieser Waffenmacht an dem weißen Berge bei Prag. Der Kurfürst von Sachsen und dessen Feldmarschall Arnim hatten die böhmische Hauptstadt bereits verlassen, die zurückgebliebene Besatzung dagegen wegen ihrer schwachen Anzahl wenig Hoffnung auf Behauptung des Platzes. Schon am 4. Mai begann vom weißen Berge aus das Feuer des schweren Geschützes gegen die Stadt. Die Kapuziner halfen den Belagerern von Innen, indem sie Stadtmauern niederrissen; am 5. Mai stürmten die Regimenter Grana, Waldstein und Terzka die Stadt, und drangen durch die gebrochenen Mauern. Die sächsische Besatzung zog sich in den Hradschin zurück, eine Art von Festung, und ergab sich bald darauf durch Kapitulation. Wallenstein, welcher am 5. Mai seinen Einzug in Prag hielt, rückte nun gegen das sächsische Hauptheer unter Arnim zu Leitmeritz an. In Gefahr, abgeschnitten zu werden, entsandte der letztere Geschütz und Reiterei schnell über Außig nach Pirna, und räumte auch mit dem übrigen Heer Böhmen. Nun mußten die sächsischen Besatzungen in Ellnbogen und Eger kapituliren, und binnen Monatsfrist war der Herzog von Friedland schon wieder Meister von ganz Böhmen.

Gustav Adolph befand sich in Memmingen, als die Nachricht von diesen Begebenheiten ihn erreichte. Dem neuen kaiserlichen Heer, bereits siegreich, stand nun Franken offen; man betrieb noch überdieß die Vereinigung desselben mit den Streitkräften des Kurfürsten von Baiern; Gustav Adolph mußte darum eilen, seine Stellung in Franken zu sichern, und insbesondere Nürnberg zu decken. Nachdem er seine Heerführer Bernhard von Weimar und Banner mit 12,000 Mann zur Behauptung von Schwaben und Baiern zurückgelassen hatte, zog er selbst im Juni 1632 mit 20,000 Mann gegen die Oberpfalz. Sein Plan ging wohl zunächst dahin, die Vereinigung des bairischen Heeres mit Wallenstein zu verhindern; doch dieß war nach der Eigenthümlichkeit der Umstände ein sehr schwieriges Unternehmen. Noch auf dem Sterbebette hatte nämlich Tilly den Kurfürsten Maximilian auf die Wichtigkeit Regensburgs in strategischer Beziehung aufmerksam gemacht, und ihn beschworen, diesen festen Platz zum Stützpunkt aller seiner kriegerischen Unternehmungen zu machen. Solchen Rathschlag befolgend, hatte sich der Kurfürst schon im April 1632 in Besitz von Regensburg gesetzt, und zugleich seinen Aufenthalt daselbst genommen. Gustav Adolph errieth den Zweck der Bewegung, als Maximilian von Ingolstadt gegen Regensburg zog, er suchte

auch jene Absicht zu vereiteln; indessen eine Kriegslist öffnete dem Kurfürsten die Thore Regensburgs, bevor die Schweden anlangen konnten. Zu schwach, um dem König im offnen Felde zu begegnen, wartete nun Maximilian mit Ungeduld auf den Zeitpunkt, wo er durch das neugebildete Heer des Kaisers Unterstützung erhalten und Versuche machen könne, die Schweden wieder aus Baiern zu vertreiben. Nachdem also Albrecht von Wallenstein Böhmen den Sachsen entrissen und freie Hand zu einem Zuge nach Sachsen, Franken oder Baiern hatte, ersuchte ihn der Kurfürst Maximilian durch vielfache Botschaften äußerst dringend um schleunige Hülfe. Wallenstein, wegen seiner frühern Absetzung zu Regensburg dem Kurfürsten ernstlich gram, fand Gefallen an der demüthigen Stellung seines Feindes, und blieb gegen dessen Bitten fortwährend taub, obschon sie von entsprechenden Aufträgen des Kaisers unterstützt waren. Nunmehr entschloß sich Maximilian von Baiern, dem Herzog von Friedland selbst entgegen zu ziehen, um sich mit demselben zu vereinigen. Am 22. Juni 1632 traf der Kurfürst zu Weiden in der Oberpfalz ein, bezog dort ein Lager, und gab dem Friedländer Nachricht von seiner Ankunft. Nachdem man sich gegenseitig über die Förmlichkeiten bei der Zusammenkunft verständiget, auch festgesetzt hatte, daß bei gemeinschaftlichen Operationen des kaiserlich-bairischen Heeres, Wallenstein stets den Oberbefehl führen und letzterer nur für besondere selbstständige Unternehmungen der Baiern allein dem Kurfürsten zustehen soll, fand die Zusammenkunft in Eger statt. Beide Fürsten umarmten sich, wechselseitig in der Kunst der Verstellung wetteifernd [4]). Bei Eger erfolgte auch die Vereinigung des Wallensteinischen und des kurfürstlichen Heeres, wodurch die Streitmassen des Kaisers zu 60,000 Mann emporstiegen. Gustav Adolph wußte wohl, wie sehr diese Vereinigung die Macht seiner Gegner erhöhen werde, und hatte sich bei dem Zuge nach Franken eben deßwegen beeilt, dieselbe zu verhindern. Indessen bei seiner Ankunft in Sulzbach (23. Juni 1632) hatte der Kurfürst Maximilian bereits einen Tagmarsch voraus, und konnte bei der Nähe des kaiserlichen Heeres nicht mehr ereilt werden.

---

[4]) Es findet sich hierüber folgende interessante Stelle bei Khevenhiller: „Als nun der Churfürst aus Bayern und der Herzog von Friedland einander empfangen, da waren aller Augen auf beide Herren gerichtet, denn männiglich gewußt, daß der Herzog von Friedland dem Churfürsten seine vorige Abdankung und seinen vermeinten affront zugemuthet und der Churfürst sich eingebildet, der Herzog werde es ihm nicht vergessen und es ungerochen lassen, und dahero billig ihm nicht hätte trauen dürfen, aber beider Interesse und die Erhaltung von Land und Leute hat aus der Noth eine Tugend gemachet, daß beide ihre Passiones in Freundlichkeit und Vertrauen verkehret, doch haben die Curiosi vermerkt, daß Ihro Churfürstl. Durchlaucht die Kunst zu dissimuliren besser als der Herzog gelernet, dann sie es bei fremden und ihren eigenen Leuten verborgen, da der Herzog bei den Seinigen die Passion also und oft ausbrechen lassen, daß seine Reden gar oft für Ihro Durchlaucht kommen, die sie aber alle vernünftig beantwortet und dissimulirt."

Der König von Schweden richtete deßhalb seinen Marsch nach dem befreundeten Nürnberg.

Bei einer dreifach größern Stärke des kaiserlich-bairischen Heeres sah sich der Sieger von Leipzig nun seinerseits zur bloßen Vertheidigung genöthiget. Er beschloß darum, vor den Mauern Nürnbergs ein befestigtes Lager zu beziehen, und zugleich die streitbaren Bürger der Reichsstadt mit zur Vertheidigung desselben zu benützen. Mit Freuden unterstützten die Nürnberger diesen Plan des Königs: viele Tausende arbeiteten sofort an den Verschanzungen, und schon Anfangs Juli 1632 war das bedeutende Werk vollendet. Die Befestigungen, vielfach von der Pegnitz durchschnitten und durch 300 Kanonen gedeckt, waren so stark, daß Wallenstein keinen Angriff darauf wagen wollte, sondern in der Nähe von Nürnberg, auf der alten Feste bei Zirndorf, ebenfalls ein verschanztes Lager anlegte. So beobachteten sich beide Heere unthätig bis in den Nachsommer. Im schwedischen Lager mangelte es durch die Vorsicht des Nürnberger Rathes anfangs nicht an Lebensmitteln; da jedoch viele Landleute vor den Kaiserlichen in die Stadt sich flüchteten, Mangel an Viehfutter einriß, und das Zusammendrängen so großer Heere auf einem kleinen Raum für die Dauer überhaupt nicht möglich war, so sann Gustav Adolph auf Abhülfe. Sein kühner Geist verfiel auf einen Sturm gegen das feindliche Lager: denn durch empfangene Verstärkungen war sein Heer im August 1632 auf 50,000 Mann gestiegen. Es waren der schwedische Staatskanzler Oxenstierna, die Herzöge Wilhelm und Bernhard von Weimar und der General Banner, welche dem Könige in jener Zeit 30,000 Mann frische Truppen zuführten. Der große Feldherr verkannte die Gefahren des Sturmes nicht; als er aber von den Ausgezeichnetsten aller seiner Heerführer und von einer so großen Streitmacht umgeben war, so glaubte er eine entscheidende That wenigstens versuchen zu müssen, bevor er das Lager von Nürnberg wieder aufhebe.

Am 2. September [5]) des Jahres 1632 ordnete er seine Streitmassen zum Angriff gegen das Wallensteinische Lager, nachdem er bei Fürth die Rednitz überschritten hatte. Albrecht von Friedland, die Hitze des Kampfes voraussehend, übergab dem General Aldringer die Beschützung des Lagers auf der Berganhöhe der alten Feste selbst, und stellte sein Heer am Fuße derselben in den starken Verschanzungen der Ebene auf. Unter solchen Umständen ging der Plan Gustav Adolphs dahin, vor allem der Berganhöhe sich zu bemeistern. Wäre dies gelungen, so konnte er den Feind von zwei Seiten fassen, und offenbar vernichten, weil die Stellung auf der alten Feste der Hauptstützpunkt Wallensteins war. Den Deutschen im Heere des Königs ward der ehrenvolle Auftrag, das Wagstück zuerst zu beginnen. Muthvoll rückten 500 Fußgänger wider die Berg-

5) Nach dem Schlachtbericht Wallensteins an den Kaiser.

anhöhe an, mit demselben Muthe, trotz des furchtbaren Feuers, an ihr emporklimmend. Albrecht von Wallenstein erkannte die Gefahr auf den ersten Blick, und obwohl der Berg, von Kanonen und Musketen strotzend, ein Vulkan zu sein schien, ordnete der Friedländer sofort sechs Regimenter Fußgänger zur Verstärkung der Besatzung der alten Feste ab [6]). Man warf die ersten Deutschen zurück, andere erneuerten den Sturm, ihnen folgten nach der Reihe die meisten schwedischen Fußregimenter. Die Vortheile der Oertlichkeit waren auf Seite des Friedländers, durch Todesverachtung suchten die stürmenden Deutschen und Schweden jene Vortheile aufzuwiegen; doch vergebens: es war für Gustav Adolph wegen des beschränkten Raumes an der alten Feste nicht möglich, größere Massen auf ein Mal zum Angriff zu führen, die Stellung Wallensteins blieb deßhalb zu überlegen. Da entdeckte der Feldherrnblick des Herzogs Bernhard von Weimar eine Anhöhe, welche das Lager des Feindes auf der alten Feste beherrschte: mit unwiderstehlichem Ungestüm besetzte Bernhard dieselbe, und jetzt war es um die Friedländischen geschehen, wenn man die Kanonen auf die Anhöhe gebracht hätte. Die Elemente waren aber im Bunde mit Wallenstein: ein heftiger Regen hatte den Boden weich, unsicher und schlüpfrig gemacht; so oft es auch mit äußerster Kraftanstrengung versucht wurde, die Kanonen emporzubringen, gleiteten dieselben stets wieder zurück. Jetzt erkannte Gustav Adolph die Unmöglichkeit einer Fortsetzung des Kampfes, und ertheilte die Befehle zum Rückzuge. Zweitausend tapfere Männer waren von schwedischer Seite gefallen, minder groß, doch immer noch empfindlich der Verlust der Kaiserlichen, welche übrigens ebenfalls mit der rühmlichsten Tapferkeit gefochten hatten. Groß war überhaupt der Drang. Sowohl dem Herzog Bernhard von Weimar, als dem Herzog von Friedland wurden die Pferde unter dem Leibe getödtet, und dem König selbst nahm eine Kugel einen Theil der Stiefelsohle weg. Schwedische wie Friedländische Oberfeldherren und Heerführer wetteiferten in taktischer Geschicklichkeit und persönlicher Tapferkeit. Wallenstein selbst sagte in dem Schlachtbericht an Ferdinand II., daß der Kampf überaus heiß war (**caldissimamente**), und daß viele Officiere und Soldaten Seiner Majestät todt und beschädigt waren.

Von den Kaiserlichen gerieth unter Andern der Generalwachtmeister Sparr in schwedische Gefangenschaft. Auf sein gegebenes Ehrenwort, in 24 Stunden sich wieder zu stellen, sendete ihn Gustav Adolph mit einigen untergeordneten Anträgen über die Art der Kriegführung und mit der Erklärung an Wallenstein, daß er, der König, zur Verhütung weiteren Blutvergießens die Einleitung von Friedens-Unterhandlungen sehr gerne sehen würde [7]). Wallenstein lehnte die erstern Anträge ab, und

[6]) Wiederum nach dem Berichte Wallensteins.
[7]) So meldete Herzog von Friedland dem Kaiser.

antwortete auf die Vorschläge von Friedens-Unterhandlungen, daß man hierüber vor allem an den Kaiser zu berichten und dessen Entschließung abzuwarten gesonnen sei. Gustav Adolph konnte auf das Einlangen dieser Entschließung nicht warten. Er übertrug daher seinem Kanzler Oxenstierna und dem General Kniephausen, an der Spitze von 5000 Mann, die Beschützung Nürnbergs, verließ mit dem gesammten übrigen Heer am 8. September 1632 sein Lager, und zog, in der Richtung von Neustadt an der Aisch, mit klingendem Spiel an dem friedländischen Heere vorüber. Da Wallenstein durch diese versteckte Ausforderung sich nicht zu einem Angriff verleiten ließ, so hegte der König nur noch die Hoffnung: der Friedländer möge nach seinem Abzug Nürnberg bestürmen, und dadurch zur Feldschlacht Veranlassung geben. Langsam ging daher der Marsch Gustavs über Neustadt nach Windsheim, und auch hier weilte er einige Tage, um im Falle eines Sturmes gegen Nürnberg die Kaiserlichen rasch im Rücken anzugreifen. Doch Wallenstein scheute die Feldherrngaben seines Gegners zu sehr; zufrieden wegen Behauptung der Wahlstadt sich den Sieger nennen zu können, dachte er nicht an eine Beunruhigung Nürnbergs, sondern hob am 13. September 1632 sein Lager ebenfalls auf, und zog nach Forchheim.

Vier und vierzigstes Hauptstück.

Die Schlacht bei Lützen. Tod Gustav Adolphs.

(16. November 1632.)

Da Wallenstein es sorgfältig vermieden hatte, dem König eine offene Feldschlacht zu liefern, so suchte Gustav Adolph ihn zu dem Ende in eine Gegend zu ziehen, wo er nicht länger ausweichen konnte. In dieser Absicht übertrug der König dem Herzog Bernhard von Weimar mit einer Abtheilung von 9000 Mann den Schutz von Franken, und begab sich mit dem Hauptheer nach Donauwörth. Dadurch hoffte er, das vereinigte Heer Wallensteins und Maximilians zu veranlassen, zum Schutze Baierns ihm nachzufolgen. Der Kurfürst trennte sich zu solchem Zwecke auch wirklich von Wallenstein, letzterer beschloß dagegen die Pläne des Gegners dadurch zu vereiteln, daß er sich mit aller Macht auf Sachsen werfe und den König zwinge, zur Rettung dieses Bundeslandes herbei zu eilen. Nach der Räumung Böhmens hatte das sächsische Heer unter Arnim gemeinschaftlich mit einem schwedischen Zuzug die Kaiserlichen mit Erfolg in Schlesien bekämpft, und selbst Breslau eingenommen. Auf ein Mal ging aber Arnim wieder zur Unthätigkeit über, und übernahm, trotz der Aufforderungen seines Kurfürsten, nichts zur Sicherung Sachsens. Im Spätherbst erschien er zwar in Dresden; indessen mit schwacher Mannschaft und nur dazu, um unverrichteter Dinge nach Schlesien zurückzukehren. So stand denn Sachsen den Friedländischen offen.

Als Herzog Bernhard von Weimar bei solcher Lage der Dinge, trotz der Uebermacht Wallensteins, diesen angreifen wollte, um Sachsen zu retten, erhielt er von Gustav Adolph wegen der Größe der Gefahr gemessene Befehle, bis zur Ankunft des schwedischen Hauptheeres nichts Entscheidendes vorzunehmen [1]). Der König beschloß nun wirklich, sich

[1]) Gustav Adolph erklärte sich in der Ordre, einem Brief an seinen lieben Vetter Bernhard, in nachstehender Weise: „Aus Ew. Liebden schreiben vom 8ten dies verstehen wir,

schnell nach Sachsen zu begeben; der Plan Wallensteins war also gelungen. Letzterer konnte nun freilich zur Feldschlacht, die Gustav Adolph längst wünschte, gezwungen werden; sie konnte aber unter günstigern Verhältnissen erfolgen, als in Baiern, weil Wallenstein für die abgezogenen Truppen Maximilians mit dem Heere des tapfern Pappenheim sich vereinigen konnte, und noch überdieß aus Böhmen Gallas zu sich berufen hatte, während Gustav Adolph seine Kräfte nun theilen mußte. Zur Behauptung von Süddeutschland hatte der König nämlich die Besatzungen dort gegen den Kurfürsten von Baiern zu verstärken, und konnte dann in Sachsen dem Friedländer in der Anzahl des Heeres nicht gleich stehen. Albrecht von Wallenstein brachte auch seine Vereinigung mit Pappenheim ohne Hinderniß zu Stande, und befand sich gegen Gustav Adolph, welcher seinen Marsch nach Sachsen noch im October 1632 ausgeführt hatte, wirklich in beträchtlicher Uebermacht. Darum verschanzte sich der schwedische König von Neuem in einem Lager bei Naumburg. Jetzt war Wallenstein zu einem Sturme auf dieses Lager geneigt; allein er folgte doch dem Rathe seiner Generale Pappenheim, Holk und Deodat, welche ihm den Angriff widerriethen. Als die Friedländischen nun Winterquartiere beziehen wollten, und Pappenheim schon wieder von Wallenstein sich getrennt hatte, brach der König mit dem festen Entschluß hervor, noch in diesem Jahre (1632) die sehnlich gewünschte, entscheidende Feldschlacht zu schlagen.

Nachdem Pappenheim in der Richtung von Halle abgezogen war, um die Winterquartiere in Westphalen zu nehmen, ging der Herzog von Friedland mit den Hauptmassen über Weissenfels gegen Lützen. Von diesen Umständen in Kenntniß gesetzt, folgte Gustav Adolph am 15. November 1632 rasch dem Heere von Wallenstein, und stieß schon bei Weissenfels auf dessen Nachhut unter Colloredo. Letzterer gab dem voranziehenden Oberfeldherrn durch drei Kanonenschüsse das Signal des Erscheinens der Feinde, und eilte alsdann ebenfalls nach Lützen. Bei dieser Stadt wurden nun noch am Abend des 15. alle Friedländischen Truppen zusammengezogen. Auf den Abmarsch Pappenheims hatte Gustav Adolph

---

daß dieselbe volgendes Tages hernacher aufzubrechen undt mit Ihren Truppen nacher Sachsen zu marchiren willens gewesen. Nun haben wir sieder der Zeit bei Rotenhahn E. L. geschrieben, daß wir in Person aufgezogen, Zu E. L. zu stoßen und Churſachſen, da es nöthig, zu succurriren, daher E. L. nit aufbrechen, sondern Unser erwarten sollten, Wir sehen auch nochmalen nit, was E. L. mit Ihren Truppen allein dem Feinde für boso machen können, Insonderheit weil sie sich so schwach angeben und wollten dahero, daß E. L. mit dem Vorzug inhielten und bis wir ankhommen, still liegen."

Herzog Bernhard war mit dem Befehle des Königs unzufrieden, und schrieb sogar seinem Bruder Wilhelm: „Es hat fast das Ansehen, als ob sich etwa eine Eyfersucht ereignen und der König die Verrichtung dieses Werkes mir nicht anvertrauen, oder mich nicht fähig genug dazu halten wolle, was ich diesmai Gott und der Zeit anheim stelle." Sein Verdacht war jedoch völlig grundlos.

seine Pläne gestützt; auf die unverzügliche Zurückkunft desselben baute daher Wallenstein seine Rettung, und mit äußerstem Nachdruck ertheilte er die dießfallsigen Befehle.

„Der Feind marchiert hereinwärts," schrieb er am 15. November an Pappenheim. „Der Herr lasse alles stehen und liegen und incaminire sich herzu mit allem volk und stücken, auf daß er morgen frü bey uns sich befündet." Zum Glück für die Friedländischen ereilte dieser Befehl den Feldmarschall Pappenheim noch in Halle. Rasch wandte der Marschall mit seinem Heere um und bot alle Kräfte auf, Lützen noch zeitig zu erreichen. Sehr besorgt um das Schicksal des folgenden Tages gab Wallenstein, der heftig an der Fußgicht litt, dem Marschall Holk den Auftrag, das Heer noch am Abend des 15. November 1632 vor Lützen zur Schlacht zu ordnen. Um sich möglichst zu sichern, ließ der Friedländer seine Armee zum Theil den Gräben entlang aufstellen, welche die Bauern gegen die Landstraße hin zum Schutze ihrer Felder angelegt hatten. Die Nacht vom 15. auf den 16. November wurde benützt, um diese Gräben noch tiefer zu machen, und zugleich verschiedene Verschanzungen aufzuwerfen, welche vornehmlich das Anstürmen der feindlichen Reiterei erschwerten.

Als am 16. November 1632 der Tag angebrochen war, ordnete auch Gustav Adolph seine Krieger zur Schlacht. Am Morgen lag ein so dichter Nebel auf den Fluren, daß die beiden Heere einander nicht erblicken konnten, obschon sie sich ganz nahe standen. Gegen 11 Uhr Vormittags verschwand endlich der Nebel, und beide Armeen sahen sich nun gegenseitig in voller Schlachtordnung. Der Herzog von Friedland hatte sein Heer in zwei Treffen mit einer Reserve getheilt. Sein rechter Flügel stützte sich auf das Städtchen Lützen und einige Windmühlen in der nächsten Umgebung desselben, der linke dagegen dehnte sich längs der Landstraße von Lützen nach Leipzig aus. Während zur Deckung des rechten Flügels vornehmlich die Gärten von Lützen mit Fußvolk besetzt waren, liefen vor dem linken Flügel die bemerkten tiefen Gräben neben her, welche ebenfalls mit Schützen versehen waren. Bei den Windmühlen war schweres Geschütz aufgestellt: im Centrum standen überaus große Vierecke von Fußgängern, und vor ihnen befand sich die Haupt-Batterie des schweren Geschützes. Die Reiterei war auf beide Flügel vertheilt, wovon der rechte von dem Feldmarschall Holk und der linke vom General Götz befehligt wurde. Wallenstein selbst stand im Centrum, und für das Pappenheimische Heer war bei seinem Erscheinen eine Stellung im linken Flügel angewiesen.

Gustav Adolph ordnete seine Schaaren ungefähr wie in der Schlacht bei Leipzig oder Breitenfeld gegen Tilly. Die Reiterei stand mit Fußgängern durchmischt auf beiden Flügeln in zwei Treffen, die Masse des Fußvolks mit 8 Brigaden im Centrum. Vor jeder Brigade waren fünf

schwere Geschütze aufgeführt, während die einzelne Fuß-Regimenter auf den Flügeln mit einigen schwächern oder leichten Kanonen versehen waren. Der König führte den rechten, Herzog Bernhard von Weimar den linken Flügel; für den Fall, daß den erstern ein Unglück treffen werde, war der Oberbefehl über das ganze Heer schon im Voraus dem Herzog Bernhard übertragen. Die schwedischen Streitkräfte beliefen sich auf ungefähr 20,000, jene Wallensteins ohne das Pappenheimische Heer auf ungefähr 25,000 Mann.

Als sich der dichte Nebel gegen Mittag verlor, bestieg Gustav Adolph sein Lieblings-Roß, einen schönen Schimmel von der edelsten Art. Man hatte dem König den Brustharnisch gebracht, um die Heldenbrust zu decken; doch in der Begeisterung für seine große Sache und im Uebermaß des Muthes und Kraftgefühles, wies er denselben mit den Worten zurück: „Gott ist mein Harnisch!“ Der hohe Mann war mit allen Gaben ausgestattet, welche den Lenkern der Geschicke der Völker geziemen: so beherrschte er denn auch das Wort und übte als wirklicher Redner jene geheimnißvolle Macht über die Gemüther der Menschen, welcher man vergebens zu widerstehen versuchen würde. Mit vollkommener Klarheit lag die unendliche Wichtigkeit des bevorstehenden Kampfes in der Seele des Königs: solcher Kampf sollte entscheiden über den weiteren Gang der Bildung des Menschengeschlechts, entscheiden über die künftige Größe oder Schwäche Deutschlands, welches Gustav Adolph bereits als sein Vaterland anzusehen gewohnt war. Gedankenvoll und in stiller Begeisterung ritt der König durch die Reihen seiner Krieger. Vor der Linie der Schweden hielt er sein edles Roß zuerst an, und sprach mit wohlklingender und vernehmlicher Stimme also: „Eine heilige Sache, meine Waffengefährten, führt uns abermals in einen heißen Kampf, die Sache der reinen Religion und des Vaterlandes. Ihr habt oft bewiesen, mit welchem Muthe, welcher Hingebung, welcher Begeisterung ihr für solche Güter zu fechten verstehet. Ihr werdet heute neue Beweise davon liefern. Nie war ein Tag wichtiger, als der gegenwärtige: würdet ihr heute wanken, so ginge die Ruhe und der Ruhm eures Königs, ginge euer eigener Ruhm traurig zu Grabe, würde Keiner von Euch die heimathlichen Fluren wiedersehen. Doch was soll ich das Wort in so düstere Farben kleiden, Heldenmännern gegenüber, welche die Furcht nicht kennen, und deren Tapferkeit nicht einmal den Gedanken einer Möglichkeit des Verzagens in dieser entscheidenden Stunde zuläßt. Ja meine Braven, ihr werdet fest zusammenstehen und ritterlich streiten für euern Gott, euer Vaterland und euern König! Schon lese ich diesen Entschluß in euern begeisterten Mienen: Dank euch, meine Tapfern, und so gehet denn mit Freudigkeit in den Kampf, wie euer Feldherr!“

Während die tiefe Wirkung dieser Rede in einem allgemeinen Enthusiasmus der Schweden sich äußerte, ritt Gustav Adolph mit edlem An-

stand zu den deutschen Reihen in seinem Heere, und redete sie also an: „Ein Jahr ist verlaufen, seitdem ihr nicht ferne von diesem Orte an meiner Seite für euern Glauben und die bessere Zukunft eures Vaterlandes gekämpft habet. Für unüberwindlich galt dortmals euer Gegner, der Schrecken ging vor seinem Namen her; aber ihr warfet ihn herab von der Höhe seines Ruhmes, ihr warfet ihn nieder mit allen seinen gefürchteten Schaaren: bleich und erschüttert floh Tilly vor meinen tapfern Waffenbrüdern. Der heutige Tag ist berufen, neue Lorbeeren um eure Schläfe zu winden, noch herrlicher euern Ruhm zu gestalten: denn ihr sollet die letzte Macht des Feindes brechen. Würdet ihr heute nicht eben so fest bei mir stehen, als an jenem großen Tage des vorigen Jahres, so wären eure höchsten Güter zerstört, eure Religion vernichtet, eure Freiheit getödtet, euer Leibes- und Seelenheil dahin gegeben. Doch steht es mir an, an der Tapferkeit meiner bewährten Deutschen zu zweifeln? Nein, ihr werdet mit mir zum Siege fliegen, den gegenwärtigen Feind mit demselben Ungestüm zerstäuben, wie einst den gefürchteten Tilly. Unerschütterlich werde ich zu euch halten, nicht über euch, sondern unter und neben euch will ich als treuer Waffengefährte stehen. Nur deßhalb will ich voranstürmen, um euch den Weg zum Siege zu zeigen; mit meinem Leib will ich den eurigen decken, mein Leben freudig einsetzen, sowie ihr meine Schutzwehr seid, wie ihr euer Leben bereitwillig für Religion und Vaterland dahin gebet. Muth denn meine Brüder, Gott ist mit uns!“

Unter allen Kirchen-Gesängen, welche aus der Reformation hervorgingen, und unbeschreiblich auf das Gemüth der Evangelischen wirkten, war keines ergreifender, als das schöne Lied Luthers:

„Eine feste Burg ist unser Gott!“

In der Zeit der größten Bedrängnisse der neuen Lehre entstanden, bei allgemeinem Verzagen deren Anhänger von dem Reformator, der allein den alten Muth besaß, in der Einsamkeit gedichtet, sprach es dessen volle, unendliche Gemüthlichkeit aus, und trug seinen unerschütterlichen Muth, sein hohes Vertrauen auch in die Seelen der Schwachen. Da vollends die Melodie oder Weise des Liedes geistvoll dem Inhalt angepaßt war, so wirkte der heilige Gesang wie einst die Psalmen der Vorzeit: die Thränen entstürzten gewöhnlich den Augen der Andächtigen, und ein hoher, reiner Friede verbreitete sich über ihr erschüttertes Gemüth. Sobald deßhalb nur die Melodie des Liedes angestimmt wurde, fühlten sich die Protestanten stets mit Begeisterung erfüllt. Gustav Adolph kannte und theilte diese Stimmung: nachdem er also die Reden an seine Krieger beendigt hatte, und im Begriff stand, das Zeichen zum Angriff zu geben, ließ er durch die Trompeter seiner Reitergeschwader in gehaltenen kunstreichen Tönen die Melodie des Liedes blasen: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ Hohe Trompetentöne wirken ohnehin so seltsam ermuthigend und hinreißend auf das menschliche Gemüth; in Ver-

bindung mit der Melodie des so sehr geliebten Liedes war die Wirkung vollends unermeßlich, und allgemein die stürmische Begeisterung des schwedischen Heeres. Mit solchen Voranstalten ging Gustav Adolph in die Schlacht: wem kann die Hoheit eines solchen Mannes entgehen, wer nicht anerkennen, wie groß er war? Wie die letzten Accorde des Liedes allmählig dahin starben, und das gegebene Feldgeschrei „Gott mit uns!“, die schwedischen Schlachtreihen leise zu durchlaufen begann, war der König auf seinen rechten Flügel zurückgekehrt. Mit hoch erhobener Stimme rief er:

„Nun wollen wir daran, das walt der Liebe Gott! Herr Jesu hilf, wir streiten heut zu deines heiligen Namens Ehre!“

Das Zeichen zum Angriff war gegeben, und mit Ungestüm stürzten sich die schwedischen Linien auf die Friedländischen. Albrecht von Wallenstein hatte im reinen Gegensatz mit dem Könige seine Krieger vor Beginn der Schlacht nicht angesprochen: ein ungewöhnlicher Ernst seines Antlitzes sollte den Muthigen Selbstvertrauen, und den Schwachen, durch stillschweigende Androhung schrecklicher Strafe der Feigheit, den Vorsatz der Tapferkeit einflößen: am meisten rechnete aber der Herzog von Friedland auf seine feste Stellung und die Begünstigung der Oertlichkeit, welche er im vollen Maaße für sich hatte. Trotz seiner heftigen Gichtleiden hatte sich der Herzog bei Beginn der Schlacht gleichwohl zu Pferde gesetzt: doch bald nöthigte ihn der Schmerz, sich einer Sänfte zu bedienen, um die Bewegungen seines Heeres zu leiten.

Die Voranstalten Gustav Adolphs bei Eröffnung der Schlacht hatten ihre volle Wirkung geäußert: mit wahrem Heldenmuth griffen seine Krieger die Friedländischen an. So fest auch die Stellung der letztern war, der Begeisterung der Schweden vermochten sie doch nicht Stand zu halten.

Dem kühnen Könige folgend, stürmte die schwedische Reiterei auf dem rechten Flügel wie eine Windsbraut dahin: vergebens richteten die friedländischen Schützen in den Gräben ein furchtbares Feuer auf die Angreifenden, vergebens entsandte die Hauptbatterie Wallensteins Ladung um Ladung nach jener Gegend. Gustav Adolph und seine Reiter verachteten die Kugeln, welche wie ein dichter Hagel unter sie fielen, bald diesen, bald jenen zerschmetternd; sie stürmten immer entschlossener gegen die Gräben an. Im Angesicht derselben stutzten die schwedischen Reiter freilich für einen Augenblick; doch der König bestieg sofort ein frisches Roß, und setzte mannhaft über den Graben. Dieß durchzuckte wie ein Blitzstrahl seine Reiter, verschwunden war alle Besorgniß, und pfeilschnell folgten auch die Reitermassen in schönster Ordnung dem Beispiel ihres Königs. Als Gustav Adolph jetzt die Küraſſiere Picolomini's erblickte, rief er dem Obristen Stalhantsch zu: „Werfe mir diese schwarzen Burschen da: sie werden uns sonst übel mitspielen!“ Einem solchen Andrang war nicht zu widerstehen, die friedländischen Reiter wichen, und binnen sehr

kurzer Zeit war der linke Flügel Wallensteins von dem rechten des Königs gänzlich geworfen.

Gleichzeitig war das schwedische Fußvolk im Centrum gegen die Hauptbatterie der Friedländischen vorgerückt. Allerdings wurde dasselbe von den Schützen in den Gräben und von der Batterie mit dem heftigsten Feuer empfangen; dessenungeachtet vertrieben die Tapfern die Schützen aus den Gräben, erstürmten die Batterie und richteten sie gegen die Kaiserlichen. Furchtbar war die Gefahr, in welcher die letztern nun schwebten: schon hatte das schwedische Fußvolk im Centrum von den Reserven Wallensteins zwei große Vierecke zerstreut, schon richtete es seine schweren Schläge gegen ein drittes, eben schickte sich der König an, mit seinem siegreichen rechten Flügel den linken des Feindes vollends zu umwickeln, und zugleich mit dem erschütterten Centrum desselben gänzlich zu zerstäuben, als die friedländische Reiterei in Verbindung mit dem noch frischen Theil der Reserve alle Tapferkeit aufbot, um den Siegern die Batterie im Centrum wieder zu entreißen. Die schwedischen Streitkräfte auf diesem Punkte standen schon lange im Feuer, und unterlagen der Ermattung: den frischen Truppen Wallensteins und einer wiedergeordneten Reiter-Abtheilung desselben vom linken Flügel gelang es deßhalb, das schwedische Centrum über die Gräben zurückzudrängen und sohin die Hauptbatterie der Friedländischen wieder zu gewinnen. Als dem Könige diese Vorgänge berichtet worden waren, flog er an der Spitze des Slamändischen Reiter-Regiments Steinbock seinem Fußvolk im Centrum zu Hülfe, um dasselbe von Neuem zum Siege zu führen. Im Angesicht der feindlichen Hauptbatterie setzte Gustav Adolph abermals kühn über den Graben, und eilte durch die Schnelligkeit seines edlen Rosses seinen Reitern weit voran. Mit brennender Hast rangen die Slamänder nach Eile, um den geliebten König zu schützen, furchtbar war daher der Zusammenstoß mit der friedländischen Reiterei: abermals ward diese mit der Reserve zu Fuß geworfen, und die friedländische Hauptbatterie von Neuem erobert. Mit entblößtem Haupte dankte Gustav Adolph für den Sieg, als zwei frische Küraſſier-Regimenter Wallensteins in die bereits gebrochenen Reihen der Kaiserlichen einrückten, und die verlorne Batterie noch ein Mal zurückzunehmen suchten. In diesem Kampfe erhielt das Pferd des Königs einen Pistolenschuß durch den Hals, und er selbst einen andern in den linken Arm. In der nächsten Umgebung des Königs befanden sich der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg, welcher als Freiwilliger ihm diente, der Edelknabe August von Leubelfing aus Nürnberg und zwei Reitknechte. Herzog Albrecht suchte den verwundeten König von dieser Gegend auf den rechten Flügel in Sicherheit zu bringen, und deßhalb zur Vermeidung des Gedränges, oder in der Absicht, das schwedische Fußvolk durch den Anblick des verwundeten Königs nicht zu entmuthigen, einen kleinen Umweg zu nehmen. Unerwartet stießen kaiserliche

Reiter auf die kleine Truppe, und einer der Anführer der erstern, der Oberstlieutenant von Falkenberg, schoß abermals eine Pistole auf Gustav Adolph ab. Da die Kugel das Rückgrat des Königs durchdrang, so stürzte dieser vom Pferde, blieb aber in der Entkräftung mit einem Fuße im Steigbügel hängen. Sein Pferd flog scheu von dannen und schleifte ihn eine Strecke weit. Luchau, der Stallmeister des Herzogs von Lauenburg, hieb den Oberstlieutenant von Falkenberg sogleich nieder. Der Herzog selbst hingegen entfloh und das übrige Gefolge ward bis auf den Edelknaben von Leubelfing im Getümmel von dem Könige getrennt. Leubelfing war noch bei dem König, als er vom scheuen Pferde frei endlich auf den Boden fiel. Sofort sprang der Edelknabe aus dem Sattel, und bot dem verwundeten König sein Roß an: der Monarch machte auch einen Versuch, dasselbe mit Hülfe des treuen Pagen zu besteigen; doch seine Kräfte waren dazu nicht mehr hinreichend. Jetzt schwärmten zufällig drei friedländische Reiter an jener Stelle vorüber, und die Gruppe gewahrend, fragten sie den Edelknaben: „Wer sein verwundeter Gefährte sei?“ Leubelfing erwiederte vorsichtig: „ein Offizier!“ doch ungläubig schüttelten die friedländischen Reiter die Köpfe, und verwundeten den Edelknaben durch einen Pistolenschuß sowie zwei Degenstiche. Nachdem sie ihn ausgeplündert hatten, schoß einer der Reiter auch den schwer verwundeten König durch die Schläfe, und versetzte ihm noch überdieß einige Degenstiche. Auch ihn zogen die Reiter bis auf das Hemd aus. Leubelfing, an dem man später noch Leben bemerkte, wurde von zwei Hofjunkern erst zu Pferd, dann zu Wagen nach Naumburg gebracht, und starb daselbst erst im folgenden Monat an seinen schweren Wunden. Gustav Adolph hatte hingegen schon auf dem Wahlplatz geendet.

Während dieser Vorgänge hatte sich auch zwischen Bernhard von Weimar und dem rechten Flügel des friedländischen Heeres die Schlacht heftig entzündet. Obgleich hier die Stellung Wallensteins, wegen der besetzten Gärten und des Geschützes bei den Windmühlen, am stärksten war, drang Bernhard mit seinen tapfern Deutschen gleichwohl siegreich vor. Er vertrieb die friedländischen Musketiere aus den Gärten, und ordnete dann einen allgemeinen Sturm auf die Batterien bei den Windmühlen an. In diesem wichtigen Augenblick gelang dem wallensteinischen Kroaten-General Isolani eine Flanken-Bewegung, wodurch er dem linken Flügel der Schweden unter Bernhard in den Rücken kam. Er plünderte den Troß, und brachte dort eine Verwirrung hervor, welche einige schwedische Truppen-Abtheilungen zur Flucht verleitete. Bernhard war nun in seinem Rücken wirklich ernstlich bedroht, voll von Geistesgegenwart führte er aber seine Reserve in die Lücken, und schlug damit Isolani bleibend in die Flucht. Als sich der Herzog so eben zur Erneuerung des Sturmes auf die Windmühlen anschickte, drang das Gerücht von dem Tode Gustav Adolphs zu seinen Ohren.

Die erste Andeutung des Trauerfalles gab das mit Blut bedeckte Pferd des Königs, welches ledig und scheu an den Schlachtreihen vorüberflog. „Der König ist todt!“ durchdrang nun ein dumpfer Ruf die Linien der Schweden. Betäubung überfiel für einen Augenblick die heldenmüthigen Männer, und das Herz drohte still zu stehen. Da riefen tausend und tausend Stimmen plötzlich mit furchtbarer Stärke: „Der König ist todt, rächet ihn, rächet ihn!“ Mit Windeseile flog Herzog Bernhard von Weimar nun vom linken Flügel der Schlachtordnung zum rechten, wo die Erbitterung des Heeres am größten war. Unterwegs traf er den General Kniphausen, welcher in der Absicht, ihn zu beruhigen, die gute Ordnung seiner Heer-Abtheilung rühmte und mit Zuversicht einen wohlgeordneten Rückzug versprach. „Nicht von Rückzug, nur von Kampf, Rache und Sieg kann die Rede sein,“ erwiederte ihm Bernhard zürnend, worauf er dem rechten Flügel der Schlachtordnung vollends zueilte. Von hier war der Ausruf: „Rächet ihn, rächet ihn!“ ausgegangen: hier standen die Schweden eben im Begriff, mit einem Ingrimm, der schwer zu beschreiben ist, von Neuem auf die Friedländischen einzustürmen. Dem Willen des geschiedenen Königs gemäß übernahm Herzog Bernhard nunmehr die oberste Leitung des gesammten Heeres, und zwar mit einer furchtbaren Entschlossenheit. Als der Oberstlieutenant des Steinbockischen Regiments ihm den Gehorsam zu verweigern wagte, stieß ihm Bernhard sogleich den Degen durch den Leib. Dann setzte er sich als Oberfeldherr sofort an die Spitze der zornentbrannten Reiter des schwedischen rechten Flügels, welche jetzt wie ein Orkan die Friedländischen niederwarfen. Ihnen folgte das schwedische Fußvolk im Centrum mit gleichem Ingrimm: im Nu war der ganze linke Flügel Wallensteins zerstreut, die Hauptbatterie desselben zum dritten Mal erobert, und die ungeheure Masse seiner großen Vierecke gänzlich auseinander gesprengt. Jetzt schlugen die Kugeln der Schweden in einen Pulverkarren des Friedländers: auch mehrere andere fingen Feuer, und mit einem Donnerschlage, als berste die Erde, flogen sie sämmtlich in die Luft. Während die friedländischen Schaaren des rechten Flügels starr vor Entsetzen zitterten, und dann wild die Flucht ergriffen, während namentlich ganze Reitergeschwader mit verhängtem Zügel gegen Leipzig davon jagten, hörte man das Triumphgeschrei des linken schwedischen Flügels, welcher inzwischen die Batterien bei den Windmühlen mit Sturm genommen, dieselben gegen den rechten wallensteinischen Flügel selbst gerichtet, und auch diesen gänzlich in die Flucht geschlagen hatte.

In diesem Augenblicke traf Pappenheim mit seinen Reitern (die Fußgänger konnten ihm bei seinem eiligen Zug nicht gleichen Schritt halten) auf dem zersprengten linken Flügel des Friedländers ein. Die Zerstörung gewahrend und das Schlimmste ahnend, rief er: „Wo befehliget der König?“ gleichsam um durch einen verzweifelten Kampf mit

diesem die Niederlage des kaiserlichen Heeres noch mit einem Schimmer von Ruhm zu bedecken. Ungestüm warf er sich mit seinen Kürassiren den siegenden Schweden entgegen; da durchbohrten schon bei dem ersten Zusammenstoß zwei Kugeln die Brust des Helden. Auf beiden Seiten sollten die edelsten fallen: hier der große König selbst, dort der kühne Pappenheim, der Tod des Letzteren nach dem Rathschlusse des Schicksals den Kummer der Schweden über ihren entsetzlichen Verlust gleichsam lindern! — Mit entschiedener Tapferkeit suchten auch die braven Pappenheimer den Tod ihres Führers zu rächen: mörderisch entbrannte für einige Zeit von Neuem der Kampf: doch der Ingrimm der Schweden war nicht zu bewältigen: der neue Widerstand erhöhte nur ihren zornigen Muth, und mit ungeheurer Wucht fielen ihre Schwertschläge auf die Pappenheimer. Die Letzteren, noch in ihrer vollen Kraft, während die Schweden durch den langen Kampf schon sehr ermüdet waren, errangen freilich das Uebergewicht und eroberten die friedländische Hauptbatterie zum dritten Mal wieder; doch ihr Erfolg war von sehr kurzer Dauer. General Knyphausen, welcher die schwedische Reserve befehligte, war den ganzen Tag noch nicht zum Gefecht gekommen, und hielt seine Truppen in der schönsten Ordnung. Diese ließ nun Bernhard von Weimar wider die Pappenheimer anrücken. Der neue Angriff frischer Truppen ward mit einem solchen Nachdruck ausgeführt, daß die Pappenheimer sogleich nach allen Seiten geworfen, und alsbald theils niedergestoßen, theils niedergeritten wurden. Die Friedländische Hauptbatterie wurde von den Schweden nun zum vierten Male genommen. Auch das so sehnlich erwartete Eintreffen der Pappenheimischen Schaaren war also vergeblich .... Wallenstein entschieden auf allen Punkten geschlagen.

Düster und verstört, von den Ahnungen einer noch trübern Zukunft erfüllt, von dem Aerger gekränkten Stolzes gequält, floh der Friedländer von dem Wahlplatze bei Lützen. Vielleicht wären die Trümmer seines Heeres auf dem Rückzuge vollends aufgerieben worden, wäre er nicht auf das frische Fußvolk Pappenheims gestoßen, das nunmehr zur Deckung seiner zerissenen Linien diente [2]).

---

[2]) Die Quellen über die Schlacht von Lützen sind sehr reichhaltig, und so sicher, daß sich über die wahre Beschaffenheit der Vorgänge vollkommene geschichtliche Gewißheit begründen ließ. Man hat nämlich über das Ganze des Kampfes sowie über den Tod Gustav Adolphs nicht nur einige Privat-Urkunden, sondern auch mehrere officielle. Von schwedischer Seite besitzen wir officielle Urkunden: 1) ein Schreiben des Kanzlers Axel Oxenstierna an den schwedischen Reichsrath über den Tod des Königs; 2) einen Bericht des schwedischen Ministers Salvius in Hamburg über denselben Gegenstand an jenen Reichsrath; 3) den Bericht des Herzogs Bernhard von Weimar über die Schlacht bei Lützen an den Kardinal Richelieu. Von östreichischer Seite dagegen liegt als officielle Urkunde vor: die ausführliche Darstellung der Schlacht vom General Deodati, welche er auf besonderen Befehl Ferdinands II. schriftlich verabfaßte. Privat-Urkunden sind: 1) die Schilderung der Schlacht bei Lützen von Burgus, einem Augenzeugen, der während der Schlacht als Offizier im kaiser-

Der Feldmarschall Pappenheim wurde nach der Verwundung von seinem Lieblingstrompeter in einem Wagen nach Leipzig gebracht. Alle ärztliche Hülfe war jedoch bei entschiedener Tödtlichkeit der Wunden vergeblich, und der Tod erfolgte schon am andern Tag, den 17. November 1632. Der Sterbende erfuhr noch den Fall Gustav Adolphs, und rief noch vor dem Verscheiden, wie beruhigt, aus: „Ich sterbe nun gerne,

---

lichen Heere diente; 2) die Relation des Nürnberger Stadt-Obristen, Freiherrn von Leubelfing, über die Aussagen seines Sohnes, des Edelknaben August von Leubelfing, betreffend den Tod Gustav Adolphs. August von Leubelfing erzählte nämlich vor seinem Tode, bei völligem Bewußtsein, alle Vorgänge von der Verwundung des Königs an bis zu dessen Tode, wovon jener Edelknabe Augenzeuge war. Der Vater desselben bewahrte sodann die Aussage, welche sichtbar das Gepräge der Wahrheit trägt, schriftlich auf. So kam sie auf unsere Zeiten. Weitere Quellen sowohl über die Schlacht, als den Tod des Königs sind: 1) das Theatrum Europäum, eine damalige Zeitung; 2) die Erzählung von Chemnitz, einem schwedischen Geschichtschreiber und Zeitgenossen Gustav Adolphs; 3) die Erzählung des Grafen Khevenhiller, des kaiserlichen Ministers.

Da in diesen Quellen verschiedene Parteien sprechen, so ist es natürlich, daß sie in vielen Stücken von einander abweichen. Schon nach der Erfahrung bei gewöhnlichen Zeugen-Vernehmungen ist es ferner natürlich, daß selbst über Vorgänge, welche den Parteigeist nicht berühren, wie der Tod des Königs, in den Neben-Umständen abweichende Berichte zum Vorschein kamen. Gleichwohl wird es im vorliegenden Falle einer unbefangenen Kritik leicht, sowohl über das Ganze der Schlacht, als die Art des Todes von Gustav Adolph historische Gewißheit herzustellen. Der Bericht des Herzogs Bernhard von Weimar an den Kardinal Richelieu ist nämlich nicht nur an sich sehr unbefangen und glaubwürdig, sondern wird auch rücksichtlich des Todes des Königs von der Aussage des Edelknaben Leubelfing, welcher dem Könige von der Verwundung bis zum Tode desselben stets zur Seite war, auffallend unterstützt. Dieser Aussage nähert sich wieder am meisten der Bericht des schwedischen Ministers Salvius, und ein solches Zusammentreffen muß der Erzählung Bernhards, der weder von der Relation des Stadt-Obristen Leubelfing, noch dem Berichte des Ministers Salvius etwas wußte, auch in allen übrigen Stücken große Glaubwürdigkeit ertheilen. Aus diesen Gründen wurde oben der Darstellung im Text allenthalben der Bericht des Herzogs Bernhard zum Grund gelegt, und hin und wieder eine Abweichung von der gewöhnlichen Erzählung der Schlacht angenommen. So sagt man z. B. gemeiniglich, daß die friedländische Hauptbatterie nur zwei Mal von den Wallensteinischen wieder erobert worden wäre: nach der Versicherung Bernhards nahmen sie die Friedländischen dagegen drei Mal wieder, und zum vierten Mal eroberte sie Kniphausen mit der schwedischen Reserve. Wir folgten also auch hier dem Herzog Bernhard. Nach einigen Berichten sei Gustav Adolph verwundet worden, weil er wegen seines kurzen Gesichts und des dichten Nebels, zu weit in die kaiserlichen Reihen vorgedrungen. Bernhard ertheilte aber der Darstellung, welche wir oben in dieser Beziehung wählten, dadurch besondere Wahrscheinlichkeit, daß er sehr bestimmte Einzelnheiten anführt, namentlich bemerkt, der König habe schon mit entblößtem Haupte für den Sieg gedankt, als die frischen Küraſſier-Regimenter Wallensteins anrückten und ihn verwundeten. Die Reden des Königs, wie wir sie im Texte darstellten, sind dem Wesen nach gerade so gehalten worden. Um indessen ihre Wirkung nach unserer Bildungsstufe anschaulich machen zu können, mußten sie auch in unsere gegenwärtige Sprache umgesetzt werden, wozu der Geschichtschreiber unsers Erachtens nicht nur befugt, sondern selbst verpflichtet ist.

Nach dem Tode Gustav Adolphs entstand unter den Schweden ein Gerücht, daß der König von dem Herzog Albrecht von Lauenburg meuchlings ermordet worden sei. Die bloße Einsicht in die Quellen stellt dieses Gerücht sogleich als grundlos dar, und dasselbe ist so handgreiflich unwahr, und von den neuern Geschichtsforschern, namentlich von Friedrich Förster, so bündig widerlegt worden, daß wir ihm im Text gar keinen Platz einräumen wollten.

da auch der unversöhnliche Feind meines Glaubens nicht mehr am Leben ist.“

Als die Schweden unter Bernhard auf die Friedländischen einstürmten, um den Tod ihres Königs zu rächen, suchten sie auch seine Leiche zu entdecken und den Feinden zu entreißen. Das Regiment von Stalhantsch gewahrte sie endlich und erkämpfte sie in steigendem Ingrimm. Auf einem Kanonenwagen wurden hierauf die theuren Ueberreste von mehreren Reitern und Offizieren in der Nacht nach Meuchen gebracht, und dort in der Kirche vor dem Altar niedergelegt [3]). Der Schulmeister hielt sogleich Gottesdienst, und einer der Offiziere die Trauerrede. Hierauf fand die Oeffnung der Leiche statt. Einen Theil der Eingeweide beerdigte man in der Kirche zu Meuchen, die Leiche selbst ward aber am folgenden Tag (17. November 1632) nach Weissenfels geführt, und hier von dem Apotheker Casparus einbalsamirt. Dieser erstattete über die vorgenommene Obduction einen amtlichen Bericht, nach welchem sich an dem Leichnam neun Wunden gefunden hatten. Dann geleitete man die Leiche über Wittenberg nach Wolgast, und erst am 21. Juni 1633 erfolgte die feierliche Bestattung derselben in der Ritterholmskirche zu Stockholm. Der Reitknecht Erichson des Königs, welcher bei dem Falle seines Herrn gegenwärtig war, auch zugleich mit seiner Leiche nach Meuchen kam, und hier bis zur Genesung von seinen Wunden verweilte, wälzte später mit Hülfe von 13 Bauern einen großen Stein an die Stelle, wo Gustav Adolph fiel. Das ist der berühmte Schwedenstein bei Lützen.

Wie schon die Schilderung der Schlacht zu erkennen gibt, mußte dieselbe sehr mörderisch gewesen sein. In der That war der Verlust beider Theile sehr groß; 10,000 Todte bedeckten den Wahlplatz. Davon waren viele von schwedischer Seite, doch den größern Verlust erlitten die Friedländischen. Albrecht von Wallenstein bewährte auch in diesem denkwürdigen Kampfe seinen Ruf; trotz seiner Gichtschmerzen entwickelte er die rühmlichste Thätigkeit, zeigte sich überall, wo die Gefahr am größten war, bemühte sich mit scharfem Feldherrnblick, jeder entstandenen Unordnung sogleich abzuhelfen, und leitete die Seinigen überhaupt mit vorzüglicher Umsicht. Er unterlag nur den höheren Gaben des genialen Königs und der unwiderstehlichen Tapferkeit des schwedischen Heeres. Nächst dem Herzog von Friedland zeichnete sich vornehmlich General Piccolomini durch glänzende Tapferkeit aus: so anhaltend war derselbe dem Feuer der Schweden ausgesetzt, daß ihm fünf Pferde unter dem Leibe erschossen wurden. Trotz der Tapferkeit der Heerführer, namentlich auch Pappenheim's, war die Niederlage der Friedländischen entschieden. So offen

---

[3]) Der Schulmeister verfaßte über die Begebenheiten jener Nacht eine Beschreibung, welche auf seine Nachkommen übergegangen ist, und obiger Darstellung mit zum Grunde liegt.

dieß aber auch vorlag, wollte es Albrecht von Wallenstein gleichwohl nicht zugestehen, sondern schrieb sich den Sieg zu. Ein bedeutender Widerspruch mit seiner Berühmung war das strenge Gericht, welches er später über die feigen Offiziere und Soldaten seines Heeres ergehen ließ. Nachdem er eine allgemeine Untersuchung wider die Ausreißer eingeleitet hatte, wurden viele in Prag hingerichtet. So wurden am 4. Hornung 1633 durch den Scharfrichter enthauptet: die Oberstlieutenants von Hagen und von Hofkirchen, die Hauptleute Burg und Kleeblatt, der Kapitainlieutenant Graf von Gandendorn, der Rittmeister von Warnstein, die Lieutenants Waldenburg und Tortel, sowie der Kornet Kaschering. Mehrere Gemeine erlitten die Strafe des Stranges, und von vielen entwichenen Offizieren wurden die Namen an den Galgen geschlagen. Ein weiterer Widerspruch mit der Berühmung des Friedländers war die seltsame Thatsache, daß die Reiterei des wallensteinischen rechten Flügels, welche schaarenweise durchging, sogar die eigene Bagage ihres Feldherrn ausplünderte.

Albrecht von Wallenstein nahm seinen Rückzug nach Leipzig, wo er in der Nacht vom 16. auf den 17. November ankam.

Herzog Bernhard von Weimar folgte dem Friedländer nicht nach Leipzig, sondern führte sein siegreiches Heer nach Weissenfels. Dort ließ er die Leiche Gustav Adolphs vor die gesammte Armee bringen, und hielt im Angesicht derselben eine ergreifende Rede, worin er die Krieger zur Fortsetzung ihrer Tapferkeit und zur Ausdauer in dem Kampfe ermahnte. „Vollführet," rief er aus, „die Pläne eures Königs, verfolget unwandelbar die Bahn desselben, und zeiget der Welt, daß ihr im Leben den großen Geschiedenen zum Unüberwindlichen erhoben, und nach dem Tode noch seinen Namen zum Schrecken der Feinde gemacht habt!" Das gesammte Heer schwur, dem Herzog zu folgen bis an das Ende der Welt [4]).

Albrecht von Wallenstein verweilte nur kurze Zeit in Leipzig, dann brach er schnell auf, und eilte über Chemnitz nach Böhmen, um hier die Winterquartiere zu beziehen. Schon am 20. November 1632 überschritt er die böhmische Grenze, und hatte also die Trümmer seines Heeres gerettet.

---

[4]) Nach dem Berichte des Herzogs Bernhard von Weimar.

Fünf und vierzigſtes Hauptſtück.

Ueberſichtliche Würdigung Guſtav Adolphs. Folgen der Schlacht bei Lützen.

Große Männer gehen wie die Herolde der Weltordnung durch das bewegte Leben der Völker, und der Gedanke, wie der Wille dieſer leitenden Ordnung der Dinge iſt in ihnen gleichſam lebendig geworden. Mit geringen Hülfsmitteln beginnen ſie gemeiniglich die Erfüllung ihres Berufes, und ſiegreich brechen ſie ſich Bahn, ſollten die entgegenſtehenden Hinderniſſe auch unüberwindlich zu ſein ſcheinen. Aus der Dunkelheit treten ſie meiſtens plötzlich auf den Schauplatz der Thaten hervor, und nimmer iſt Raſt, als bis die ſonſt gleichgültige Menge mit ſtaunender Ehrfurcht gegen ſie erfüllt iſt. Für alle ihre Zwecke hat die Weltordnung ihre Sendboten; im ſechszehnten Jahrhundert erſchien Dr. Martin Luther, um durch die Gemüthserſchütterung der gebildeten Völker dem Sittenverfall zu ſteuern, und durch die Freiheit der Gedanken höhere Kulturzuſtände einzuleiten; im ſiebenzehnten Jahrhundert trat dagegen der Held hervor, welcher den aufgeführten Grundbau der neuen Schöpfung gegen die neu anſtürmenden Feinde vertheidigen ſollte. Dort hatte das Wort die Welt erſchüttert, hier ſollte der Degen dem Worte Nachdruck geben. In Guſtav Adolph war der Geiſt der Reformation zum zweiten Mal lebendig geworden, nur mit Abweichungen, wie ſie nach den veränderten Zeitumſtänden nothwendig geworden waren. Seine Aufgabe war eben ſo wichtig, als ſchwierig; doch je mehr beides der Fall iſt, deſto glänzender wird gemeinhin die geiſtige Ausſtattung der Männer, welche zur Löſung ſolcher Aufgaben berufen ſind. Dieſe Wahrheit findet in der Weltgeſchichte vielfältige Beſtätigung; eine neue gab die Perſönlichkeit des großen Schweden [1]).

[1]) Die nun folgende Beſchreibung der Perſönlichkeit Guſtav Adolphs iſt ſtreng geſchichtlich, und beruht vornehmlich auf dem übereinſtimmenden Zeugniß zweier hochſtehenden Zeit-

Schon in der Leibesgestalt drückte Gustav Adolph den höchsten Adel des Menschengeschlechts aus. Dem reinen, unvermischten Urstamme der Germanen entsprossen, hob sich seine Gestalt, ungeachtet einer Neigung zur Wohlbeleibtheit, schlank und edel empor. Dem blendenden Weiß seiner Gesichtsfarbe, das durch eingemischtes Roth noch mehr verschönert wurde, entsprach das reiche, gelbe Haar des germanischen Stammes, und das große Auge, welches zwar nicht fernsehend, doch feurig und ausdrucksvoll war. Das goldgelbe Haar insbesondere wallte so üppig auf die Schultern des Königs herab, und zeichnete ihn in dem Maaße aus, daß ihn die Italiener den Goldkönig (Re d'oro) nannten, wie sie einst Friedrich dem Ersten von Hohenstaufen den Beinamen Rosabart ertheilt hatten. Auf dem Antlitze Gustav Adolphs ruhte eine Majestät, welche alsbald Ehrerbietung einflößte. Ernst und Würde war der Haupt-Charakter seiner schönen Züge, aber bei ihrer Belebung brach auch ein hinreißender Ausdruck der Milde hindurch. Endlich gab ihm die gebogene und edel geformte Adlernase, im Vereine mit den übrigen Eigenthümlichkeiten der Gesichtsbildung, schon äußerlich das Ansehen des Helden.

Die geistigen Eigenschaften entsprachen vollkommen der leiblichen Ausstattung. Gustav Adolph, mit klarem Verstande und durchdringendem Scharfsinn begabt, zeichnete sich vor allem durch vollendete Reife des Urtheils aus. Deßhalb entwickelte er in den Geschäften nicht nur tiefe Einsichten, sondern auch einen umfassenden Ueberblick. Mit den großen Verstandesgaben vereinigte sich Festigkeit des Willens und Unbeugsamkeit des Charakters. Ernst und Ruhe betrieben darum die mit Umsicht eingeleiteten Geschäfte, Stetigkeit und Ausdauer sicherten ihnen die Durchführung. Um den König von den Grenzen des Talentes zur Genialität emporzuheben, war sein hoher Geist mit einer reichen Phantasie geschmückt, die, durch Scharfsinn und gesundes Urtheil geleitet, ihm auch die unendliche Gabe der Beredtsamkeit verlieh. Durch Hülfe der Wissenschaft geübt und zur vollendeten Ausbildung geführt, strebten seine geistigen Fähigkeiten endlich zum höchsten Ebenmaaß der Seelenkräfte, zur wirklichen Weisheit an. Große Erfahrungen im Leben, Selbstbeherrschung, Wohlwollen und Milde vollendeten das Werk, und errangen dem Könige die erhabene Eigenschaft eines weisen Mannes. Sitten-Reinheit ist von der wahren Größe stets unzertrennlich; Gustav Adolph sollte deßhalb auch hierin seinen Zeitgenossen zum Vorbild dienen, und daher rührte der Ernst, mit welchem er auf strenge Mannszucht seiner Krieger hielt. Ein

---

genossen: des Grafen Gualda aus Venedig, und des kaiserlichen Offiziers Burgus. Beide waren von den Eigenschaften des Königs sehr genau unterrichtet, und ihre Aussage hat natürlich um so größere Beweiskraft, als beide Männer entschieden den Ruf der Unpartheilichkeit besaßen, Burgus sogar gegen Gustav Adolph kämpfte, und Graf Gualda der entgegengesetzten Glaubens-Partei, den Katholiken, angehörte.

vorzüglich überwiegender Charakterzug des Königs war sein persönlicher Muth. Dieser war so überaus feurig und stürmisch, so überspendend und unerschütterlich, daß er in seinen Freunden und treuen Anhängern nur stets die Besorgniß des Uebermaaßes erregte [2]). Ausgerüstet mit solchen Eigenschaften, offenbarte Gustav Adolph bei allen Geschäften und Unternehmungen Verstand und scharfes, klares Urtheil, in den Gefahren Unerschrockenheit und Kühnheit, bei Hindernissen Festigkeit und Ausdauer, in schwierigen Lebenslagen Weisheit, in Bedrängnissen hohen Muth und Wachsamkeit. Durch seine milde Gemüthlichkeit leutselig, behandelte er Hohe wie Niedere mit Freundlichkeit. Als reicher Genius ein Feind nutzloser Gepränges und einer steifen Etiquette, welche nur zu oft die geistige Armuth verdecken sollen, war er im Umgang einfach, und durch humoristische Fülle auch heiter und scherzend. Diejenigen, welche ihn mit übermäßigen Complimenten begrüßten, verwies er an die Gesellschafts-Damen der Königin, um dort ihre Talente zu üben: „seine Aufgabe sei, Heere zu führen, und die Staaten neu zu ordnen, nicht aber tanzen zu lehren“. Gustav Adolph war in Folge seiner Herzensgüte und Charakterstärke ein gerechter Mann; durch seine geniale Geistesrichtung wurde er aber auch duldsam; denn nur die Beschränktheit wird in Glaubenssachen verfolgungssüchtig. Fortgebildet zu wirklicher Weisheit, erhob er die Duldung vollends zum Staatsprincip, und behandelte in den eroberten Länder die Katholiken, wie die Protestanten, beiden vollkommene Rechtsgleichheit gewährend. „Jeder ist rechtgläubig,“ sagte der große König, „welcher den Gesetzen gemäß lebt; die Menschen vor der Hölle zu bewahren, ist Sache der Prediger, und nicht der Könige!“ In dieser Geistes-Richtung lag die höchste Auszeichnung, wie die größte Macht Gustav Adolphs; sie setzte ihn in den Stand, auch die Gemüther der Katholiken zu gewinnen, die Religion endlich von den Staatssachen zu trennen und ihr eine schönere Wirksamkeit zu verschaffen; sie setzte ihn in den Stand, unter den Deutschen die Ideen der Nationalität so wie der Freiheit anzuregen, dadurch die verschiedenen Glaubensgenossen zu versöhnen, und wieder zu einem starken Volk zu vereinigen. Daß Gustav Adolph auch die Ideen der Freiheit zu erwecken, und überhaupt im bemerkten Sinne zu handeln entschlossen war, bewies ein besonderer Vorfall sehr bestimmt.

Bei der Einnahme einer katholischen Stadt ertheilte die nächste Umgebung des Königs ihm den Rathschlag, die Bürger strenge zu behan-

---

[2]) So äußerte sich unter Andern der Kanzler Oxenstierna in dem schon erwähnten Schreiben an den schwedischen Reichsrath, wodurch er den Tod Gustav Adolphs meldete, in folgender Weise; „Ich hatte das Unglück schon lange vorausgesehen, und den König oft gebeten, sich nicht zu sehr auszusetzen. Allein Gott hatte diesem Fürsten einen Muth geschenkt, dessen er nicht Herr war, und der ihn die größten Gefahren verachten hieß.“

Wir zweifeln noch mehr! Deutschland und die stammverwandten Schweden zu vereinigen, war kein Eingriff in die Rechte oder Gesetze der Natur, unermeßlich dagegen der Vortheil der wiedergestärkten Reichseinheit, worauf Gustav Adolph bei seiner Persönlichkeit mit allem Nachdruck bestanden haben würde.

Doch eine höhere, unabänderliche Nothwendigkeit leitet die Entwickelung der Völker; mit Strenge forderte jene Ordnung der Dinge, daß zunächst nur die religiösen Ideen, insbesondere die Gedankenfreiheit durchgeführt werden, alle politischen Entwürfe dagegen in den Hintergrund treten sollten. Darum scheiterten die letztern im Reformations-Zeitalter stets, so geschickt sie auch eingeleitet und verfolgt wurden, so fähig immerhin ihre Beförderer waren, und so sehr sie selbst das Ansehen gewannen, ein wirkliches, dringendes Bedürfniß der Zeit darzustellen.

Andererseits schien nach höheren Gesetzen der Beschluß unabänderlich festzustehen, daß von beiden Religions-Bekenntnissen keines ein entschiedenes Uebergewicht über das andere erlangen, keines das andere ganz verdrängen sollte. Gleichsam als wären zum innern Reichthum des deutschen Lebens, zur Mannichfaltigkeit der Thätigkeiten und zur Herstellung größerer geistiger Regsamkeit auch in der Religion zwei Gegensätze nothwendig, welche durch ihre Wechselwirkung vor Stillstand oder Rückgängen bewahren, und zur Wachsamkeit, wie zu weitern Fortschritten Veranlassung geben, schien die Bestimmung der evangelischen Lehre nur darum zu liegen, durch ihr Prinzip unbeschränkter Forschung und der Geistesfreiheit überhaupt auch den Wetteifer der katholischen Geistlichkeit in den Studien, und durch ihren Drang nach Verbesserung der Sitten, dieselbe Richtung in der alten Kirche hervorzurufen. Dann war aber von der letztern das Wesen der Reformation angenommen, und nur der Name abgelehnt; dann mochte die größere Feierlichkeit des katholischen Gottesdienstes den südlichen, die Einfachheit des evangelischen hingegen den nördlichen Deutschen mehr zusagen, beide Confessionen also, im Interesse des religiösen Fortschrittes, versöhnet, friedlich und einig neben einander wohnen.

So oft daher auch die eine oder die andere Religions-Partei der entgegengesetzten gänzlich unterliegen wollte, wandte sich plötzlich das Rad, und erhob sich der bedrängte Theil wieder siegreich. Nach den Triumphen Karls V. über den Schmalkalder Bund stand die evangelische Lehre am äußersten Abgrund, und unerwartet wurde sie durch Moritz von Sachsen plötzlich gerettet. Umgekehrt verbreitete sich nach der Niederlage Karls V. der neue Glaube so unaufhaltsam über Böhmen, Oestreich und überhaupt ganz Deutschland, daß nur das kleine Baiern noch ausgenommen blieb, und selbst hier das Lutherthum theilweise schon Platz greifen wollte, als die Wirksamkeit Ferdinands II. anhob, und die alte Kirche nicht nur in Oestreich wieder hergestellt ward, sondern in Verbindung

mit der Thätigkeit der katholiſchen Liga auch im übrigen Deutſchland ſiegreich über die neue Lehre ſich zu erheben ſchien. Durch die glänzenden Triumphe der Liga auf dem Schlachtfeld geriethen die Proteſtanten endlich in eine ſolche Gefahr, daß es das Anſehen gewann, es ſei um ihr Daſein unrettbar geſchehen. Da trat Guſtav Adolph auf, um das Gleichgewicht zwiſchen beiden Theilen bleibend herzuſtellen.

Den wichtigſten Theil ſeiner Sendung erreichte der König ſchon im Jahre 1631, weil durch die Siege über Tilly, und die darauf folgende Entwaffnung der katholiſchen Liga die Hauptgefahr für den Proteſtantismus abgewendet war. Jetzt mußte nur noch das neugebildete Heer des Herzogs von Friedland entſchieden geſchlagen werden, damit nicht nur die materielle Macht Ferdinands II. geſchwächt, ſondern auch der Ruf des Feldherrn untergraben wurde, deſſen Name allein noch Heere für den Kaiſer aus dem Nichts zu ſchaffen wußte. Die moraliſche Vernichtung Wallenſteins, d. i. die Zerſtörung des Glaubens an ſeine überlegene Feldherrngaben und die Unwiderſtehlichkeit ſeiner Waffen, war für die katholiſche Partei ein unerſetzlicher Verluſt. Beide Zwecke wurden nun durch die Schlacht bei Lützen erreicht; das Heer des Kaiſers zog nur noch in Trümmern von dannen, ſein Feldherr war betäubt und entmuthigt. Das waren alſo die unermeßlichen Thaten, welche man von der Rückkehr Wallenſteins zu dem kaiſerlichen Heere erwartet hatte? So erfüllten ſich die ſanguiniſchen Hoffnungen, welche die friedländiſchen Offiziere ſo zuverſichtlich gehegt hatten? Ferdinand II. empfing dadurch einen ungeheuern Schlag, und dieſer wirkte um ſo entſchiedener, als die katholiſche Partei durch den Tod des raſtloſen Pappenheims zugleich ihren thätigſten und kraftvollſten Schützer, ſo zu ſagen ihre innerſte Seele verloren hatte. Guſtav Adolph war freilich auch todt; allein nach den moraliſchen Eindrücken der Schlacht von Lützen, in Verbindung mit ihren materiellen Erfolgen, mußten ſeine Erſatzmänner Axel Oxenſtierna und Bernhard von Weimar recht füglich im Stande ſein, ein neues Uebergewicht der Katholiken über die Proteſtanten für immer unmöglich zu machen.

Umgekehrt ſollte aber auch den Evangeliſchen keine Hoffnung mehr bleiben, ihren Gegenſatz gänzlich zu verdrängen. Guſtav Adolph war ihr Mittelpunkt, die überlegene geiſtige Kraft, welche auch die widerſtrebenden Elemente zu zügeln verſtand. Mochten es die proteſtantiſchen Fürſten nun zugeſtehen oder nicht: der König war thatſächlich bereits ihr Oberhaupt, und wenn ſie auch ſeine Pläne durch Unthätigkeit noch durchkreuzten, ſo war er auf dem Marſche nach Lützen oder dem Gange zu Ruhm und Sieg, zugleich auch auf dem Weg, ihre Widerſpenſtigkeit mit Kraft zu beugen. Durch den Tod des Königs verloren die Proteſtanten aber ihre größte Macht, die einheitliche Leitung, und ſo waren ſie wohl noch im Stande, den Katholiken bleibend das Gleichgewicht zu halten, nicht aber befähigt, die alte Kirche gänzlich zu ſtürzen.

Die Bedeutung der denkwürdigen Schlacht bei Lützen bestand also darin, durch eine entscheidende Entkräftung der Liga und des Kaisers ein zerstörendes Uebergewicht des Katholizismus über den Protestantismus für immer unmöglich zu machen, umgekehrt aber durch den Tod Gustav Adolphs nicht nur eine gänzliche Verdrängung der alten Kirche zu verhindern, sondern zugleich auch alle politischen Bestrebungen Deutschlands zu zerstören.

Hätten sich die Menschen jener Zeit in den Gang der Begebenheiten, und so zu sagen in den Geist ihrer Geschichte hinein denken können, so mußten sie zu der Ueberzeugung gelangen, daß der unglückliche, religiöse Bürgerkrieg der Deutschen niemals durch einen vollständigen Sieg der einen oder der andern Partei, sondern nur durch einen Vergleich beendiget werden könne. Beide Confessionen hätten lernen sollen, daß sie nun einmal neben einander zu leben bestimmt seien, daher es über sich vermögen müssen, einander gegenseitig zu ertragen, einander wechselseitig den Glauben zu lassen, den ein Jeder für besser hielt. Duldung, Duldung empfahl der Geist der Geschichte den Deutschen für immer als den einzigen Weg zur Fortdauer eines brüderlichen Zusammenlebens, zur Rettung eines einheitlichen deutschen Volkes. Dann war aber auch die Nothwendigkeit gegeben, den endlichen Religionsfrieden unmittelbar nach der Schlacht bei Lützen zu unterhandeln und in unwiderruflicher Art sofort wirklich abzuschließen; denn der Krieg selbst war durch jene Schlacht unabänderlich entschieden. Alle weitern Waffen-Unternehmungen mußten nur das Elend der Nation verlängern oder vergrößern, ohne an dem Ausgange des Krieges etwas ändern zu können. Die eiserne Nothwendigkeit hatte ihren Willen zu entscheidend verkündet; alle Versuche, dem Kriege einen andern Gang aufzudrängen, waren ohnmächtig und vergeblich. Selten erkennen aber die Menschen die Gesetze der Weltordnung, oder was das gleiche sagt, den Geist der Geschichte; über ein Jahrzehend sollte sich daher der unglückliche Religions-Kampf in unnützen Hin- und Herzügen, in vergeblichen, doch schrecklichen Krämpfen noch fortschleppen.

Sechs und vierzigstes Hauptstück.

Veränderte Stellung der Parteien. Entwürfe Frankreichs und Schwedens. Diplomatische Thätigkeit.

(Das Jahr 1633.)

Als Gustav Adolph den deutschen Boden betrat, lag ein bestimmter Staatsplan in seiner Seele, und mit strenger Folgerichtigkeit verfolgte er denselben von Schritt zu Schritt. Entschlossen, das Reichsoberhaupt unsers Volkes zu werden, wollte er schon jetzt alle Pflichten eines solchen auf sich nehmen, und die National-Interessen Deutschlands kraftvoll schützen. Man erkennt die gediegenere Vaterlandsliebe, das edlere Selbstgefühl und den Stolz des höhern Mannes an dem Widerwillen gegen die Eingriffe in die Nationalität, an der unüberwindlichen Abneigung insbesondere gegen Gebiets-Abtrennungen, sollten diese auch unter dem Deckmantel der Beförderung höherer Zwecke, im Interesse der religiösen oder politischen Freiheit, verlangt oder bewilligt werden. Frankreich war von dem sehnsüchtigen Wunsche erfüllt, den großen Bürgerkrieg der Deutschen zur Erwerbung aller oder der meisten deutschen Länder auf dem linken Rheinufer zu benützen, und hatte diese Absicht keineswegs genügsam zu verschleiern gewußt. Gustav Adolph kannte den Entwurf; aber er wollte das Reich, dem er als Kaiser vorzustehen beschlossen hatte, erhöhen und nicht erniedrigen, stärken und nicht schwächen: er würde daher keinen Fuß breit deutschen Boden abgetreten haben, und wenn er sich auch damit die Kaiserkrone selbst hätte erkaufen können. Um solchen Preis wollte er sie nicht: denn er verschmähte es, ein befleckes Diadem zu tragen. Der König dachte nicht bloß so, sondern gab seine Gesinnungen durch eine Reihe energischer Erklärungen und Handlungen auch sehr bestimmt zu erkennen. Unter diesen Umständen konnte der französische Hof seine Pläne durch ein Bündniß mit Gustav Adolph nicht vollkommen erreichen; wesentlich anders schien sich die Sache dagegen durch den Tod des Königs zu gestalten: denn jetzt war die Leitung der schwedischen Politik in die

Hände des Kanzlers Oxenstierna übergegangen und Er hatte wesentlich verschiedene Ansichten, als sein dahingegangener König.

Axel Oxenstierna war, bei aller Fähigkeit zu den Staatsgeschäften, doch lange nicht ein so umfassender, kühner und genialer Geist, wie Gustav Adolph. Viele Entwürfe des letztern schienen ihm deßhalb zu gewagt, zu ausschweifend, oder, wie man sich in den mittleren Regionen auszudrücken pflegt, wohl gar unbesonnen zu sein. Insbesondere suchte er seinem Gebieter in Beziehung auf eine politische Reformation Deutschlands, welche sehr klar aufgefaßt und eben so bestimmt beschlossen war, größere Rücksichten auf das historische Recht, auf das wirklich Bestehende einzuflößen, oder noch lieber ihn ganz davon abzubringen. Bei einer solchen Geistesrichtung mußte der Kanzler, als selbstständiger Lenker der schwedischen Politik, an sich schon von andern Gesichtspunkten ausgehen; nun beruhte aber die Staatsabsicht Gustav Adolphs noch überdieß auf der bloßen Persönlichkeit des Letztern, und vermochte nach seinem Tode nicht mehr ausgeführt zu werden. Die einzige Tochter des Königs konnte nicht deutscher Kaiser werden: die Umstände waren sohin gänzlich verändert, und mußten auch einen gleichen Wechsel des Staatsverfahrens zur Folge haben. Anstatt das Reich selbst zu erobern, wollte Oxenstierna Schweden in den Reichsverband aufnehmen lassen, und dem Heimathland, für seine Aufopferungen im Kriege nur eine angemessene Entschädigung auswirken. Letztere Absicht lief aber auf eine Versetzung deutscher Gebietstheile unter schwedische Landeshoheit oder eine Verstümmlung Deutschlands hinaus. Während Gustav Adolph nicht nur die Integrität des Reichs behaupten, sondern auch die Grenzen desselben erweitern wollte, hatte sein Tod gerade umgekehrt die Folge, daß außer Frankreich nun auch Schweden auf die Verstümmlung Deutschlands ausging. Dadurch wurde zugleich ein gemeinsames Zusammenwirken beider Mächte möglich gemacht: denn Frankreich suchte seine Vergrößerung am Rhein, und Schweden an der Ostsee, der Elbe oder der Oder: kein Bewerber stand also dem andern im Wege, und einer konnte vielmehr dem andern zu der gewünschten Vergrößerung unter der Bedingung der gleichen Gefälligkeit behülflich sein. Die Lage Deutschlands hatte sich daher durch den Tod Gustav Adolphs bedeutend verschlimmert, und der französische Minister Richelieu, welcher dieß sogleich einsah, wußte die Veränderung sehr eifrig zu Gunsten Frankreichs zu benützen.

In einem zu Rochefort abgehaltenen Staatsrathe wurde nämlich die Politik festgestellt, welche fortan Frankreich verfolgen solle. Dieselbe bestand darin: 1) das Bündniß zwischen Frankreich und Schweden unter der Bedingung inniger zu schließen, daß die letztere Macht dem französischen Kabinet die Besitznahme des gesammten linken Rheinufers gestatte, und 2) bis zur Vollziehung solcher Besitznahme die Versöhnung des Kaisers mit den Protestanten, so wie alle Friedensversuche überhaupt zu

hintertreiben, und die Kriegswirren von Neuem anzufachen. Als Mittel zur Durchführung einer solchen Politik suchte man zunächst in dem Kanzler Oxenstierna ehrsüchtige Pläne zu erwecken, und versprach ihm sogar, eine Verbindung seines Sohnes mit der Königin Christine, Gustav Adolphs einziger Tochter, zu befördern. Um gleichzeitig die deutschen Fürsten zu berücken, sollten geheime Verträge mit Kursachsen und Brandenburg abgeschlossen, durch das Vertrauen beider Kurhäuser auf französische Hülfe deren Ansprüche gesteigert, und ein Vergleich mit dem Kaiser erschwert werden. Zur schleunigen Ausführung aller dieser Pläne wurde beschlossen, augenblicklich einen besondern Botschafter nach Deutschland abzuordnen, welcher die Unterhandlungen mit Oxenstierna und den beiden Kurfürsten einleite, und sonst auch durch wohlangelegte Intriguen die deutschen Verhältnisse gründlich verwirre. Die Wahl Richelieu's fiel dabei auf Manasses de Pas, Marquis von Feuquières.

Kaiser Ferdinand II. hatte nach den empfangenen Berichten über die Schlacht von Lützen eine rühmliche Mäßigung an den Tag gelegt. Obwohl ihm die Sache in einem solchen Lichte dargestellt worden war, als habe sein Heer den Sieg davongetragen, und er dieß anfangs auch fest glaubte, nahm er dennoch versöhnliche Gesinnungen an, und sehnte sich nach Frieden. Bald erfuhr er aber, daß er getäuscht worden, und Wallenstein eine entschiedene Niederlage erlitten habe. Da ihm die Folgen derselben nicht entgingen, und ihm vornehmlich die Schwierigkeiten klar vorschwebten, welchen die Verstärkung seines Heeres unterliegen würde, so ward seine versöhnliche Stimmung bedeutend erhöht.

Was die übrigen Betheiligten betraf, so hatte zuvörderst der Kurfürst von Sachsen den Krieg ohnehin nur mit halber Seele geführt, und würde den Frieden bei leidigen Bedingungen schon aus dem Grunde angenommen haben, weil er des schwedischen Einflusses in Deutschland müde war. Auch Kurbrandenburg hatte bei dem Kriege keinen allzugroßen Eifer gezeigt, und konnte keine Gründe haben, denselben fortgesetzt zu sehen; das Interesse der deutschen Nation selbst forderte hingegen das schleunige Ende desselben auf das dringendste, und so war denn der endlichen Herbeiführung des Friedens von Seite der Hauptbetheiligten kein absolutes Hinderniß in den Weg gestellt. Unter solchen Umständen war es nun, daß die Krone Dänemark zur Einleitung von Friedensunterhandlungen ihre Vermittlung anbot. Bereitwillig ging der Kaiser auf den Vorschlag ein, im versöhnlichen Sinne äußerten sich auch die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg; allein Feuquières schürte, und von Seite der Schweden wünschten Hohe und Niedere die Fortsetzung des Krieges.

Schweden war ein armes Land, so daß sowohl der Adel desselben, als auch die Krone im Verhältniß zu Deutschland nur über dürftige Mittel zu verfügen hatten. Der deutsche Reichthum reizte daher die Geldbegierde des Heeres Gustav Adolphs, und noch bei Lebzeiten des Königs

wurden beträchtliche Kostbarkeiten als Beute nach der Heimath gesendet. Allmälich baute der schwedische Adel auf den deutschen Krieg die Hoffnung, auch Güter, Majorate oder große Lehen zu erwerben, und so in Reichthum, Macht und Ansehen zu steigen. Da ein plötzlicher Friedensschluß alle diese Pläne zerstört hätte, so verlangten alle einflußreichen Schweden sehr eifrig die Fortsetzung des Krieges. Der Reichsrath selbst war von gleichen Gesinnungen erfüllt, um die Entschädigung für Schweden so hoch, wie möglich hinaufzuspannen. Zudem lieferten ihm die französischen Hülfsgelder und die deutschen Contributionen das nöthige Geld, unser Volk dagegen die Streiter, da neun Zehntheile der Soldaten im schwedischen Heere Deutsche waren: es schien also leicht, auf fremde Kosten die Jagd nach Beute fortzusetzen. Nicht nur Frankreich, sondern auch Schweden widersetzte sich daher den Friedensunterhandlungen, und es hob zur Vereitlung derselben ein merkwürdiges Spiel böser Ränke an.

Axel Oxenstierna, gleichfalls für Fortsetzung des Kriegs gestimmt, begab sich nach dem Tode Gustav Adolphs alsbald von Franken nach Sachsen, um zunächst den Kurfürsten daselbst im Sinne seiner Pläne zu bearbeiten. Johann Georg war nach seiner gesammten Stellung das natürliche Oberhaupt der evangelischen Partei, und wenn er auch bei dem überlegenen Geiste Gustav Adolphs nur untergeordneten Einfluß ausüben konnte, so hätte er doch nach dem Tode des Königs mit größerer Würde und Thatkraft die Sache seiner Partei führen sollen. Oxenstierna, in der nicht unbegründeten Besorgniß, daß man dem Kurfürsten vielseitig diesen Rath ertheilen und ihn zur Entwicklung von Energie ermuntern würde, suchte daher Johann Georg enger an Schweden zu ziehen. Als er zu dem Ende im December 1632 zu Dresden erschien, bot er alle Kräfte auf, um ein neues Bündniß aller deutschen Reichsstände mit Schweden, unter überwiegendem Einfluß des Kanzlers, zu Stande zu bringen. Mit Verdruß gewahrte er aber, daß Johann Georg der Schweden ledig zu sein wünschte, und gerade umgekehrt einen Bund zu bilden suche, an dessen Spitze Kursachsen stehe. Nun empfahl der Kanzler wenigstens eine sehr innige Beziehung eines solchen Vereines zu Schweden, und da Johann Georg fortwährend zurückhaltend blieb, kam vollends der Antrag zum Vorschein, die Schweden wenigstens zu entschädigen, wenn man deren weiterer Hülfe nicht mehr bedürftig sei. Jetzt schon zeigte sich also, daß der Krieg bei seiner Fortsetzung einen wesentlich anderen Charakter annehmen, und nicht mehr den Schutz des Protestantismus, sondern ausschließend die Befriedigung fremder Habsucht zum Zwecke haben werde.

Der Kurfürst von Sachsen, damals wirklich von guten Gesinnungen erfüllt, erwies sich auch gegen den letzten Antrag Oxenstierna's kaltsinnig, und entließ den Kanzler mit der ausweichenden Erklärung, daß er sich vor allem mit Kurbrandenburg benehmen müsse. Unmuthig ging der Kanzler deßhalb von Dresden nach Berlin, um hier sein Glück zu ver-

suchen. Am brandenburgischen Hofe dachte man zu jener Zeit auch mehr an das Privatinteresse, als die Wohlfahrt Deutschlands: man trug sich insbesondere mit dem Plane einer Vermählung des Erbprinzen mit der Königin Christine von Schweden; Oxenstierna hoffte daher, dort dem Dresdner Hofe mit Erfolg entgegenwirken zu können. Wenn aber der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg zur Unterstützung der schwedischen Entwürfe auch geneigt gewesen wäre, so vermochte er bei seiner Aengstlichkeit doch keinen festen Entschluß zu fassen, und noch weniger, mit Energie zu handeln. Der Kanzler verzweifelte daher an einem günstigen Erfolge seiner Unterhandlungen im nördlichen Deutschland, und beschloß, nach dem Beispiel seines Königs, den schwedischen Einfluß auf Süddeutschland zu gründen.

Gustav Adolph hatte schon eine Versammlung deutscher Reichsstände in Ulm beabsichtiget, um die evangelische Partei besser zu organisiren. Denselben Plan nahm nun sein Kanzler wieder auf, und verlegte nur die Versammlung der Kriegsgefahren wegen nach Heilbronn. Auf seine dringende Einladung erschienen hier im März 1633 wirklich viele Stände, namentlich die Gesandten der Fürstenhäuser Kurpfalz, Württemberg, Baden-Durlach, so wie der fränkisch-brandenburgischen Markgrafen, es erschienen ferner die Abgeordneten der Ritterschaft der vier oberen Kreise, und der Reichsstädte Augsburg, Frankfurt, Nördlingen, Nürnberg, Straßburg, Ulm und Worms. Außerdem hatten sich einige kleinere Fürsten und reichsunmittelbare Grafen in Person eingefunden. Axel Oxenstierna eröffnete die Sitzungen mit einer Rede, worin er vorschlug, zwischen den erschienenen deutschen Ständen und der Krone Schweden ein inniges Bündniß abzuschließen. Der Zweck desselben sollte freilich sein: der Schutz der evangelischen Stände und der Reichsverfassung; aber jetzt schon war der Kanzler mit dem Verlangen herausgetreten, nicht eher mit dem Kaiser Frieden zu schließen, bis Schweden hinreichende Entschädigung, oder wie man sich damals ausdrückte, Genugthuung erhalten haben würde. Um zugleich die Kluft des Bürgerkrieges zu vergrößern, und der Versöhnung der Protestanten mit den Katholiken vorzubeugen, ward sogar ausdrücklich gefordert, den Kaiser und die katholische Liga bis zur Erreichung des vorbemerkten Bundeszweckes, also auch bis zur Entschädigung der Schweden, für Feinde zu erklären.

Sprache wie Inhalt dieser Anträge waren so entschieden undeutsch, daß schon ein geringfügiges Nationalgefühl dadurch empfindlich gekränkt werden mußte. So übel es mit der Selbstachtung und der wahren Vaterlandsliebe bei den damaligen Deutschen auch aussah, so regte sich die Schaam anfangs wirklich unter den versammelten Ständen in Heilbronn, und man nahm Anstand, auf die Anträge Oxenstierna's einzugehen. Insbesondere weigerte man sich mit richtigem Takt, den Kaiser für einen Feind zu erklären. Oxenstierna, durch diese unerwartete Wendung der

Dinge betroffen, wandte bald Schmeicheleien, bald Vorwürfe an, um die Versammlung zur Erfüllung seines Willens zu bewegen, doch ohne Erfolg. Die Stände hielten ihn nicht nur lange hin, sondern verklausulirten auch ihre unbestimmten und zweideutigen Erklärungen so sehr, daß der Kanzler in Verzweiflung gesetzt wurde. In solcher Noth rief er die Hülfe Feuquière's an, welcher als Botschafter Frankreichs auf der Heilbronner Versammlung erschienen war.

Manasses de Pas hatte den Kanzler Oxenstierna keineswegs so bereitwillig gefunden, auf die Vorschläge Frankreichs einzugehen, als Richelieu erwartet hatte. Besser von den Umständen unterrichtet, hielt der schwedische Staatsmann eine Heirath seines Sohnes mit der Königin Christine für ein Hirngespinnst, und diese Lockspeise verfehlte also ihren Zweck. Die deutschen Interessen waren dem Kanzler zwar gleichgültig, und da er keine solchen Gründe hatte, wie sein König, jede Zumuthung einer Zerstücklung Deutschlands mit Unwillen zurückzuweisen, so konnte er unter Umständen den Franzosen allerdings eine Vergrößerung am Rheine zuzugestehen geneigt sein. Allein da er von Frankreich dafür bedeutende Gegenleistungen forderte, so wollte er jener Macht die Erreichung ihrer Wünsche schwer machen, und zeigte sich daher anfangs in dieser Beziehung sehr harthörig. So fein auch der Unterhändler Feuquières war, so wußte sich Oxenstierna bei den ersten Unterredungen doch so sehr zu verstellen, daß der Franzose bei ihm absolute Abneigung gegen die französischen Wünsche besorgte, und mit dem Hauptantrage, Bewilligung der Rheingrenze, vorsichtig noch zurückhielt. Als nun Oxenstierna auf ein Mal die Unterstützung von Feuquières in Anspruch nahm, um die Heilbronner Versammlung nach seinen Wünschen zu leiten, sah der französische Botschafter in der Gewähr der Bitte das Mittel, den Kanzler zu verbinden, demselben zugleich die Unentbehrlichkeit der welschen Hülfe fühlbar zu machen, und ihn dadurch für die Pläne Richelieu's günstiger zu stimmen. Mit Eifer führte der Marquis daher die Sache der Schweden vor der Versammlung in Heilbronn.

Nachdem er selbst das Wort ergriffen, blies er das Mißtrauen der deutschen Protestanten gegen den Kaiser von Neuem an, rühmte mit den süßesten Worten die wohlwollenden Absichten Frankreichs gegen Deutschland, die Uneigennützigkeit seiner Landsleute und deren Bereitwilligkeit, für Deutschland sogar sich aufzuopfern. Dann kamen die Verheißungen der energischen Hülfe Frankreichs, und endlich die Zusprache, die wohlgemeinten Anträge Oxenstierna's anzunehmen, im Bunde mit Schweden alsdann neue Heere wider den Kaiser auszurüsten, und die Leitung derselben, unter Mitaufsicht eines Bundesrathes, dem schwedischen Reichskanzler zu übertragen. Mit der Klausel des Bundesrathes, die Feuquières zur Erhöhung des französischen und Beschränkung des schwedischen Einflusses vorgeschlagen hatte, war Oxenstierna sehr unzufrieden; indessen er

besaß nicht die Macht, sich ernstlich zu widersetzen, und mußte sich denn fügen. So kam nun der Beschluß zu Stande, daß die vier Reichskreise und die Krone Schweden so lange für einen Mann stehen wollen, bis die deutsche Libertät, so wie die Observanz der Reichsgesetze wieder befestigt, die Restitution der evangelischen Stände erfolgt, und in politischer, so wie in religiöser Hinsicht ein sicherer Friede geschlossen ist. Nach der Einigung über solchen Beschluß stellte ein geheimer Agent des Kanzlers, der fränkische Kreisdirektor Agricola, den Antrag, das Kurfürstenthum Mainz an Oxenstierna zu verleihen; auch das hintertrieb jedoch Feuquières, um den Nebenbuhler nicht zu mächtig werden zu lassen.

Hatten sich schon früher starke Andeutungen ergeben, daß nach dem Tode Gustav Adolphs die Fortsetzung des Krieges nur zu einer Jagd nach Beute, zur Räuberei im Großen ausarten werde, so traten auf der Heilbronner Versammlung noch bedenklichere Anzeichen einer solchen Veränderung der Sachlage hervor. Höhere und niedere Beamte forderten nämlich zur Belohnung ihrer vorgeblichen Dienste die Belehnung mit Gütern, und verschiedene Reichsstände brachten zugleich die Erfüllung der Versprechen in Erinnerung, welche ihnen Gustav Adolph gemacht hatte. So glich denn die Versammlung gewissermaßen einem großen Schachermarkt. Oxenstierna, des Geldes sehr bedürftig, sträubte sich entschieden, den maßlosen Anforderungen Genüge zu leisten; allein ganz konnte er sich denselben gleichwohl nicht entziehen, und so ward er denn gezwungen, verschiedene Dränger zu befriedigen, deren Hülfe er nicht zu entbehren vermochte. Hierdurch wurde wieder die Habsucht so wie der Neid Anderer erweckt, und es bereitete sich wilde Unordnung vor, worüber wir bald näher zu berichten haben werden.

Trübe und elend gestaltete sich die Zukunft Deutschlands: — das Mißtrauen zwischen Protestanten und Katholiken war durch die Heilbronner Beschlüsse von Neuem angefacht, und die gegenseitige Neigung zum Frieden durch die Ränke der Fremden erstickt. Deutschland lag in Todeskrämpfen, und die ländergierigen Nachbarn unterhielten schadenfroh diese Krämpfe, um sich auf den Trümmern unsres Vaterlandes zu Macht und Hoheit empor zu heben.

Sieben und vierzigstes Hauptstück.

Wiederausbruch der Feindseligkeiten. Empörung des schwedischen Heeres. Unternehmungen und Anschläge Wallensteins.

(Vom Jahr 1633 bis 1634.)

Drei hervorragende Männer waren nach dem Tode Gustav Adolphs auf schwedischer Seite vornämlich berufen, an der Stelle des Königs die Angelegenheiten zu leiten und das Heer zu führen, der Herzog Bernhard von Weimar, der Kanzler Axel Oxenstierna und der Feldmarschall Gustav Horn. Es war schwierig, die Wahl zu treffen, noch schwieriger dem Erwählten den bereitwilligen Gehorsam der beiden andern Notabeln zu verschaffen, und so trat denn eine gefährliche Eifersucht in Aussicht. Bernhard schien der Fähigste zu sein; doch die Schweden wollten die Leitung ihrer Angelegenheiten nicht in die Hände eines Deutschen legen: der Reichsrath in Stockholm übertrug sie daher dem Kanzler Oxenstierna, und zwar mit einer Vollmacht, die rücksichtlich des deutschen Krieges sehr ausgedehnt war. Gustav Horn mochte wohl den Kanzler aufrichtig unterstützen, weil er der Schwiegersohn desselben war; aber ein gutes Vernehmen mit Bernhard von Weimar zu unterhalten, mußte für Axel Oxenstierna eine Aufgabe von großer Schwierigkeit sein. War der Herzog schon ungehalten, wenn sein Wille von jenem des Königs durchkreuzt wurde, wie ungerne mochte er vollends den Befehlen eines bloßen Kanzlers folgen!

Schon unmittelbar nach dem Tode Gustav Adolphs suchte Bernhard von Weimar sich dem Heere gegenüber gewissermaßen an die Stelle des Königs zu setzen, und deßhalb sprach er dasselbe in den Ebenen von Weissenfels in der Art an, wie oben erzählt worden ist. Seine Absicht war vollständig gelungen, und kraftvoll stand Bernhard an der Spitze

des deutsch-schwedischen Heeres. Sofort beschloß er auch, durch Thätigkeit und Unternehmungsgeist seine Stellung zu befestigen, und durch kühne Waffenthaten seinen Ruhm zu erhöhen. Mit dem Beginne des Jahres 1633, und zwar noch im Monat Jänner, brach er deßhalb mit seinen Kriegern nach Schwaben auf. Der Herzog hatte Anfangs zwar den Plan, zunächst Regensburg zu nehmen; allein Oxenstierna, mit dem er bei dessen Reise nach Sachsen zusammenkam, bewog ihm zu dem Zuge nach Schwaben, um dort dem Feldmarschall Horn gegen die feindliche Uebermacht zu Hülfe zu kommen. Gustav Horn, der fähigste Zögling Gustav Adolphs, ein Mann von großen Feldherrngaben, hatte im Herbst 1632 die schwedische Macht kraftvoll in Schwaben, sowie am Rheine aufrecht erhalten, und selbst einen großen Theil von Elsaß erobert. Mit Beginn des Jahres 1633 rückte aber von Baiern aus General Aldringer mit bedeutender Macht wider die Schweden in Oberschwaben an, und eroberte Kempten, wie Memmingen. Bei Biberach zog sich Aldringer vor dem herbeieilenden Horn zwar zurück; allein die Länder, welche Horn zu beschützen hatte, waren zu ausgedehnt, und er bedurfte dringend der Unterstützung. Herzog Bernhard von Weimar zog daher, nach der Besetzung des Bisthums Bamberg, gegen Donauwörth, und vereinigte sich dort mit Gustav Horn. Dem Lande des Kurfürsten von Baiern stand nun eine neue Heimsuchung bevor, weil das bairische Heer, welches an der Isar, unweit München, eine feste Stellung einnahm, die vereinigten Streitkräfte Horns und Bernhards für die Dauer nicht aufzuhalten vermochte. Schon deutete dieß die Einnahme von Landsberg an, als sich das Gerücht eines Zuges Wallensteins in die Oberpfalz verbreitete. Da die Uebermacht bei einem weitern Vorrücken des Friedländers (die Wahrheit des Gerüchts vorausgesetzt) und der Vereinigung desselben mit den Baiern auf kaiserlich-liguistischer Seite gewesen wäre, so beschloßen die schwedischen Heerführer, zu größerer Sicherheit auf die Donau sich zu stützen, und zunächst Neuburg zu besetzen. Bevor sie aber weitere Waffen-Unternehmungen vorbereiten konnten, trat ein äußerst bedenkliches Ereigniß ein; denn in der schwedischen Armee brach Meuterei und alsbald offene Empörung aus.

Schon unter Gustav Adolph waren einige Rückstände im Solde seiner Krieger angeschwollen, und seit seinem Tode waren die Zahlungen vollends gänzlich eingestellt worden. Während hierüber große Unzufriedenheit im Heere sich äußerte, wurde zugleich viel von den Schenkungen erzählt, welche der Kanzler Oxenstierna auf der Heilbronner Versammlung verschiedenen Beamten bewilliget habe. „So sollen," riefen die Soldaten unwillig aus, unsere Eroberungen, sauer erworben durch Kampf und Strapazen, an Zungendrescher und Federhelden vertheilt werden?" Als sich endlich die Obersten Pfuel und Milzloff an die Spitze der Unzufriedenen stellten, ging die Aufregung bald zur Empörung über, und

empfing in solcher Art eine förmliche Organisation. Die Offiziere des schwedisch-deutschen Heeres, schloßen nämlich, bis auf wenige Ausnahmen, sämmtlich einen Bund, und schworen, den Kriegsdienst so lange zu verweigern, bis der rückständige Sold bezahlt, für richtige Abführung des künftigen Sorge getragen, über die Verwendung der Eroberungen dem Heere Rechenschaft gelegt, und demselben ein angemessener Antheil daran verbürgt sei. Mit Recht nannte Gustav Horn solche Forderungen eine nichtswürdige Meuterei. Bernhard von Weimar, welcher sich ebenfalls nach einer Ausstattung aus der Beute umsah und noch überdieß das Heer fest an sich ziehen wollte, fand dagegen nur die Sprache zu scharf, und das Verlangen selbst nicht unbillig. Dieser Umstand vermehrte noch die peinliche Verlegenheit Oxenstierna's, der nun die letzten Mittel zusammenraffte, und durch eine beträchtliche Zahlung das schwierige Heer endlich beschwichtigte. Zugleich kam zwischen dem Kanzler und dem Herzog Bernhard von Weimar ein seltsamer Vertrag zu Stande. Der Herzog besaß kein Land, strebte jedoch eifrig nach Erwerbung eines solchen, um einen überwiegenden Einfluß bei seiner Partei zu erlangen, und mit der Zeit zum wirklichen Oberhaupt derselben sich zu erheben. In solcher Absicht hatte er seine Augen schon längst auf die Bisthümer Bamberg und Würzburg gerichtet. Bei der gegenwärtigen Verlegenheit des Kanzlers bewog er nun denselben, das alte Herzogthum Franken wiederherzustellen und ihm, Bernhard, in der Eigenschaft eines schwedischen Lehens zu übertragen. Die Sache war an sich schon anstößig, wurde es aber noch mehr durch die Leichtfertigkeit, mit welcher der Herzog Vasallenpflichten gegen ein Ländchen, wie Schweden, übernahm. Es war eine Befleckung des ehrwürdigen Andenkens der Salier, ihr altes königliches Herzogthum in solcher Art wieder zur Erinnerung oder zum Dasein bringen zu wollen. Mit Recht sagte deßhalb ein katholischer Schriftsteller: „Mag es zum ewigen Gedächtniß in unsern Archiven bleiben, daß ein deutscher Fürst von einem schwedischen Edelmann solches begehrt, und ein schwedischer Edelmann in Deutschland einem deutschen Fürsten solches bewilliget hat, was ebenso ungereimt für den Einen zu begehren, als für den Andern zu geben ist [1]).“ Gleichwohl ergriff Bernhard von seinem neuen Herzogthum in Würzburg mit großem Gepränge Besitz.

Der seltsame Vorfall entfernte übrigens die Eifersucht zwischen den drei Häuptern der schwedisch-deutschen Partei keineswegs, sondern steigerte dieselbe vielmehr. Horn und Bernhard waren schon in rein strategischen Fragen, und über die Art der Kriegführung überhaupt, selten gleicher Meinung: da der erstere in kalter Berechnung meistens vorsichtige, letzterer hingegen in feuriger Gemüthsart gewöhnlich kühne Unter-

[1]) Wassenberg. Nach ihm rührt solcher Ausspruch von Oxenstierna selbst her.

nehmungen empfahl. Unter solchen Umständen hätte nothwendig einer dem andern untergeordnet sein müssen, um einheitliches Handeln möglich zu machen; allein verschiedene Umstände erweckten gegenseitig Mißtrauen. Gustav Horn sträubte sich, einen Deutschen als sein Oberhaupt anzuerkennen, weil dieser die schwedischen Interessen preis geben könne: Bernhard hingegen fürchtete, seines Einflusses im Heere beraubt, und allmälig verdrängt zu werden, wenn er sich dem Oberbefehl der Schweden unterordne. Auch sein Stolz würde dieß nie zugelassen haben. Einen König, wie Gustav Adolph, konnte der deutsche Reichsfürst wohl als sein Oberhaupt anerkennen, keineswegs aber einen bloßen schwedischen Edelmann. Seit seiner Ernennung zum Herzog von Franken war die Abneigung gegen eine untergeordnete Stellung im Heere noch größer, die Eifersucht gegen Horn also verstärkt worden. Solches Verhältniß hatte nun auf die Kriegführung entschieden üblen Einfluß, und das schwedisch-deutsche Heer leistete im Feldzug des Jahres 1633 ungleich weniger, als es sonst vermocht haben würde.

Aber auch Albrecht von Wallenstein rechtfertigte immer weniger die großen Erwartungen, welche sich der Kaiser wie das Heer von seinem zweiten Generalat gemacht hatten. Bei seiner Rückkehr nach Böhmen bemühte er sich zwar, die Armee zu verstärken, und zugleich in besserer Mannszucht zu halten. Deßhalb hatte er nicht nur das gemeldete strenge Gericht über die Ausreißer verhängt, sondern in der Absicht, auf der andern Seite auch wieder zu ermuntern, unter die Regimenter und Heerführer, welche sich in der Schlacht bei Lützen gut gehalten hatten, sehr reiche Belohnungen austheilen lassen. Allein bald ward sein Benehmen äußerst räthselhaft. Man hatte geglaubt, daß seine eben gemeldeten Maaßregeln nur Voranstalten für wichtige Unternehmungen des Jahres 1633 sein würden; indessen der Friedländer blieb bis in den Mai unthätig in Böhmen stehen, während die schwedischen Heere mitten im Winter zu neuen Thaten aufbrachen, und im Frühjahr Baiern wiederholt in Gefahr versetzten. Als Wallenstein endlich aufbrach, richtete er seinen Zug nicht nach dem Reich gegen die Hauptmacht des Feindes, sondern nach Schlesien gegen die wenig gefährlichen Sachsen. Und selbst im Angesichte der Hauptmassen derselben unter Arnim unternahm der Friedländer, trotz seiner Uebermacht, gleichwohl keinen Angriff. Um sein Benehmen immer räthselhafter zu machen, beschäftigte er sich nur mit geringfügigen Unternehmungen, wie z. B. der Einnahme vom Nimptsch, und unterließ abermals den Kampf, als er dem schwedisch-sächsischen Heer bei Schweidtnitz zum zweiten Mal begegnete. Nachdem er demselben neun Tage gegenübergestanden war, schlug er vollends einen Waffenstillstand vor, welcher am 7. Juni 1633 auf die Dauer von 14 Tagen auch wirklich abgeschlossen wurde.

Während dieser Ruhe spann sich zwischen beiden Heeren ein sehr

geselliges Leben an; ja so freundlich wurden die Beziehungen, daß sie fast zur Vertraulichkeit übergingen. Die Offiziere veranstalteten wechselseitig gemeinsame Lustbarkeiten, und der Herzog von Friedland bewirthete mehrere Tage lang die Generäle der feindlichen Armee. Schien schon dieß etwas auffallend zu sein, so ergaben sich bald noch bedenklichere Anzeichen. Wallenstein verkehrte nämlich sehr häufig mit dem sächsischen Feldmarschall Arnim, und ging in den Unterredungen mit demselben allmälig zu seltsamen Aeußerungen über. Zuerst beklagte er die lange Dauer des Krieges und sprach von der Nothwendigkeit eines baldigen Friedens. Hierin hatte er freilich Recht, und auch die Bemerkung war sehr verständig, daß man die Schweden nur mit Geld entschädigen oder belohnen solle; doch er ließ auch Winke fallen, daß man nöthigenfalls nicht bloß die katholische Liga, sondern selbst den Kaiser zum Abschluß des Friedens zwingen müsse. Wer sollte solches thun? Etwa das Heer Ferdinand II. selbst? Albrecht von Wallenstein war zu schlau, um dieß geradehin zu sagen: er war ferner zu verschlossen, um seine geheimen Gedanken sogleich offen mitzutheilen; dessenungeachtet muß er mit verdächtigen Anspielungen gegen Arnim herausgegangen sein. Sowohl der schwedische offizielle Geschichtschreiber Chemnitz, als der kaiserliche von gleicher Eigenschaft, Graf Khevenhiller, berichten übereinstimmend solche Reden des Herzogs von Friedland, führen Personen an, in deren Gegenwart sie gesprochen wurden, und verbreiten sich über andere Nebenumstände, z. B. die Meinungsäußerung anwesender Dritter [2]). Beiden Geschichtschreibern geradzu alle Beweiskraft abzusprechen, ist nicht möglich, da kein Gegenbeweis vorliegt. Ihre Berichte mögen im Einzelnen zu weit gehen, oder Irrthümern unterliegen; daß aber Wallenstein auf ein Mal unerwartete Ansichten geäußert, plötzlich eine Sinnesänderung und geheime Gedanken angedeutet habe, welche allgemein auffielen, ist durch das Zeugniß der bemerkten beiden Geschichtschreiber unumstößlich festgestellt. Dazu kommt aber noch eine andere entscheidende Thatsache. Während nämlich früher keine Seele an eine Untreue des kaiserlichen Feldherrn gedacht hatte, wurde seit dem Waffenstillstand in Schlesien in ganz Deutschland das Gerücht verbreitet, der Herzog von Friedland sinne auf den Abfall von der kaiserlich-liguistischen Partei. Dieses

---

[2]) Nach ihnen erklärte der Herzog: „Er begehre mit der Krone Schweden, Churſachſen und Churbrandenburg einen rechtmäßigen Frieden zu machen und da schon der Kaiser nicht also, wie Er geschlossen, selbigen eingehn wollte, sollte derselbe doch mit Gewalt dazu angehalten werden, wozu Er denn gute Mittel wüßte.“

Die Aeußerungen Wallensteins umfaßten noch mehrere andere Punkte. Vornehmlich fielen aber folgende auf: 3) Die Jesuiten als rechte Friedensstörer sollten ganz und gar aus dem Lande geschafft und 4) alles, was zugesagt, aufrichtig und redlich sonder alle Gefährde gehalten, auch das gemeine axioma: „haereticis non servanda fides“ allhie nicht gelten.“

Gerücht entstand zu plötzlich und zu allgemein, als daß es ganz aus der Luft gegriffen sein konnte, und die folgenden Begebenheiten erwiesen auch, daß es keineswegs grundlos war. Sehr verdächtig waren schon die ausschweifenden Bedingungen, welche Wallenstein bei der Uebernahme seines zweiten Generalates dem Kaiser abdrang. Solche Forderungen stellt kein Privatmann, kein Untergebener, sondern ein Landesherr und selbstständiger Bundesgenosse. Nicht nur durch vielfältige Aeußerungen, sondern auch durch sein ganzes Benehmen deutete der Herzog von Friedland auch wirklich an, daß er für eine eigentliche Macht im Kriege zu gelten, den Reichsfürsten gleichgesetzt zu sein wünsche. Darum hatte er so sehnlich gehofft, sich im Herzogthum Mecklenburg zu behaupten; darum richtete er seine Augen auf eine andere deutsche Landeshoheit, als die Siege des schwedisch-deutschen Heeres jene Hoffnung endlich ganz zerstört hatten. Es war nichts geringeres, als die Landesherrlichkeit über Böhmen, welche sich der Ehrgeiz des Friedländers zum Ziele setzte. Entwürfe der Art waren ohne einen Abfall vom Kaiser nicht durchzuführen; an diesen mußte Wallenstein also denken, wenn er wirklich die Erwerbung der böhmischen Krone im Sinne trug. Ob er solche Gedanken schon bei der Uebernahme des zweiten Generalates gehegt habe, mag dahingestellt bleiben, obgleich seine geforderten Bedingungen solches wahrscheinlich machen; doch seit dem Waffenstillstand in Schlesien (Juni 1633) sollte ein Anzeichen um das andere hervortreten, daß solchen Gedanken wirklich Raum gegeben werde.

Der Marquis von Feuquières, seiner Aufträge eingedenk, hatte seine Ohren allenthalben, um zu erlauschen, was zur Verwirrung der deutschen Angelegenheiten dienen könne. So gelangte unter andern das Gerücht zu ihm (Frühling 1633), daß Albrecht von Wallenstein mit dem kaiserlichen Hofe in gespannten Verhältnissen stehe. Bald darauf (im Mai 1633), reiste er zur Vollziehung weiterer Aufträge nach Dresden, und machte dort mit dem Schwager und Vertrauten Wallensteins, dem verbannten böhmischen Grafen Kinsky, Bekanntschaft. Feuquières benützte diesen Umstand sogleich, um sich über die Gesinnungen des Herzogs von Friedland näher zu unterrichten. Da Kinsky umgekehrt den französischen Gesandten ausholen wollte, so lüftete er einigermaßen den Schleier von seines Schwagers Geheimnissen. Es ist hier noch nicht der Ort, zu untersuchen, ob der genannte böhmische Graf mit oder ohne Vorwissen seines Schwagers handelte; genug, Feuquières erhielt über die Absichten des letztern Winke, die ihm als so wichtig erschienen, daß er hierüber unverzüglich (Ende Mai 1633) an seinen Hof berichtete. Auch dort hielt man die Mittheilungen für so bedeutend; daß Feuquières schon unter dem 19. Juni 1633 von Ludwig XIII. selbst den Auftrag erhielt, „den Herzog nicht nur des Wohlwollens des Königs, sondern auch dessen Beistandes zu versichern, um ihn (Wallenstein) zur böhmischen

Krone und noch höher zu erheben, wenn er zum Frieden im Reiche und in der Christenheit, zur Erhaltung der Religion und öffentlichen Freiheit beitragen wolle.“ Ob die Erhebung Wallensteins zum böhmischen Könige zuerst von Kinsky oder von Feuquières angeregt worden sei, ist ungewiß, aber auch unerheblich; bedeutsamer dagegen die Thatsache, daß Feuquières die Mittheilungen Kinsky's so unbedenklich für richtig hielt und die Billigung derselben von Seite Wallensteins so gewiß voraussetzte, daß er, noch vor der Antwort auf seine Berichte an den Hof, unmittelbar an den Herzog von Friedland sich wendete. Er überschickte ihm nämlich eine Denkschrift, worin er alle erlittenen Kränkungen des Herzogs aufzählte, und demselben gleichfalls die Hülfe Frankreichs zur Erwerbung der böhmischen Krone zusagte. Das war ein zweites inhaltsschweres Anzeichen, über welchen Anschlägen das ehrgeizige Gemüth Albrechts von Wallenstein brüten möge. Letzterer ließ sich im Sommer 1633 mit Feuquières allerdings noch nicht unmittelbar ein, dafür knüpfte Graf Kinsky mit dem französischen Botschafter um die Zeit des ersten schlesischen Waffenstillstandes nähere Unterhandlungen an. Kinsky stellte nämlich an den Marquis von Feuquières die Fragen, auf welche Gewährschaften der Herzog von Friedland für den Fall seiner Verbindung mit Frankreich rechnen dürfe, welche Absichten in solcher Voraussetzung Ludwig XIII. hinsichtlich des Oberbefehls über die Heere hege, wie die letztern verwendet werden sollen und in welches Verhältniß endlich man zu Baiern, Brandenburg und Sachsen zu treten beabsichtige. Feuquières verhieß hierauf die Bürgschaft seines Königs und des gesammten evangelischen Bundes für die Vollziehung aller Verpflichtungen, welche man gegen Friedland übernehmen werde, die Uebertragung des Oberbefehls auf Friedland, und die Preisgebung des Kurfürsten von Baiern. Graf Kinsky erklärte freilich ausdrücklich, daß er bei der Stellung seiner Fragen und den gesammten Erörterungen überhaupt nur aus eigenem Antriebe gehandelt habe, ohne von seinem Schwager Wallenstein dazu aufgefordert, oder zu irgend etwas ermächtiget worden zu sein; es wird sich indessen bald ergeben, was von dieser Erklärung zu halten sei. Da übrigens der Herzog von Friedland unmittelbare Unterhandlungen fortwährend eben so beharrlich ablehnte, als bestimmte Antworten, so wurde die Zudringlichkeit des französischen Kabinets noch größer. Unter dem 16. Juli 1633 wurden nämlich dem Marquis von Feuquières neue Anleitungen und Vorschriften zur Unterhandlung mit Wallenstein gegeben, und diesen war sogar ein eigenhändiger Brief Ludwigs XIII. an den Herzog von Friedland beigefügt. Der König nannte in dem Handschreiben den Herzog seinen „Vetter“ und versicherte ihn seiner aufrichtigsten Zuneigung, Dankbarkeit und Unterstützung. Bedeutsam war endlich beigefügt, daß de Ueberbringer des Briefes zu näheren Eröffnungen ermächtiget sei. Diese Eröffnungen bestanden nach der In-

struktion des französischen Botschafters in der Versicherung, daß man ein französisches Heer bereits bestimmt und beauftragt habe, den Spaniern die Ueberschreitung der Alpen zu wehren, und daß Wallenstein von Frankreich bedeutende Geldhülfe empfangen solle, ja sogar sogleich eine Million Franken erheben könne, sofern er ein Heer von 35,000 Mann aufzubringen vermöge. Endlich wurde das Versprechen wiederholt, dem Herzog zur Erwerbung und Behauptung der böhmischen Krone behülflich zu sein. Auch jetzt gab zwar Wallenstein keine Antwort, aber bald traten über seine Anschläge noch nähere Anzeichen, ja selbst Beweise hervor.

Als nämlich der Waffenstillstand, welchen Wallenstein mit Arnim am 7. Juni geschlossen hatte, am 22. Juni 1633 abgelaufen war, fielen zwischen beiden Heeren abermals keine entscheidenden Unternehmungen vor. Nach einigen unbedeutenden Demonstrationen ward vielmehr auf den Antrieb des Friedländers zwischen diesem und Arnim am 22. August 1633 ein neuer Waffenstillstand auf 4 Wochen abgeschlossen, und noch überdieß bedungen, daß die Feindseligkeiten erst drei Wochen nach Ablauf des Stillstandes wieder beginnen sollten. Albrecht von Wallenstein gab als Grund seines Benehmens die Absicht an, die Kurhäuser Sachsen und Brandenburg von Schweden zu trennen, und vermöge eines Separat-Friedens auf die Seite des Kaisers herüber zu ziehen. Plötzlich ergab sich aber während des Waffenstillstandes eine Thatsache, welche wesentlich andere Entwürfe des Herzogs von Friedland ankündigte, und endlich die geheimen Gedanken desselben wirklich an den Tag brachte. Vielleicht würden diese noch länger verborgen worden sein, allein besondere Ereignisse drängten zur angegebenen Zeit den Herzog von Friedland zum endlichen Handeln im Sinne seiner Entwürfe, und das bewies wiederum, wie gewiß derselbe mit geheimen Anschlägen umgegangen war.

Ferdinand II. hatte nämlich im Jahre 1632 den spanischen Hof auf das eindringlichste um Unterstützung angegangen, und endlich den Beschluß ausgewirkt, daß der Infant selbst ein Heer von Italien aus nach Elsaß und Lothringen führen soll. Verschiedene Hindernisse hielten den Prinzen auch 1633 noch in Italien zurück: dafür ordnete er aber unter der Anführung Feria's ein Heer von 12,000 Mann Fußvolk und 1500 Reitern nach Deutschland ab. Wallenstein, auf seinen Einfluß sehr eifersüchtig, war über jene Verstärkung der kaiserlichen Macht sehr unzufrieden, weil er fürchtete, daß Ferdinand II. von ihm unabhängiger werde, und ihn am Ende wohl gar für entbehrlich halten könne. Zudem hatte er durch seine Kundschafter auch erfahren, daß man in Wien mit seinem Benehmen keineswegs zufrieden sei, am Hofe des Kaisers vielmehr bittere Beschwerden darüber führe. Er sah viele Ankläger wider sich thätig, den Kaiser bekümmert und unruhig: sein Gewissen mochte ihm das Weitere gesagt haben, kurz er hielt ein neues Zerwürfniß mit Ferdinand II. über kurz oder lang für unvermeidlich. Bei seinem fin-

stern Gemüth war er überaus argwöhnisch: er hielt daher seinen Sturz jetzt schon für beschlossen, und sah in Feria bereits seinen Nachfolger oder wenigstens das Werkzeug seines Falles. Es schien also jetzt Zeit, der Ausführung seiner Entwürfe näher zu gehen, und deßhalb vor Allem zur Ausholung der Schweden gewisse vertrauliche Mittheilungen zu machen. Den sächsischen Feldmarschall von Arnim hatte sich Wallenstein hiebei zum Unterhändler ausersehen, und Arnim erschien während des zweiten schlesischen Waffenstillstandes (im September 1633) wirklich bei dem Kanzler Oxenstierna zu Gelnhausen, um demselben wichtige Neuigkeiten zu hinterbringen. In den Unterredungen mit Arnim während des zweiten Waffenstillstandes in Schlesien begnügte sich nämlich der Friedländer nicht mehr mit bloßen verdächtigen Anspielungen, wie im ersten Stillstand, sondern entschleierte seine Anschläge vollkommen. Zu nicht geringer Verwunderung des Kanzlers berichtete der Feldmarschall Arnim hierüber Folgendes:

„Wallenstein habe dem Kaiser die schimpfliche Absetzung in Regensburg nie vergessen, sondern fortwährend Rache-Gedanken mit sich herumgetragen. Bisher habe der General immer an sich gehalten; seitdem aber Feria mit den Spaniern in Deutschland erschienen, sei er so erbittert, daß er sich endlich entschlossen hätte, und um sich zu rächen, wirklich losschlagen werde, wenn er auf die Unterstützung der Evangelischen rechnen könne. Seines Heeres sei er gewiß, da er auf Gallas, Holk und die andern Generale bauen könne, diejenigen hingegen, welche ihm unsicher oder verdächtig zu sein schienen, entweder schon entfernt habe, oder demnächst vollends beseitigen werde. Der Waffenstillstand in Schlesien sei nur deßhalb geschlossen worden, um Arnim als Unterhändler an den Kanzler absenden zu können [3])."

Nach dieser Einleitung kam die Hauptsache, nämlich der Antrag Wallensteins selbst, welcher also lautete:

„Wenn der schwedische Reichs-Kanzler dem Feldmarschall Holk einige schwedische Regimenter anvertrauen wolle, so werde der Herzog von Friedland dafür sechs Regimenter zu dem Feldmarschall Arnim stoßen lassen, und mit dem andern Theil seines Heeres durch Böhmen nach Oestreich vordringen. Während dieser Bewegung werde Holk nach Baiern ziehen, um den Herzog Bernhard von Weimar zu unterstützen, und dadurch den Marschall Horn in den Stand zu setzen, die Spanier aus Deutschland zu vertreiben [4])."

Stand in der einleitenden Erklärung, bis auf das Vertrauen zu Holk und Gallas, jedes Wort mit den Thatsachen im Einklang: war jene Erklärung der treue Commentar des bisherigen Benehmens Wallen-

[3]) Die Quelle ist der schon angeführte offizielle Geschichtschreiber Chemnitz.
[4]) Die Quelle ist wiederum Chemnitz.

steins, so verrieth der beigefügte Operationsplan das Feldherrn-Talent desselben. Die Aussage des Feldmarschall Arnim vor dem Reichskanzler Oxenstierna hatte daher schon den Beweisgrund der innern Wahrscheinlichkeit für sich.

In neuerer Zeit hat sich Friedrich Förster große Mühe gegeben, die Unschuld Wallensteins zu erweisen; allein diese Absicht ist, trotz großer Studien und der Aufsuchung vieler Urkunden, gänzlich mißlungen. Bei der versuchten Rechtfertigung des Friedländers gedenkt Förster nun auch des angeführten Berichtes von Chemnitz. Letzterer schrieb die Geschichte jener Zeit nach den Anweisungen Oxenstierna's selbst; was er über den Schritt Arnims erzählt, ist daher so gut, als das eigene Zeugniß des schwedischen Kanzlers, und da dieses aus eigener Sinnes-Wahrnehmung, seinem Zwiegespräch mit Arnim fließt, so ist es hinlänglich erwiesen, daß der sächsische Feldmarschall wirklich die oben mitgetheilte Aussage gemacht habe. Die Unschuld Wallensteins würde sohin voraussetzen, daß Arnim Unwahrheit gesprochen, oder das Ganze ersonnen habe. Dieß ist aber an sich schon undenkbar, und überdieß wird der Bericht Arnims auch durch die Unterhandlungen Kinsky's mit Feuquières unterstützt. Friedrich Förster greift nun die Glaubwürdigkeit Arnims auch nicht an, sondern bestreitet nur die Erheblichkeit seiner Aussage. „Aus allem," sagt er, „was Arnim dem Reichskanzler hinterbrachte, geht deutlich hervor, daß Friedland nichts anders vor hatte, als zum Vortheil des Kaisers mit dem Kurfürsten von Sachsen Frieden zu schließen, durch allerhand Vorspiegelungen die Schweden sicher zu machen, und Arnim auf seine Seite zu ziehen." Eine solche Behauptung müßte vor allem bewiesen werden, und da dieß nicht entfernt der Fall ist, fällt sie von selbst dahin. Zu allem Ueberfluß gibt es aber auch Anzeigen, die sie geradezu widerlegen. Aus dem Berichte Arnims geht hervor, daß Wallenstein nach Herstellung des Bündnisses mit Schweden den Feldmarschall Holk, dessen er gewiß zu sein glaubte, in Verbindung mit Bernhard von Weimar gegen Baiern ziehen lassen wollte. Wir besitzen nun einen Brief von Holk, worin er wirklich folgendes an den Herzog Bernhard schreibt: „Friedland hat mir befohlen, die kaiserlichen Völker aus Meissen in's Voigtland und an die böhmische Grenze zu ziehn und die Truppen Ew. Fürstl. Gnaden nicht anzugreifen, wenn sie in der Nähe sind. Ich bitte sie ebenmäßig alle Feindseligkeiten einzustellen, sowie ich mich zu ferneren Unterhandlungen erbiete, wenn ich in Ew. Fürstl. Gnaden Nähe werde angekommen sein [5])." Dieses Schreiben ertheilt der Aussage Arnims eine merkwürdige Bestätigung über eine beabsichtigte Verbindung Holks mit Bernhard. Nach der Gewohnheit des Friedländers ist der Antrag Holks freilich etwas zwei-

[5]) Man sehe: Albrechts von Wallenstein vertrauliche Briefe, herausgegeben von Friedrich Förster, Band III., Seite 71.

deutig gefaßt; allein er erscheint im Vereine mit den Eröffnungen Arnims immer noch als äußerst verfänglich. Den besten Beweis davon gab der Eindruck, welchen der Brief auf den Herzog Bernhard machte. Dieser war über den Inhalt so erstaunt, und sah darin so wichtige und unerwartete Anschläge des Herzogs von Friedland, daß er seinen Bruder Wilhelm anging, er möge durch Arnim hinter die Geheimnisse Wallensteins zu kommen suchen. Er kannte also wohl die Eröffnungen des sächsischen Feldmarschalls noch nicht.

Der Kanzler Oxenstierna, welcher von den Erörterungen zwischen Feuquières von Kinsky nichts wußte, äußerte dagegen nach Anhörung der Berichte Arnims über die Sache allerdings große Bedenklichkeiten. Er traute dem Friedländer nicht; sondern meinte, daß es dieser nur auf eine Täuschung der Evangelischen abgesehen habe [6]). Dadurch wurde zu der Behauptung der Unschuld Wallensteins vorzüglich mit Veranlassung gegeben. Allein Oxenstierna kannte eben alle geschehenen, verborgenen Schritte noch nicht genug, und war natürlich durch die unerwartete Mittheilung eines so wichtigen Geheimnisses anfangs überrascht, und ungläubig. Seine ersten Bedenklichkeiten beweisen also wenig für die Unschuld des Herzogs von Friedland. Uebrigens lenkte der Kanzler schon gegen Arnim bald wieder ein, und versprach, dem Herzog Bernhard die Annahme einer solchen Stellung zu empfehlen, daß er dem Marschall Holk im Nothfall beispringen könne. „Nur müsse man es so einrichten, daß Bernhard der Meister Holks bleibe, nicht aber Holk der Meister Bernhards werden könne.“ Bei dem Abschied trug der Kanzler dem sächsischen Feldmarschall vollends auf: den Herzog von Friedland zur Verfolgung seiner Pläne und zu entscheidenden Schritten aufzumuntern, und in diesem Falle ihn der schwedischen Hülfe zu versichern. Oxenstierna hielt also die Anträge Wallensteins keineswegs unbedingt für List und Täuschung, sondern er wollte nur sicher gehen. An den Herzog Bernhard von Weimar schrieb er sodann im gleichen Sinn: er empfahl, vor einer betrüglichen List des Friedländers auf der Hut zu sein, und ernste Schritte (reelle Demonstrationen) desselben abzuwarten. Auch hieraus erhellt also, daß der Kanzler zwar Mißtrauen hegte, doch auch einen ernstlich gemeinten Abfall Friedlands von dem Kaiser für möglich hielt.

Im Widerspruch mit Arnims Bericht mißbilligte übrigens Albrecht

---

6) Oxenstierna sagte: „daß man evangelischen Theils den Antrag Friedlands aestimiren müsse, als wann er sie nicht anginge, darum sie ihre Gedanken und concilia darnach ganz nicht richten, sondern einen Weg wie den andern, ihren festen Gang gehen und nun um sovielmehr vor solchen Practiken sich hüten sollten. Wäre es ein Scherz, der schiene gar zu grob zu seyn, und hätte er keinen andern Erfolg, so müßte er doch zuletzt Mißtrauen beim Gegentheil auch vielleicht Verachtung bei des Feindes Soldatesca verursachen. Auch schien es, daß man die Schwedischen auf diese Manier um einen Theil ihrer besten Regimenter zu bringen gedächte.“

von Wallenſtein die Reiſe des erſtern zu Oxenſtierna [7]). Dieſer Umſtand iſt in der That nicht wohl zu erklären, wenn man nicht annehmen will, daß Wallenſtein eine weniger auffallende Mittheilung Arnims an Oxenſtierna gewünſcht, und durch die plötzliche Reiſe zu ſchnell ſich bloß geſtellt geglaubt habe [8]). Uebrigens iſt ſolcher Widerſpruch nur untergeordneter Art, und bei den gewohnten Winkelzügen des Friedländers nicht auffallend. Der Zeitpunkt zum Handeln war noch nicht gekommen: Wallenſtein wollte vielmehr nur vorläufig die Schweden ausholen, und ſeine Pläne von weitem durchblicken laſſen. Um aber nicht vor der Zeit bei dem kaiſerlichen Hof nähern Verdacht zu erregen, zog er ſich nach Erreichung ſeiner erſten Abſicht wieder zurück, und ſuchte ſogar den Schein zu erregen, daß er den Krieg gegen die Evangeliſchen nun mit Nachdruck zu führen entſchloſſen ſei. Darum kündigte er den Sachſen den Waffenſtillſtand auf, und eröffnete noch im Herbſt 1633 die Feindſeligkeiten mit eben ſo großer Umſicht, als Thätigkeit. Nachdem er durch einen verſtellten Zug nach Sachſen den Marſchall Arnim von Schleſien weggelockt hatte, zog er plötzlich nach dieſer Seite, überfiel dort die zurückgelaſſene ſchwediſch-ſächſiſche Beſatzung von 6000 Mann unter Thurn und Duwal, und machte ſie durch ſeine unverhältnißmäßige Uebermacht zu Kriegsgefangenen. Thurn, einer der Haupt-Urheber des Kriegs, wurde nach kurzer Gefangenſchaft entlaſſen, was die entſchiedene Mißbilligung des kaiſerlichen Hofes nach ſich zog. Nach dieſem glänzenden Erfolge verbreitete ſich Wallenſtein ſiegreich über Schleſien, Brandenburg und die Lauſitz, durch Strenge überall Schrecken einflößend.

Mittlerweile war auch in andern Gegenden das Kriegsfeuer wieder heftig emporgelodert; doch hier war der Vortheil mehr auf Seite der Proteſtanten. Im nördlichen Deutſchland lieferte der Herzog Georg von Braunſchweig-Lüneburg den Kaiſerlichen glückliche Gefechte, insbeſondere bei Heſſiſch-Oldendorp, und verſetzte ihrer Sache durch die Einnahme von Hameln einen empfindlichen Schlag. Noch entſcheidender waren aber in Süddeutſchland die Erfolge des Herzogs Bernhard von Weimar. Dort ſchien die kaiſerlich-liguiſtiſche Partei im September 1633 ein bedeuten-

---

7) Friedland ſchrieb den 2. September 1633 folgendes an Arnim: „Ich bedaure daß der Herr in das Reich (zu Oxenſtierna) reiſen will, denn auf dieſe Weis kann das Werk (der Stillſtand) keinen Beſtand haben.“

8) Arnim war durch ſein Benehmen ſehr überraſcht. „Was den außgang“ ſchrieb er an den Kurfürſten von Brandenburg, „von des herzogs zu Friedtland vorgeſchlagenen tractaten geweſen, Ich ſchwere es zu Gott, das ich nicht ausſinnen kann, Was darunter vor finesse geſucht, Dan er hatt bei wehrendem ſtillſtand in die 8000 Mann verlohren, durch Gottes gnade iſt aber vnſere Cavallerie wieder in ſolchem ſtande, alß Sie anfangs des Sommers geweſen, Ich halte es iſt nur durch eine boutage geſchehen, das er anders ſinnes worden, Wie es aber ſey, ſo ſcheinet gnugſam daraus, das mit dem Manne nichts ſicheres zu tractiren, dan da iſt keine beſtendigkeit, Gott lob, daß er Bns nicht, ſondern ſich am meiſten geſchadet.“

des Uebergewicht zu erlangen: denn Feria war mit den Spaniern um diese Zeit bereits über die Alpen gegangen, und dem Kriegsschauplatze in Schwaben nahe. Da sich Bernhard von Weimar zu Anfang September wegen diplomatischer Geschäfte in Frankfurt befand, so brach Feldmarschall Horn einstweilen mit 12,000 Mann vom Lager in Donauwörth auf, und eilte gegen den Bodensee, an dessen Ufern Feria erscheinen sollte. Als Horn in Stockach angelangt war, wandte er sich plötzlich nach Stein am Rhein, verschaffte sich dort durch seine Uebermacht und Schnelligkeit den Uebergang über die Brücke, und zog alsdann durch das Thurgau vor Konstanz. Vergebens hegte er die Hoffnung, die Stadt rasch zu nehmen: dieselbe widerstand mit Nachdruck, und Gustav Horn war zu einer Belagerung genöthiget. Wegen Mangel an grobem Geschütz konnten die Schweden aber keine großen Fortschritte machen, so daß sich die Sache in die Länge zog. Unterdessen hatte General Aldringer die Deckung Baierns dem muthigen Heerführer Johann von Werth übertragen, und war mit bedeutenden Streitkräften nach Mindelheim gezogen, um sich mit den Spaniern in Verbindung zu setzen. Am 29. September 1633 vereinigte er sich zwischen Lindau und Ravensburg wirklich mit Feria, und nun wurde die Stellung der Schweden gefährlich, weil ihnen die Rückkehr über den Rhein abgeschnitten werden konnte. Feldmarschall Horn, welcher Konstanz bereits seit 3 Wochen erfolglos belagerte, drohte nun freilich mit einem allgemeinen Sturm; doch ein solches Wagstück konnte bei der Nähe des großen feindlichen Heeres noch verderblicher enden. Da erschien zur großen Freude der bedrängten Schweden plötzlich Bernhard von Weimar mit seinem gesammten Heere in der Nähe des Bodensee's. Der Herzog war nach dem Abzug Aldringers aus Baiern demselben in Eilmärschen gefolgt; da er aber die Vereinigung desselben mit Feria nicht mehr zu hindern vermochte, so suchte er wenigstens den Rückzug Horns zu decken. Dieß gelang vollständig, und beide Heerführer vereinigten sich am 5. October bei Hohentwil, alsbald gegen Feria und Aldringer vordringend. Bernhard von Weimar wünschte eine entscheidende Schlacht; ihm rieth aber Gustav Horn ernstlich ab, und im entgegengesetzten Heere hatte Aldringer von Wallenstein den Befehl erhalten, nichts ernstliches zu unternehmen.

Unthätig beobachteten sich beide Heere einige Zeit, bis endlich Bernhard von Weimar den Feind an einer andern Seite zu fassen beschloß. Da er nicht nur den Pfalzgrafen von Birkenfeld mit einer Heerabtheilung an sich gezogen, sondern auch von den Verhaltungs-Befehlen Wallensteins gegen Aldringer theilweise Kunde erhalten hatte, so hielt er den Feldmarschall Horn in Verbindung mit dem Pfalzgrafen für stark genug, um Württemberg zu decken, und beschloß für sich eine entscheidende Unternehmung gegen den Kurfürsten von Baiern. Als er sich in Folge dieses Planes sofort von Horn trennte, gelang es nun freilich den Generalen

Aldringer und Feria, durch den Sundgau in das Elsaß einzudringen; aber sie wurden später bald uneinig und trennten sich ebenfalls. Bernhard hingegen rückte rasch die Donau hinab, und warf sich plötzlich auf Regensburg.

Maximilian von Baiern erschrak heftig, als er die Bewegungen des Herzogs erfuhr. Bei der Entfernung von Aldringer unfähig, Regensburg zu entsetzen, sandte er Eilboten an Wallenstein, welcher damals gerade die gemeldeten Siege in Schlesien, Brandenburg und Sachsen erfochten hatte, und beschwor ihn um schleunige Hülfe. Der Friedländer schützte für jetzt Hindernisse vor, weil er mit den Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen in wichtigen Verhandlungen stehe, versprach aber später Unterstützung zu senden, und alsbald selbst nachzufolgen. Anstatt diese Verheißung zu erfüllen, ging er aber mit seinem Heere nach Böhmen und nahm ganz ruhig sein Hauptquartier in Pilsen. Maximilian belehrte ihn nun, daß die Gefahr viel dringender sei, als er glaube, daß Regensburg, ohne schleunige Hülfe, verloren gehe, hierdurch aber ihrer Sache der empfindlichste Schlag versetzt werde: vergebens, Wallenstein behauptete, es sei dem Herzog Bernhard mit seinen Angriffen nicht Ernst. Jetzt trafen auf Anliegen des Kurfürsten im Wallensteinischen Lager auch von dem Kaiser die gemessensten Befehle ein, jenem die verlangte Hülfe zu gewähren; doch Friedland beharrte auf seiner Unthätigkeit. Eine Reiter-Abtheilung unter dem Grafen Strozzi entsandte er wohl gegen Baiern hin, aber das Ganze war nur auf Täuschung berechnet, da Strozzi zugleich den Befehl erhielt, nicht über die böhmische Grenze hinauszugehen.

Bernhard von Weimar, Regensburg immer nachdrücklicher berennend, eroberte diesen wichtigen Platz endlich am 14. November 1633, befleckte aber seinen Ruf nach der Einnahme der Stadt durch harte Gelderpressungen gegen die katholische Geistlichkeit, und durch willkührliches Verfahren überhaupt. Nachdem Regensburg gefallen war, erneuerte der Kurfürst von Baiern bei Wallenstein seine Bitten um Hülfe. Er stellte ihm hiebei vor, daß außerdem Bernhard über ganz Baiern sich ergießen, an der Donau sich festsetzen und endlich bis Linz vordringen werde. Auch Ferdinand II. gab dem Friedländer wiederholte Befehle, Baiern zu schützen; indessen alle diese Schritte waren wiederum vergeblich, und Wallenstein befahl sogar dem Grafen Gallas still zu halten, als dieser auf besonderes Begehren Maximilians zum Schutze von Baiern aufbrechen wollte. Als sich Bernhard von Weimar nun wirklich über ganz Niederbaiern ausbreitete, und außer Straubing auch Cham eroberte, als demnach die zweite Vorhersagung Maximilians ebenfalls eingetroffen war, setzte sich der Herzog von Friedland endlich von Pilsen aus mit 10,000 Mann gegen Baiern in Marsch. In einem vorausgesendeten Brief an den Kurfürsten vom 27. November 1633 versprach er entscheidende Unternehmun-

gen [9]), doch schon bei Furt in Böhmen machte er wieder Halt. Hier wollte er auf ein Mal gefunden haben, daß man gegen den Feind nichts ausrichten könne. Er schrieb dieß dem Kurfürsten mit der Bemerkung, daß er wieder tiefer nach Böhmen zu ziehen entschlossen sei. Da gleichzeitig der Herzog Bernhard mit seinem siegreichen Heere sich näherte, so führte Wallenstein seinen Vorsatz sogleich auch aus, und erschien unverrichteter Dinge bald wieder in Pilsen. Hier machte er sofort Anstalten, um seine Armee, zur Beziehung der Winterquartiere, in Böhmen zu vertheilen, ja er begehrte sogar zur Förderung dieses Vorhabens die Mitwirkung eines kaiserlichen Commissärs.

---

9) Er schrieb also: „Morgenden Tag früh ziehe ich fort, in sechs Tagen hoffe ich nicht weit vom Donaustrom zu seyn; ich will mit starken Tagreisen eilen, damit nicht allein des Feindes ferneres Vorhaben gehindert werde, sondern ihm auch die jetzige Impressa nach Regensburg gereue."

Acht und vierzigstes Hauptstück.

Nähere Unterhandlungen des Herzogs von Friedland mit Frankreich und Schweden. Absetzung desselben.

(December 1633 und Januar 1634.)

Ferdinand II. war schon sehr ungehalten, als ihm kund wurde, daß Herzog von Friedland, allen Befehlen und Bitten zum Trotz, Regensburg preis gegeben und dem Kurfürsten Maximilian überhaupt alle Hülfe verweigert habe. Da er nun vollends die Absicht seines Feldherrn erfuhr, die Winterquartiere in Böhmen zu nehmen, so stieg seine Unzufriedenheit auf das Höchste. Gewohnt, mit großer Behutsamkeit zu handeln, wollte aber der Kaiser seinen Unmuth auch jetzt noch einmal bekämpfen, oder wenigstens verbergen, und den Herzog von Friedland auf dem Wege der Güte bewegen, seine Winterquartiere außerhalb der kaiserlichen Erblande zu nehmen. Der Hofkriegsrath von Questenberg, welchen Wallenstein selbst zur Ordnung dieses Gegenstandes als kaiserlichen Commissär sich erbeten hatte, wurde von Ferdinand II. beauftragt, den Friedländer nach seinem Willen zu stimmen. Seinen Aufträgen gemäß, machte Questenberg dem General nun die eindringlichsten Vorstellungen; indessen selbst bei diesem Verlangen zeigte sich Wallenstein entschieden widerspenstig. Ferdinand II., schon über die Mißachtung seiner Befehle zur Unterstützung Maximilians tief gekränkt, war mit Recht besorgt, durch den fortgesetzten Ungehorsam seines Feldherrn alles Ansehen zu verlieren. Er gab dem letztern durch Questenberg ausdrücklich zu bedenken, wie sehr er in den Augen anderer Monarchen herabgesetzt werden müsse, wenn auch in Betreff der Winterquartiere sein Wunsch nicht geachtet werde [1]).

[1]) Die dießfallsige merkwürdige Erklärung des Kaisers findet sich in den Instruktionen für den Hofkriegsrath von Questenberg, und lautet also: „Wir wünschen, daß alles authoro

Dessenungeachtet beharrte Wallenstein hochfahrend und herrisch auf seinem Willen. In dem Rathe des Kaisers war schon früher mancher Verdacht gegen den räthselhaften Oberfeldherrn laut geworden, die jüngsten Vorfälle erregten nun vollends wirkliche Unruhe, und es schien an der Zeit zu sein, sich zu durchgreifenden Maaßregeln zu entschließen. Allein der vorsichtige Kaiser wollte erst über die Stimmung der Armee sich genauer unterrichten, und also noch ein Mal in der Güte mit seinem Feldherrn sich vertragen. Auch in Ansehung der Winterquartiere gab er deßhalb nach, soviel das friedländische Hauptheer selbst betraf. Dagegen verlangte er wiederholt, daß der Baron Suys, seinem frühern Befehle zu Folge, mit allen Regimentern ob der Ens über den Inn gehe, um den Kurfürsten von Baiern zu unterstützen. Zugleich sollte der Herzog von Friedland von seinem Heere 1500 Fußgänger und wenigstens 1000 Reiter zur Verstärkung des Grafen Strozzi und Johannes von Werth abschicken. Wallenstein, welcher in jedem Befehle zu Truppen-Entsendungen von seinem Heere nur eine Absicht, ihn zu schwächen und allmählig zu entwaffnen, sah, lehnte auch das zweite Begehren Ferdinands II. entschieden ab. Um den Bruch noch für einige Zeit zu verhindern, fügte sich der Kaiser endlich auch im zweiten Punkt dem Willen seines Feldherrn, und nahm es sogar auf sich, die Vorräthe für das Heer noch durch Zufuhren aus Oestreich und Ungarn zu verstärken. Zugleich übersendete er ihm an Geld 100,000 Gulden, obwohl er dadurch sich selbst Einschränkungen auferlegen mußte [2]).

Praetore recht incaminirt, nicht aber die Lande gleich unverschuldeter Weise er per modum violentae Executionis überzogen werden, dadurch Unsere hohe Authoritaet bei denselben verkleinert auch den fremden Potentaten allerhand Scrupel dürfften erweckt werden, daß wir gleichsam einen *Corregem* an der Hand und in vnsern eignen Landen keine freie disposition mehr übrig haben, sondern zusehen müßten, daß die getreuen Landes-Unterfassen auch unerhört und ohne alle Barmherzigkeit ruinirt und verderbt werden."

2) Auch das Schreiben Ferdinands II., welches beigefügt war, und zugleich die obigen Entschließungen anzeigte, war noch sehr wohlwollend verabfaßt. „Wir haben," erklärte der Kaiser, aus Ew. Liebden Uns bei dem zurückgelangten Courier eingeschickten Antwort gnädigst ersehen, aus was Ursachen Sie den begehrten Succurs in Baiern itzund für schwach und gleichsam für unmöglich halten, und Uns dabei freundlich erinnern, was Unser Feldmarschall der Graf Aldringen wegen benöthigter Accomodirung selbiger Armada mit den Winterquartieren an dieselben abgehen lassen.

Wie Wir es nun in dem ersten nach seithero veränderter Zeith und ziemlichen Späte des Winters bei Dero Wollmeinung für diesmal bewenden lassen. Auch in dem andern Dero Gutbedünken wegen Unterbringung bemeldetes des Grafen von Aldringen untergebenen Volkes in den Quartieren noch erwarten; So mögen wir Ihro dabei nicht verhalten, daß wir unterdessen zu Gewinnung der Zeit aus sonderlichem Mitleid und Erbarmnuß selbiger Armada üblen Zustand und stets continuirten travaglirens allhier mit großer Ungelegenheit und Schmählerung unsers selbstaignen Kheiserl. Unterhaltes ein $\frac{m}{100}$ Fl. beinebens einer starken Anzahl Treid, Wein, Vieh und Haber aus diesem Erzgroßherzogth um und Königreich Hungarn

So schien freilich die Einigkeit zwischen Ferdinand II. und Albrecht von Wallenstein selbst nach den letzten bedenklichen Vorgängen wieder hergestellt worden zu sein; doch es war dieß nur äußerer Schein, und im Geheimen bereitete sich unaufhaltsam der entscheidende Bruch vor. Maximilian von Baiern, über das jüngste Benehmen Friedlands auf das äußerste entrüstet, beschloß zu dem Sturze desselben nunmehr einen durchgreifenden Schritt zu thun. Indem er zu solchem Zweck dem Kaiser durch seinen Gesandten Richel am 18. December 1633 eine Zusammenstellung aller seiner Beschwerden wider Wallenstein überreichen ließ, erklärte er zugleich mit Festigkeit, daß ohne die Entfernung Friedlands auch die Hülfe Spaniens, wovon man sich so viel versprochen, unwirksam sein müsse, und die gemeinsame Sache überhaupt augenscheinlicher Gefahr ausgesetzt werde. Da der spanische Hof diese Vorstellungen Maximilians unterstützte, und durch seinen Botschafter Onnate zu Wien eifrig an dem Sturze Friedlands arbeitete, so entschloß sich der Kaiser gegen das Ende des Jahres 1633, den Herzog von Friedland des Oberbefehls über sein Heer wirklich von Neuem zu entheben. Die Vollziehung des Beschlusses wurde noch für einige Zeit verschoben, um inzwischen der Treue der einflußreichsten Generale sich zu versichern. Schon am 30. December 1633 schrieb Richel, der baierische Gesandte in Wien, an seinen Kurfürsten, „daß der Kaiser sich bereits resolvirt habe, dem Wallenstein die Kriegsdirektion abzunehmen, daß man aber, ehe es publik werde, sich noch der Treue der bedeutendsten Generäle der Armee versichern wolle, zu welchem Zwecke der Commenthur von Blumenthal zum Gallas, der Walmerode zum Aldringer geschickt worden seien, und auch mit anderen Generälen gehörig unterhandelt werde. Der Kaiser stehe noch an, was er mit des Herzogs Person vornehmen wolle; ihn ganz frei zu lassen sei bedenklich, mit Arrest und gänzlicher Captur zu verfahren, habe auch seine Schwierigkeiten, man habe noch keine Resolution gefaßt, er wolle die Erklärung der Generäle und die Zurückkunft des Grafen Trautmannsdorf abwarten. Uebrigens sei Verdacht vorhanden, daß Friedland mit Frankreich traktire, und man sei den wider das Haus Oestreich gerichteten Praktiken desselben mit dem Arnim auf der Spur.“

Albrecht von Wallenstein war über die Stimmung des Hofes gegen ihn stets sehr wohl unterrichtet. Schon bei seiner Rückkehr vom schlesischen Feldzug im Herbste 1633, und bevor er den scheinbaren Zug nach Baiern unternahm, hatte er in Pilsen den Grafen von Trautmannsdorf zu sich berufen, und sich bitter beklagt, daß die Minister seiner kaiserlichen Majestät so übel von ihm sprächen. Er fühle sich dadurch so sehr

zusammenbringen lassen, mit intention solch je bälder, je besser zu Derofelben refraichir und Wiederholung anwenden lassen.“

beleidiget, daß er den Oberbefehl über das Heer niederlegen werde. Ferdinand II. wollte aus Gründen der Politik dem Herzog von Friedland die bevorstehende Absetzung noch verbergen, ja sogar dem Verdacht desselben über die Stimmung des Hofes entgegenwirken, und er antwortete deßhalb dem Grafen von Trautmannsdorf, daß er von keinen üblen Nachreden gegen Friedland etwas wisse [5]); doch Letzterer kannte den Kaiser, so wie die wahre Sachlage zu gut; er traute daher der beruhigenden Versicherung nicht, sondern rüstete sich im Geheimen zur Vertheidigung gegen die Angriffe seiner Feinde. Am 24. December 1633 hatte Ferdinand II. die Verlegung der Winterquartiere nach Böhmen genehmiget, oder den scheinbaren Frieden mit seinem Feldherrn geschlossen, und schon am 1. Januar 1634 erließ Graf Kinsky ein Schreiben an den Marquis von Feuquières des Inhalts, daß der Herzog von Friedland nunmehr Willens sei, mit Frankreich auf die früher mitgetheilten Bedingungen abzuschließen, und die Uebersendung der Ratifikation derselben durch den Ueberbringer gewärtige. Mit dieser Depesche wurde ein vertrauter Edelmann abgesendet, um sie dem französischen Botschafter persönlich zu übergeben. Feuquières, welcher inzwischen an seinen Hof gereist, und bei dem Empfange des Briefes Kinsky's eben auf der Rückkehr nach Deutschland begriffen war, äußerte gegen den Abgesandten des Grafen die größte Freude über die empfangene Mittheilung, und versprach, sogleich einen Bevollmächtigten zum Abschlusse des Vertrages abzuordnen. Gleichzeitig sandte er Eilboten an Richelieu, und erbat sich schleunige Verhaltungs-Befehle. Schon unter dem 1. Hornung 1634 wurden diese dahin erlassen, daß Feuquières nach zwei verschiedenen Richtungen mit dem Herzog von Friedland unterhandeln soll, je nachdem nämlich der Herzog offen mit dem Kaiser brechen, oder die Absichten Frankreichs nur im Geheimen unterstützen wolle. Für den erstern Fall war der französische Botschafter zu großen Verheißungen, ja im Nothfall sogar zum Abschluß auf die Bedingungen des vorigen Jahres, doch mit einer wesentlichen Einschränkung, ermächtiget. Richelieu wollte sich nämlich in Betreff der böhmischen Krone wo möglich nicht schriftlich verbindlich machen, und so sollte Feuquières in diesem Punkte nach Thunlichkeit ausweichen, doch im Nothfall begründeten Ansprüchen Wallensteins auf die böhmische Krone auch schrift-

---

[5]) Ferdinand II. drückte sich in dem Briefe an den Grafen Trautmannsdorf in folgender Weise aus: „Ich habe etliche Eurer eingeschickten Puncten des Herzogen Mecklenburg Liebden Euch eröffnete Beschwerniße betreffend, nach Notturft ersehen.“

„Nun weis Ich im ersten wegen der angedeuteten Discursen der Sachen nicht zu thun, weil mir nicht namhaft gemacht wird, wer dieselben von ihrer Lbdn. gethan habe; da Ich aber daßelbe, oder auch sonsten wissen wurde wer dergleichen Unnothwendigkeiten für ihre Lbdn. gebracht hatt, wollte ich nicht unterlaßen, darüber fürzunehmen, was von Recht und billigkeit darauf gehören wurd.“

lich die Unterstützung Frankreichs zusichern. Für den Fall, daß der Herzog von Friedland aber nicht den offenen, sondern nur den geheimen Verräther an dem Kaiser machen, sohin ohne mit ihm zu brechen, die Ränke Frankreichs im Stillen fördern wolle, sollte sich die Gegenleistung auf geringere Geldgeschenke und die Verbürgung der Länder beschränken, welche der Herzog früher besessen habe [4]).

Während Graf von Kinsky in solcher Weise mit Frankreich unterhandelte, wurde durch irgend eine Vermittelung zugleich auch eine Verbindung des Friedländers mit den Schweden betrieben. Nähere Urkunden sind zwar hierüber nicht vorhanden, dagegen ist eine Nachricht auf uns übergegangen, welche die Thatsache selbst außer allen Zweifel setzt. Im östreichischen Haus-, Hof- und Staats-Archiv befindet sich nämlich ein Diarium des Generalquartiermeisters Herzogs Bernhard von Weimar, Johannes Christophs von der Grün, worin erzählt wird, „daß der Herzog von Friedland die Vereinigung mit Kursachsen und dem Herzog Bernhard von Weimar begehrt habe, und daß Bernhard Anfangs zwar mißtrauisch gewesen, auf eindringliche Gesuche und die Mittheilung eigenthümlicher oder besonderer Umstände am 3. Februar 1634 aber doch von Regensburg aufgebrochen sei, um über Weiden nach Eger zu ziehen, und sich mit Wallenstein zu vereinigen; endlich daß Bernhard in Weiden den Tod Friedlands erfahren, und deßhalb seinen Rückzug nach Regensburg genommen habe [5]).

---

[4]) Alle oben erzählten Thatsachen sind genau urkundlich erwiesen, auch die Berichterstattungen darüber von mehreren Seiten so übereinstimmend, daß nicht der mindeste Zweifel mehr obwaltet. Wir enthalten uns bei solcher Notorität der Anführung der Urkunden- und Memoiren-Sammlungen selbst.

[5]) Die bestrittene Frage über Wallensteins Schuld oder Unschuld läßt sich bei dem Reichthum der gesammelten Materialien nunmehr mit voller historischer Gewißheit entscheiden. Da der Gegenstand für viele Geschichtsfreunde besonderes Interesse hat, und ein Jeder wünschen wird, sein eigenes Urtheil zu bilden, so ist es nothwendig, die Aktenstücke, von denen die Entscheidung hauptsächlich abhängt, den Lesern vorzulegen. Wir theilen daher das wichtige Zeugniß des Generalquartiermeisters von der Grün im Wesentlichen mit. Dasselbe hat nachstehenden Inhalt:

„Unterdessen verhängte der liebe Gott, daß der Herzog von Friedland, welcher eine lange Zeit her im Reich tyrannisirt und gewüthet, sich seiner wohlverdienten Strafe näherte; fremdes Gut und Blut zwang ihn, daß er sein zornig stolzes Gemüth nicht mehr verbergen konnte, sondern trachtete dem römischen Kaiser nach der Krone des Königreichs Böhmen, und weil er darüber degradirt und entsetzt worden, wollte er mit etlichen ihm beipflichtenden Offizieren und Regimentern zu den Evangelischen stoßen; suchte und begehrte derowegen nicht nur allein bei Kursachsen, sondern auch bei Ihro fürstlichen Gnaden Herzog Bernhard, eine Conjunction, dieser aber, als ein hochverständiger Fürst, wollte dem Handel nicht trauen; nichts desto weniger, als er mit vielen Particularitäten erbeten worden, so gab er Ordre, daß seine ganze Armee, zu Eingang des Monats Februarii, bei Regensburg auf dem Generalsendezvous erscheinen sollte. Derowegen der Generalmajor Courvisse mit dem mehreren Theil der Armee von Straubingen, alwo der Obriste Berghauer mit 800 Mann Gouverneur verblieben, aufgebrochen, und sind erstlich auf Werth (einem wohlgebauten und

Bei den Unterhandlungen zwischen Feuquières und dem Grafen Kinsky kommt nichts von dem Mißtrauen oder Zweifel vor, ob der Einfluß Wallensteins bei seinem Heere wohl so groß sei, um dasselbe durch ein einziges Wort zum Abfall vom Kaiser, und zur Verbindung mit dem Feind zu bewegen. Doch bei den Unterhandlungen mit Schweden trat solcher Zweifel sehr stark hervor. Schon der bedächtige Kanzler Oxenstierna fragte den Marschall Arnim bei der oben gemeldeten Unterredung, ob der Herzog von Friedland seiner Generale, Offiziere und Soldaten so gewiß sei? Arnim gestand aber gar zu, daß er hierüber gleichfalls schon große Zweifel gehegt, deßwegen bei Holk angeklopft, doch eine ausweichende Antwort erhalten habe. Gleichwohl glaubte der sächsische Feldmarschall nicht an eine so große Macht des Friedländers über das kaiserliche Heer. Dieser Umstand gab nun zu ganz besonderen Ereignissen Veranlassung.

Als die Unterhandlungen Wallensteins mit Schweden und Bernhard von Weimar eine ernstlichere Wendung genommen haben mochten, verlangte man von letzterer Seite ohne allen Zweifel eine gewisse Bürgschaft, daß Friedland wirklich über sein Heer verfügen könne. Da der Herzog für seinen Uebertritt bedeutende Zugeständnisse forderte, so mußte man auch sicher sein, was er dagegen zu leisten vermöge; denn mit seiner Person allein war den Schweden noch nichts gedient. Zudem forderte es auch schon die Rücksicht auf den eigenen Ruf, vor Allem über das Maaß der Macht Wallensteins Gewährschaften zu erhalten, um sich nicht durch ein Bündniß mit einem einzelnen, ohnmächtigen Abenteurer lächerlich zu machen. Unter solchen Verhältnissen war es, daß der Herzog von Friedland in seinem Feldlager zu Pilsen den gesammten Generalen und Obersten seines Heeres durch einen zweiten Vertrauten, den Feldmarschall Illo, in der ersten Hälfte Januars 1634 ankündigen ließ, er sei wegen

---

nicht fern von der Donau gelegenen, dem Bischof von Regensburg gehörigen Marktflecken), dabei auf einem Berg ein sehr festes Schloß liegt, hernach auf Donaustauf (welches in gleichem ein feiner Marktflecken ist), wobei ein sehr festes Bergschloß, kommen." „Besagtes Schloß nun war an den Generalmajor Larskagge, welcher daran in eine Achsel geschossen worden, am 11. Jenner mit Accord übergeben. — Nachdem nun die Armee auch bei Regensburg angelangt, so brachen Ihro fürstliche Gnaden, Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, den 3. Februar auf, und ließen zuvor die Stadt am Hof ganz abtragen und einander Werk aufrichten und auf das Beste fortificiren. — Ihro fürstliche Gnaden gaben auch dem Herrn Generalmajor Larskagge das Commando in Regensburg, der blieb neben dem Herrn Hans Jakob, Grafen von Thurn, Obristen Hastfer, Obristen Brinken und Andern in 4000 Mann stark in Regensburg, und ging der Marsch von da auf Regenstauf." „Als nun Ihr fürstlichen Gnaden Herzog Bernhard mit der Armee in und um der Weyden angelangt, und verstanden, daß der Herzog von Friedland zu Eger hingerichtet worden, haben dieselbe Ihro Dessein und Marsche geändert, und sind zur Weyden, allda das Hauptquartier war, verblieben, und haben die Regimenter zu Roß und Fuß in die Winterquartiere gehen lassen."

erlittener Kränkungen von Seite des kaiserlichen Hofes zur Niederlegung des Oberbefehls entschlossen.

In dem friedländischen Heere herrschte damals eine große Unzufriedenheit, weil der Sold nicht richtig ausbezahlt wurde. Viele Obersten und Generale hatten ferner bei der Bildung der neuen Armee Regimenter oder andere Abtheilungen auf eigene Kosten ausgerüstet, und standen auch wegen solcher Auslagen immer noch in beträchtlichem Vorschuß. Wallenstein sorgte durch sein Ansehen gemeiniglich für Befriedigung oder Sicherstellung seiner höhern Offiziere wegen ihrer Guthaben, und gründete vorzüglich hierauf seine Pläne, der Anhänglichkeit der Generale sich zu versichern, und das Heer überhaupt fest an sich anzuschließen. Jetzt, wo er in seinen Unterhandlungen mit Schweden über seinen Einfluß bei der Armee eine Urkunde nöthig haben mochte, war die plötzliche Androhung seiner Abdankung ein vortreffliches Mittel, bei den Generalen die Besorgniß des Verlustes ihrer Vorschüsse zu erwecken, und dieselben dadurch den Wünschen ihres Oberfeldherrn geneigt zu machen. Geschickte Unterhändler, wie Illo und Terzka (ein dritter Vertrauter Friedlands), mochten dann in solcher Stimmung die Generäle unter wohlgewählten Vorwänden zu den Erklärungen bewegen können, welche man vielleicht wünschte, oder nöthig hatte. In der That wurden die Feld-Obristen durch die Eröffnung Wallensteins sehr bestürzt, und bemühten sich, denselben von seinem Entschlusse wieder abzubringen. Sie sandten daher am 12. Januar 1634 außer dem Feldmarschall Illo, auch die Obersten Bredau, Mohrwald, Losi und Hannersam als Sprecher an ihren Oberfeldherrn ab, versicherten denselben ihrer treuesten Anhänglichkeit, und baten ihn inständigst um Beibehaltung des Commando's. Fürst Friedland nahm die Deputation sehr gnädig auf, und willigte endlich auch in ihre Bitte.

Sei es nun, daß die Vertrauten des Herzogs schon vor der Absendung der bemeldeten Deputation den besorgten Generalen Winke gaben, durch welches Mittel der Feldherr vielleicht bei dem Heere zurückgehalten werden könne, oder sei es, daß man vorgab, die eben geschlossene Uebereinkunft befestigen zu wollen, genug, Illo und Terzka legten den Generalen noch am Abend des nämlichen Tages (12. Januar 1634) eine Schrift zur Unterzeichnung vor, worin sich diese eidlich verpflichteten, bis auf ihren letzten Blutstropfen treu zu des Herzogs von Friedland Durchlaucht zu halten. In dieser Schrift war der ausdrückliche Vorbehalt eingerückt: „so lange der Herzog in Seiner Kaiserlichen Majestät Dienst verbleiben, oder der Kaiser ihn zur Beförderung seiner Dienste gebrauchen werde[6]). Indessen es ging

[6]) Unter Beziehung auf die Gründe der vorhergehenden Anmerkung rücken wir auch dieses wichtige Aktenstück hier ein. Besagter Revers, welcher gemeinhin das Pilsner Verbündniß genannt wird, lautete nämlich wörtlich also:

ein Gerücht, daß solcher Vorbehalt nur der Schrift, welche den Generalen vorgelesen oder zuerst vorgelegt, beigefügt, in derjenigen hingegen, welche später zur wirklichen Unterzeichnung dargeboten wurde, ausgelassen worden sei. Welche Glaubwürdigkeit solchem Gerücht beigewohnt habe, wird später untersucht werden, hier ist vorläufig nur des auffallenden Umstandes zu gedenken, daß man zur Vollziehung eines so ernsten Geschäftes ein Gastmahl wählte, welches von Illo den Obersten gegeben wurde, und zu einem besondern Uebermaaß im Trunk ausartete.

„Zuwissen hiermit und in Krafft dieses: Demnach wir unterschriebene sämptliche Generals, Offizier und andere der Regimenter Commendanten gewisse Nachrichtung bekommen, was gestalt der Durchläuchtige, Hochgeborne Fürst und Herr, Herr Albrecht Herzog zu Mechlenburg, Friedland, Sagan, und Groß Glogau, wegen vielfältiger empfangener Disgusti, ihro zugezogener hochschmählichen Injurien und wider sie angestellte Machinationen, sowohl verweigerter nothwendiger und unkörperlicher Unterhaltung der Armada, die Waffen zu quitiren und sich zu retiriren, gäntzlich entschloßen, und aber wir in Erwägung, daß durch solche Ihrer Fürstlichen Gnaden vorhabende Resignation nicht allein Ihrer Kay. May. Dienst, das bonum publicum und die Kay. Armada leiden, gar unfehlbar zu Grund gehen, besondern wir auch sämmptlichen einiglich, insonderheit, als die wir unsere anjetzige Hoffnung gnädiger Erkenntnus unserer treuen Dienste jederzeit zu Ihrer Fürstlichen Gnaden setzen, auf Derselben Fürstlichen Parola in Hoffnung künftiger Recompens und Ergötzlichkeit, all unser Vermögen sammpt unsern Leben treuherzig dargestellet, wann wir der Gestalt Ihrer Fürstl. Gnaden Patrocinii und allzeit gespürter gnädiger Vorsorg beraubet werden sollten, in euserste Ruin und Verderben gerathen würden, dessen uns auch keine andere Hoffnung machen dörffen, insonderheit wann wir (aller vielfaltigen deßwegen vorgangenen Exempel zugeschweigen) uns allein auf die unlängst vom Herrn Questenberg allhier producirte Kayſ. Instruction und deren Inhalt reflectiren, solches alles mit höchstbestürztem Gemüth vernommen, sondern auch nicht unbillig, unsere und der ganzen Armada gäntzliche Zerrütterung und Untergang zu verhüten, Ihre Fürstl. Gnad. Resignation uns allen und unsere armen Soldaten über die Köpff schwebende Noth, Elend und Ruin unterthänigst durch Herrn Feldmarschalk von Illo und demselben adjungirte vier Obersten, als Herrn Obersten Morwald, Predaw, Loſi und Heneersam remonstriren, und darauf dergestalt uns nicht zu laßen, sondern weiters mit Ihro Fürstlichen Gnaden Hold, Protection und Vätterlichen Vorsorge uns beizuwohnen, sehnliches bitten und ersuchen lassen, Ihr. Fürst. Gn. auch letzlich auf unser unnachlaßliches Flehen und Bitten Ihre zu mehr berührter Resignation stattliche ausgeführte sehr bewegliche Motiven so weit zurück gesetzt, daß sie noch eine Zeitlang, damit sie sehen, was vor Mittel zur Unterhaltung der Armada geschaffet werden möchten, bei uns zu verbleiben, und ohne unser ausdrückliches Vorwissen und Willen von uns und der Armada sich nicht zu begeben gnädigst sich resolviret, als thun wir auch entgegen uns sämmptlich und ein jeglicher insonderheit, kräfftigster beständigster Form rechtens und anstatt eines körperlichen Eides verpflichten, bei hochgedachter Ihrer Fürstl. Gnd. dißfalls ehrbar und getreu zuhalten, so lange Sie in Seiner kaiserlichen Majestät Dienst verbleiben, oder diese zu ihrer Dienste Beförderung Sie gebrauchen werden, auf keinerlei Weise uns zu separiren zu lassen, besondern alles daßelbe, so zu Ihrer und der Armada Conservation gereichet, neben Ihrer Fürstl. Gnad höchster Möglichkeit zubefordern, und bei, neben und für dieselbe alles das Unser bis auf den letzten Blutstropfen ungespart aufzusetzen, wie wir dann auch, im Fall einer oder der andere unsers Mittels diesem zuwider handeln und sich absondern wollte, sämptlich und ein jeder insondernheit denn oder dieselbe, wie treulosse, ehrvergeßene Leuthe, zuverfolgen auch an dessen Haabe und Gütern, Leib und Leben uns zu rächen schuldig und verbunden sein sollen und wollen.“

Nach dem vorbemerkten Gerüchte soll den Revers der Oberſten zu Gunſten Wallenſteins mit dem angeführten Vorbehalt vor Tiſch vorgeleſen, jener ohne den Vorbehalt dagegen nach Tiſch zur Unterzeichnung herumgeboten worden ſein. Wir laſſen auch dieß vorläufig dahin geſtellt ſein, und bemerken nur, daß einige Generale Verdacht ſchöpften und Mißtrauen äußerten, und daß zwiſchen ihnen und den ergebenſten Anhängern Friedlands erſt Vorwürfe, dann faſt Degenſtiche gewechſelt wurden. Dem Oberſten Loſt ſagte man: „er verdiene durch die Fenſter geworfen zu werden!“ Iſolani drohte den Degen zu ziehen; Andere ſprachen von jeſuitiſchen, ſo wie ſpaniſchen Anſchlägen u. ſ. w. Als der Herzog von Friedland die Auftritte bei dem Gaſtmahl erfuhr, als er zugleich wahrnahm, daß einige Unterſchriften abſichtlich ganz unleſerlich gezeichnet waren, mußte er billig Bedenken tragen, einen Revers anzunehmen, welcher unter ſo verdächtigen Vorfällen entſtanden war; denn dieſe Vorgänge konnten unmöglich verborgen bleiben. Er ließ darum die Generale am andern Tage (13. Januar 1634) vor ſich kommen, und gab ihnen den Revers zurück, erklärte aber zugleich, daß er jetzt auch ſein Verſprechen, bei dem Heere zu bleiben, zurücknehme, und den Oberbefehl unwiderruflich niederlegen werde. Drückte ſchon dieſer Schritt die Empfindlichkeit des Herzogs über die Schwierigkeiten aus, welche ſich in Betreff des Reverſes ergeben hatten, ſo leuchtete ſolche noch ſtärker in der Rede durch, womit er die Zurückgabe der Schrift begleitete. Zugleich enthielt dieſe Anrede die heftigſten Anklagen und Vorwürfe gegen die Umgebung des Kaiſers, ja ſogar die Beſchuldigung, daß man dem Herzog durch Gift nach dem Leben trachte. Dazu kam noch eine trübe Schilderung der Behandlung des Heeres von Oben herab, und die Darlegung der Gefahr, welcher, wegen ſchlechter Verwaltung der Steuern, die Generale in Anſehung ihrer Forderungen ausgeſetzt ſeyen. Der Styl des 17. Jahrhunderts war an ſich über alles Maaß ſchleppend, ſchwerfällig und geſchmacklos; aber ganz ſeltſam und eigenthümlich erſcheint vollends die Sprachweiſe Wallenſteins. Es gewährt daher Intereſſe, ihn ſelbſt zu hören.

„Sie werden vom Herrn Feldmarſchall,“ ſprach Wallenſtein mit großem Ernſt, „meinen Disguſto und Reſignation vernommen haben, wasgeſtalt man mir vom Hof bei Winterszeit unmögliche Impreſa, als Regensburg wieder zu nehmen und die Feinde der Orten zu vertilgen, befohlt, dann auch dem Infante, Herrn Cardinal, mit 6000 Pferden, weil die Infantin in Niederland geſtorben, dahin zu convohiren, welches beides auf keine Weis nicht zu verrichten; Eines wegen der bitter großen Kälte, das Andere wegen weiter Unſicherheit des Weges, und allerhand darzwiſchen vorhandenen Gefährlichkeiten. Auf 50 bis 60 Meilen wirds bereits die Cavalerie, ſo kaum der halbe Weg, zurückbleiben, verderben, in Feindes Hände die Uebrigen gerathen, daß weder Infante, noch Rei-

terei nach Niederlande kommen wird. So dieses ein Schülerjung begehrt, wäre er werth, daß man ihn mit Ruthen streiche, wann diese (Cavalerie) also verloren, wo wollte man eine andere bekommen, und wie viel uns per resto bleiben. Wann ich nun solchem unzeitigen Schreiben nicht parire, so sucht man mich zu verfolgen. Auch ist sonst kein Mittel von Volk noch Geld mehr. In des Kaisers Erbländern sind Alle ruinirt, restiren noch ihre drei Monatsold; das Geld soll von der Steuer eingebracht sein, ist wer weiß wohin angewendet worden. Der von Questenberg hat mir einmal 100,000 Fl. zugeschickt, mit Andeuten, soll mich damit contentiren lassen. Es wird von Dem, so mir versprochen, nichts gehalten. Der König von Spanien hat mit mir veraccordirt, alle Monat zweimalhunderttausend zu Unterhalt der Armee herzugeben; thut er's nicht wegen seines Herrn Vetters, meinetwegen wird er's wohl nicht thun. Die kaiserlichen Länder frei dabei. Jetzt, wo wir hinkommen, oder Quartier begehren, will man uns nicht haben, thut als wenn wir Türken, Teufel oder Tartaren wären; es ist also nichts zu hoffen, und wenn sie gleich viel versprechen, so können sie es doch nicht halten. Es ist der Königin Beichtvater Chorago (Quiroga) bei mir gewesen, hat wohl viel Vertröstung gethan, es sind aber nur Worte. Sie begehren uns lieber, wie sie vorhin geschrieben, die Häls entzwei schlagen zu lassen, als mit etwas zu succuriren. Haben sie doch tentirt, und ist wissend, daß sie mir mit Gift beikommen wollten; dieweilen sie dann mit solchen Machinationen wieder mich nicht feiern, daß ich dadurch erkennen muß, daß meine Ehre und Fama, die ich durch Krieg allezeit bei 28 Jahre rühmlich erhalten, periclitirt, da doch meine treuen großen Dienste viel ein mehreres meritirten, auch nicht sehe wie jetzt so leicht das ganze Reich ohne Mittel zu bezwingen, da doch, welches wir vorhin inne, und mit Volk überschwemmt gehabt, haben nun den Feind zu (im) Rücken, mit 6000 Mann aus sehen, von ihm uns aus einem Posto in den andern jagen, so weit bis hieher kommen lassen; haben wir also wie wir stärker gewesen alle Päße und Festungen gehabt, wenig gerichtet, wie viel weniger und schwerer wird jetzt geschehen. Der Feind läßt uns stärker werden, läßt uns ins Feld kommen, legt sich in unterschiedliche Päß und hält da eine ganze Armee auf, wenn gleich alle Compagnien und Regimenter complett, werden stark strapazirt und gehen also zu Grund; kommt der Winter herzu, so müssen wir wieder in unsere Quartiere, alsdann fängt der ausgeraste Feind erst an Progreß zu machen. Dann nachhero habe ich mich erklärt, wie ich es auch geschrieben, zu resigniren. Hiebei sind etliche Befehlshaber, die allerlei Reden und Gedanken machen, dieselben mögen dem Werk besser nachsinnen. Ich wollte mich lieber todt, dann beim Leben also sehen; ich will mich retiriren, und meine Gesundheit abwarten."

Im Einzelnen mögen bei der Ueberlieferung dieser sonderbaren Rede Verstöße des Berichterstatters oder Abschreibers untergelaufen sein; im

Ganzen sprach aber Wallenstein in der Art. Und selbst in dieser verworrenen Sprache drückt sich noch sein Ingrimm gegen den Kaiser so stark aus, ist das Gemälde von der Ohnmacht Ferdinands II. zur Erhaltung des Heeres, und der Behandlung des letztern so düster. Wer eine Armee wider ihren Herrn aufwiegeln will, wird einen solchen oder einen ähnlichen Vortrag an sie halten. Am Schlusse sprach Friedland von seinem gestrigen Entschlusse, noch einige Zeit den Oberbefehl zu behalten, um den Generälen zu ihren Forderungen zu verhelfen; dann brach er schnell ab, und nickte zum Zeichen der Entlassung der Versammlung mit dem Kopf. Die Obersten begaben sich hierauf zu Illo, und sandten nach einer Berathschagung eine Deputation an den Herzog mit der Bitte: er möge die Vorgänge bei dem gestrigen Gastmahl entschuldigen, und zwar um so mehr, als sämmtliche Generale jetzt besagten Revers zu genehmigen bereit seien. Nach Khevenhiller wurden nun drei neue Reverse ausgestellt, wovon einen der älteste Befehlshaber des Fußvolks, den zweiten der älteste Anführer der Reiterei, und den dritten der General der Kroaten erhielt. Es müssen von derselben Urkunde aber noch mehrere Ausfertigungen versendet worden sein, weil auch Graf Schaffgotsch eine empfing, wie sich später ergeben wird.

Diese Vorgänge waren von der höchsten Wichtigkeit und mußten auf den Kaiser natürlich einen ernsten Eindruck machen. Ferdinand II. erhielt die Berichte darüber noch überdieß zu einer Zeit, wo er durch eine wichtige Entdeckung bereits den Schlüssel zum Verständniß jener Vorfälle empfangen hatte. — Die Unterhandlungen Wallensteins mit Frankreich waren an den Tag gekommen: der Herzog von Savoyen hatte den Kaiser unter Aufklärung vieler Nebenumstände officiell davon in Kenntniß gesetzt[7]). Man wußte insbesondere, daß von friedländischer Seite ein Edelmann abgesendet worden sei, um die Unterhandlungen mit Frankreich einzuleiten. Zugleich erfuhr man den Inhalt derselben vollständig, auch unumstößliche Beweise waren beigefügt, sohin alles entdeckt, dem Kaiser vollkommne Gewißheit gegeben. Und nachdem solches sich ereignet, liefen die Berichte über die Vorgänge in Pilsen ein. Da dieselben von einem General kamen, welcher in die gemeldeten Begebenheiten selbst verwickelt war, so muß hier noch eine Aufklärung der Sachverhältnisse vorausgesendet werden.

Nach dem Schritte der Generale, welcher auf die Berathschlagung im Hause Illo's erfolgte, schien es zwar, daß Friedland auf die Anhäng-

[7]) Wie sich aus dem oben eingerückten Schreiben des baierischen Gesandten Richel ergibt, hatte man den Herzog wegen Unterhandlungen mit Frankreich am kaiserlichen Hofe schon im December 1633 im Verdacht. Jetzt kam nun officielle Bestätigung und Gewißheit.

lichkeit derselben bauen könne; indessen in Wahrheit verhielt sich die Sache bedeutend anders. Je größer der Enthusiasmus war, welchen die Rückkehr Wallensteins zu den kaiserlichen Heeren unter den Offizieren und Soldaten derselben hervorrief, desto größere Thaten versprach man sich von des Friedländers zweitem Generalat, und diese Erwartungen wurden getäuscht, wie schon erwähnt worden ist. Während hierdurch das Ansehen Wallensteins zu sinken begann, erweckte ihm zugleich seine Strenge nach der Schlacht bei Lützen geheime Feinde. Die Italiener insbesondere nannten ihn von jener Zeit an den Tyrannen. Bei den Generalen mochten noch andere Beweggründe zur Unzufriedenheit mit beigetragen haben, genug, es gab unter ihnen eine geheime Partei gegen Friedland, wie schon die Vorfälle bei dem Gastmale Illo's kund gaben. An der Spitze dieser Partei stand gerade der Mann, auf dessen Treue Wallenstein aus astrologischem Aberglauben am festesten baute, Octavio Graf Piccolomini. Unter gleicher Constellation wie Friedland geboren, sollte er nach des letztern Meinung unzertrennlich an sein Schicksal gebunden, durch die Gleichheit der Geburtssterne ein anderes Ich, der treueste, brüderlichste Freund sein [8]). Octavio Piccolomini, ein Meister in der Verstellung, schien freilich in einem solchen Verhältniß zu seinem Oberfeldherrn zu stehen, und solches selbst noch bei den Vorgängen des 12. Januar 1634 in Pilsen bewährt zu haben; denn Er hatte den Revers ebenfalls unterschrieben. Indessen alles war Täuschung: unmittelbar nach jenen Vorfällen beeilte sich Piccolomini vielmehr, dem Kaiser davon sogleich warnenden Bericht zu erstatten [9]). Ferdinand II. empfing die Nachricht bald auch von andern Seiten, und ward nun von seiner vertrauten Umgebung beschworen, schleunige und entscheidende Maaßregeln wider seinen treulosen Feldherrn vorzukehren. Insbesondere rieth der spanische Minister Onnate zu energischen Schritten.

Der Kaiser konnte sich bei dem Zusammentreffen der Mittheilungen des Herzogs von Savoyen mit den Vorgängen in Pilsen nicht verhehlen, daß die Gefahr dringend sei: er berief daher seine Vertrauten: den Grafen von Trautmannsdorf, den Fürsten von Eggenberg, den Bischof von Wien, den Hof-Kriegsrathspräsidenten Grafen Schlick, den Beichtvater

---

8) Richelieu machte sich über den Aberglauben Wallensteins auf eine geistreiche Weise lustig. Er sagte nämlich: „Eben weil Piccolomini dem Herzog so sehr ähnlich war, hätte sich letzterer vor ihm hüten sollen: denn der Fürst Friedland wußte doch wohl, wie hinterlistig und falsch er selbst sei.“

9) Nach einigen Nachrichten setzte Piccolomini den Kaiser durch den General Aldringer, nach andern durch die Prinzen von Toskana, von dem Ereignisse des 12. Januar 1634 in Kenntniß. Auch der Kurfürst Maximilian von Baiern gab ihm Nachricht davon, und rieth, „da summum periculum in mora, eine geschwinde heroische Resolution zu fassen und ohne Aufschub zu remediren.“ Dieses Schreiben erhielt der Kaiser aber erst am 25. Januar, sohin nach der Absetzung Wallensteins.

Lamormain und den Marchese die Grana am 24. Januar 1634 zu einer geheimen Berathschlagung. Ihr wohnten außer des Kaisers ältestem Sohn auch noch der spanische Gesandte Onnate bei. Hier wurde nun nach reiflicher Erwägung aller Verhältnisse der Beschluß gefaßt: 1) daß Albrecht von Wallenstein, Fürst von Friedland, des Oberbefehls über die kaiserlichen Heere entsetzt: 2) solcher Oberbefehl vorläufig dem Generallieutenant, Grafen Gallas, übertragen, und 3) allen Theilnehmern der Verschwörung zu Pilsen, mit Ausnahme Friedlands und zweier anderer Hauptschuldigen, Illo's und Terzka's, Verzeihung gewährt werde. Ueber diesen Beschluß wurde noch am nämlichen Tag (24. Januar 1634) ein kaiserliches Patent ausgefertiget [10]). Der Vorsicht wegen wurde zugleich verordnet, daß die öffentliche Verkündigung dieser Beschlüsse vorläufig noch zu unterlassen sei, um vor allem der Treue des Heeres sich zu versichern. Desto eifriger wurde dafür im Geheimen für solchen Zweck gearbeitet.

---

[10]) Das kaiserliche Patent vom 24. Januar 1634 hatte folgenden Inhalt:

„Wir Ferdinand u. s. w. entbieten N. und N. allen unsern Generalen, Befehlshabern, wie auch allen Obersten, Oberst Leutnanten, Obersten Wachtmeistern, Rittmeistern, Hauptleuthen und allen nachgesetzten Hohen und Niedern Befehlshabern zu Roß und Fuß unsern Kayſ. Gnad und alles Guts. Und geben Euch sampt und sonderlichs zu vernehmen, demnach wir auß hochwichtigen und dringenden Ursachen mit unserm gewesenen General Obersten Feldhauptmann eine Enderung vorzunehmen bewegt worden. Was maßen wir eine sonderbare hohe Nothdurfft zu sein erachtet, solches unserer Kayſ. Armada, und allen derofelben Hohen und Niedern Offizieren und Befehlshabern, auch Soldaten in gemein zu notificiren, und offentlich zu verkündigen. Entlassen auch dieselbe aus kayſ. Macht, aller Obligation, mit welchen dieselbe, ersigedachten General verbunden gewesen. Ordnen und setzen hingegen, daß sie unserm General Feldlieutenant dem Wohlgebornen unsern lieben getreuen Grafen Mathias Gallas u. s. w. entzwischen und so lang, bis wir ersigedachtes Generalat wiederumb bestellen, welches dann förderlich solle geschehen, alle gebührende Respect, Gehorsam, und Folge leisten sollen, nicht weniger als ihr einem von uns bestellten Kriegs General oder General Leutenant zu leisten schuldig und verbunden seid, ohne einige Weigerung oder Verhinderung, als lieb ein jedwedern unter euch ist, unsere schwere Ungnad und dabei in Rechten aufgesetzte Straf und Poen, zu entstiehen. Ob wir zwar auch vernommen, daß etliche unsere Kriegs-Obersten und Offiziere, bei dero den 11. January dieß Jahrs zu Pilsen angestellter Versamblung etwas weitgegangen, und mehr, als von Rechtswegen gebührt, sich einglaßen. Wir aber darbei soviel befinden, daß ihnen ein anderes eingebildet, und vortheilhaftiger weis vorgehalten, als es billig bei der mit Eid und Pflichten uns so hoch verbundenen Soldatesca, geschehen solle. Als thun wir uns, damit deßwegen niemand zu unverantwortlichen verzweifelten Consillis sich verleiten laße, hiermit allergnädigst erklären, alles was dißfalls vorgangen, nachzusehen und ganz zu vergessen, außerhalb daß wir aus solchem Perdon, neben dem General, noch zwo andere Personen wollen ausgeschlossen haben. Als welche wie wir berichtet sein, so sich zu diesem Werk als Rädelsführer, vor andern gebrauchen laßen. Es sein auch unsere Hohe und Niedere Befehlshaber, und andere Soldaten versichert, wie wir bishero unsere Kayſ. Gnad und Dankbarkeit gegen alle diejenigen so uns treulich gedient, der ganzen Welt bekannt gemacht, wir auch ins künftig, soviel uns immer müglich und erschwinglich sein wird, an uns nicht werden ermangeln lassen. Wie wir auch ohne das, dahin beflißen sein, daß an nothwendigen Proviant und Unterhaltung unsers getreuen Kriegsheeres nichts ermangeln: sondern mit aller Nothwendigkeit versehen werden sollen. Denen wir auch sonsten zu Kayſerl. Huld und Gnaden allezeit wohlgeneigt verbleiben.

Graf Gallas, welchem das Patent vom 24. Januar 1634 mit den erforderlichen Verhaltungsbefehlen sogleich zugesendet worden war, zog die Generale Piccolomini, Aldringer, Maradas, Desdat, de Suys und den Marchese de Carello an sich. Mit Vorsicht und nur allmählig wurde das Patent vom 24. Januar 1634 hierauf in weiteren Kreisen bekannt gemacht, und der Befehl des Grafen Gallas beigefügt: daß die Armee nur ihm so wie den Generälen Piccolomini und Aldringer gehorchen soll [11]). Selbst in Ansehung dieses Befehles wurde die größte Verschwiegenheit dringend eingeschärft [12]). Zugleich erhielten verschiedene Obersten, auf deren Gehorsam bereits gebaut wurde, die Weisung, sofort mit ihrer Mannschaft von Wallenstein sich zu trennen, und nach Prag zu marschiren. Es waren dieß die Obersten Breuner, Beck und Wangler, die Regiments-Commandanten Mohrwald und Tieffenbach, die Obristlieutenants Buchheim, Buire, Rauchhaupt und Streithorst. Hiernächst erließ der Kaiser eigenhändige Schreiben an verschiedene Befehlshaber, theils um sie wegen ihrer Treue zu beloben, wie an Suys und Maradas, theils um ihren Eifer zur Ueberwachung der Armee anzuspornen, wie an Schauenburg im Elsaß. In verschiedenen andern Schreiben Ferdinands II. wurde die vorgenommene Veränderung im Kommando verbündeten Reichsständen oder Civil-Gouverneuren zur Bemessung ihres weitern Benehmens angezeigt. Um den treuen Anhängern des Kaisers Zeit zu verschaffen, die empfangenen Befehle zu vollziehen, und ihren Anhang möglichst zu verstärken, suchte Ferdinand II. den Herzog von Friedland sicher zu ma-

---

11) Ordonnanz des Grafen Gallas de dato Pilsen den 13. Februar 1634.

„Kraft mir ertheilter Kaiserlicher Patent und bei vermeidung Ihro Kaiserlichen May. Ungnad auch bei Verlust seiner Ehre wolle mein Herr hinführo keine Ordinanzen von dem Herzog zu Friedland noch dem Feldmarschall Ilo noch dem Grafen Terzka annehmen, sondern allein dem nachkommen Was ich oder der Kaiserliche Feldmarschall Graf Aldringer oder Graf Piccolomini befehlen werden.

Actum Pilsen den 13. Februar 1634.

(L. S.) M. Gallas."

12) So schrieb unter andern der Feldmarschall Aldringer an den Obristlieutenant Mohra: „Da der Herr Oberst Beck sich zu Prag nicht befindet, so übermache ich Ew. im größten Vertrauen die beiliegende Schrift (bolletino), halten sie dieselbe geheim und lassen sie keiner lebenden Seele (alma anima vivente) etwas davon erfahren. Kömmt aber der Oberst von Pilsen nach Prag zurück, so können sie ihm dasselbe zeigen, damit er wisse, wie er sich zu verhalten habe. Ich halte mich versichert, daß sie über das Ganze das tiefste Stillschweigen beobachten werden, auch bitte ich Sie den hier ebenfalls beigeschloßnen Brief dem Obersten von Thun zu übergeben. Wollen dieselben an mich schreiben, so können sie den Brief nach Wien schicken. Wenn sie vom Grafen Piccolomini einen Befehl erhalten, so haben Sie sich nach Inhalt des bolletino des Grafen von Gallas zu verhalten.

P. S. Drei Tage nachdem Sie Gegenwärtiges werden erhalten haben, können sie das bolletino dem Obristleutnant, ihrem Cammeraden, zu seiner Nachachtung mittheilen. Hiemit ꝛc.

ergebenster Diener
Johann Graf v. Aldringer."

(Das Original war italienisch.)

chen und unterhielt auch nach der Unterzeichnung des Patents vom 24. Januar 1634 noch gegen drei Wochen einen freundlichen Briefwechsel mit ihm [13]). Der letzte Brief des Kaisers ist vom 13. Februar 1634. Erst von diesem Tage an wurde das Absetzungs-Patent auch öffentlich bekannt gemacht.

Diese verschiedenen Vorsichtsmaaßregeln Ferdinands II. und seiner Anhänger brachten die gehoffte Wirkung vollkommen hervor. Albrecht von Wallenstein erfuhr von dem Absetzungspatent und den Vorbereitungen zu der Vollziehung desselben nicht das Mindeste, und während insbesondere Octavio Piccolomini eifrig an seinem Untergange arbeitete, hielt ihn der getäuschte Freund fortwährend für die treueste Stütze. Dadurch gelang es den Grafen Gallas, Piccolomini und andern Anhängern des Kaisers, einen Feldobersten um den andern auf ihre Seite herüberzuziehen. Bei dem einen wirkten Versprechen, bei dem andern Drohungen; täglich wuchs der kaiserliche Anhang, bald schien es schon gefährlich zu werden, für einen Freund des Friedländers zu gelten, und nun vollendete, wie es in solchen Verhältnissen gewöhnlich ist, die Einschüchterung den Sieg Ferdinands II. Mehrere Generäle entschuldigten sich schon wegen der Vorgänge in Pilsen, andere betheuerten, daran keinen Antheil genommen zu haben, und fast allgemein war der Wetteifer, den Befehlen des Grafen Gallas oder anderer Anhänger des Kaisers pünktlich Folge zu leisten. Insbesondere setzten sich die Regimenter, welche nach Prag berufen waren, sogleich gehorsam in Marsch, und gelangten richtig an ihren Bestimmungsort. Jetzt hielt man sich von kaiserlicher Seite schon für so sicher, daß das Patent über die Absetzung Wallensteins gegen die Mitte Februars in Prag öffentlich angeschlagen wurde.

In der zweiten Hälfte des Hornung 1634 gelangten die Befehle des Grafen Gallas auch an einige Obersten in Pilsen, und nun kamen sie auch zur Kenntniß des Herzogs von Friedland. Von der Nähe der Gefahr genau unterrichtet, rüstete sich jetzt auch der Herzog eifrig, um seinen Gegnern mit den Waffen zu widerstehen. In seinem Auftrage erließ Terzka am 19. Hornung eiligst Weisungen an entfernte Befehlshaber, namentlich in Mähren, mit ihrer Mannschaft sofort nach Prag aufzubrechen. Dort hoffte sich Wallenstein wider den Kaiser zu behaupten: allein letzterer, welchem an Prag ebenfalls sehr viel lag, war ihm bereits zuvorgekommen. Am 21. Hornung 1634 erfuhr der Herzog von Friedland die Anschlagung des Absetzungs-Patents in Prag, und nun erließ

---

13) Zwei Tage nach der Ausfertigung des Absetzungs-Patentes (am 26. Januar 1634) schrieb Ferdinand II. an Wallenstein, und begann den Brief mit der Anrede:

Hochgebohrner lieber Oheim und Fürst!

(Förster: Briefe Wallensteins, Band III., Seite 180.)

Andere Schreiben folgten am 1., 4., 10. und 13. Februar, immer mit Aufträgen im Dienst, als wäre nicht das Geringste zwischen dem Kaiser und Wallenstein vorgefallen.

er noch dringendere Befehle, um wenigstens bei Pilsen noch eine ansehnliche Waffenmacht zusammenzuziehen. Während schon das Regiment Hazfeld beauftragt worden war, nach Pilsen zu rücken, erhielten nun Maradas Kürassiere und das Regiment Stanhorst die Weisung, nach Beneschau zu ziehen. Der Artillerie in Prag wurde ferner befohlen, alle ihre Pferde nach Pilsen zu instradiren.

Zugleich mit diesen militärischen Vorbereitungen hatte Albrecht von Wallenstein auch noch diplomatische Vorkehrungen zu treffen gesucht, um den drohenden Schlag von seinem Haupte abzulenken. Er versammelte nämlich am 20. Februar 1634 die Feldobersten, welche noch in und um Pilsen waren, bei sich, und verwahrte sich feierlich gegen alle und jede aufrührerische Pläne. Bei dieser Gelegenheit hielt er wiederum eine Rede, und diese war ihres geheimen Sinnes wegen ebenfalls sehr merkwürdig. „Die Herren wissen sich zu erinnern," sprach Herzog Friedland, „was gestalt ich wegen empfangenen Disgusto vom Hof und allerlei wider mich anfangende Machinationen resigniren und retiriren wollen, so habe ich aber auf der Herren Instanz bei Ihnen zu bleiben mich bewegen lassen, bis ich sehe, wie sich Alles zum Krieg anläßt, und ich die Kriegsoperationen bestermaßen zur Ordnung brächte; unterdessen bin ich gut geworden, sie sollen derweil die Rekrutirung und Armatur verlegen, wollte es jedem von dem Meinigen erstatten. Nun ist eine Aenderung geschehen. Graf Aldringer ist mit dem Volk aus dem Reich zu Oestreich, daher auch eine Contribution zu hoffen gewesen, eingezogen, zudem ist meistentheils das Steuereinkommen, so sehe ich nicht, daß es die Regierung empfangen, deswegen ich die Herren daher erfordert, sich mit Herrn Feldmarschall Illo zu unterreden; dann für dies Alles bin ich Bürge geworden, wollte also nicht gern in solcher bei ihnen vergeblich stehen bleiben, was für Mittel an die Hand zu nehmen, damit diesfalls jeder seiniges haben möge. Hätte zwar Herr Aldringer auch dazu begehrt, ist auf Frauenberg gekommen, sagt sei krank, Herrn Gallas habe ich um ihm geschickt, kommt nicht wieder, weiß nicht, was Ursach er ausbleibt, will doch verhoffen, werde doch noch kommen. Eines so höre ich spargiren, der Oberst Desdati sei mit seinem Regiment marschirt, weiß nicht wohin, und will vermeinen, ich werde wider den Kaiser und der katholischen Religion was anfangen. Dazu bin ich zu alt geworden, daß ich das nicht thun werde, und hab mein Lebtag gegen die Religion und Kaiser, auch dessen Hoheit nichts nicht tentirt, noch im Sinn. Zu Hof werden viel Sachen begehrt, die vom Reich nimmer können gut geheißen noch consentirt werden, darum bin ich nur dem gemeinen Wesen zum Besten Willens, einen Frieden zu machen, und damit sie darum wissen, wird ihnen Herr Feldmarschall Illo die Tractationspunkte fürhalten, auch will ich etliche Oberste dabei haben, so oft gehandelt wird, damit sie dabei sein und darum wissen. Ich aber will daneben hoffen, sie werden bei mir als ich bei ihnen,

auf ihren Instanz, bringen lassen, halten, will jedem sein Contentement geben, dann sollte ich mich ihrer annehmen, und daran ein Spott zu gewarten haben, wäre zu alt dazu, und übel von ihnen und Hof zugleich recompensirt. Derenthalben bin ich ihrer heunt oder morgen gewärtig."

Um die Bedeutung dieser Rede zu enthüllen, muß bemerkt werden, daß Wallenstein bei seinen Anschlägen vornehmlich auf die Häupter der Armee zählte, und zwar nächst Piccolomini auf Gallas und Aldringer. Da die beiden letztern bei dem Verbündniß des 12. Januar 1634 nicht zugegen waren, so berief er sie später dringend nach Pilsen, um sie gleichfalls schriftlich zu binden, und im entscheidenden Augenblick bei sich zu haben. Allein durch Piccolomini gewarnt, und von des Friedländers treulosen Plänen bereits überzeugt, wichen beide dem Befehle aus. Aldringer schützte eine Krankheit vor, und blieb in Frauenberg bei Maradas; Gallas hingegen, welcher von Wallenstein an Aldringer gesendet wurde, kehrte auch nicht wieder zurück. Dadurch erfuhr der Herzog von Friedland nicht nur, daß er entdeckt sei, sondern er vernahm auch zu seiner Bestürzung, daß er weder auf Aldringer, noch auf Gallas rechnen dürfe, beide sogar gegen sich haben werde. Um wo möglich jene Häupter der Armee noch an sich zu ziehen, und um Zeit zu gewinnen, wollte er den Gerüchten über seinen beabsichtigten Abfall entgegenwirken, und sich zu dem Ende als Zeugniß eine neue Urkunde der Feldobersten in Pilsen verschaffen. Diese waren dazu auch bereitwillig, und unterzeichneten am 20. Februar 1634 die feierliche Erklärung: daß weder der Oberfeldherr, noch seine Unterbefehlshaber jemals eine Untreue gegen den Kaiser im Sinn gehabt hätten, und daß insbesondere dem Verbündniß vom 12. Januar keine böse Absicht zum Grund gelegen sei [14]). Am andern Tage (21.

[14]) Die Urkunde hat folgenden Inhalt:

„Demnach unlängst unterm Dato 12. January zwischen Uns zu End beschriebenen der Röm. Kais. Maj. respect. Generalissimo und andern General-Officieren, auch Obristen und der Regimenter Commandanten ein gewisser unwiderruflicher Schluß folgender Gestalt beständigst aufgerichtet und getroffen, als daß, dieweilen wir, die sammentliche höchst gedachter Ihrer Kais. Maj. General-Officiere ꝛc. damals gewisse Nachrichtung erlangt, was Maßen der Durchlauchtige Hochgeborne Fürst und Herr, Herr Albrecht Herzog zu Mechelburg, Friedland, Sagan und Großglogau aus allerhand in obberührten getroffenen Schluß angeführten Motiven die Waffen zu quittiren und sich zu retiriren entschlossen, wir aber in höchstnothwendiger pflichtschuldigster Erwägung, was durch solthane unzeitige höchstgedachte Ihre Fürstl. Gnaden vorhabende resignation Ihre Kais. Maj. Dienst dem allgemeinen Wesen und der Armada vor unersetzliches praejudicium, das consequenter Ihrer Maj. Erbkönigreich und Landen für unwiederbringlicher Schaden und uns allen sammt und sonders für Gefahr, ja gänzlich ruin als abgesetzten unfehlbar, ja nothwendig erfolgen müssen, Hochgedachter Ihro Fürstl. Gnaden durch gewisse aus unsrer Mitte hierzu Deputirte solch unser Anliegen unterthänig und gehorsamlich zu Gemüth geführt und gestehentlich so weit erbeten, daß dieselbe solche Ihre, zu besagter Resignation habende bewegliche, sowohl unsern Deputirten eröffnete als hernachmals in praesenza unser aller wiederholte motiven zurückgesetzt, wie dann auch wir sammetlich und ein Jeder insonderheit bei mehrhochgedachter Ihro Fürstl. Gnaden treu, ehrbar und redlich bis auf den letzten Blutstropfen tapfer zu halten und

Februar 1634) schickte Wallenstein den Obristen Mohrwald mit dieser Urkunde zu dem Kaiser. Damit aber die Zeit, welche man in solcher Art gewonnen zu haben glaubte, auf das beste benützt werde, ging an dem nämlichen Tag ein Eilbote des Grafen Kinsky an den französischen Botschafter Feuquières ab, um denselben zur schleunigen Abschließung des Bündnisses zu drängen. Zu gleicher Zeit wurde der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg zu dem Herzog Bernhard von Weimar gesendet. Ihm war von Wallenstein der Auftrag ertheilt worden, den Herzog Bern-

---

von derselben auf keinerlei Weis uns separiren, noch separiren zu lassen, uns hingegen verbindlich gemacht, gestalt solches obbesagter Schluß mit mehreren ausweiset. Ob nun man zwar keineswegs vermeinet, daß sothaner Schluß weder von einem noch von anderem Theil, weder in universali noch in particulari ungleich sollte aufgenommen, oder in anderen Verstand, als er gemeinet, torquirt werden, so vernimmt man dennoch, daß etzliche hiervon übel reden und sogar ob solches wider Ihre Kais. Maj. und Dero Hoheit und die Religion angesehen, fälschlich ausgeben und dadurch allerhand dissidenzen anzuspüren ihnen unterstehen wollen; wann es aber mit sothanem Schluß eine solche Meinung auf keinerlei Weise hat, Unser Keinem auch Niemals in Sinn, Herz oder Gedanken gestiegen, wider Ihre Kais. Maj., oder Unsere, mehrentheils eigene, Religion das geringste zu gedenken, weniger eine Machination anzustellen, als ist deswegen allen denjenigen, so dergleiche falsche Auflagen wider uns sammtlich, oder einen jeden insonderheit auszugeben ihnen unterstehen, hiemit per expressum zu contradiciren und an beiden Theilen hiegegen zu protestiren, vor nothwendig befunden. Und thun zuvörderst Wir, Albrecht Herzog zu Meckelnburg, diesenfalls in optima forma hinwider bedingen und hiermit alle Ihr Kais. Maj. Unterschriebene General-Officiere, Obriste und der Regimenter Commandanten nochmals versichern, daß Uns niemals in Sinn gekommen, das Geringste, so Ihrer Kaiserl. Maj., Dero Hoheit, noch der Religion zuwider gestatten, noch weniger selbst zu practisiren, sondern daß Wir einzig und allein auf unnachläßliches Bitten der Officiere Ihro Maj. Dienst und der Armada zum Besten bis dato verblieben, jedoch wegen der vielfältig gegen uns angestellten machinationen Uns in guter Sicherheit zu erhalten in solchen Schluß gewilligt, und thun solchem nach hiermit unser voriges, der Armada gethane Versprechen erwidern, benebens auch im Fall sie, daß Wir das geringste wider Ihro Kais. Maj. und Dero Hoheit oder die Religion zu attendiren uns unterstehen vermerken, werden sie derjenigen obligation, womit sie Uns vor diesem als anjetzo sich verbindlich gemacht, sämmtlich und ein jeder insonderheit kraft dieses von uns losgesprochen, sonsten aber Uns versehend, daß die Herren General-Officiere, Obriste und andere mitunterschriebene ebenmäßig denjenigen, so sie Unserer Sicherheit halber Uns versprochen, wirklich adimpliren werden. Wie dann gleicher gestalt wir, die Sämmtlichen General-Officiere, Obristen und der Regimenter Commandanten ebenmäßig, daß Unser keiner das Geringste wider Ihre Kais. Maj. und mehrentheils unsere eigene Religion gedacht, noch weniger zu machiniren uns unterstanden, hiermit protestiren, sonsten aber alles dasselbe, so wie mehrgedachter Ihro Fürstl. Gnaden, als welcher auf unser unnachläßliches Bitten so weit sich herausgelassen und bei Uns Ihr Kais. Maj. Dienst und der Armada consequenter Uns einzig zum Besten zu bleiben, gnädig versprochen, Ihrer Sicherheit halber schrift- und mündlich uns verobligirt, anhero wiederholen und wie wir noch benebens für Ihro Fürstl. Gnaden bis auf den letzten Blutstropfen unausetzlich zu halten und allen dem, so vorhin verschrieben, ohne einige Gefährde mit Darstreckung Leib, Ehre, Güter und Blutes wirklich und ohn einige Widerrede und Befehl nachzukommen. Urkundlich haben Wir, Albrecht Herzog zu Mechelburg und Friedland, sowohl die sämmtliche General-Officier, Obriste und der Regimenter Commandanten dieses mit unsern eigenhändigen Unterschriften bekräftiget.

Geben zu Pilsen, den 20. Februar 1634.“

hard zu bestimmen, zum Zwecke der Vereinigung mit den Friedländischen den Marsch nach Eger aus allen Kräften zu beschleunigen.

Diese Urkunde wurde von dem Herzoge zuerst und dann von 29 Generalen, Obersten und Regiments-Commandanten in dieser Ordnung unterzeichnet:

A. H. z. F.

Julius Heinrich, Herzog zu Sachsen.

Adam Trezka.	G. v. Breuner.	Cor. Balbiany.	H. v. Wildenfels.
M. Wales.	Torrent de la Folle, (Valle).	Bernh. Hämerle.	H. Wezuschetz.
Conzoga.		F. M. v. Lamboy.	Nic. Millidrasky.
Sparr.	Wilh. Terzky.	Joh. Beck.	Paul Berisso.
G. v. Ilow.	Peter Lossy.	Pallant v. Marini.	Stephan Gutnik.
Ew. Sparr.	Marcus Corpeys.	Seb. Giosza.	
J. Ch. v. Marein.	Joh. Wangler.	L. Tornete.	
Ch. Schaffenberg.	Adl. Heim.	Wildberg.	

Neun und vierzigstes Hauptstück.

Wallensteins Ausgang.

(Vom 22. bis 25. Hornung 1634.)

Nachdem der Herzog von Friedland alle Anstalten zu seiner Vereinigung mit Frankreich und Schweden getroffen hatte, erließ er am 22. Februar 1634 auch einen Befehl an die gesammte kaiserliche Armee, daß man Niemand gehorchen soll, als nur ihm, Illo und Terzka. Doch seine Gegner hatten noch größere Thätigkeit entwickelt. An verschiedene treue Heerführer war der Befehl ertheilt worden, dem Feind sich zu widersetzen, oder ihm auf dem Fuße zu folgen, wenn er zur Unterstützung des Friedländers aufbrechen würde. Zugleich hatte Graf Piccolomini den Plan entworfen, den Herzog aus Böhmen zu vertreiben, bevor seine Verbündeten ihm Hülfe senden könnten. Dieser Plan wurde nun mit eben so viel Umsicht, als Eifer verfolgt. Eine bedeutende, vom besten Geiste beseelte Waffenmacht stand in Prag, nur eines Winkes zum Aufbruch gewärtig. Als nun der Abgang der Artilleriepferde, welche der Friedländer befohlen hatte, unterblieb, und zugleich mehrere seiner Anhänger verhaftet wurden, hielt er seine Stellung selbst in Pilsen nicht mehr für haltbar. Seine Hoffnung stand jetzt einzig auf der baldigen Ankunft der Schweden. Um sich denselben also zu nähern, und zugleich bis zu ihrem Eintreffen einen sichern Stützpunkt zu haben, beschloß er, sich mit den Truppen, welche ihm ergeben geblieben waren, in die Festung Eger einzuschließen.

Welche traurige Wendung hatten die hochfahrenden Entwürfe Albrechts von Wallenstein genommen! Mit einem großen, streitbaren Heere hoffte er als selbstständiger Bundesgenosse Frankreichs und Schwedens aufzutreten, und mit fünf Kompagnien vom Regimente des Herzogs Julius von Sachsen, fünf Kompagnien vom Regimente Terzka und einigen hundert Reitern zog er am 22. Hornung 1634 Vormittags zwischen

neun und zehn Uhr aus Pilsen. Unterwegs erst stieß das Dragonerregiment des Obristen Buttler zu ihm, welches er von der pfälzischen Grenze abgerufen hatte [1]). Am 22. Februar übernachtete Wallenstein in Mies; dort kam ihm Herzog Julius von Sachsen nach, um ihn über die Aechtheit des Absetzungspatents zu befragen. Nicht befriedigt durch die empfangene Antwort, weil der Marsch nach Eger das gerade Gegentheil nachwies, befahl Herzog Julius nun auch den fünf Kompagnien seines Regiments, den Fürsten Friedland nur bis Plahn zu begleiten [2]). Die Nacht vom 23. auf den 24. Februar brachte Wallenstein mit seinem Gefolge in Plahn zu. Während er am folgenden Tag weiter nach Eger zog, wurde Pilsen von den Kaiserlichen besetzt. Wallenstein hatte in jener Stadt den General Sparr mit den übrigen Kompagnien des sächsischen Regiments, und einigen Schwadronen Terzka-Kürassieren zurückgelassen; Sparr wagte jedoch keinen Widerstand, und ohne Schwertschlag nahmen die Kaiserlichen unter Tavigny und Deodat am 24. von Pilsen Besitz. Nun wurde auch die dortige Artillerie verhindert, dem empfangenen Befehl zufolge nach Eger aufzubrechen; Wallenstein war fast gänzlich entwaffnet, und traf in einem dürftigen Aufzug am 24. Hornung 1634 zu Eger ein. Er saß in einer unansehnlichen Sänfte, welcher nur einige Kutschen und die Buttlerischen Reiter folgten. In seiner Begleitung befanden sich alle seine Vertrauten, Kinsky, Illo, Adam Terzka und der Rittmeister Neumann. Zugleich mit ihm war ein Mann in Eger eingezogen, welcher an dieser Wendung der Dinge wenig Gefallen fand und darüber ganz eigene Betrachtungen bei sich anstellte, nämlich der Oberst Buttler, ein Irländer. Dieser spielte in dem Ausgange Albrechts von Wallensteins die wichtigste Rolle, und wir müssen daher zur vollen Beleuchtung der Ereignisse etwas weiter ausholen [3]).

Walter Buttler war in den Wintermonaten von 1633 bis 1634 von dem Oberfeldherrn beauftragt worden, mit seinem Dragonerregiment

---

[1]) Nach den gewöhnlichen Berichten begleiteten 200 Buttlerische Dragoner den Herzog von Friedland schon bei dessen Abzug von Pilsen; bei der großen Bestimmtheit und Glaubwürdigkeit der Erzählung von Patricius Taaffe, wovon sogleich die Rede sein wird, muß dagegen angenommen werden, daß die Reiter-Bedeckung Wallensteins bei dem Abgang von Pilsen einem andern Regimente angehörte.

[2]) Einige Nachrichten besagen gleichwohl, daß die fünf sächsischen Compagnien noch in Eger bei Wallenstein waren.

[3]) Die nun folgende Darstellung gründet sich hauptsächlich auf die Erzählung des Patricius Taaffe, des Feldkaplans Buttlers. Taaffe wurde mehrere Jahre nach den zu schildernden Ereignissen, denen er zum Theil selbst beiwohnte, von einem Freunde um die Erzählung derselben ersucht. Er entsprach diesem Wunsche, und verbreitete sich über alle Vorgänge mit einer solchen Bestimmtheit und Unbefangenheit, mit so offenbarer Wahrheitsliebe, daß seine Relation die vorzüglichste Quelle für die Darstellung des Ausganges Wallensteins wird. Der Text der Relation ist lateinisch, und befindet sich in dem kaiserlichen Hofkriegsraths-Archiv zu Wien, wurde aber von dem Grafen Mailáth in seiner Geschichte des östreichischen Kaiserstaates (Band III.) in der Uebersetzung mitgetheilt.

die Pässe zu bewachen, welche die Oberpfalz mit Böhmen verbinden. Er hatte zu dem Ende sein Hauptquartier in Klatrup genommen, während seine Reiter gegen die Pfalz zu, der Grenze entlang, vertheilt waren. Im Hornung 1634 traf einstens um Mitternacht plötzlich der Befehl des Oberfeldherrn, Herzogs von Friedland, in Klatrup ein, daß Obrist Buttler, bei Todesstrafe, Angesichts der Ordre sogleich sein ganzes Reiterregiment zusammenziehe und mit demselben unverzüglich nach dem weißen Berg bei Prag marschire. Solcher Befehl befremdete den Obristen Buttler in hohem Grade; denn die Entblößung der Grenze an dieser Seite schien ihm äußerst gefährlich zu sein. Da er nun schon früher den Verdacht geschöpft hatte, daß der Herzog von Friedland auf Abfall von dem Kaiser sinne, so ward er hievon nun fast gänzlich überzeugt. Gewohnt, über wichtige Sachen mit seinem vertrauten Feldkaplan, Patricius Taaffe, sich zu berathen oder wenigstens zu unterhalten, ließ Buttler denselben sogleich wecken und zu sich berufen.

„Welch einen seltsamen Befehl erhalte ich so eben von dem Oberfeldherrn!“ rief der Oberst dem eintretenden Kaplan zu; „ohne Ablösung mit meinem gesammten Regiment sofort nach Prag marschiren, also die Pässe von der Oberpfalz nach Böhmen frei geben! Heißt das nicht dem Feinde das Thor öffnen, heißt dieß nicht den Feind sogar zur Besitznahme von Böhmen einladen?“

Schweigend gingen beide Männer in der Stille der Nacht eine Weile umher, dann sagte Buttler, wie aus tiefem Nachdenken plötzlich erwachend:

„Das räthselhafte Benehmen des Herzogs von Friedland hat schon früher öfters den Verdacht in mir erweckt, daß derselbe mit verrätherischen Plänen umgehe; jetzt hingegen bin ich fest überzeugt, daß dieß nicht nur wirklich der Fall sei, sondern die Ausführung selbst schon begonnen habe.“

Als Patricius Taaffe noch immer schwieg, fuhr Buttler fort:

„Aber marschiren müssen wir, und zwar auf der Stelle; denn ich darf einem so bestimmten und strengen Befehl den Gehorsam nicht verweigern. Wahrscheinlich finde ich am weißen Berge meinen Tod; kann ich aber nur mehrere treue und redliche Männer meiner Gesinnung ermitteln, so werde ich nicht ungerächt sterben, ja es scheint mir, daß der weiße Berg mehr vom Blute geröthet werden wird, als in der Schlacht gegen den Pfalzgrafen Friedrich!“

Nachdem sich Buttler hierauf mit seinem Feldkaplan berathen hatte, ordnete er Eilboten an alle Abtheilungen seines Regiments mit dem strengen Befehle ab, augenblicklich aufzusitzen, und eiligst im Standquartier des Obersten zu erscheinen.

Der Befehl wurde pünktlich vollzogen, und bald war das Regiment, 1000 Mann stark, auf dem Marsche nach Pilsen. Ungefähr auf der

Hälfte des Weges stieß dasselbe an der Straße von Pilsen nach Mies auf mehrere Wagen, welche von einer kleinen Anzahl Fußgänger und einigen Reitern begleitet wurden. Es war der ärmliche Zug des Herzogs von Friedland gen Eger. Sogleich trennte sich ein Offizier mit wenigen Reitern (es war Graf Terzka oder der Feldmarschall Illo, der Berichterstatter wußte es nicht mehr genau,) von dem Zug, sprengte an den Oberst Buttler heran, und befahl ihm aus Auftrag des Herzogs von Friedland, demselben nach Mies zu folgen. Buttler gehorchte.

Als die gesammte Truppe Nachts in Mies angelangt war, wurde Oberst Buttler mit den Fahnen in die Stadt gelegt, allen Soldaten seines Regiments hingegen das Feld außerhalb der Mauern zum Lager angewiesen. Buttler erblickte hierin ein Mißtrauen gegen seine Person, und ward dadurch noch mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß Wallenstein vom Kaiser abgefallen sei. Während der Nacht berieth sich der Oberst abermals mit seinem Feldkaplan, was in einer solchen mißlichen und gefährlichen Lage zu thun sei? Der Kaplan rieth zur Flucht.

„Da sei Gott vor!“ rief Walter Buttler mit Ernst. „Flucht in diesem wichtigen Augenblick wäre schmachvoll, jedes ächten Mannes unwürdig. Ich würde die Sache des Kaisers verrathen, wollte ich die Fahnen und Soldaten im Stich lassen, und das Weite suchen! Nein, ich werde mich nie von meinem Regimente trennen!“

Bei diesem Entschluß verblieb es denn, und am folgenden Tag (23. Februar) ging der Zug nach Plahn. Oberst Buttler erhielt bei dem Abgang von Mies den Befehl, mit seinen Reitern vor den Wagen und den andern Soldaten zu marschiren. Man fürchtete nämlich, daß er in der Nachhut plötzlich mit seinem ganzen Regiment davon ziehen, und die Wallensteinischen im Stich lassen werde. Auch in Plahn wurde die Vorsicht beobachtet, den Obersten mit den Fahnen in die Stadt, und seine Soldaten in's Feld zu legen. Nach der Ankunft daselbst ließ Buttler seinen treuen Feldkaplan abermals rufen, und beauftragte ihn, unverzüglich den Grafen Gallas, oder den Grafen Piccolomini aufzusuchen. Wen er zuerst finden würde, dem möge er sagen, daß Oberst Buttler dem Herzog von Friedland nur aus Zwang folge, unter allen Umständen aber nichts gegen den Kaiser unternehmen, vielmehr dessen treuer Diener verbleiben werde[4]). Nachdem der Oberst dem Geistlichen noch einige

[4]) Die Briefe von Gallas und Diodati stimmen hiemit vollkommen überein, und erhöhen noch mehr die Glaubwürdigkeit der Erzählung von Patricius Taaffe. Gallas berichtete nämlich dem Kaiser nach dem Abgang Wallensteins von Pilsen: „Der Oberst Buttler hat mir entbieten lassen, er wolle bei Euer Majestät treu verbleiben, sein Bestes thun und seinen Pflichten gegen Derselben nachkommen, welches dazu nicht wenig helfen wird, den Verräthern ihre Intention zu verhindern.“ Eben so schrieb Diodati an Gallas: „Daß der arme Cavalier (Buttler) nur gezwungen nach Eger gegangen sei, daß er aber schon ihm, Diodati, geschrieben, daß er sich entfernen werde!“

Gellin in englischer Sprache eingehändiget hatte, um dieselben als ein Zeichen seiner Gesinnungen dem einen oder dem andern der genannten kaiserlichen Heerführer zu überbringen, wiederholte er auch noch mündlich die feste Entschließung, bei der Sache des Kaisers auszuharren. „Vielleicht," schloß er endlich seine Rede an Patricius Taaffe, „bin ich von der Vorsehung ausersehen, in dieser verwickelten und seltsamen Lage irgend eine heroische That zu vollbringen!"

Patricius Taaffe machte sich hierauf sogleich auf den Weg, indem er die Richtung gegen Pilsen einschlug [5]). Den Grafen Piccolomini fand er zuerst, und diesem hinterbrachte er nun getreulich alle Aufträge Buttlers. Octavio Piccolomini war darüber sehr erfreut, und bemerkte dem Feldkaplan, daß er den Obersten Buttler stets für einen treuen Anhänger des Kaisers gehalten habe. Weil es in übler Gesellschaft aber schwierig sei, der Verführung zu widerstehen, so sei es rathsam, daß der Oberst sich so bald wie möglich mit seinem Regimente von den Abgefallenen trenne. Piccolomini beauftragte den Feldkaplan, dieß sogleich an Buttler mit der Ermunterung zu schreiben, den Herzog von Friedland todt oder lebendig mitzubringen. Er fügte noch bei, daß er selbst das Nämliche auf anderem Wege dem Obersten schriftlich auftragen werde.

Albrecht von Wallenstein, welcher von allem dem nichts ahnete, war am 24. Hornung 1637 von Plahn aufgebrochen, um die Reise nach Eger an diesem Tage zu vollenden. Während des Marsches ließ er den Obersten Buttler an seine Sänfte bescheiden, um demselben noch vor dem Einzug in Eger wichtige Mittheilungen zu machen. Fürst Friedland hatte zur Zeit seiner Macht den Obersten nicht eben besonders begünstiget, und er hielt es deßwegen für nothwendig, sich hierüber zu entschuldigen, und zugleich bedeutende Versprechungen für die Zukunft beizufügen. In der eigenthümlichen Art, sich auszudrücken, sprach er, während Buttler neben seiner Sänfte ritt (der Zug ging nur langsam), in folgender Weise:

„Herr Buttler! ich scheine den Vorwurf zu verdienen, daß ich gegen einen so tapfern und ausgezeichneten Regiments-Commandanten bisher kaltsinnig, ja fast undankbar war; allein die Schuld liegt nicht an mir, sondern an dem Kaiser, welcher mir viel versprochen hat, um würdige Offiziere und Soldaten belohnen zu können, aber seine Verheißungen nicht erfüllte. Dadurch wurde ich nicht nur verhindert, die Krieger so, wie ich es wünschte, zu belohnen, sondern am Ende auch gezwungen, nicht meines eigenen, sondern des Interesse's meiner Offiziere wegen, einen Weg einzuschlagen, auf welchem ich den Kaiser zur Erfüllung seiner

[5]) Genannter Feldcaplan ist in seiner Erzählung der Vorfälle so gewissenhaft, daß er hier bemerkt: „Von dem, was ich bisher berichtet habe, war ich selbst Augenzeuge; was ich von jetzt an erzähle, habe ich dagegen unmittelbar aus dem Munde Buttlers, den ich stets wahrheitsliebend fand."

Verbindlichkeiten zwingen, sohin die wohlverdienten Offiziere gebührend belohnen kann. Der Herr steht unter diesen nur wenigen nach; damit der Herr nun sehe, wie hoch ich ihn in meiner Achtung stelle, und wie viel ich für ihn zu thun gedenke, will ich dem Herrn zwei Regimenter schenken, eines zu Fuß und eines zu Pferde von den Terzkyschen; außerdem werde ich zu neuen Werbungen in England, Schottland und Irland dem Herrn 200,000 Thaler durch meinen Gesandten in England anweisen lassen, und einen Musterplatz in Hamburg verschaffen!"

„Durchlauchtige Gnaden," erwiederte Buttler in verstellter Ehrerbietung und Treuherzigkeit, „Dero hohe Gunstbezeugungen erfüllen mich mit dem innigsten Dank. Ich bin kein Unterthan des Kaisers, sohin nur durch die freiwillig übernommene Militärpflicht für die Dauer meiner Dienstzeit an ihn gebunden. Bin ich dieser Pflicht entlediget, so habe ich freie Wahl, wem ich für die Folge dienen will. Doch die Ehre, das höchste Gut des Soldaten, verbietet es strenge, neue Dienste vor der Verabschiedung aus älterer Kapitulation anzunehmen. Um also meine Ehre vor jedem Flecken zu bewahren, will ich bei dem Kaiser um Entlassung aus seinem Heere nachsuchen. Als einem fremden Unterthan und freien Mann kann er mir solche nicht verweigern. Dann werde ich Eurer Durchlaucht mit Freuden dienen, weil ich wohl weiß, daß es keinen größern Feldherrn gibt, als Euer fürstlichen Gnaden!"

Bald nach dieser Unterredung erfolgte der Einzug in Eger (24. Februar 1634), und auch dort wurde aus Mißtrauen gegen die Buttlerischen die Einrichtung beibehalten, daß der Oberst mit den Fahnen in die Stadt gelegt, seinen Soldaten dagegen außerhalb den Mauern ein Lager angewiesen wurde.

Die Besatzung von Eger bildete ein Infanterie-Regiment Terzka, unter dessen Stabsoffizieren sich zwei Schotten befanden, nämlich der Oberstlieutenant Gordon und der Oberstwachtmeister Leslie. Schon am Abend des 24. Hornung, also kurz nach seiner Ankunft, lud Buttler diese beiden Offiziere zur Einnahme von Erfrischungen in sein Quartier. Als der Becher schon wacker gekreist hatte und der Wein allmählig das Herz zu öffnen begann, lenkte Walter Buttler die Unterhaltung auf wichtigere Dinge.

„Meine lieben Kameraden," sagte er plötzlich mit Zutraulichkeit, „ich komme hierher fast ohne zu wissen wie. An einen so seltsamen Zug hätte ich wohl niemals gedacht. Muß es nicht im hohen Grad befremden, daß unser Oberfeldherr, der gemeiniglich nur an der Spitze von 50,000 Mann, oder nicht viel weniger, wider den Feind zieht, jetzt mit einer Handvoll Truppen ihm entgegengeht. Es verlangt mich lebhaft, eure Ansicht über solche wunderbare Sachen zu vernehmen!"

„Die Unternehmung riecht stark nach Abfall und Verrath!" bemerkten Gordon und Leslie einmüthig.

„Ganz meine Meinung," rief Buttler mit Eifer. „Aber nun müssen wir mit einander zu Rathe gehen, wie die Verrätherei noch zu verhindern sei. Wir sind Ausländer, und haben außer der Ehre kein Gut; wollen wir also diese fleckenlos bewahren, und unsere Treue gegen den Kaiser bethätigen!"

Da die Schotten Gordon und Leslie Protestanten, und noch überdieß Terzky'sche Offiziere waren, so wollte Buttler, trotz der ihm wohlgefälligen Erklärung derselben, nicht sogleich mit seinem ganzen Plan heraustreten, sondern er verbarg vielmehr seine eigentlichen Absichten, damit seine Gäste wo möglich aus eigener Ueberlegung zu gleichen Entschließungen gelangen möchten. Deßhalb fragte er beide wieder um ihre Meinung, was nun wohl zu thun sei? Gordon verwahrte, als Festungs-Kommandant, die Schlüssel zu den Thoren der Stadt. Er konnte die beiden Kameraden leicht in's Freie führen, und rieth deßhalb zur Flucht. Nachdem sich Buttler diesem Vorschlag abermals widersetzt hatte, rief der Oberstwachtmeister Leslie, wie nach tiefem Nachdenken, mit einem Male lebhaft aus:

„Lasset uns die Verräther tödten!"

„Einverstanden, von ganzer Seele einverstanden!" erklärte freudig Buttler. Dann fuhr er also fort: „Wenn Ihr mir beistehen wollet, meine Brüder, so will ich die That ausführen. Ich nehme das Schwerste davon auf mich: helfet Ihr mir nur in so weit, daß einige meiner treuen Offiziere und Soldaten (wie Buttler meistens Irländer) in die Stadt eingelassen werden!"

Oberstlieutenant Gordon weigerte sich anfangs, dem Plane Buttlers und Leslies beizutreten, und ihm Vorschub zu leisten. Endlich gab er der Zusprache des Irländers nach, und versprach, die begehrte Einlassung Buttlerischer Soldaten in die Festung zu bewerkstelligen. Am 25. Hornung 1634, früh des Morgens, öffneten Gordon und Leslie heimlich die Thore der Stadt, und sofort wurden eben so heimlich mehrere Offiziere und ungefähr 100 Gemeine des Buttlerischen Regiments in die Stadt eingeschmuggelt, und dort vorsichtig versteckt. Unter den Offizieren befanden sich der Oberstwachtmeister Geraldino und die Hauptleute Macdonald, Birch, Brown und Deveroux.

Im Laufe des Tages wurden nun die nähern Berathschlagungen gepflogen, und alle Voranstalten getroffen, welche zur Ausführung der beschlossenen That erforderlich erschienen. Nicht bloß Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland, sondern auch seine treuesten Anhänger, Graf Kinsky, Graf Adam Terzka (beide seine Schwäger), Feldmarschall Illo und Rittmeister Neumann sollten zu gleicher Zeit ermordet werden. Der Herzog hatte bei dem Bürgermeister Pachhälbel am Marktplatze sein Quartier genommen, und hielt sich, wie gewöhnlich, in nüchterner Zurückgezogenheit; Kinsky, Terzka und Illo liebten dagegen die Tafelfreuden,

und nahmen Einladung zum Schmause gerne an. Darauf gründeten Buttler und seine Verbündeten ihren Plan. Bei einem Mittagsmahle, zu welchem Oberstlieutenant Gordon die Vertrauten Wallensteins einlud, sollten zuerst Kinsky, Terzka, Illo und Neumann ermordert, dann Wallenstein selbst rasch überfallen und gleichem Schicksale geweiht werden. Man stand gerade in der Zeit des Carneval; um so bereitwilliger nahmen also Kinsky und seine Freunde die Einladung Gordons an, und baten nur, das Mahl statt Mittags, auf den Abend zu verlegen. Solchem Gesuche wurde ohne Anstand entsprochen, da die Nacht der beabsichtigten That vielleicht noch förderlicher war, als der Tag.

Abends um sechs Uhr (25. Februar 1634) begaben sich Kinsky, Terzka, Illo und Neumann in einer Kutsche zusammen in die Citadelle zu Gordon, und wurden dort freundlich empfangen. Sie waren sehr fröhlich: denn es sollte Botschaft angekommen sein, daß die Schweden schon sehr nahe wären, und am folgenden Tag in Eger einrücken würden. Illo insbesondere hatte dieß erzählt, und ungemeine Freude geäußert. Solcher Umstand bestärkte den Obersten Buttler noch in seinem Entschlusse, und bestimmte ihn zur Eile.

Nachdem die Gäste bei Gordon in den Thorweg eingefahren waren, setzten sich zahlreiche Patrouillen in Bewegung, um vorgeblich während des Mahles für die Sicherheit der Festung zu sorgen. Dieselben waren für diesen Abend durch 100 Mann unter Anführung von Burzo verstärkt worden, und zwar, wie man versicherte, auf Befehl Wallensteins wegen der Nähe des Feindes. Aber Burzo besetzte mit 20 Mann den Thorweg in Gordons Wohnung, und befahl, ohne ausdrückliche Erlaubniß Buttlers Niemand herein oder hinaus zu lassen. Oberst Buttler hatte schon vorher in einem der Seitenzimmer des Speisesaales den Oberstwachtmeister Geraldino mit sechs, und in einem anderen den Hauptmann Deveroux mit 24 Dragonern verborgen, ihnen sämmtlich bis zum entscheidenden Augenblick tiefe Ruhe empfehlend. Nach solchen Veranstalten hatte das Gastmahl selbst begonnen, und die arglosen Gäste allmählig sehr heiter gestimmt. Als der Nachtisch aufgetragen, und auch die Dienerschaft zu Tisch gegangen war, so wurde die Thüre ihres Speisegemachs mit einer starken Wache besetzt. Immer noch ergötzten sich die Gäste Gordons am Becher, als nach acht Uhr Abends Geraldino und Deveroux aus beiden Seitenzimmern zugleich in den Herren-Speisesaal eintraten. „Viva la Austria!“ rief Geraldino: „wer ist gut kaiserlich?“ Deveroux. Jetzt sprangen Buttler, Gordon und Leslie von ihren Sitzen auf, ergriffen ein Jeder einen Leuchter und zogen unter dem Ausruf: „es lebe das Haus Oestreich!“ ihre Degen. Dieß war das verabredete Zeichen, und sofort drangen die Dragoner auf die verrathenen Gäste ein. Graf Kinsky wurde von den Partisanen durchbohrt, bevor er sich zur Wehr setzen konnte, und hauchte sofort seinen Geist aus;

Illo griff rasch nach seinem Degen, den er an die Wand gehängt hatte, wurde aber in demselben Augenblick durch das Rückgrat gestoßen: auch er starb an der tödtlichen Wunde sogleich. Graf Adam von Terzka hatte dagegen seinen Degen erlangt, und sich in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen, um seinen Rücken zu decken. Voll von persönlichem Muth, ein Mann voll Kraft und Tapferkeit, vertheidigte er sich nun standhaft wider die gedungenen Schaaren Buttlers. Er hatte Gordon und Leslie wegen ihrer Verrätherei noch heftige Vorwürfe gemacht, und sie selbst zum Zweikampfe gefordert; als dafür die Dragoner fortwährend auf ihn eindrangen, stieß er zwei derselben nieder, und wehrte, unter dem Schutze seines Kollers von Elendhaut, auch die übrigen so lange von sich ab, daß man ihn nach dem Aberglauben jener Zeit schon für stichfest („gefroren") hielt. Da indessen während des ungleichen Kampfes sein Koller von den vielen Partisanenstößen doch endlich Risse erhalten hatte, so drangen durch diese die feindlichen Waffen ein, und auch Graf Terzka fand nun seinen Tod. Der Rittmeister Neumann war aus dem Saale glücklich entkommen, wurde indessen auf der Treppe von den aufgestellten Wachen niedergestoßen, weil er das von Buttler gegebene Losungswort nicht wußte. Jetzt wurde beschlossen, sofort auch die Ermordung des Herzogs von Friedland selbst zu vollziehen.

Um zu dem Ende noch größere Vorsicht anzuwenden, ließ Buttler den Marktplatz mit ansehnlicher Mannschaft besetzen, und in den Straßen der Stadt durch 100 frische Dragoner, welche zur Verstärkung der früher eingelassenen eben erst herbeigezogen worden waren, fleißig die Runde machen. Nachdem Leslie noch überdieß die Hauptwache vom Terzka'schen Regiment für den Kaiser wiederholt in Pflicht genommen hatte, begab sich Hauptmann Deveroux mit sechs Dragonern zu der Wohnung Wallensteins. Von der Wache dortselbst an der Thüre wurde er eingelassen, weil er angab, dem Herzog eine Meldung zu hinterbringen. Im Vorzimmer wurde er dagegen von einem Kammerdiener abgewiesen, weil der Fürst sich schon zur Ruhe begeben habe. Deveroux verlangte mit Heftigkeit den Schlüssel zum Schlafgemach, und der Diener verweigerte ihn mit Entschlossenheit. Albrecht von Wallenstein, durch den Wortwechsel im Schlafe gestört, erhob sich, um nach der Ursache des ungeziemenden Geräusches zu fragen. Als er nun die verzweiflungsvollen Klagetöne der Gräfinnen Terzka und Kinsky aus dem Hintergebäude vernahm, welche so eben die Ermordung ihrer Gemahle erfahren hatten, trat er an das Fenster und fragte die Wache, was vorgehe? In diesem Augenblick hatte Deveroux die Thüre des Schlafgemachs mit Gewalt aufgesprengt, und war mit seinem bewaffneten Gefolge eingetreten. Während der Herzog von Friedland jetzt nach dieser Seite sich wandte, richtete Deveroux die Frage an ihn: „Bist du der Schelm, welcher den Kaiser um Land und Krone bringen will?"

Albrecht von Wallenstein, Fürst von Friedland, errieth nun alles; ohne einen Versuch zur Rettung zu machen, ohne ein Wort zu sprechen, breitete er die Arme aus, und empfing den Todesstoß in die tapfere Brust. Lautlos stürzte er nieder, und verschied auf der Stelle.

So endete der Oberfeldherr des kaiserlichen Heeres am 25. Hornung 1634 zu Eger!

Der Leichnam ward in einen Fußteppich gewickelt und zu den Leichen seiner Getreuen in der Citadelle gebracht; von dort führte man sie weiter auf ein Schloß Illo's bei Mies.

Am andern Tag (26. Hornung) versammelte Oberst Buttler den Rath der Stadt, machte ihn mit den blutigen Vorfällen der Nacht, unter Anführung der Beweggründe, bekannt, und nahm ihn von Neuem eidlich für den Kaiser in Pflicht. Dann begab er sich zu den Truppen im Lager vor der Stadt, und forderte von ihnen den gleichen Eid. Auch sie leisteten ihn ohne Widerrede. Nun traf Buttler Anstalt, sich des Abgesandten Wallensteins zu Bernhard von Weimar, des Herzogs Franz Albrecht von Lauenburg, zu bemächtigen. Unter den Papieren Friedlands hatte er nämlich einen Brief des Lauenburgers gefunden, welcher dessen bevorstehende Ankunft und die baldige Nachfolge schwedischer Truppen meldete. Sofort ließ Buttler verschiedene Reitergeschwader nach der Oberpfalz aufbrechen, und diesen gelang es in der That, den Herzog Franz Albrecht in Eger einzubringen. Bernhard von Weimar befand sich zwar mit starker Macht auf dem Wege zur Vereinigung mit Wallenstein, und hatte bereits Weiden erreicht, wie oben erzählt worden ist. Als er dort jedoch nicht nur die Ermordung Friedlands erfuhr, sondern auch benachrichtiget wurde, daß alle kaiserlichen Truppen, selbst jene in und um Eger, dem Kaiser Ferdinand II. von Neuem den Eid der Treue geschworen haben, der versuchte Abfall sohin gänzlich gescheitert sei, bezog er bei Weiden die Winterquartiere. So gerieth Franz Albrecht von Lauenburg in die Hände der kaiserlichen Reiter. Nunmehr erließ Buttler in Verbindung mit Gordon eine Proclamation an die gesammte kaiserliche Armee, um dieselbe von dem Ausgang Wallensteins, unter Angabe der Veranlassung, in Kenntniß zu setzen, und zur Treue gegen den Kaiser zu ermahnen. „Wallenstein," heißt es darin, „habe mit den beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg unterhandelt, und nicht nur die Armee, sondern auch des Kaisers Erbkönigreiche und Lande in die äußerste Gefahr und Ruin stürzen und tractiren wollen. Weßhalb sie, als des Kaisers Getreue, die nachdrücklichsten Mittel an die Hand genommen, des Kaisers Soldateska, Erbkönigreiche und Länder zu conserviren, und geben somit zu wissen, daß durch sonderliche Verhängniß und Schickung Gottes des Allmächtigen und Beistand der militärischen Execution, gestrigen Tages alle und jedwede, dahier gewesene Ihrer kaiserlichen Majestät Praktikanten und Rebellanten gänzlich zu nichte gemacht, und vom Leben

zum Tod gebracht worden. Schließlich werden Alle aufgefordert, auf die befestigten Orte ein besonderes wachsames Auge zu haben, keiner andern, als von ihrer kaiserlichen Majestät expressemente herkommenden Ordre zu pariren; in Summa des gemeinen Wesens Conservation sich dermaßen angelegen sein zu lassen, wie es des Kaisers Dienst und ihre Pflichtschuldigkeit erfordert [6]).“

Die Proclamation verfehlte ihre Wirkung nicht; mit Ausnahme einiger Regimenter in Schlesien, welche vergeblich eine Empörung versuchten, blieb das ganze Heer ruhig, und beharrte im treuen Gehorsam gegen Ferdinand II. Nach allen diesen Fürsorgen Buttlers für den Dienst des Kaisers, meldete er die Ermordung des Herzogs von Friedland sowohl dem einstweiligen Ober-Kommandanten, Grafen Gallas, als dem Kaiser selbst [7]).

Nach vollbrachter That handelte es sich jetzt nur noch um die Belohnung ihrer Werkzeuge. Graf Gallas hatte schon in dem Bericht an den Kaiser, welcher die Katastrophe Wallensteins anzeigte, auf Belohnung Buttlers und Leslie's unter der Bemerkung angetragen, daß von den 12 Dragonern, welche die That vollbracht, einem jeden 500, dem Oberstwachtmeister, der sie angeführt, 2000, und von den beiden Hauptleuten,

---

[6]) Die vollständige Proclamation ist abgedruckt in Wallensteins Briefen, herausgegeben von Förster, Band III., Seite 319 und 329.

[7]) In dem Brief an Gallas führt Buttler über die That nähere Umstände an, als in jenem an den Kaiser. Wir wollen daher das Schreiben an Gallas mittheilen, welches alsolautete:

„Ew. Excellenz sind meiner gehorsambe Dienste jederzeit bevor. Vnd habe Dero selben Orders an mich empfangen, darinnen mir Ew. Excell. schreiben, daß ich den Herzog, Auch Illau und Terzken mit Parim soll, Welches ich gerne hätte thun wollen, weiln sie aber, (Wie Deroselben Zweifels ohne jetzt wol wissen) in meine Quartier kommen, mich sambt meinem Regiment wied willen mit bieß nach Eger genommen, daselbst ich mit Herrn Obristen Gordon, der sein Quartier allda hat, Beratten, vnd also resolvirt, Weilen Sie Ihre Kayſ. May. Verräther sein, daß ich mit meinen Tragonern heunt nebst ermeldten Herrn Obristen Gordon, den Herzog sambt Illow, Grafen Terzka, vnd Grafen Ginsky sie sämbtl. getödtet haben, Wie daß ich meinen Obristen Wachtmeister zu Euer Excell. schicke, der dieselbe mit mehrern Bnumgänglichkeit berichten wird.

Also gelanget an Euer Excell. mein gehorsambes ersuchen, weiln etwas von der Römisch Kaiserl. May. gelder alhir ist, bis geruhen E. E. zu verordnen, Wäß mit dem gelde zu thun ist, ob ich es den Soldaten, so in diesen geholfen, austheilen Laßen soll, Auch weilen 7 Comp. von den Terzkischen Reutern Hier sind Bitte ich E. E. mich berichten, ob ich solche Behalten, vnd ein Regiment Vor mich darauf richten soll. Was auch mit den Todten Körpern solle gehalten werden, Bitte ich E. E. mich durch ermeldten Obristwachtmeist. zu berichten geruhen wollen. Im Vbrigen E. E. gehorsamst bitten, Sie solch meine Treue dies Ihr Kayſ. May. allergnädigst berichten und aus mein hieor ermeldetes Bitten mich durch meinen Obristwachtmeister gnädig in antwort verständigen wollen, welche ich hiemit Göttl. enthalt erhebe, Vnd verbleibe wie zuvor also zu jederzeit.

Sign. Eger den 25sten Februar 1634. Euer Excell.

Buttler.

die ihm assistirt, einem jeden 1000 Thaler geschenkt worden seien. Da Buttler der Besatzung von Eger einen Monatssold als Belohnung versprochen hatte (wahrscheinlich um sie ruhig zu machen), so stellte Gallas den Antrag, auch dieß zu genehmigen, und die Zahlung aus der Hinterlassenschaft Wallensteins zu leisten. Graf Piccolomini machte vollends den Vorschlag, daß überhaupt alle vorgefundenen Gelder, Waffen, Pferde und Schmucksachen Albrechts von Friedland und seiner Schicksalsgenossen unter die Offiziere und Soldaten, welche so gut gearbeitet haben, vertheilt werden sollten [8]). Doch es regte sich auch anderwärts die Begierde, mitzutheilen, und die Habsucht gab bei der Einziehung und Verwendung des großen wallensteinischen Vermögens überhaupt ein sehr ärgerliches Schauspiel.

Kaiser Ferdinand II. empfing die Nachricht der Ermordung Friedlands, welche ihm Leslie mit den Berichten von Gallas und Buttler in Person überbrachte, auf seine gewöhnliche Weise, nämlich „mit Dank gegen den Allmächtigen, dessen göttlicher Wille hierdurch den wider Land und Leute angesponnenen, bösen Practiken zuvorgekommen!“ Gegen die Vollbringer der That erwies sich Ferdinand II. äußerst gnädig und freigebig. Leslie wurde zum Kammerherrn, Hauptmann der kaiserlichen Leibgarde und Befehlshaber eines Regiments ernannt. Buttler hingegen, welcher später ebenfalls nach Wien reiste, ward in den Grafenstand erhoben, und mit dem Kammerherrn-Schlüssel, zwei Regimentern, einer goldenen Gnadenkette, sowie mehreren Gütern beschenkt. Verhältnißmäßige Belohnung empfingen endlich Oberstlieutenant Gordon und der Hauptmann, welcher den Herzog von Friedland niederstieß ... Deveroux. Auch dem letztern wurde, außer mehreren Gütern, eine goldene Gnadenkette verliehen. Für Albrecht von Wallenstein und dessen Schicksalsgenossen ließ Ferdinand II. 3000 Seelenmessen lesen! Das Trauerspiel war zu Ende!

Ein schauderhaftes Nachspiel gab nur noch der eingeleitete Kriminalprozeß gegen den Grafen Schaffgotsch. Wie wir schon bemerkten, wurde bei Gelegenheit des Abfalles von Wallenstein von einigen Regimentern in Schlesien ein Aufstand versucht. Derselbe wurde von dem Oberst-Lieutenant des Grafen, Namens Freiberger, eingeleitet, welcher mit dem Regimente Schaffgotsch und einem böhmischen auf den Marktplatz in

8) Piccolomini motivirte den Vorschlag dadurch:

„daß auf diese Weise aller Verdacht wegfallen wird und sie ebenso bereitwillig Befriedigung erhalten, als sie bereitwillig im Dienste waren, vielleicht auch in der Folge doppelten Antheil erhalten könnten, da, wenn es auf den Eigennutz geht, ein jeder, wenn er sich auch noch so entfernt stellt, gern dabei ist und von den Sachen der Rebellen Pferden und anderen dergleichen sich das Beste nicht vorgefunden hat, woraus ich schließe, daß ein jeder gern zugreifen und bei diesem Geschäft keinen Anstand nehmen werde; doch glaube ich, daß die Vertheilung nach der Theilnahme an der Ausführung bestimmt werden müsse.“

Truppen zog, und dort beide Regimenter, nach heftigen Ausfällen gegen den Kaiſer, dem Herzog von Friedland Treue ſchwören ließ. Die Bewegung wurde bald unterdrückt, doch dem Grafen Schaffgotſch zur Schuld zugerechnet, weil er ein Exemplar des Pilſener Reverſes vom 12. Januar 1634 in Umlauf gebracht habe. Schaffgotſch wurde für ſchuldig erkannt und zum Tode verurtheilt. Da er indeſſen im Weſentlichen doch nichts geſtanden hatte, ſo wünſchte man zur Rechtfertigung des Todes-Urtheils oder zur weitern Enthüllung der Verſchwörung nähere Ausſagen des Unglücklichen. Man brachte ihn daher in Folge einer kaiſerlichen Anfrage, ob die Tortur im vorliegenden Fall geſetzlich nicht zuläſſig ſei, nach der Verurtheilung erſt noch auf die Folter, und zwar aus Gründen, welche das menſchliche Gefühl empören. Nach der Geſetzesſprache jener traurigen Zeit hieß es nämlich, daß Schaffgotſch, als Verurtheilter, die Menſchenrechte bereits verloren habe, und jetzt ſchon als bloßer Leichnam zu betrachten ſei, mit dem man machen könne, was man wolle [9]). Das war die gute, alte Zeit! Nach der Folterung wurde Graf Schaffgotſch enthauptet, und ſo das Trauerſpiel geſchloſſen.

---

[9]) Die gräflichen Entſcheidungsgründe lauteten alſo: „Und irret man jetzt gar nit, denn der Schafgotſch bereits in eventum, wegen der angeklagten militäriſchen Verbrechen vom Leben zum Tod condemnirt, daß, weilen an dem statu publico und damit das vorgewesste *tradiment* eigentlich erkundigt, mehreres gelegen, er dadurch auch in ordine ad se ipsum et majorem poenam nur deſto mehr gravirt wird, als kann er den Rechten nach vor der Execution gar wohl noch torquirt werden und ſolches eben darum und um deſto füglicher, weilen er durch dergleichen condemnation servus poenae wird und nit anders, als ein *cadaver mortuum*, wie die jura reden, zu halten iſt.“

Fünfzigstes Hauptstück.

Urtheil der Geschichte über Wallensteins und des Kaisers Schuld oder Unschuld.

Nachdem die Thatgeschichte über die Anklagen gegen den Herzog von Friedland und die endliche Katastrophe desselben treu und vollständig vorgetragen worden ist, ziemt es sich noch, über Schuld oder Unschuld des Herzogs, sowie über jene des Kaisers nun auch im Ganzen eine übersichtliche Beurtheilung zu liefern, da man hierüber abweichende Ansichten zu erregen und zu verbreiten gesucht hat.

Wenn im Criminal-Proceß der persönliche Ruf oder, nach dem Kunst-Ausdruck, der Leumund des Angeklagten von großer Bedeutung ist, namentlich bei dem Geschwornen- oder Volksgericht, so muß im vorliegenden Fall bei der Beurtheilung der Anklagen wider den Herzog von Friedland vor allem andern auf den Charakter der damaligen Zeit Rücksicht genommen werden. Daraus ergibt sich zuerst ein Fingerzeig: ob man sich der That zu dem Beschuldigten versehen könne, oder nicht?

Die Zeit des dreißigjährigen Krieges war nicht nur in äußern zerstörenden Erscheinungen, sondern auch in deren Triebfedern, den Gesinnungen der Menschen, eine der traurigsten in der Geschichte Deutschlands. Im vorigen Jahrhundert hatte eine tiefe, heilige Begeisterung die Edelsten unsres Volkes ergriffen, und den schönen Wetteifer zur Verbesserung der kirchlichen und staatlichen Zustände, zur Herbeiführung einer edlern Zukunft hervorgerufen. Dort traten wirkliche Grundsätze auf, welche die Selbstsucht darniederhielten, und während der Reformator selbst durch seine Einfachheit und Uneigennützigkeit jenes seltene Beispiel von Tugend gab, welches wir in seiner ganzen Würde und Bedeutung darzustellen Gelegenheit hatten, zeichneten sich auch viele seiner Anhänger durch Hingebung für die Sache der Reformation, ja sogar durch freudigen Märtyrer-Tod aus. Von allem dem war in der Zeit des Religionskrieges

keine Spur mehr vorhanden, der Geist der Menschen vielmehr nur mit dem eigenen Ich, und zwar in schrankenloser Habsucht, beschäftiget. Viele protestantische Fürsten hatten in der Kirchen-Verbesserung später nur das Mittel zu ihrer Bereicherung und zur Vergrößerung ihrer Gebiete erblickt: gierig streckte sich darum der Arm bald hier, bald dort nach Kirchengütern aus, und solches Beispiel war nicht geeignet, auf Zügelung des Eigennutzes und der Habgier in den untern Ständen hinzuwirken. Als der Religionskrieg selbst ausbrach, zeigte sich die selbstsüchtige Richtung schon in der Lauheit gegen die gemeinsame Sache, und in dem Mangel an Zusammenwirken, welcher endlich das gesammte Reformations-Werk an den Rand des Verderbens brachte. Fremde mußten sich nunmehr einmischen, zugleich das System der Lohnknechte zur Kriegsführung über alles Maaß ausgedehnt, und dem Kampfe überhaupt ein anarchischer Charakter eingedrückt werden. Während nur die Aussicht auf Raub und Kriegsbeute dem Lohnknechte die Waffen in die Hand gab, reizten manche Heerführer ihre wilden Haufen fortwährend noch durch die Hoffnung auf Plünderung. Wo auch dieß nicht geschah, versprach man doch fortwährend reiche Belohnungen aus den Eroberungen, um die Söldner zur Thatkraft anzuspornen. Geld- und Stellengier war bei den Lohnknechten, Geiz nach Ländern und hohen Würden bei den Heerführern meistens die einzige Triebfeder zur Theilnahme an dem Krieg. Alle Grundsätze waren so sehr verschwunden, daß es etwas sehr gewöhnliches war, wenn ein Söldner, auch bei Beibehaltung desselben, wider seinen eigenen Glauben stritt. Im friedländischen Heere fanden sich eine Masse von Protestanten, welche dem Herzog oder dem Kaiser auf das eifrigste dienten, und alle Kräfte anstrengten, die schwedisch-deutsche Partei, sohin die Reformation selbst zu stürzen.

Albrecht von Wallenstein war nicht der Mann, sich über diesen allgemeinen Charakter der Zeit zu erheben; er wurde vielmehr von den Eingebungen der Selbstsucht so sehr beherrscht, als irgend Einer. Zu schmutzigem Geiz sank er allerdings nie herab, er war vielmehr (freilich nur zur Förderung seiner Zwecke) häufig sehr freigebig; allein er kannte außer seinem eigenen Interesse nichts, was ihn zum Handeln bestimmen konnte: Gemeinsinn, Vaterlandsliebe, Wirken für Menschen-Wohl waren ihm Worte ohne Sinn, Tugenden, an die er nicht glaubte. Streben wollte er allerdings, selbst ringen und kämpfen, unter Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren kämpfen; doch nur für sich. Dieß hatte die Geschichte seines ganzen Lebens erwiesen. Er wendete von seinem eigenen Vermögen sehr viel für den Dienst des Kaisers auf, stets wuchs indessen mit seinen Jahren auch sein Reichthum. Hierbei zeigte sich zugleich die freilich nicht seltene Thatsache, daß er auch bei dem größten Wachsthum seines Vermögens keine Sättigung empfand. Nachdem sein Güter-Besitz schon einen bedeutenden Umfang gewonnen hatte, steigerte er

solches Vermögen zu dem Werthe mehrerer Millionen, und als er soweit gekommen war, rastete er nicht, bis er sich ein fürstliches Einkommen errungen hatte. Gleiches Uebermaaß offenbarte sein Ehrgeiz. Nachdem er zum Grafen erhoben war, richtete er seine Wünsche auf den Fürsten-Mantel, und als er diesen trug, durch den Besitz des Herzogthums Mecklenburg, auf die Erhebung zum wirklichen Landesherrn. Durch sein ungeheures Vermögen an große Pracht, durch seine hohe Befehlshaberstellen an unumschränktes Herrschen, durch Huldigungen gekrönter Häupter an die Gleichstellung mit solchen gewöhnt, vom Kaiser selbst „Oheim," vom Könige Frankreichs „Vetter" genannt, vermochte er die Eigenschaft eines Unterthanen, und sei dieß auch ein fürstlicher, nicht mehr zu ertragen, konnte es für ihn nur noch die Wahl geben, unterzugehen, oder als Landesherr seinen Sitz neben den Reichsfürsten einzunehmen.

Wenn nun die Anklage wider Albrecht von Wallenstein dahin geht, daß er nach der Krone Böhmens getrachtet habe, so rechtfertigen seine Neigungen und Grundsätze, seine Persönlichkeit und Handlungsweise, so rechtfertiget das Benehmen seines ganzen Lebens den Ausspruch, daß man sich solcher Entwürfe recht wohl zu ihm versehen könne. In Böhmen hatte er große Besitzthümer und Familien-Verbindungen, dorthin richtete er immer seine politischen Entwürfe, dort vereinigte er in entscheidenden Augenblicken am liebsten seine Waffenmacht: auch kurz vor der versuchten Ausführung der That, deren er beschuldigt wird, hatte er dort sein Heer wider den Wunsch des Kaisers zurückgezogen. Wichtige Umstände erhöhen also noch die Wahrscheinlichkeit, die schon im Allgemeinen die Anklage unterstützet.

Was den unmittelbaren Beweis anbetrifft, so ist es zuvörderst urkundlich erwiesen, und überhaupt über jeden Zweifel erhaben, daß Graf Kinsky im Jahre 1633 mit dem französischen Hofe über die Erhebung Friedlands zum Könige von Böhmen längere Zeit unterhandelte. Die Vertheidigung führt dagegen an: solche Unterhandlung sei von dem Grafen eigenmächtig, ohne Vorwissen, Auftrag oder Billigung des Herzogs vorgenommen worden. Einem solchen Vorgeben steht nun zuvörderst der bedenkliche Umstand entgegen, daß gleichzeitig mit jenen Unterhandlungen Friedland selbst im schlesischen Feldlager die verdächtigen Aeußerungen fallen ließ:

„Man müsse Frieden schließen, den Kaiser dazu zwingen, die Wahlfreiheit der böhmischen Krone wiederherstellen!" Es tritt jenem Vorgeben ferner der noch bedenklichere Umstand entgegen, daß Friedland den Schweden durch Arnim offen ein Bündniß antragen ließ. Wenn die Vertheidigung einwendet, daß dieß nur zum Schein, nur in der Absicht, den Feind zu täuschen, geschehen sei, so ermangelt es solcher Einrede zuvörderst am Beweise, der ihr zur Last fällt, und andertheils wird sie

auch im Wege des Gegenbeweises durch den angeführten verfänglichen Brief Holks, sowie alle nachfolgenden Begebenheiten entkräftet.

Indessen selbst angenommen, Graf Kinsky habe in den Tractaten mit Frankreich ohne Vorwissen des Herzogs gehandelt, so wird Letzterer doch von allen Schritten seines Schwagers feierlich sich losgesagt, in seiner Eigenschaft als kaiserlichen Feldherr seinem Oberhaupte von den Vorfällen sogleich Nachricht gegeben, und überhaupt dem zweideutigen Spiele Kinsky's mit allen Kräften entgegengewirkt haben, sobald er offizielle Kenntniß davon erhielt? Doch nein, Friedland that von allem dem das reine Gegentheil! Zu verschiedenen Malen erhielt er von den Schritten seines Schwagers auf offiziellem Wege Nachricht: zuerst durch die angeführte Denkschrift des Marquis von Feuquières, welche dieser nach den ersten Unterredungen mit Kinsky an den Herzog von Friedland unmittelbar erließ, und zum andern Mal durch das eigenhändige Schreiben des Königs von Frankreich selbst, worin Letzterer ihn „Vetter" nannte. Dessenungeachtet verwahrte sich Wallenstein gegen die Unterhandlungen Kinsky's mit Frankreich eben so wenig, als er seinem Hof davon Nachricht gab, oder sonst etwas that, um seine Mißbilligung auszusprechen und den Umtrieben seines Schwagers entgegenzuwirken. Kinsky bleibt vielmehr in seinem vollsten Vertrauen, umgibt ihn in den wichtigsten Augenblicken, und begleitet ihn, als er endlich auf dem Zuge zur Vereinigung mit dem Feinde begriffen war.

Dieser Umstand entscheidet alles, wie auch Mailáth sehr richtig hervorgehoben hat [1]). Weil Friedland die Anträge Frankreichs entgegennahm, ohne den Kaiser davon in Kenntniß zu setzen, weil er wußte, daß sein Schwager für ihn mit Frankreich unterhandle, und weil er sich dagegen gleichwohl nicht verwahrte, auch nichts zur Vereitlung solcher Anschläge unternahm, schon *aus diesen Gründen war Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland, des Verraths an dem Kaiser Ferdinand* II. *schuldig.*

Alle folgenden Begebenheiten dienten nur dazu, für das wirkliche Dasein des Verraths neue Belege zu liefern. Albrecht von Wallenstein war kein Freund von raschem Handeln, vielmehr gewöhnt in wichtigen Dingen bis zum Uebermaaß bedenklich zu sein, und fast zu zaudern, um den rechten Augenblick zum Handeln zu erhaschen. Sein astrologischer Aberglaube, welcher zu einem solchen Augenblick immer erst eine günstige Stellung der Gestirne forderte, gab jener Neigung bedeutende Nahrung. Auch in dem beschlossenen Abfall vom Kaiser zauderte Friedland also lange, um für die That alle Gunst der Umstände zu vereinigen. Damit er nicht zu frühe entdeckt werde, verbarg er, vornämlich in den Unter-

[1]) In seiner Geschichte des östreichischen Kaiserstaates, Band III.

Handlungen mit Frankreich, seine Person selbst sehr vorsichtig, immer nur den Grafen Kinsky voranstellend, und den Einwand, daß dieser ohne Auftrag gehandelt habe, sich vorbehaltend. Nach seiner Rückkehr aus dem schlesischen Feldzug, im Herbste 1633, schien sein gesammtes Benehmen die Absicht zum endlichen Bruch mit dem Kaiser auszudrücken: denn er gibt Baiern dem Herzog Bernhard von Weimar preis, weiset alle Bitten Maximilians um Hülfe von sich, und widersetzt sich auch den bestimmtesten Befehlen des Kaisers, dem Kurfürsten beizustehen. Gleichwohl rückt er nur langsam der That näher: — das Bündniß mit Frankreich sollte seit dem 1. Januar 1634 wohl endlich abgeschlossen werden, doch abermals wird nur Kinsky vorangestellt. Endlich erhält der Kaiser offizielle Kunde von den Verhandlungen mit Frankreich, und augenblicklich verwandelt sich das Zaudern Friedlands in entschiedenes Handeln. Man machte Voranstalten, durch das Bündniß der Feldobristen in Pilsen, die Armee dem Kaiser zu entfremden, und als dieselben mißlangen, noch einen Versuch, jenes Bündniß durch eine verstellte Verwahrung im Lichte der Unschuld darzustellen; dann aber folgt That auf That: man sucht die Anhänger des Herzogs erst bei Prag, dann bei Pilsen zu concentriren, und die Armee durch den Befehl, nur von dem Herzog, Illo und Terzka Weisungen anzunehmen, für den Uebertritt zu dem Feinde vorzubereiten. Nachdem auch alles dieses mißlungen war, bricht Wallenstein mit den Trümmern seiner Macht nach Eger auf, um wenigstens diese Festung dem Feinde zu überliefern, und mit Hülfe der Schweden Werbungen für eine neue Armee anstellen zu können. Alle diese Thatsachen stehen in einem solchen eigenthümlichen Zusammenhange, und werden von so auffallenden Umständen begleitet, daß die Ausführung des Abfalles augenscheinlich schon seit dem neuen Jahr 1634 beschlossen war. Wir müssen uns hierüber etwas ausführlicher verbreiten.

Fürst Friedland baute seine Pläne vornämlich auf die Geldverlegenheit des Kaisers, wodurch Letzterer außer Stand gesetzt wurde, den Feldobristen ihre Vorschüsse zu erstatten und den Sold des Heeres richtig abzutragen. Mit berechnetem Eifer erweckte er die Furcht der Generale, ihr Guthaben einzubüßen, und malte deßhalb in allen seinen Reden lebhaft aus, daß der Kaiser nicht allein seine Versprechungen nicht halte, sondern bei dem besten Willen auch gar nicht erfüllen könne, weil er in den Finanzen gänzlich zerrüttet sei. Dagegen wird vorgestellt, wie gut Friedland stets für die Feldobristen gesorgt habe, und was er noch zu thun gedenke, wenn er am Kommando bliebe. Um solche Verheißungen, welche allerdings nur von weitem durchschimmern, erfüllen zu können, bedurfte Wallenstein großer Geldmittel: die Hülfe Frankreichs sollte bei dem beabsichtigten Bündniß vorzüglich in Geldzuschüssen bestehen; zwölf Tage vor der Bearbeitung der Generale in Pilsen hatte also Kinsky den Vertrag mit Frankreich wirklich abzuschließen gesucht. Das Pilsener

Verbindniß der Feldobristen selbst war im höchsten Grade aufsässig, und ganz offenbar ein vorbereitender Versuch, das Heer vom Kaiser abwendig zu machen. Daß in dem ausgestellten Revers der Generale bei dem Vorbehalt über des Kaisers Dienst eine Verfälschung beabsichtigt worden sei, ist zwar nicht zu erweisen, doch wahrscheinlich. Es liefen hierüber so viele Gerüchte um, daß die Annahme einer gänzlichen Erfindung der Sache schon schwierig wird. Dazu kommt noch, daß offenbar Drohungen gebraucht wurden, um widerstrebende Generale zur Unterschrift zu bewegen. In der später hierüber angestellten Untersuchung läugnete Herzog Julius von Sachsen zwar, daß man durch angedrohte Erwürgung, Fensterauswerfen und Degenzuckung zum Unterzeichnen gedrängt habe! allein er gibt doch zu, daß Loß alle übrigen Obersten Hundenasen gescholten habe [2]). Loß war nun einer der unbedingten Anhänger Wallensteins, und er schalt also wohl nur darum, weil Andere über den Revers Bedenklichkeiten äußerten. Beweise liegen in allem diesem freilich nicht, doch Indicien, welche in Verbindung mit den vielen übrigen Anzeigen und unmittelbaren Beweisen, wie die Unterhandlung mit Frankreich, Bedeutung erlangen.

Den förmlichen Uebertritt Wallensteins zu dem Feinde durch den Marsch nach Eger läugnet die Vertheidigung nicht: dagegen führt sie zur Entschuldigung an, daß der Herzog von Friedland diesen Schritt nur aus Nothwehr, nachdem er seine Absetzung und Aechtung erfahren, gethan habe [3]). Wir wollen billiger sein, als Andere, und dieser Einrede, wenn ihre Wahrheit erwiesen werden könnte, nicht alle Erheblichkeit absprechen; allein es fehlt nicht nur an dem Beweise, sondern die Umstände legen auch das gerade Gegentheil dar. Wir zeigen dieß sogleich näher.

Nach dem oben mitgetheilten Bericht Johann Christophs von der Grün versammelte Herzog Bernhard von Weimar, in Folge des dringenden und wiederholten Ansuchens Wallensteins, seine Truppen schon zu Anfang Februars 1634 bei Regensburg, um zur Vereinigung mit Fried-

---

[2]) Wir wollen die dießfallsige Aussage des Herzogs Julius von Sachsen-Lauenburg, so weit sie hieher gehört, nach den Akten im Auszug mittheilen. Es heißt nämlich:

„Daß wir die Unterschreibung von den andern mit angedrohter Erwürgung, Fensterauswerfung und gar Degenszuckung urgirt und dergestalt eyffrig, wie wir zum schärfsten angegeben werden, getrieben haben sollen, wissen Wir uns bei Fürstlichen Ehren und Treuen anders nichts zu erinnern, als daß wir aus billiger Ungeduld, wie der Oberst Loschi alle anderen Obersten vor Hundsnasen öffentlich ausgeschrieen, zur Antwort gegeben: er meritire, daß man ihn um solches calumnirens Willen zum Fenster auswerfen sollte, gestalt dann dem Herrn Obersten Isolani solches tumultuiren selbst so hoch aufgefallen, daß er dasselbe in continenti mit dem Säbel strafen wollen."

[3]) Förster behauptet gar:

„Wallenstein hat mit den Feinden nicht eher unterhandelt, als drei Tage vor seiner Ermordung, da er für sein Leben besorgt, von Pilsen flüchtig ward."

land über Weiden nach Eger zu ziehen. Im Interesse der Unparteilichkeit muß hier freilich bemerkt werden, daß sich gegen die Zeit, in welche Grün den Aufbruch Bernhards nach Weiden setzt, einige Zweifel ergeben. Wenn der Herzog schon in Weiden den Tod Wallensteins erfuhr, welcher am 25. Febrar 1634 erfolgte, so ist es nicht wahrscheinlich, daß er den Marsch schon am Anfang jenes Monats angetreten habe. Nun wurde uns aber vollends ein Schreiben des Herzogs Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg an Illo vom 24. Februar 1634 aus Regensburg überliefert, worin Franz Albrecht meldet, daß Bernhard von Weimar seine ganze Armada an den Grenzen zusammenziehe, was in wenigen Tagen geschehen sein werde [4]). Auch dieß deutet also auf einen späteren Aufbruch Bernhards. Nimmt man einen solchen aber auch an, so geht doch aus der Erzählung des Generalquartiermeisters von der Grün mit Bestimmtheit hervor, daß Wallenstein lange vor dem 19. Februar, d. h. vor dem Tage, wo er seine Absetzung erfuhr, bei Bernhard von Weimar die Bitte um Hülfe gestellt hatte. Grün versichert ja ausdrücklich, daß Bernhard das Begehren anfangs abgeschlagen, und erst dann bewilliget habe, als es von vielen „Partikularitäten“ unterstützt worden war. Dieß deutet offenbar auf längere Unterhandlungen, wenigstens auf solche, die bedeutend früher, als am 19. Februar, eingeleitet wurden. Aus anderen Gründen gelangt man mit augenscheinlicher Gewißheit auf dasselbe Ergebniß. Wenn es wahr gewesen wäre, was Förster so zuversichtlich behauptet, daß sowohl Schweden, als Frankreich in den Anträgen Wallensteins nur einen Versuch zu ihrer Ueberlistung erblickt

---

4) Das Schreiben des Herzogs Franz Albrechts von Lauenburg an Illo d. d. Regensburg den 24. Februar 1634 lautet also:

Wohlgeborner Herr!

Sein Schreiben habe ich empfangen, höre ungern, daß die Sachen nicht alle so gehen wie ich wohl gehofft, hat nichts zu bedeuten. Wir wollen, wills Gott, den meineidigen Bögeln stattlich die Hälse brechen. Ihre Liebden, Herzog Bernhard, lassen Dero ganze Armada an den Grenzen zusammen kommen; kommt auch noch sonst ein größeres Volk aus Thüringen und der Orten, so habe ich auch den Churfürsten und General-Lieutenant geschrieben, eilends das Volk an den Gränzen zusammenzuführen, welches alles in wenigen Tagen geschehen kann, also daß wir den Bögeln genugsam gewachsen sein werden. Wegen Pilsen bitte ich gar hoch, sich dessen zu versichern, noch zu den Hämmerle einen zu egen, der von keinen, als den Herzog dependirt; sowohl Frankfurth, Landsberg, und die Orte in der Lausitz, weil sich die Vögel solches mit Prag unterstehen dürfen, fürchte ich, sie werden nicht feiern, an allen Orten dergleichen zu schreiben, hoffe aber nicht, daß sie alle vom Herzog aussetzen sollen. Ich will meinen Weg gegen Eger nehmen, und im Fall der Herzog, oder von denen, so mit ihn halten, da sind, auch hinkommen; bitte aber mir auf Pfreimd einen Trompeter zu schicken, damit ich sicher gehe und nicht ertappt werde. Verbleibe mit diesen sein

Regensburg den 24. Febr. 1634.

Dienstwilliger Freund
und Diner
Franz Albrecht,
H. z. S.

hätten, wenn ferner Friedland bis drei Tage vor seiner Ermordung nichts gethan hätte, um beiden Mächten jenen Verdacht zu benehmen; so war es ganz undenkbar, daß sie ihm in der äußersten Noth sogleich beigesprungen sein würden. Anstatt also nach Eger zu gehen, und hier auf die Ankunft der Schweden zu warten, mußte Friedland nothwendig auf andere Weise sich zu retten suchen. Der Zug nach Eger war der offene Bruch mit dem Kaiser, und Wallenstein bei der fehlgeschlagenen Verführung der Armee offenbar verloren, soferne er nicht auf die schleunige Hülfe der Schweden rechnen konnte. Friedland wußte zu gut, daß er in Eger bald angegriffen werden würde, er war ferner in den Staatsgeschäften viel zu bewandert, um nicht einzusehen, daß ohne vorhergegangene Unterhandlungen die Zeit zum Abschluß eines Bündnisses mit den Schweden jetzt viel zu kurz sei: nicht bloß Leichtfertigkeit, Irrsinn wäre demnach unter solchen Umständen seine Einschließung in Eger gewesen, und Handlungen der Art sehen dem vorsichtigen und bedächtigen Herzog von Friedland nicht gleich.

In Erwägung also:

daß eine Reihe zusammenhängender Erscheinungen den gefaßten Vorsatz des Fürsten Friedland ankündigte, zum Zweck der Erwerbung der böhmischen Krone von dem Kaiser abzufallen und mit den Schweden, sowie mit Frankreich sich zu verbinden:

In Erwägung insbesondere:

daß solcher Vorsatz zuerst in den Anspielungen Friedlands gegen den Feldmarschall Arnim bei dem ersten schlesischen Waffenstillstand von weitem hervortrat; im zweiten Stillstand dagegen mit Bestimmtheit geäußert wurde:

In Erwägung ferner:

daß, zur Ausführung desselben, Unterhandlungen mit Frankreich eingeleitet wurden, welche der Herzog von Friedland stillschweigend billigte:

In Erwägung endlich:

daß der Abfall durch den Zug nach Eger wirklich erfolgt, und zugleich auch die Vereinigung mit den Schweden versucht worden ist:

Aus diesen Gründen

war Albrecht von Wallenstein, Fürst von Friedland, des Verrathes an Kaiser Ferdinand II. schuldig.

Der Kaiser Ferdinand II. wird dagegen angeklagt:

daß er den Fürsten Friedland, ohne ihm das rechtliche Gehör zu verstatten, nicht bloß hinrichten, sondern sogar meuchlings ermorden ließ.

Auch eine solche Handlung, in Deutschland verübt, würde in den Augen der Geschichte als eine schwere Uebelthat, als ein wirkliches Verbrechen erscheinen, und wenn sie auch von einem Kaiser begangen worden wäre. Es geziemt demnach, auch hierüber eine unbefangene Untersuchung anzustellen.

Die bemerkte Beſchuldigung gegen Ferdinand II. gründet ſich vornämlich auf eine Rechtfertigung der Ermordung Wallenſteins, welche auf Veranſtalten des kaiſerlichen Hofes im Druck erſchien [5]). Darin kommt unter andern vor, daß dem Grafen Gallas bei Ueberſendung des Abſetzungs-Patentes vom 24. Januar 1634 der Befehl ertheilt worden ſei, er möge ſich Wallenſteins lebendig oder todt bemächtigen. Graf Khevenhiller folgte dieſem Bericht, und ſchrieb ebenfalls, daß Friedland durch kaiſerliche Patente vor ſeiner Ermordung förmlich geächtet oder für vogelfrei erklärt worden ſei. So verbreitete ſich dieſe Meinung nun weiter. Bei näherer Unterſuchung der Sachverhältniſſe wird man jedoch auf ein völlig entgegengeſetztes Ergebniß geleitet. Die Gründe ſind eben ſo einfach, als zahlreich und entſcheidend.

Sowohl der Kaiſer Ferdinand II., als ſeine vertraute Umgebung hegten vor dem Einfluſſe Friedlands bei der Armee, und der Macht deſſelben überhaupt, ſehr ängſtliche Beſorgniſſe. Als im December 1633 ſchon die Verhandlungen Wallenſteins mit Frankreich ruchbar geworden, und ſeine Abſetzung bereits beſchloſſen war, fühlte ſich Ferdinand in Verlegenheit, was er mit dem Herzog vorzunehmen habe, da ihm ſchon eine einfache Gefangenhaltung gefährlich zu ſein ſchien. Nach der ſpäter erfolgten Abſetzung ſelbſt wagte man es nicht einmal, das dießfallſige Patent ſogleich öffentlich bekannt zu machen, ſondern verbreitete es nur im Stillen. Die vielfältigen, oben erzählten Vorſichts-Maaßregeln des Kaiſers bewieſen zugleich, wie ſehr man die Macht Friedlands auch jetzt noch, alſo nur wenige Wochen vor deſſen Tode, ſcheute. Unter dieſen Umſtänden iſt es an ſich ſchon ſehr unwahrſcheinlich, daß man ſogleich zur Ermordung Wallenſteins, wenn auch nur im Geheimen, Aufträge gegeben habe. In dem kaiſerlichen Patent iſt der Oberfeldherr mit noch zwei Hauptſchuldigen von der allgemeinen Amneſtie zwar ausgenommen; doch dieß konnte bei dem großen Umfang derſelben, Bewilligung völliger Strafloſigkeit und Beibehaltung des Ranges, rückſichtlich der Haupt-Beſchuldigten, nicht wohl anders ſein. Dann wird aber ſelbſt in Anſehung Illo's und Terzka's als Grund beigefügt: „weil dieſe die Rädelsführer *ſein ſollen*.“ Dieß deutet denn auf einen Vorbehalt der Unterſuchung. Eine Urkunde, worin die Aechtung Wallenſteins ausgeſprochen, oder ein Auftrag zu deſſen Ermordung ertheilt worden ſei, liegt nicht vor. Nach dem Abſetzungs-Patent vom 24. Januar 1634 wurde ein zweites Manifeſt des Kaiſers erlaſſen, welches in viel ſchärferen Ausdrücken verabfaßt iſt; und den Herzog von Friedland geradezu der Verrätherei beſchuldigt. Daſſelbe führte den Datum des 18. Februar 1634, iſt indeſſen höchſt

[5]) Sie führte den Titel: „Ausführlicher und gründlicher Bericht der vorgeweſenen Friedländiſchen und ſeiner Adhärenten abſcheulicher Prodition. Auf ſonderbaren der römiſchen kaiſerlichen Majeſtät allergnädigſten Befehl.“

wahrscheinlich erst nach dem Tode des Herzogs verabfaßt und absichtlich zurück datirt worden [9]). Um so stärkere Gründe sind vorhanden, daß die Aechtung Wallensteins oder der Befehl, ihn lebendig oder todt zu

---

9) Das Patent vom 18. Februar 1634 hat folgenden Inhalt:

„Wir Ferdinand, u. s. w. Entbieten allen und jeden unserer Kayf. Armada General Leutenant, Feld-Marschalcken, Feld-Zeugmeistern, Feldt-Marschalck-Leutenanten, Obersten Wachtmeistern, Rittmeistern, Hauptleuten, Fähnrichen, und allen andern nachgesetzten Offizieren und Befehlshabern, wie auch allen gemeinen Soldaten zu Roß und Fuß, unser Kayserliche Gnad und alles guts, und stellen in keinen Zweifel, es werde euch sampt und sonders, ja Männiglichen wol bekannt sein, was maßen wir sowohl zuvor, als bei unser Kayf. Regierung, unserm gewesenen Feldt-Hauptmann, den von Friedland, mit allerhand Gutthaten, Gnaden, Freiheiten, Hochheiten und Dignitäten (als mit bald einen Menschen seines Standes gleich geschehen) begabt und gezieret haben, welcher Gestalt aber derselbige aus boshaftem Gemüth und ohne Zweifel längst zuvor gefaßten Vorsatz, wie dann solches die bishero geführte Actiones augenscheinlich nunmehr zu erkennen geben, neulicher Zeit den nechst verwichenen 12. Monatstag January eine ganz gefährliche, weit aussehende Conspiration und Verbündnuß wider uns und unser Hochlöblich Hauß, anzuspinnen sich angemaßet, und durch allerhand falsche erdichte Einbildungen und Verkleinerung unser Kayf. Person, ungleicher eigensinniger Außdeutung unserer Instruction, welche doch allerdings auf gewesenen unsers Feldt-Hauptmanns eigene Discretion gestellt gewesen, die unserer Kayf. Armada zugethane Obriste meistentheils solche Verbündnuß zu unterschreiben angeleitet und verführet hat, weil aber die in solcher nichtigen Verbündnuß, welche wir auch also ohne das ipso jure unbündig, ungültig und null erklären, cassiren und aufheben, angezogene und unbegründte Ursachen, der offentlich am Tag liegenden Wahrheit selbst zuwider laufen, in deme wir besagten unserm Feld-Hauptmann einige Injurien nicht zugefügt, sondern vielmehr wie obgemeldet, mit allen hohen Kayf. Gnaden entgegen gangen, auch einige von ihm angegebene Imagination gegen demselben, wie wir solches mit Gott bezeugen können, uns in unsern Sinn und Gemüth nit kommen ist, darneben aber diese gewisse Nachrichtung erlangt, was maßen derselbe uns und unser hochlöbl. Haus von unsern Erb-Königreichen, Land und Leuten, Cron und Scepter zu treiben und ihme selbst Eidbrüchiger weiß zuzueignen vorhabens gewesen, und zu solchem Ende unsere getreue General Obristen und Offizier ihme anhängig machen, und dieselben zu seinem boshaftigen Intent gebrauchen, und dadurch um Ehr und Reputation bringen wollen, unserer getreuen Diener Güter anderwerts zu verwenden gelüsten, ja uns und jetzt gemeldtes hochlöbliches Haus gänzlich auszurotten, sich vernehmen laßen, und solche seine Meineidige Treulosigkeit und Barbarische Tyrannei, dergleichen nicht gehöret, noch in scriptis zu lesen ist, zu vollziehen, sich äußerstes Fleißes bemühet hat.

Als sind wir äußerster Noth halber, zur Versicherung und unsers Hauß getrungen worden, mit demselben eine Veränderung vorzunehmen, haben demnach solches alles euch hiermit zur Nachrichtung und Wißenschaft weiter andeuten wollen, mit dem gnädigsten Befehl, daß ihr inmittelst, bis wir uns wegen anderwerts Bestellung eines General-Feld-Hauptmanns, so doch mit dem ehisten, als immer müglich geschehen solle, resolviren, denen würdigen Hoch- und Wohlgebornen, unsern lieben getreuen, Matthia Grafen Gallas, General-Feld-Leutenant, Johann Grafen von Altingen, unsern General Feld Marschalck, Don Balthasar de Marradas, unsers Erb Königreichs Böheimb Generaln, und Francisko Octavio Piccolomini, und Rudolphen von Colloreden Grafen zu Waldsee, auch beiden unser Generaln-Feldmarschalln, und andern unsern getreuen ihnen nachgesetzten Generalln ꝛc. Offizieren, allen schuldigen Gehorsam leisten und erweisen, und derselben Ordinantzen nachkommet und gelebet, und euch versichert haltet, daß wie wir biß dato unser Kayf. Armada zu gutem viel ansehnliche Summen Geldes besagten unsern gewesenen Feldthauptmann hergegeben, daß wir auch hinführo auf alle Mittel und Wege bedacht wollen sein, wie wir euch sampt und

liefern, wenigstens in diesem Patente enthalten sei; es kommt darin jedoch ebenfalls nichts davon vor. Schon dieß erregt gegen eine intellectuelle Urheberschaft Ferdinands II. in der Ermordung Wallensteins sehr starke Zweifel.

Allein es ist auch durch vielfältige Thatsachen erwiesen, daß Oberst von Buttler die Ermordung seines Oberfeldherrn ohne vorgängigen Plan oder Befehl, und namentlich ohne Vorwissen oder Auftrag des Kaisers, bloß im Drang der Umstände, aus eigenem Antriebe beschlossen und sofort vollzogen habe. Wir gehen sogleich zur Beweisführung über.

Nachdem die Ermordung Wallensteins schon unwiderruflich beschlossen war, und die Ausführung selbst beginnen sollte, fühlten die Verschwornen doch noch großes Widerstreben. Es ist dieß sehr natürlich, da ihnen der Herzog von Friedland bisher als ein Gegenstand der höchsten Ehrfurcht erschien, der gefürchtete Oberfeldherr, dem sie nicht mit einer Miene der Widersetzlichkeit, geschweige mit irgend einer Beleidigung sich zu nahen gewagt haben würden. War auch seine Macht jetzt dahin, so blieb durch die lange Gewohnheit im Gemüthe seiner Untergebenen doch noch eine ehrerbietige Scheu vor seinem Willen und seiner Person zurück. Dieß bewährte sich sogar bei Buttler, Leslie und Gordon. Als die Vertrauten Wallensteins schon ermordet waren, beriethen sie noch mit einander, ob es nicht ein Mittel gebe, den Oberfeldherrn selbst am Leben zu lassen, ob man ihn nicht durch Gefangennehmung unschädlich machen könne? Da erinnerte aber Einer an die verfänglichen Reden, welche man eben erst über Tisch venommen hatte. Illo begnügte sich nämlich nicht mit den Freuden-Bezeigungen über die baldige Ankunft der Schweden, welche schon erzählt wurden, sondern betheuerte auch, daß der Herzog von Friedland binnen drei Tagen ein größeres Heer als jemals versammelt haben werde. Rittmeister Neumann hatte vollends geäußert: „weil der Kaiser die deutsche Freiheit so sehr unterdrücke, wolle er für seinen Theil eine solche Rache nehmen, daß er die Hände nächstens mit dem Blute der Herren von Oestreich waschen werde!“ Die Verschwornen hielten deßhalb die Gefahr für so dringend, daß man sie nur durch den schleunigen Tod Wallensteins noch abwenden könne. So wurde denn die unverzügliche Ausführung des früheren Vorsatzes beschlossen. Alles dieses ergibt sich aus verschiedenen Berichten, und auch die Briefe Buttlers beweisen auf das vollständigste, daß er die Mordthat, ohne irgend eine fremde Anleitung, aus eigenem Antrieb mit Leslie und Gordon verabredet habe. Schon sein Schreiben an Gallas, welches oben Seite 486 in der Note abgedruckt ist, erzählt unbefangen, warum er den Herzog

sonders nit allein erhalten, und mit ehrsten belohnen, sondern auch mit Kay. Gn. versehen mögen, dessen ihr euch dann gewiß zu getröstten habet, und sein euch ꝛc.

Datum Wien 18. Februar 1634. Ferdinand.

von Friedland ermorden ließ. Es kommt darin nicht die geringste Andeutung eines empfangenen Auftrags vor, Buttler selbst erscheint als selbstständiger, alleiniger Urheber der That. Hätte er von dem Kaiser einen Befehl dazu empfangen, so würde er wenigstens in dem Brief an diesen zuverlässig irgend einen Wink darüber geäußert haben. Solches war nach der Denkungsweise der Menschen jener Zeit nothwendig, weil sie nur des Lohnes wegen zu handeln gewohnt waren. Buttler insbesondere versprach sich von der Mordthat großen Gewinn, wie schon sein Schreiben an Gallas verräth; hätte er nun von Ferdinand II. nur den entferntesten Auftrag zur That gehabt, so würde er wohl seinen Eifer in der Vollziehung der kaiserlichen Befehle hervorgehoben haben. Sein Brief an Ferdinand II., den wir hier mittheilen, enthält jedoch hierüber nicht den geringsten Wink, sondern zeigt im Gegentheil, daß Buttler den Kaiser mit einer gänzlich unerwarteten Botschaft überraschen wollte [7]).

Graf Piccolomini hatte dem Obristen Buttler allerdings aufzutragen beabsichtigt, den Herzog von Friedland lebendig oder todt zurückzubringen; allein selbst abgesehen davon, daß dieß noch keine Mitwissenschaft des Kaisers beweist, geht auch aus dem Berichte des Patricius Taaffe hervor, daß jene Aeußerung Piccolomini's nicht zu Buttler gelangt ist. Der Verdacht einer intellectuellen Urheberschaft Ferdinands II. bei der Ermordung Wallensteins rührt überhaupt nur daher, daß der kaiserliche Hof die That nach der Vollziehung nicht nur billigte, sondern sogar

---

7) Der Brief Buttlers an den Kaiser lautet also:

Eger den 27. Februar 1634.

Allergnädigster Kaiser und Herr!

Ew. Kaiserliche Maj. wünsche ich von Gott dem Allmächtigen glückselige Regierung, langes Leben, und endlich Ueberwindung aller Dero Feinde und Widerwärtigen. Allermaßen ich nun neben meinen Vetter, den Jakob Budler eine lange Zeit und etliche Jahr her, mir billig nichts höher angelegen sein lassen, als zufolge meiner Pflichtschuldigkeit in Ew. Kaiserliche May. Kriegsdienst mich gänzlich zu devoviren und vor deren Reputation und Conservirung Ihrer Erb-Königreiche und Lande alle meine Ehre, Leib und Leben bis auf den letzten Blutstropfen so bereitwilligst als schuldigermaßen aufzusetzen, Gestalt ich denn auch hierunter nicht allein bereits den mehren Theil meiner Substanz allerwillfährigst dargestreckt, sondern auch, wie Ew. Kaiserl. May. Zweifels ohne gnädigst beiwohnt, bis in den achten Monat lang zu Frankfurt gefänglich gehalten worden bin, als habe zur Realdemonstrirung ich die verhoffentlich so hoch nothwendige als Ew. Kay. May. Dienst ersprießliche Execution wider Dero bewußte Machinanten, mit Zuziehung des daßigen vorigen Commandanten und Oberstleutnandt des Terzkaschen Regiments Joh. Gordon, vor und an die Hand nehmen nicht umgehen können, wie solches Ew. Kay. May. sowohl aus des Oberst Wachtmeisters Leßly, als auch dessen eigenhändig meines Hauptmanns gehorsamsten Relationen mit mehreren allergnädigst vernehmen werden, und habe solches Ew. Kay. May. ich hiermit zu Dero Nachricht unterthänigst nicht verhalten und mich beinebens zu Dero Kaiserlichen Gnaden empfehlen wollen.

Datum Eger den 27sten Febr. 1634.

Ihre Khayf. May. allerunterthänigster Diener.

Walter Budler.

öffentlich zu rechtfertigen versuchte. Jetzt schien der Schluß natürlich zu sein: „wer einen Mord nach der Vollführung gut heißt, ist auch fähig, den Auftrag dazu zu ertheilen!“ Das mag allerdings richtig sein; indessen zufälliger Weise wußte Ferdinand II. eben nichts um den Mord. Nach geschehener That billigte er ihn jedoch vollkommen, und nahm ihn in solcher Weise allerdings auf sich. In jener rechtlosen Zeit legte sich die oberste Staatsgewalt auch das Recht bei, wider einen Getödteten erst nach dem Ableben ein Todes-Urtheil zu fällen, was man sententia post mortem hieß. Des Kaisers ältester Sohn, Ferdinand, bereits als König von Ungarn gekrönt, ertheilte den Rath, die Ermordung des Herzogs von Friedland durch einen solchen nachträglichen Urtheilsspruch in eine gesetzliche Handlung umzuschaffen. Solches geschah durch die öffentliche Rechtfertigung der That, und dadurch entstand der Glaube einer intellectuellen Urheberschaft des Kaisers schon von vorneherein.

An dem Tode des Herzogs von Friedland war also Ferdinand II. unschuldig; was ihm dagegen zum größten Vorwurf gereicht, war die erheuchelte Freundlichkeit, welche er nach der Absetzung Wallensteins bis zum 13. Februar 1634 in den Briefen an denselben darlegte. Man konnte es ihm nicht verargen, wenn er aus Vorsicht mit der Bekanntmachung der Dienstentsetzung einige Zeit zurückhielt; aber einen vertrauten Briefwechsel mit dem Herzog jetzt noch zu unterhalten, war eine Doppelzüngigkeit, welche eines Reichsoberhaupts sehr unwürdig ist.

Auch die italienischen Generale im kaiserlichen Heere legten ein höchst tadelswürdiges Benehmen an den Tag. Es ist ganz richtig, was Förster anführt, daß Jene am meisten auf den Sturz Wallensteins hinarbeiteten, insbesondere Piccolomini, Aldringer, Maradas, Suys, Colloredo, Caretto und Marzini. Auch nicht bloßer Diensteifer war es, was sie zum Handeln antrieb, sondern unversöhnlicher Privathaß. Die Leidenschaft Piccolomini's ging sogar so weit, daß er sich noch an den Leichnamen Friedlands und seiner Schicksalsgefährten rächen, und dieselben in Prag an den schimpflichsten Orten aussetzen lassen wollte. Ferdinand II. schlug solches Begehren jedoch in Bezug auf die Hauptpersonen ab, und bewilligte es nur in Ansehung des Rittmeisters Neumann wegen dessen böser Zunge, was wieder die Richtigkeit der vorausgegangenen Erzählung beweist [8]).

[8]) Ferdinand II. drückte sich in nachstehender Weise aus: „die todten Körper belangend haben Wir des gewesenen von Friedland Freundschaft denselben, wo sie wollen, in der Stille begraben zu lassen, gnädigst bewilligt; die anderen aber, welche katholisch gewesen, Thunen zu Eger an geweihten Orten, die Unkatholischen aber in der Vorstadt auf den Kirchhof daselbst bestattet und der Niemann seiner ungehaltenen Zunge halber unter das daselbst vorhandene Halsgericht der Uebelthäter eingegraben werden.

Ein und fünfzigstes Hauptstück.

Wendung des Krieges. Schlacht bei Nördlingen.

(Vom März bis zum September 1634.)

Während der Tod des Herzogs von Friedland dem Kaiser Ferdinand II. große Sorgen vom Herzen nahm, fühlten sich die Leiter der französischen Politik dadurch sehr betroffen. Als der Bote Kinsky's, welcher nach dem Aufbruche Wallensteins von Pilsen abgesendet worden war, den französischen Gesandten, Marquis von Feuquières, endlich in Frankfurt antraf, sandte dieser einen Bevollmächtigten (la Boderie) sogleich nach Böhmen ab, um den Vertrag mit Friedland abzuschließen. Kurz nach dem Abgang desselben vernahm er aber die Ereignisse in Eger, und war nun besorgt, daß die Instructionen seines Bevollmächtigten in die Hände der Kaiserlichen gerathen könnten, sohin das falsche Spiel seines Hofes aufgedeckt werden möchte. Solcher Besorgniß ward er durch die Klugheit seines Abgesandten wohl entlediget; dagegen beklagte sowohl Er, als der Kardinal Richelieu die unerwartete Vereitelung von Staatsplänen, worauf beide so großes Gewicht gelegt hatten. Fest entschlossen, die Wirren des unglücklichen Deutschlands zu dem Vorrücken der französischen Grenzen gegen den Rhein zu benützen, gab aber Richelieu seine geheimen Ränke noch nicht auf, sondern bemühte sich nur, dieselben jetzt auf einer andern Seite wieder anzuspinnen. Deßhalb nahm er den Plan eines Einverständnisses mit Oxenstierna wieder auf, und bewarb sich fortan noch ernstlicher um die Freundschaft des schwedischen Reichskanzlers. Besondere Umstände kamen ihm in diesem Plane sehr wirksam zu Hülfe.

Oxenstierna, immer eifriger nach der Dictatur Schwedens in den

deutschen Angelegenheiten ringend, suchte nicht nur den niedersächsischen Kreis, sondern auch die protestantischen Stände in Oberdeutschland noch fester an sich zu ziehen, und dieselben zugleich zu größerer Thätigkeit anzuspornen. Zu dem Ende waren im Jahre 1634 sowohl in Halberstadt, als in Frankfurt am Main berathende Versammlungen abgehalten worden. Doch auf jener in Halberstadt vermochte Oxenstierna seine Absichten kaum zur Hälfte durchzusetzen, und auf jener in Frankfurt fiel er vollends gänzlich durch. Bei der Letztern erschien nämlich ein Botschafter des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, und ließ eine Sprache hören, welche die Fremden mit eben so großem Erstaunen, als Verdruß erfüllte. Johann Georg, auf den die Vorstellungen patriotischer Männer endlich Eindruck gemacht hatten, ließ seinen Mitständen an das Herz legen, wie sehr das gemeinsame Vaterland durch die Verbindung mit auswärtigen Mächten zerrüttet werde. „Alle Liguen und Unionen," erklärte sein Botschafter, „haben bisher nur Jammer und Unheil hervorgebracht; die Rettung unsres Volkes und die Vorbereitung einer bessern Zukunft ist nur durch Einigung der Deutschen selbst, nur durch aufrichtiges Anschließen an die Reichsverfassung möglich!"

Diese Sprache, eben so wahr, als verdienstlich, blieb nicht ohne alle Wirkung: sie vermochte die tiefgesunkenen Deutschen zwar nicht zum einheitlichen Handeln zu bewegen, aber sie brachte doch eine gewisse Lauheit gegen die französischen und schwedischen Einflüsterungen hervor, welche namentlich den Entwürfen Oxenstierna's nachtheilig war. Der Kanzler gestand sich jetzt unmuthig, daß ihm die Hülfe Frankreichs zur Ausführung seiner Pläne unentbehrlich sei, und entschloß sich also zu dem sauern Schritt, dem französischen Botschafter zuvorkommend sich zu nähern. Nachdem dieß am 8. Juni 1634 in einem feierlichen Besuche bei Feuquières geschehen, und zugleich die Unterstützung des französischen Anschlags auf die Festung Philippsburg zugesagt worden war, reiste Oxenstierna nach Schwalbach, dem französischen Gesandten nun die Bearbeitung der Bundesversammlung überlassend. Doch so große Anstrengungen jener Botschafter auch machte, so vermochte er doch nichts auszurichten. Der kursächsische Gesandte benützte den Eindruck, welchen seine patriotische Erklärung auf die Stände gemacht hatte, und suchte das leise erregte Nationalgefühl, durch noch kräftigere Schilderungen der Gefahren fremder Einmischung in die vaterländischen Angelegenheiten, endlich zu wirklich patriotischen Gesinnungen zu erheben. Dieß gelang auch in so weit, daß man das Gesuch Frankreichs um Einräumung der Festung Philippsburg entschieden ablehnte, und zugleich auch von der sogenannten schwedischen Genugthuung, Abtretung deutscher Gebietstheile, gänzlich Umgang nahm. Während in solcher Weise für die Erwachung des nationalen Sinnes und eine endliche Versöhnung der Deutschen einige Hoffnung erweckt wurde, traten anderwärts Ereignisse ein, welche dem Kriege plötzlich eine

andere Wendung gaben, und die innere Zwietracht noch ein Mal auf das heftigste anschürten.

Schon früher hatte der spanische Hof dem Kaiser den Rath ertheilt, seinen ältesten Sohn, den König Ferdinand, an die Spitze aller seiner Heere zu stellen. Man glaubte dadurch den Operationen größere Einheit und Schnellkraft zu geben, und mancher Eifersucht, wie z. B. zwischen dem Kurfürsten von Baiern und dem Herzog von Friedland, entgegenzuwirken. Nur Rücksichten gegen den Letzteren mochten den Kaiser für einige Zeit verhindert haben, jenen Plan wirklich auszuführen; nach dem Tode Friedlands wurde er dagegen sogleich zur Vollziehung gebracht, König Ferdinand sohin zum Oberfeldherrn aller kaiserlichen Heere ernannt. Die Hauptarmee in Böhmen war durch die letzten Ereignisse vor dem Ende Wallensteins in ziemliche Verwirrung gerathen. Nach dem Beispiel von Gallas, Piccolomini und Aldringer hatten die Massen zwar dem Kaiser die Treue bewahrt, doch über die unerwarteten Vorfälle Bestürzung verrathen, und zugleich wegen großer Lohnrückstände bedeutende Unzufriedenheit geäußert. Als aber im Frühling 1634 ein dreimonatlicher Sold ausbezahlt, das Vertrauen des Heeres wieder belebt, und die Ordnung durch eine neue Organisation desselben hergestellt war, bezeigten die Krieger wieder Fröhlichkeit und Kampfeslust. Voll von Hoffnungen übernahm daher der König Ferdinand den Oberbefehl über das Hauptheer. Entschlossen, durch entscheidende Unternehmungen das ihm erwiesene Vertrauen zu rechtfertigen und bei der Armee alsbald sich Ansehen zu verschaffen, beschloß der junge König, zunächst Regensburg schleunigst wieder zu nehmen. Nachdem er im Sommer 1634 mit Heeresmacht vor dieser Reichsstadt erschienen war, berannte er sie so nachdrücklich, daß die Uebergabe, trotz der heldenmüthigsten Vertheidigung von Seiten der schwedischen Besatzung und der protestantischen Einwohner unvermeidlich wurde. Herzog Bernhard von Weimar zog zwar zum Entsatz heran, doch er brach, im übertriebenen Vertrauen auf die Kräfte der Belagerten, zu spät auf, und verlor noch überdieß bei der Einnahme von Landshut viele Zeit. Als er endlich mit Horn nur noch wenige Stunden von Regensburg entfernt war, vernahm er, daß die Belagerten, unter Ausbedingung freien Abzuges für die schwedische Besatzung und der freien Religionsübung für die protestantischen Bürger, die Stadt durch Kapitulation übergeben haben. Da schon vorher Kurfürst Maximilian von Baiern Straubing wieder eingenommen hatte, so begann der Feldzug 1634 für die kaiserlich-liguistischen Waffen unter günstigen Anzeichen.

Inzwischen hatten sich aber auch die Sachsen unter Arnim in Bewegung gesetzt, und nicht nur ganz Schlesien wieder erobert, sondern auch Böhmen überfallen und ihre Waffen von Neuem siegreich bis vor die Mauern von Prag getragen. Als König Ferdinand diese Nachricht

zu Regensburg empfing, wollte er eiligst zur Rettung von Prag nach Böhmen aufbrechen, und Baiern preisgeben; indessen plötzlich erhielt er die Botschaft, daß der Angriff der Sachsen auf die böhmische Hauptstadt erfolglos blieb. Er verstärkte darum nur die kaiserlichen Streitkräfte in Böhmen, und beschloß mit der Hauptmacht einen entscheidenden Schlag gegen Bernhard von Weimar und Gustav Horn zu führen. Alle Umstände schienen diesem Vorhaben günstig zu sein.

Es war der Bruder des spanischen Königs selbst, der Kardinal-Infant Don Fernando, welcher zur Unterstützung der katholischen Sache von Italien aus in Deutschland mit Heeresmacht erscheinen, und dann in die Niederlande sich begeben sollte. Nachdem erzählter Weise der Herzog von Feria im Jahre 1633 mit 12,000 Mann schon vorangegangen war, folgte endlich im Sommer 1634 der Kardinal-Infant Don Fernando selbst mit beiläufig 10,000 Mann. Sein Zug ging, während König Ferdinand Regensburg eroberte, über das Veltlin und Tyrol nach Oberschwaben. Als er verschiedene Truppen Feria's an sich gezogen hatte, wandte er sich gegen Franken, um die Vereinigung mit dem König Ferdinand zu Stande zu bringen. Dieser war nämlich nach der Einnahme von Regensburg rasch an der Donau hinaufgegangen, hatte Donauwörth genommen, und dann plötzlich Nördlingen belagert. Bernhard von Weimar, über so schnelle Erfolge des jungen Königs erstaunt, vereinigte sich mit Horn, um wenigstens die Reichsstadt Nördlingen zu retten. Während beide Heerführer zu dem Ende die erforderlichen Bewegungen vornahmen, stieß der Kardinal-Infant mit seiner gesammten Kriegsmacht vor Nördlingen zu dem König Ferdinand. Da das Heer des letztern allein schon 25,000 Mann stark war, so erlangte es durch die Vereinigung mit Don Fernando eine große Uebermacht über Bernhard und Horn, welche zusammen kaum 24,000 Mann befehligten. Nach dem ursprünglichen Plane hätte Gustav Horn den Infanten Don Fernando bei dem versuchten Eingang in Deutschland zurückschlagen sollen, während Bernhard von Weimar dem König sich entgegenstelle; allein die schon angedeutete Eifersucht und Uneinigkeit beider Heerführer vereitelte, wie so manches andere, auch die Ausführung dieses Planes. Jetzt stand das kaiserlich-spanische Heer vereinigt und von günstiger Oertlichkeit unterstützt vor Nördlingen; alles schien denn beizuhelfen, daß der junge König Ferdinand den gewünschten Hauptschlag gegen das schwedisch-deutsche Heer ausführe.

Gustav Horn, die Uebermacht des Feindes, die Oertlichkeit und alle Verhältnisse mit klarem, scharfem Blick überschauend, gab den Rath, an der Bergreihe unweit der Stadt eine feste Stellung zu nehmen, dadurch die Kaiserlichen im Rücken zu bedrohen und an ernstlichen Angriffen auf Nördlingen zu hindern. So würde die gegnerische Armee am Ende durch Mangel an Lebensmitteln zur Aufhebung der Belagerung gezwun-

gen werden. Bernhard von Weimar hielt dagegen die Gefahr Nördlingens für so dringend, daß sie nur durch einen schleunigen Angriff gegen die Belagerer noch abzuwenden sei. Als man nun im schwedischen Lager auf dem Bellwang am 4. September 1634 in der Richtung der Stadt Kanonenschüsse hörte, und daraus auf einen Sturm schloß, drang Herzog Bernhard mit stürmischer Heftigkeit auf unverzüglichen Anmarsch gegen das kaiserlich-spanische Heer. Nachdem auch der Rath des Feldmarschalls Horn, wenigstens die Ankunft des Rheingrafen abzuwarten, unbeachtet blieb, setzte sich das schwedisch-deutsche Heer am folgenden Tag (5. September) in Bewegung, und schlug die Richtung gegen den Arnsberg bei Nördlingen ein. Die Kaiserlichen und Spanier hatten bei der Belagerung der Stadt eine befestigte Stellung, mit wohlangelegten Laufgräben, eingenommen. Auf die Nachricht von dem Anzuge der Gegner verließen sie aber diese Verschanzungen, und stellten sich dem Arnsberg gegenüber in Schlachtordnung auf. Die Oertlichkeit war ihnen hier ungemein günstig, da eine Hügelreihe der Stadt entlang hinlief, welche sich gegen den vorbeifließenden Goldbach zu abdachte. An dieser Abdachung wurde das kaiserlich-spanische Heer in der Art aufgestellt, daß drei hervorspringende Berge, der Allbuch, der Hasselberg und der Ländle, die Hauptpunkte der Schlachtordnung bildeten. Bevor die Feinde den Angriff machen konnten, mußten sie erst den Goldbach überschreiten, welcher gerade durch Regenwetter stärker geworden war, als gewöhnlich. Der Ländle bildete den rechten, der Allbuch den linken Flügel, und der Hasselberg das Centrum. Von dem rechten Flügel bis zum Centrum dehnten sich die Kaiserlichen, vom Mittelpunkt bis zum Allbuch die Spanier aus. Hier war die schwächste Seite der Schlachtordnung, weßhalb der Allbuch durch mehrere Schanzwerke gedeckt wurde.

Horn und Bernhard rückten von der Ulmer Straße herbei, an welche sich der rechte Flügel der Kaiserlichen anlehnte. Feldmarschall Horn führte den rechten, Herzog Bernhard den linken Flügel. Obgleich Bernhard durch 5000 Mann württembergischen Landsturm, der in der Eile gebildet wurde, verstärkt worden war, belief sich das gesammte schwedisch-deutsche Heer, Horn mit inbegriffen, nur auf 24,000 Mann. Durch ein geschicktes Manöver gelang es dem Marschall Horn, mit dem rechten Flügel in guter Ordnung dem linken des Feindes gegenüber sich aufzustellen, während Herzog Bernhard mit aller seiner Macht auf den rechten Flügel der Kaiserlichen sich werfen, und nach Umständen dieselben in die Flanke fassen konnte. Als diese Stellung am 5. September 1634 Nachmittags gegen vier Uhr eingenommen war, faßte Gustav Horn wieder Vertrauen, und rieth, die Truppen nun ruhen zu lassen, und am folgenden Morgen mit vereinter Kraft und dem Vortheil eines wohlgeordneten, nachdrücklichen Zusammenwirkens die Schlacht zu eröffnen. Der junge König Ferdinand und sein Vetter, der Kardinal-Infant, wurden durch die unerwar-

teten Manöver des schwedisch-deutschen Heeres etwas überrascht, weil ihnen nun ihre Stellung auf dem linken Flügel am Allbuch zu schwach schien. Deßhalb sollte diese, mit Zustimmung des Grafen Gallas, welcher dem König Ferdinand als Rathgeber an die Seite gegeben war, noch durch eine spanische Reserve und die Aufwerfung neuer Schanzen verstärkt werden. Während die Anstalten dazu getroffen wurden, machte der kaiserliche rechte Flügel eine Bewegung, um die Flanke der Spanier zu decken. Unterdessen hatte sich aber der linke Flügel des schwedisch-deutschen Heeres so sehr genähert, daß der Vortrab desselben auf die Kaiserlichen stieß, bevor jene Bewegung vollendet war. Herzog Bernhard erblickte hierin einen Vortheil zum Angriff, den er sogleich zu benützen beschloß. Indem er mit einer Reiter-Abtheilung von der Ulmer Landstraße rasch in das Thal des Goldbaches einbog, stürzte er sich auf die kaiserlichen Kürassiere und schlug dieselben in die Flucht. Dadurch entstand unter den Oestreichern eine solche Verwirrung, daß sie sich schon in ihre alten Schanzen während der Belagerung zurückziehen wollten. Dringend empfahl nun Gustav Horn, den errungenen Vortheil nur zur Vollendung der beabsichtigten Schlachtordnung zu benützen, und den Hauptangriff bei der vorgerückten Tageszeit auf den andern Morgen zu verschieben. Der kühne Herzog Bernhard hoffte dagegen, den Sieg bei der Bestürzung des Feindes durch Schnelligkeit der Manöver jetzt schon zu erringen; er führte darum auch sein Fußvolk in den Kampf, mit demselben bis zum Centrum des Feindes am Hasselberg vordringend. Aus Geringschätzung gegen die Spanier, wovon ein Theil im Centrum stand, hatte er den württembergischen Landsturm diesen gegenüber gestellt. An der nördlichen Seite des Hasselberges eröffnete aber eine Batterie der Spanier auf ein Mal ein so heftiges Feuer, daß das Fußvolk Bernhards in Unordnung gerieth. Wohl ließ der Herzog diese Batterie durch die treffliche Brigade Vizthum zu wiederholten Malen stürmen, doch stets vergeblich. Da endlich auch die Brigade Vizthum in Unordnung weit zurückwich, so wurde die ganze Schlachtordnung des schwedisch-deutschen Heeres so gestört, daß der rechte Flügel unter Horn von dem linken unter Bernhard getrennt wurde. Auch jetzt noch verwarf Letzterer den Vorschlag des Mitfeldherrn, zur Wiederherstellung der Ordnung weiter rückwärts eine Stellung zu nehmen, und die Schlacht erst am folgenden Tag zu erneuern; Bernhard drang vielmehr auf unverzügliche Erstürmung der vom Feinde besetzten Höhen. Gustav Horn suchte nun eine Stellung einzunehmen, um entscheidend in den Kampf eingreifen, und den bedrohten linken Flügel unter Bernhard mit Nachdruck unterstützen zu können. Da am Hasselberg der Feind eine vorspringende Position einnahm, welche die beiden Flügel des schwedisch-deutschen Heeres trennte, so beschloß Horn, die Spanier am Allbuch zu werfen, dadurch ihr Centrum zurückzudrängen, und die geordnete Verbindung mit Bernhard wieder herzustellen. Sofort wurden Befehle ertheilt,

gegen die Schanzen der Spanier auf dem Allbuch vorzurücken, um dieselben noch in der Nacht zu nehmen, und dann durch Besetzung der Berghöhe die gesammte feindliche Stellung zu beherrschen. Diese Befehle wurden aber nicht mit Ruhe und Ordnung, sondern so übereilt vollzogen, daß auf dem Marsch das grobe Geschütz mit seinem Gespann dem Fußvolk vorankam, und demselben in den engen Hohlwegen des bergichten Terrains den Weg versperrte. Bis dieser Unordnung gesteuert war, wurde so viele Zeit verloren, daß Horn nicht nur sehr spät in der Nacht vor den Schanzen der Spanier auf der Höhe des Allbuchs anlangte, sondern der Kardinal-Infant, Don Fernando, auch alle Gelegenheit fand, die Befestigungen zu vermehren, und mit verstärkter Mannschaft zu besetzen. Gustav Horn sah seinen Zweck verfehlt, und verschob den Angriff auf den folgenden Morgen.

Als der Tag anbrach, entspann sich die Schlacht vom rechten Flügel des schwedisch-deutschen Heeres aus zuerst; allein durch einen Zufall früher und in anderer Weise, als Gustav Horn beabsichtiget hatte. Ohne einen Befehl erhalten zu haben, griff nämlich der General Witzleben mit seiner Reiterei schon in der Morgendämmerung eine vorgeschobene Abtheilung spanischer Fußvölker an, und zersprengte die burgundischen Reiter, welche jenem Fußvolk durch eine Seitenbewegung zu Hülfe kommen wollten. Bei der Verfolgung der geworfenen Burgunder gerieth er aber auf eine so starke und wohlgeordnete Masse des Feindes, daß er nun entschieden gedrängt wurde. Eiligst schickte ihm der Marschall Horn eine andere Reiter-Abtheilung zu Hülfe, indessen auch diese wurde durch die feindliche Uebermacht geschlagen, und Witzleben mit großem Verlust an den Fuß des Bergabhanges hinabgedrückt. Nunmehr ließ Gustav Horn die berühmten schwedischen Fußregimenter gegen die Hauptstellung des Feindes am Allbuch vorrücken. Die Spanier hatten ihre Verschanzung dort mit drei Halbmonden in Gestalt eines Kleeblattes versehen, wovon der mittlere etwas vorsprang. Diesen ließ nun Horn durch zwei Fußbrigaden von zwei verschiedenen Seiten zugleich angreifen. Trotz des heftigsten Feuers erstiegen die Stürmenden die Verschanzung von beiden Seiten fast in demselben Augenblick, vertraten sich aber dadurch gegenseitig den Weg, und verwirrten sich unter einander. Zugleich gerieth ein Pulverfaß der Besatzung in Brand, und machte durch die Explosion die Unordnung noch größer. In diesem Momente drang eine kaiserliche Reserve in die Schanze ein, und drängte die Schweden wieder aus derselben hinaus. Gustav Horn eilte nun in Person herbei, und bot alle Geistesgegenwart, sowie Beredtsamkeit auf, die weichenden Brigaden zu einem neuen Sturm auf die Schanze zu bewegen. Seine Krieger hielten jedoch, wegen der Explosion des Pulverfasses, den ganzen Berg für unterminirt, und wichen fortwährend scheu zurück, bis sie denn, von den kaiserlichen Kürassieren von neuem überfallen, in Verstörung den Berg hinab stürzten.

Als Reserve für einen solchen Unfall hatte Gustav Horn eben die Reiterei des Generals Witzleben bestimmt gehabt, da aber auch diese in Folge des eigenmächtigen und übereilten Angriffes in Unordnung floh, so ward die Niederlage der beiden Fußbrigaden vollkommen.

Mit Umsicht und Entschlossenheit führte der Feldmarschall Horn jetzt frische Fußregimenter zum Sturme auf die Halbmonde der Verschanzungen. Der Angriff ward auch mit Kraft und Ungestüm ausgeführt; aber eine starke Reserve spanischen Fußvolkes hatte die früher entblößte Schanze inzwischen wieder besetzt, und wies alle Angriffe mit Nachdruck zurück. Die Zusprache und das ermunternde Beispiel Gustav Horns bewogen seine tapferen Regimenter von Angriff zu Angriff; gleichwohl blieben alle Tapferkeit und Ausdauer fortwährend vergeblich. Nach dem Begehren Horns sandte Bernhard von Weimar frische Truppen unter Thurn vom linken Flügel ab, um den gedrängten rechten Flügel zu unterstützen; indessen Thurn bog zu nahe am Centrum gegen den Feind ein, und ward hier von den Italienern im Marsche aufgehalten. Da er sich durch siebenzehn Angriffe den Weg nicht frei machen konnte, so schickte ihm Bernhard auch noch Reiterei zu Hülfe. Obgleich diese sehr geschickt manövrirte, und auch schon verschiedene Vortheile erfochten hatte, ward sie doch wieder von dem Bergabhange hinabgedrückt, weil die Uebermacht der Kaiserlichen diesen erlaubte, immer größere Massen in's Feuer zu führen. Thurn mußte daher mit den Trümmern der Reiterei und seiner eigenen Heerabtheilung endlich den Rückzug nehmen. Das feindliche Centrum schob sich im Vordringen gänzlich zwischen die getrennten beiden Flügel des schwedisch-deutschen Heeres. Gustav Horn, jetzt von allen Seiten umringt, hatte nur über erschöpfte Truppen zu verfügen, während von kaiserlicher Seite, in Folge der Mehrzahl, regelmäßig abgelöst wurde, und also stets frische Truppen in die Schlachtreihen einrückten. Gleichwohl hielt er noch längere Zeit Stand, bis er denn endlich die Anordnungen zum Rückzug traf. Auch hierin gab er noch ein glänzendes Zeugniß seiner hervorragenden Feldherrngaben. Indem er durch einen plötzlichen Reiterangriff den Feind zurückdrängte, und so Raum gewann, formirte er schnell sein Fußvolk, sowie seine Artillerie in geschlossenen Massen, und rückte mit vollkommner Ordnung den Berg hinab. Da die Reiterei alsdann den Rückzug deckte, so hatte Horn bald einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen, und sein fast abgeschnittenes Heer schon gerettet, als ein Unglück alle Geschicklichkeit des Feldherrn vereitelte.

Während des Sturmes der Schweden auf die Schanzen am Allbuch, hatte auch Herzog Bernhard von Weimar mit dem linken Flügel die Schlacht gegen den kaiserlichen rechten eröffnet. Der Vortheil war Anfangs auf Seite des Königs Ferdinand, da die Reiterei Bernhards unter Taupadel geworfen wurde. Indessen bald stellte Herzog Bernhard die

Ordnung wieder her, und führte dann die Seinigen mit einem solchen Ungestüm gegen die Kaiserlichen, daß die Reihen der Letzteren schon durchbrochen waren. Im Besitze dieses bedeutenden Vortheils suchte Bernhard nun vollends den Hasselberg zu nehmen, dadurch die Angriffe Horns am Albuch zu unterstützen, und das kaiserlich-spanische Heer alsdann auf allen Punkten zu schlagen. Mit Schnelligkeit und in schönster Ordnung wurde von seinen Massen die Bewegung ausgeführt, welche er zu dem Ende angeordnet hatte. Doch jetzt warf sich der heldenmüthige Johann von Werth mit seinen berühmten Reitern dem siegenden Herzog entgegen, und mit derselben Heftigkeit, wie bei den Schanzen am Albuch, entzündete sich der Kampf von neuem. Nach heftigem Ringen wandte sich der Sieg doch endlich auf die Seite Johanns von Werth. Da entriß Herzog Bernhard die Standarte seines Leibregiments den Händen des Fähndrichs, und stellte sich mit ihr an die Spitze des Regiments. Allein so sehr dieses Beispiel von Heldenmuth seine Reiter auch zur Tapferkeit entflammte, Johann von Werth war nicht zu werfen. Bei neuem Anstürmen des Letzteren gerieth endlich die Kavallerie Bernhards in völlige Unordnung, und ergriff die Flucht. Hart verfolgt von den Werthischen Reitern, wandte sie sich verstört in die Gegend von Hirnheim.

Dort war Gustav Horn auf seinem so schön vollzogenen Rückzug eben beschäftiget, die Ordnung seines Heeres zum Empfang des nachrückenden Feindes einzurichten, als die geworfene Reiterei Bernhards auf das Hornische Fußvolk sich stürzte, und dasselbe in die Flucht mit fortriß. Gustav Horn flog eiligst an die Punkte, wo die Verwirrung am größten war, um die Reihen wieder zu ordnen. Indessen man hörte nicht mehr auf seine Ermahnungen, die Reiter stäubten wild von dannen, und das Fußvolk zerstreute sich, um in benachbarten Holzungen Schutz zu suchen. Einsam und verlassen fiel so der brave Horn den heranstürmenden Kaiserlichen als Kriegsgefangener in die Hände. Gleichzeitig floh auch der geschlagene linke Flügel des schwedisch-deutschen Heeres nach allen Seiten. Herzog Bernhard war nicht nur verwundet, sondern hatte auch sein Pferd verloren; schon drohte ihm ein gleiches Schicksal mit Gustav Horn, als ihm ein Rittmeister vom Regiment Taupadel ein unansehnliches, doch kräftiges Roß zur Rettung bot. Auf diesem entrann der Herzog der Gefangenschaft; aber so eilig ging die Flucht, daß Bernhard bis Kannstadt versprengt wurde. Die Trümmer seines Heeres wurden von den Kaiserlichen ebenfalls mit Heftigkeit verfolgt; zum Glück stießen sie bei Göppingen auf die Truppen des Rheingrafen, und sammelten sich unter deren Schutze wieder.

Die Niederlage des schwedisch-deutschen Heeres bei Nördlingen war eben so vollständig, wie jene Tilly's bei Leipzig. Nicht genug, daß es 8000 Todte zählte, verlor es seine ganze Wagenburg, 300 Fahnen und 80 Kanonen. Außerdem geriethen noch 6000 Mann in die Gefangen-

schaft der Kaiserlichen. Das protestantische Hauptheer war also fast gänzlich aufgerieben. Groß war die Siegesfreude im Heere der beiden Habsburger, und mit durchdringenden Tönen schlug der Jubelruf an die Pforten der kaiserlichen Hofburg. Einen solchen Sieg hatte noch kein Feldherr Ferdinands II. erfochten! Welcher glänzende Ruhm senkte sich daher jetzt schon auf das Haupt seines Erstgebornen herab, welche neue, schöne Hoffnung ging mit einem Mal dem bedrängten Kaiserhaus und der betrübten katholischen Kirche auf! Sollten sich hieran nicht großartige Entwürfe knüpfen lassen?

Zwei und fünfzigstes Hauptstück.

Folgen der Schlacht bei Nördlingen. Bewaffnetes Einschreiten Frankreichs. Prager Friede.

(Vom Jahr 1634 bis 1635.)

Außer dem Hause Habsburg gab es noch eine andere Macht, welche über die Niederlage der protestantischen Partei bei Nördlingen große Genugthuung empfand, und diese war Frankreich. Man war am Hofe Ludwigs XIII. schon lange sehr verdrießlich, daß selbst nach dem Tode Gustav Adolphs die Pläne zur Zerstückelung Deutschlands nicht so rasch ihrer Vollziehung sich nähern wollten, als man gehofft hatte; durch die Haltung der deutschen Protestanten auf der Frankfurter Bundesversammlung war der Kanzler Oxenstierna freilich endlich veranlaßt worden, sich in die Arme Frankreichs zu werfen, allein auch diese Vereinigung blieb bei dem erwachenden Nationalgefühl der Deutschen ohne Früchte, und sowohl der schwedische, als der französische Antrag ward auf der Bundesversammlung verworfen. Als dagegen im Sommer 1634 Regensburg und Donauwörth fielen, als das Heer des Kardinal-Infanten vor Nördlingen mit dem Könige Ferdinand sich vereinigte, und es jetzt schon als zweifelhaft erschien, ob das deutsch-schwedische Heer jene Reichsstadt zu retten, und überhaupt der kaiserlich-spanischen Uebermacht zu widerstehen vermöge, erlangte die französische Hülfe in den Augen schwacher Protestanten einen neuen Werth, und es hob sich sichtbar der Einfluß des Marquis von Feuquières. Während kurze Zeit vorher der Aerger des Kanzlers Oxenstierna über das Widerstreben der deutschen Protestanten so groß war, daß er ihnen mit gänzlicher Entziehung der schwedischen Hülfe drohte, während sogar dieß so wenig verfing, daß ein Theil der evangelischen Stände an einen blos deutschen Verein unter kursächsischer Leitung, ein anderer hingegen gar an die Versöhnung mit dem Kaiser dachte, war die Entmuthigung durch die Fortschritte der kaiserlichen Waffen jetzt auf ein Mal so groß,

daß der Heilbronner Bund einen Vertrag genehmigte, welchen Oxenstierna über die Einräumung der Festung Philippsburg an Frankreich einseitig eingegangen hatte. Dafür versprach Feuquières ein französisches Hülfsheer von 6000 Mann, welches im Nothfall bis zu 25,000 Mann verstärkt werden sollte.

Obgleich dieser unrühmliche Vertrag durch die beigefügte Bedingung etwas bemäntelt werden sollte, daß Philippsburg nach dem Frieden an Deutschland zurückgegeben werden müsse, erhob die patriotische Partei in unserm Vaterland mit Recht dennoch laute Klage. Die Scham regte sich daher auch bei den Schwachen wieder, und man zögerte mit der wirklichen Uebergabe von Philippsburg, als die Schlacht bei Nördlingen und deren nächste Folgen alles veränderten. Da nämlich an einen Widerstand gegen das kaiserliche Heer nicht mehr zu denken war, so verbreitete sich dasselbe in wenigen Wochen über einen großen Theil von Süddeutschland. Während die Bundesversammlung in Frankfurt eilfertig sich auflöste, und der Herzog von Württemberg nicht minder schnell nach Straßburg entfloh, war auch der Schrecken anderer protestantischer Stände so groß, daß die Hülfe Frankreichs nun ganz unentbehrlich zu sein schien. Oxenstierna benützte diese Stimmung, um die deutschen Protestanten vollends in die Arme der Franzosen zu treiben, und so wurden denn am 20. September 1634 Bevollmächtigte nach Paris gesendet, um den Abschluß eines innigen Bündnisses zu vollziehen. Für die schnelle Absendung des versprochenen Hülfsheeres von 6000 Mann sollten jene Botschafter, der Vicekanzler Löffler und der geheime Rath Streif, nicht nur Philippsburg übergeben, sondern auch Breisach abtreten. Der schwedische Reichskanzler hatte aber vollends alle Hoffnung und Haltung so gänzlich verloren, daß er in einer geheimen Instruktion den Vicekanzler Löffler nöthigenfalls ermächtigte, den Franzosen alle Eroberungen der Schweden im Elsaß, mit Inbegriff von Kolmar und Schlettstadt, einzuräumen. Gleiche Hast bezeigte der Rheingraf Otto Ludwig, welcher im Elsaß stand, Deutschland zu erniedrigen, und als vollends der Herzog von Württemberg, vom Könige in Frankreich zum Gouverneur von Philippsburg ernannt, zu gleichen Thaten herbeieilte, wurde die Feste Philippsburg am 7. October 1634 den Franzosen wirklich übergeben. Ihr folgten bald Kolmar, Schlettstadt, und, mit Ausnahme Straßburgs, sämmtliche Städte von Oberelsaß, welche, von dem Rheingrafen schmachvoll ausgeliefert, gierig von den Franzosen in Besitz genommen wurden. Die Zeit der tiefen Erniedrigung Deutschlands sollte sich denn nähern.

Nach langen Verhandlungen wurde zwischen der Heilbronner Bundesversammlung und Frankreich am 1. Novbr. 1634 endlich der Schutz- und Trutz-Vertrag selbst abgeschlossen. Frankreich verpflichtete sich darin: bei dem Bundesheer am rechten Rheinufer 12,000 Söldner aus irgend einer Nation zu unterhalten, an Geld 500,000 Franken zu bezahlen, und

noch außerdem am linken Rheinufer ein starkes französisches Heer, als Reserve für den Bund in Nothfällen, aufzustellen. Als Gegenleistung wurde den Franzosen nicht nur Sitz und Stimme im Bundesrath eingeräumt, sondern für den Fall eines ernstlichen Bruchs mit Oestreich, außer Breisach und dem Rheinpaß bei Straßburg, sogar die Besitznahme von Konstanz zugesagt. Zugleich sollte Frankreich berechtiget sein, dem Oberbefehlshaber des Heeres von 12,000 Mann am rechten Rheinufer, der vertragsgemäß ein deutscher Fürst sein sollte, einen französischen Generallieutenant, mit entscheidender Stimme im Kriegsrath, an die Seite zu geben. Als dieser unglückselige Vertrag zu Stande gekommen war, ließ auch die bewaffnete Einschreitung Frankreichs in den deutschen Angelegenheiten nicht länger auf sich warten. Kurfürst Maximilian von Baiern hatte nämlich den Sieg bei Nördlingen benützen wollen, um sich in der Rheinpfalz festzusetzen, und zu dem Ende Heidelberg durch Johann von Werth einnehmen lassen. Da sich die schwedische Besatzung in das Schloß zurückgezogen hatte, und dort von den Baiern in Verbindung mit kaiserlicher Mannschaft belagert wurde, so sollte Herzog Bernhard von Weimar nach dem Wunsche des französischen Gesandten Feuquières das Schloß zu Heidelberg entsetzen, und die Stadt selbst wieder in Besitz nehmen; denn man wünschte von Seite Frankreichs die unmittelbare Eröffnung des Kriegs wider den Kaiser so lange wie möglich zu vermeiden. Bernhard erhob aber so viele Schwierigkeiten, daß endlich eine französische Heer-Abtheilung die kaiserliche Besatzung in Heidelberg am 23. December 1634 überrumpelte und vertrieb. Was so lange zu besorgen war, hatte sich also erfüllt, Frankreich nun auch durch Waffenmacht an dem deutschen Bürgerkrieg Antheil genommen. Von jetzt an wurden die Wirren noch größer, und es brachen Gefahren über Deutschland herein, welche das Aeußerste fürchten ließen.

Für die erste Zeit war die Einmischung der Franzosen den kaiserlichen Waffen indessen wenig gefährlich. Um für den Handstreich auf Heidelberg Rache zu nehmen, berannte Graf Gallas vielmehr die Festung Philippsburg im Januar 1635 bei nächtlicher Weile, und eroberte sie noch vor Tagesanbruch. Die Franzosen hatten in der Feste bereits große Vorräthe an Waffen, Geld und Lebensmitteln für den künftigen Krieg aufgehäuft; alle diese, insbesondere 128 Kanonen, 100,000 Säcke Mehl, 12,000 Tonnen Salz u. s. w. fielen den Kaiserlichen in die Hände. Während ferner Johann von Werth Speier eroberte, fielen die Spanier in Trier ein, und bemächtigten sich sogar der Person des Kurfürsten. Da dieser schon lange ein Verbündeter Frankreichs war, so sah sich Richelieu auch gedrungen, gegen Spanien den Krieg zu erklären. Auf solche Weise wurden die Franzosen immer ernstlicher in den Krieg verwickelt, und es schien nach 17jähriger Dauer desselben, anstatt das Ende, erst noch seine größte Heftigkeit bevorzustehen.

In dieser gefahrvollen Lage Deutschlands suchte sich der bessere Geist unsrer Nation noch ein Mal geltend zu machen, und wiederholt den Weg vorzuzeichnen, welcher allein zur Rettung des Vaterlandes führen konnte ..... Duldung in Glaubenssachen, gegenseitige, aufrichtige Versöhnung der deutschen Katholiken und Protestanten. So eifrig die Umgebung Ferdinands II. für die Aufrechterhaltung der alten Kirche auch besorgt war, so fand bei einzelnen Rathgebern des Kaisers doch endlich die große Wahrheit Eingang, daß eine gänzliche Verdrängung des Protestantismus nicht mehr möglich, und das Heil beider Religionsbekenntnisse nur in wechselseitiger Eintracht zu suchen sei. Mußten einem Jeden, welcher nur einigermaßen noch gesundes Urtheil besaß, die Umtriebe Frankreichs nicht den Wunsch nach jener Versöhnung eingeben? War es jetzt nicht klar an den Tag getreten, daß die Deutschen nur zur Befriedigung französischer Eroberungssucht in alle Ewigkeit an einander gehetzt werden sollten? Diese Betrachtungen verstärkten bei einigen Vertrauten Ferdinands II. noch die Liebe zum Frieden, und ermunterten sie, bei dem Kaiser gleiche Gesinnungen zu erwecken.

Johann Georg, Kurfürst zu Sachsen, hatte dortmals die Augen aller deutschen Patrioten auf sich gezogen. Ob er gleich dem Lutherthum eben so eifrig ergeben war, als Ferdinand II. dem Katholicismus, so blieb er dennoch den vorgeblichen Beschützern des Protestantismus gram, weil deren Einmischung in deutsche Angelegenheiten das Vaterland nothwendig zu Grunde richten mußte. Von dem innigsten Verlangen zur endlichen Beilegung des Bürgerkrieges erfüllt, gewöhnte er sich seit langem an den Gedanken einer Versöhnung mit dem Kaiser. War er hiezu unter billigen Bedingungen schon früher geneigt, so mußte solche Bereitwilligkeit durch die Ereignisse des Jahres 1634 noch bedeutende Nahrung empfangen haben. Nach der Schlacht bei Nördlingen schien die Macht der Schweden gänzlich gebrochen, und dadurch die gesammte Lage der Dinge vom Grunde aus geändert zu sein. Zwar schickte sich Frankreich an, die Stelle Schwedens zu vertreten; doch warum die Wirren durch eine neue Dazwischenkunft fremder Staaten wiederholt anfachen? warum Deutschland im Interesse der Fremden zerfleischen? War es nicht besser, jetzt mit dem Kaiser Frieden zu schließen, als die evangelische Lehre durch weitere Siege der Katholiken von Neuem in Gefahr zu versetzen, oder am Ende nur durch schimpfliche Zugeständnisse zu Gunsten der Fremden zu retten?

Von solchen verständigen Betrachtungen erfüllt, bot der Kurfürst Johann Georg von Sachsen dem Kaiser schon im September 1634 die Hand zum Frieden. Ferdinand II., über die Anschläge Frankreichs nun ernstlich besorgt, von den Aufgeklärtern seiner Räthe noch überdieß versöhnlich gegen die Protestanten gestimmt, begegnete dem wohlwollenden Entgegenkommen des Kurfürsten mit Freundlichkeit und Vertrauen. So ließ man zuerst thatsächlich die Waffen ruhen, und eröffnete zugleich in

Pirna Vergleichsunterhandlungen, welche zu Prag im Mai 1635 zu einem wirklichen Friedensschluß führten. Die Vereinigung über einen solchen schien wegen der eingezogenen geistlichen Güter, welche das Restitutions-Edikt veranlaßten, sehr schwierig zu sein, da Kursachsen als Hauptbedingung des Friedens die Zurücknahme jenes Edikts forderte, der Kaiser hingegen in diesem Fall alle seine Pläne scheitern sah, und daher nur mit großem Widerstreben an ein solches Zugeständniß denken konnte. Indessen die gegenseitige Liebe zum Frieden war wirklich so groß, daß auch diese Schwierigkeit durch einen Ausweg beseitiget wurde. Man vereinigte sich nämlich über Bestimmungen, welche durch ihren Inhalt das Restitutions-Edikt thatsächlich aufhoben, vermied es dagegen aus Rücksicht auf den Kaiser, der Aufhebung der Verordnung ausdrücklich zu gedenken. Im Wesentlichen hatte der Prager Friedensschluß nun folgenden Inhalt:

„In Ansehung aller mittelbaren Stifter, welche vor dem Passauer Vertrag oder Religionsfrieden eingezogen worden, soll es bei dem klaren Buchstaben des angeregten Friedens verbleiben. Die unmittelbaren Stifter und geistlichen Güter aber, die vor dem passauischen Vertrag und Religionsfrieden, so wie alle, sie mögen unmittelbar oder mittelbar sein, die nach diesem Frieden eingezogen worden, sollen die Protestanten, so viel sie deren 1627 den 12. November neuen Styls (also noch vor dem Restitutions-Edikt) inne gehabt, auf 40 Jahr ruhig besitzen, diejenigen ausgenommen, welche den Katholiken in der Form Rechtens auf beider Theile geschehene Submission von dem Reichshofrath oder Kammergericht vor oder nach dem angesetzten Termin mögen zuerkannt worden sein, jedoch so, daß auch diese dem Stand Rechtens noch unterworfen bleiben, wenn die Execution zur Zeit des Termins noch nicht vollbracht worden.“

„Damit aber nach dem Verlauf der 40 Jahre nicht neue Unruhe und Weigerung entstehe, soll noch vor Ausgang derselben durch Zusammensetzung friedliebender Stände von beiderlei Religionen in gleicher Anzahl alle äußerste Bemühung, Sorg und Fleiß dahin angewendet werden, die Sache von Grund aus zu vergleichen. Würde aber solches nicht erfolgen, so soll nach Ausgang der 40 Jahre jeder Theil in demjenigen Recht stehen, welches er 1627 den 12. November gehabt, sich desselben, so gut oder schwach es damals gewesen, gütlich oder rechtlich zu gebrauchen haben, und soll deßwegen kein Theil wider den andern, unerkanntes ordentlichen Rechtens, zu den Waffen greifen, der Kaiser auch solches andern zu thun nicht gestatten, weniger für sich die Stände damit beschweren.“

Der gütliche Vergleich des Kaisers und des Kurfürsten von Sachsen war ganz unverkennbar aus höheren politischen Gründen und ehrenwerther patriotischer Gesinnung hervorgegangen. Beide Theile sahen zu deutlich, was Frankreich und Schweden unter der Fortsetzung des unglücklichen Religionskrieges eigentlich suchten, sie erkannten klar, daß Deutsch-

land bei der Unterhaltung der Zwietracht nicht nur im Innern furchtbar zerrüttet, sondern auch zum Theil eine Beute der Fremden werden müsse. Vaterlandsliebe legt öfters schmerzliche Opfer auf; auch im vorliegenden Fall mußten daher die beiden Religionsparteien Lieblingsneigungen aufgeben oder beschränken, um dem Vaterlande den Frieden endlich wieder zu geben, und zugleich die habsüchtigen Entwürfe der Fremden zu vereiteln. Sowohl der Kaiser, als der Kurfürst von Sachsen faßten die Sache redlich von diesem Gesichtspunkt auf, und gewährten gegenseitig Zugeständnisse, welche ihnen schwer fielen. Dessenungeachtet wurde ihre rühmliche Mäßigung der Gegenstand des heftigsten Tadels beider Konfessionen. Man beschuldigte den Kaiser, daß er die katholischen, und den Kurfürsten von Sachsen, daß er die evangelischen Interessen preisgegeben habe.

Die meisten dieser Vorwürfe waren sehr grundlos. So fanden die Protestanten daran Aergerniß, daß der Streit über die geistlichen Güter nicht entschieden, sondern auf 40 Jahre nur vertagt worden sei. Doch gerade dieß war ein sehr weiser Ausweg zur endlichen Versöhnung, da bei der gegenwärtigen Erbitterung der Gemüther eine durchgreifende Erledigung der Streitfrage jetzt nicht möglich war, durch die Vertagung der schlüssigen Entscheidung also Zeit gewonnen wurde, die Leidenschaften zu besänftigen und endlich bleibende Versöhnung herbeizuführen. Daß in der Hauptsache ein wirklicher billiger Vergleich mit gegenseitigen erheblichen Zugeständnissen, geschlossen worden sei, bewies eben die Heftigkeit, mit der die Uebereinkunft von den Fanatikern beider Parteien angefochten wurde. Eine Bestimmung des Vertrages war freilich sehr zu bedauern, weil sie das Princip der Duldung verletzte, nämlich das Verbot der protestantischen Religionsübung in Oestreich. Indessen da dieß die einzige, wesentliche Gegenleistung für die vielen Zugeständnisse des Kaisers war, da ohne sie das gesammte Vergleichswerk scheitern mußte, und die Noth Deutschlands so groß, die Lage der Dinge überhaupt so schwierig war, muß auch jene Bestimmung mit Nachsicht beurtheilt werden *). War nun der Friede hergestellt, so mochten von der fortschreitenden Zeit auch in Oestreich duldsamere Grundsätze zu hoffen sein, die freie Ausübung des protestantischen Gottesdienstes auch dort später bewilligt werden.

Uebrigens war es dieser Punkt keineswegs, welcher von Seite der Protestanten das heftige Eifern wider den Prager Frieden hervorrief, sondern die Unzufriedenheit der Schweden über die drohende Scheiterung

*) Die Gründe, welche Ferdinand II. dafür anführte, waren auch keineswegs ohne alle Erheblichkeit. „Von den Protestanten," sagt er, „ist selbst die Regel aufgestellt worden, daß die Religion und deren Einführung der Landesfürstlichen Hoheit anhängig seyn solle: was einem Stand im Reich recht, das müßte dem andern, zumahl dem Kaiser, nicht unrecht, noch verbothen seyn; und da der Kaiser dabey fest bestanden, sey es auch dabey geblieben, jedoch so, daß wegen Schlesien und der Lausitz besondere Verträge errichtet wurden."

ihrer politischen Pläne. Oxenstierna reizte deßhalb die fanatischen Protestanten auf, und diese erhoben nun ihr Zetergeschrei. Umgekehrt konnten die Fanatiker auf der katholischen Seite dem Kaiser das Preisgeben der Kirchengüter nicht verzeihen, und klagten ihn darum leidenschaftlich an. Ferdinand II. war sich nicht nur der Redlichkeit seiner Absichten, sondern selbst der gewissenhaftesten Vorsicht bei dem Abschluß des Prager Friedens bewußt, weil er darüber vorher das Gutachten eines Gewissenrathes, bestehend aus zwei Kardinälen, zwei Bischöfen, zwei Prälaten, zwei Domherren und zwei gelehrten Theologen von jedem Orden, eingeholt hatte. Er vertheidigte sich darum öffentlich gegen die Anklagen, und zwar auf eine sehr geschickte Weise. Wie konnte man ihm die Verletzung der katholischen Interessen vorwerfen, da der König von Frankreich, welcher sich den „Allerchristlichsten“ nannte, aus unsittlicher Eroberungsgier die Protestanten wider die Katholiken aufstachelte und schützte, gerade hierdurch aber den Kaiser zu der Nachgiebigkeit gegen den Kurfürsten von Sachsen zwang? Mit großem Tact rechtfertigte sich denn Ferdinand II. in einer Staatsschrift auf die nachstehende Weise: „Wenn es Jemand schmerze, daß in dem Prager Frieden nicht mehr Rücksicht auf die katholische Religion genommen worden, so finde er es nicht tadelnswürdig, nur mahne er einen solchen, seinen Unmuth gegen denjenigen auszulassen, der es gehindert. Dieser Vorwurf treffe nicht ihn, sondern den allerchristlichsten König, der, ungeachtet er Anspruch auf den ersten Platz unter den übrigen Söhnen der Kirche mache, sich nicht nur allein nicht gescheuet, gleich anfangs die Kräfte der Nichtkatholischen gegen den Kaiser und die Ligue aufzureizen, einen auswärtigen König ihnen zur Unterstützung herbeizurufen, mit ihm ein Bündniß einzugehen, die Macht beider zu hegen und zu stärken, sondern auch durch sich selbst des Kaisers und des Reichs Länder ohne Ursach und gegen Treue und Glauben anzufallen, und sich sogar bemühe, selbst die Katholischen von dem Kaiser abwendig zu machen, und gegen ihn aufzubringen.“

Auch der Kurfürst Johann Georg von Sachsen wurde genöthiget, wider die Vorwürfe der Protestanten sich öffentlich zu vertheidigen. Seine Rechtfertigung war ebenfalls gründlich und schlagend. „Der Kurfürst,“ hieß es darin, „habe seine Neigung zum Frieden den protestantischen Ständen zu Frankfurt zeitlich bekannt machen lassen, und es habe jedem frei gestanden, entweder den Friedenstraktaten selbst beizuwohnen, oder was er dabei zu besorgen gehabt, dem Kurfürsten zu vertrauen, und durch ihn die Unterhandlung darüber zu pflegen; wenn man sich dessen nicht bedient, liege die Schuld nicht an ihm. Für die freie Religionsübung in den kaiserlichen Erbländern habe er alle mögliche Sorge getragen; da sie aber auf keine Weise zu erhalten gewesen, habe er es müssen geschehen lassen, weil es ihm nachtheilig, unerträglich und höchst gefährlich geschienen, darum länger Krieg zu führen. Bei der zu Leipzig 1631

beschlossenen Kriegsverfassung habe man nicht vorzüglich (principaliter) mit auf die östreichischen Erbländer gesehen; ziehe man aber die allgemeinen Reichsgesetze zu Rath, so sei nicht nur allein vermöge des Religionsfriedens Niemand befugt, dem andern vorzuschreiben, wie er sich in seinen Ländern in Ansehung der Religionsübung zu verhalten, sondern es sei sogar verboten, fremde Unterthanen des Glaubens oder andern Ursachen halben in besondern Schutz und Schirm gegen ihre Obrigkeit zu nehmen; an den kaiserlichen Erblanden hange nicht das ganze evangelische Religionswesen, sondern nur ein Theil, um dessen Willen das Ganze zu wagen, und der größten Gefahr auszusetzen, eine Vermessenheit und Versuchung Gottes sei."

Indessen alle diese Gründe halfen nichts, weil es den Schweden und einigen Häuptern der deutschen Protestanten, namentlich dem Herzog Bernhard von Weimar und dem Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, nicht sowohl um die Religion, als um Gebiets-Erwerbungen zu thun war. Sie eiferten daher fortwährend wider die Versöhnung mit dem Kaiser, und die Schweden insbesondere reizten die fanatischen Protestanten bis zum Aeußersten. Endlich führte der Ingrimm der Schweden gegen den Kurfürsten von Sachsen auch zum förmlichen Krieg. Erstere widersetzten sich der Räumung des Erzstifts Magdeburg, welches dem Sohne des Kurfürsten durch eine untergeordnete Bestimmung des Prager Friedens, mit Ausnahme von vier Aemtern, auf Lebenszeit zugestanden worden war. Während es schon im Magdeburgischen zwischen beiden Theilen zu Feindseligkeiten gekommen war, und die Schweden auch zurückgedrängt wurden, erfolgte bei Witstock am 24. September 1636 eine entscheidende Schlacht, worin die Sachsen unterlagen. Von Seite der fanatischen Protestanten eiferte man jetzt noch mehr gegen den Prager Frieden, und der Religionshaß wurde heftiger, als je angeschürt. So sollte die Vernunft noch ein Mal betäubt, die patriotische Richtung wiederum unterdrückt, und der unglückliche Religionskrieg im Interesse der auswärtigen Eroberungssucht noch länger fortgesetzt werden. Bevor wir die Folgen dieser beklagenswerthen Wendung der Dinge aber weiter entwickeln, müssen wir die Erzählung der Ereignisse nachholen, welche sich inzwischen auf dem Hauptschauplatz des Krieges zwischen dem Kaiser und Frankreich zutrugen.

Drei und fünfzigstes Hauptstück.

Angriffs-Krieg gegen Frankreich. Politik des Herzogs Bernhard von Weimar.

(Von 1635 bis 1636.)

Einer der thätigsten Gegner Frankreichs im kaiserlichen Heere war der Herzog Karl von Lothringen, welcher schon in der Schlacht bei Nördlingen durch wohlgeleitete Reiterangriffe gegen die schwedisch-deutschen Kolonnen rühmlich sich hervorgethan hatte. Mit Recht entrüstet über die Anschläge der Franzosen auf Lothringen, und die damit zusammenhängenden Umtriebe derselben, strengte er alle Kräfte an, um dem Kriege des Kaisers gegen Frankreich sogleich von vorneherein Kraft und Nachdruck mitzutheilen. Während der französische Heerführer, Herzog von Rohan, im Frühjahr 1635 an der Spitze eines Heeres aus dem Elsaß in das Veltlin gegen die Spanier zog, vereinigte sich Karl von Lothringen mit dem bairischen General Mercy, erschien im April 1635 an der Spitze eines Heeres vor Mümpelgard und bedrohte zugleich Besort. Da der Herzog in solcher Weise den Krieg in das Innere Frankreichs spielen zu wollen schien, so brach der französische Marschall de la Force von Lüneville wider den Lothringer auf. Bernhard von Weimar, durch neue Werbungen verstärkt, setzte sich dagegen auf den Hülferuf des benannten Marschalls gegen Breisach in Bewegung, um den Herzog von Lothringen im Rücken zu bedrohen. Inzwischen hatte aber Graf Gallas bei Rheinhausen schon Anstalten gemacht, mit dem kaiserlichen Hauptheer über den Rhein zu gehen, und in Verbindung mit Karl von Lothringen, die Franzosen in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Ludwig XIII. hegte bereits Besorgnisse, und bot den gesammten Adel seines Reiches zur Vertheidigung desselben auf, als er durch die Versicherung beruhigt wurde, der Marschall de la Force sei mächtig genug, den Herzog von Lothringen aufzuhalten, und Bernhard von Weimar füglich im Stande, die

Rheinübergänge zu decken. Im wiederkehrenden Vertrauen erfolgte sogar jetzt die schon gemeldete Kriegserklärung Frankreichs gegen Spanien, welche bald auch von glücklichen Gefechten der Franzosen in den Niederlanden begleitet war. Binnen kurzer Zeit sollte jedoch der Gang der Kriegsereignisse eine wesentlich andere Wendung nehmen.

Nachdem nämlich im Mai 1635 der Prager Friede zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen geschlossen war, blieb Ferdinand von der Gefahr eines Angriffs auf seine Erblande, namentlich Böhmen, befreit, und konnte nun seine gesammte Waffenmacht unbesorgt verwenden, um den Krieg im Reiche, und namentlich gegen Frankreich, mit Nachdruck zu führen. Unmittelbar nach dem Abschluß des Prager Friedens setzte sich daher Graf Gallas, zu dem besagten Zwecke, mit dem Herzog von Lothringen, dem Grafen Piccolomini und dem wackeren Johann von Werth in's Benehmen. Als der Operationsplan entworfen war, ging Gallas schon im Juni 1635 mit einem kampflustigen und wohlgeordneten Heere über den Rhein, und wandte sich nach der Unterpfalz, während Piccolomini in die Niederlande, und Johann von Werth zur Unterstützung Karls von Lothringen nach dem Elsaß entsendet wurde. Graf Gallas traf bei Worms und Mainz die nöthigen Anstalten zur Deckung seines Rückens, und drang dann, nach der Einnahme von Kaiserslautern, gegen die französische Grenze selbst vor, indem er rasch auf Zweibrücken sich warf. Schon war diese Stadt der Uebergabe nahe, als der kaiserliche Obergeneral erfuhr, daß die Franzosen durch große Anstrengungen ein Heer von 26,000 Mann vereinigt hätten, und damit gegen Zweibrücken heranzögen. Matthias Gallas, durch Truppenentsendungen bedeutend geschwächt, durfte es nicht wagen, bei einer solchen Uebermacht des Feindes eine Schlacht anzunehmen: er zog sich daher vorsichtig an den Rhein zurück, um sich im Nothfall durch das Belagerungsheer von Mainz zu verstärken. Die französische Armee folgte ihm, und baute große Pläne auf ihre Verbindung mit Bernhard von Weimar und Wilhelm von Hessen-Cassel; allein Letzterer nahm ein zweideutiges Benehmen an, und Gallas manövrirte zu gleicher Zeit so geschickt, daß das französische Heer in der Gegend von Hochheim in eine gefährliche Lage gerieth, welche durch ausbrechende Krankheiten, insbesondere die Ruhr, noch bedenklicher gemacht wurde. Da vollends auch die Waffen Karls von Lothringen und Johanns von Werth glücklich waren, und den Marschall de la Force hart bedrängten, da insbesondere die Werthischen Truppen schon siegreich über Lothringen sich zu verbreiten begannen, wurde der Führer des französischen Heeres am Rhein, der Kardinal la Valette, von äußerster Bestürzung erfüllt, und richtete die Hoffnung seiner Rettung nur noch auf den Herzog Bernhard von Weimar. Durch die Kriegslisten des Letztern gelang es den Franzosen endlich, den Rückzug in der Richtung nach Metz anzutreten. Allein kaum

waren sie in Bewegung, so zeigten sich starke kaiserliche Heerabtheilungen, um den Fliehenden den Weg zu versperren. Der Kardinal la Valette war in der That fast abgeschnitten, und hatte es nur der Geistesgegenwart, der Taktik und der Tapferkeit des Herzogs Bernhard zu verdanken, daß er nach unsäglichen Anstrengungen und Drangsalen am 18. September 1635, dem 13. Tag des Rückzuges, mit seinem Heere das Gebiet von Metz erreichte.

Graf Gallas, welcher den flüchtigen Franzosen fortwährend auf dem Fuße gefolgt war, und ihnen große Verluste zugefügt hatte, machte nun Anstalten, sich mit dem Herzog von Lothringen zu vereinigen. Die Gefahr schien so dringend zu sein, daß der König von Frankreich selbst bei seinen Heeren erschien, um denselben Muth einzuflößen, und zugleich neue Rüstungen zu betreiben. Auf die Nachricht von dem verworrenen Rückzug des Kardinals la Valette, zogen sich der Marschall de la Force und der Herzog von Angouleme, der jenem ein zweites Heer zugeführt hatte, ängstlich nach Lüneville zurück. König Ludwig versah beide zwar eiligst mit Verstärkungen, traute aber der gesammten Lage der Dinge so wenig, daß er selbst nach St. Germain zurückging. Dadurch verloren auch la Force und Angouleme die Zuversicht noch mehr, und gingen gegen die Mosel zu, indem sie sich bei St. Nicolas aufstellten und dadurch den Herzog Bernhard veranlaßten, nach Nanzig zu rücken. Ungehindert vollzogen nun am 16. October 1635 Graf Gallas und Karl von Lothringen ihre Vereinigung, alsbald ein festes Lager bei Dieuze beziehend. Bernhard von Weimar rieth zur Schlacht, da das französisch-deutsche Heer über 30,000 Mann zählte und selbst den vereinigten Streitkräften der Gegner weit überlegen war; die Franzosen empfanden indessen dazu wenig Lust, und wollten lieber noch weiter zurückweichen. Graf Gallas hatte dadurch schon Gelegenheit erlangt, in das Herz von Frankreich einzudringen, als in seinem Lager Krankheiten einrissen, und die Kälte der weit vorgerückten Jahreszeit einen Winterfeldzug, nach den Ansichten jener Zeit, bedenklich zu machen schien. Endlich fand es der kaiserliche Oberfeldherr für das Beste, an den Rhein zurückzugehen, weßhalb er denn am 29. November 1635 das Lager von Dieuze aufhob, und in der bemerkten Richtung abzog. Die Franzosen wagten es nicht, ihm zu folgen, und ruhmlos hatte daher der erste Feldzug für sie geendet.

Noch weit unglücklichere Folgen würde aber die bewaffnete Einmischung derselben in die deutschen Angelegenheiten ihnen zugezogen haben, wenn Herzog Bernhard von Weimar, anstatt dem Feinde seines Volkes zu dienen, dem Vaterlande seine bedeutenden Fähigkeiten gewidmet hätte. Bernhard trug nach der Schlacht von Nördlingen die Entscheidung des Krieges in seinen Händen, denn Ferdinand II. ließ ihm unter sehr vortheilhaften Bedingungen Versöhnung antragen. Der Kaiser bot ihm durch den König Ferdinand und den Grafen Gallas nicht nur die Zurückgabe

des Herzogthums Franken an, welches durch die Schlacht von Nördlingen gänzlich für ihn verloren war, sondern auch den Oberbefehl über ein kaiserliches Heer. Hätte Bernhard von Weimar diese Anträge angenommen, so würde die Macht des Kaisers so bedeutend vermehrt worden sein, daß sowohl die französischen, als schwedischen Eroberungspläne scheitern mußten. Bei einem Mißbrauche solcher Macht konnte freilich die Sache der Protestanten in Gefahr gerathen; allein Ferdinand II. hatte gerade in jener Zeit so viele Mäßigung erwiesen, daß eine Besorgniß der Art nicht wohl aufkommen konnte. Uebrigens mochte Herzog Bernhard durch seinen Einfluß bei dem Kaiser den Evangelischen mehr nützen, als durch das anstößige Bündniß mit den Franzosen, sowie er im Nothfalle durch eine Vereinigung mit Kursachsen immer noch Macht genug erhalten hätte, die katholische Partei zur Bewilligung eines billigen Friedens zu nöthigen. Indessen Bernhard führte den Krieg schon lange nicht mehr für Grundsätze, sondern für die Eroberung eines Landes, und dieser Absicht schien ihm das Anschließen an Frankreich günstiger zu sein, als die Verbindung mit dem Kaiser, weil er den Versprechungen des Letzteren nicht traute. Da er deßhalb auf die Behauptung des Herzogthums Franken keine Hoffnung mehr setzte, so warf er seine Augen auf ein anderes Land, und zwar auf das Elsaß. Französische Hülfsgelder sollten ihm die Mittel gewähren, den Krieg so lange fortzusetzen, bis er dort ein Herzogthum mit landesherrlicher Gewalt für sich errichtet habe. Deßhalb schloß er im October 1635 zu St. Germain einen Vertrag mit Ludwig XIII., wodurch ihm für die Aufstellung und Führung eines Heeres im Dienste Frankreichs jährlich vier Millionen Franken zugesichert wurden. Geheime Artikel dieses Vertrages verhießen ihm noch überdieß die Besitznahme vom Elsaß. Es war längst bekannt, daß das französische Kabinet hauptsächlich zur Eroberung dieser deutschen Landschaft in den Krieg sich eingemischt hatte; es lag demnach auf platter Hand, daß die Ueberweisung des Elsaßes an Bernhard von Weimar nur aus Verstellung und mit dem festen Vorsatze geschah, den Herzog, sobald es die Umstände erlauben würden, aus dem Besitz zu werfen, und überhaupt bei Seite zu legen; als ganz unerklärlich erscheint es demnach, daß Bernhard von Weimar, welcher dem Kaiser nicht traute, den arglistigen Vorspiegelungen der Welschen Glauben beimaß. Dieß war sowohl im Interesse des Ruhmes Bernhards, als der Ruhe und der Integrität unseres Vaterlandes schmerzlich zu bedauern.

Vier und fünfzigstes Hauptstück.

Deutsche Königswahl. Tod Ferdinands des Zweiten. Charakteristik dieses Kaisers.

(Vom Jahr 1636 bis 1637.)

Mitten unter den Kriegs-Unruhen dachte Ferdinand II. im Jahre 1636 auf ein Mal ernstlicher als je an die Ernennung seines Nachfolgers auf dem Kaiserthrone. Die Wahl eines solchen mußte unter den gegebenen Umständen freilich ungemein schwierig sein, weil die Religions-Spaltung auch auf die Kurfürsten sich erstreckte und der Krieg die Gemüther gegenseitig erbitterte: dagegen war zu bedenken, daß die Ernennung eines Kaisers, bei der Einmischung der Fremden in die Reichs-Angelegenheiten und der allgemeinen Verwirrung, noch ungleich schwieriger, ja vielleicht ganz unmöglich werden würde, wenn man bis zur wirklichen Erledigung des Thrones warten wolle. Ferdinand II. wünschte natürlich seinem ältesten Sohne, dem König von Ungarn, die Nachfolge auf dem Kaiserthron auszuwirken; wenn ihm solche Absicht jedoch schon früher mißlang, so schien sie jetzt vollends gänzlich unerreichbar zu sein, da es bei den Protestanten allgemeine Gewohnheit geworden war, das Haus Oestreich der Absicht zur Unterdrückung der sogenannten deutschen Freiheit zu beschuldigen.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten beschloß der Kaiser, welcher seine Kräfte schwinden fühlte, im Jahre 1636 einen ernstlichen Versuch zu machen, nicht nur die Wahl seines Nachfolgers, sondern sogar die Ernennung seines Erstgebornen zum deutschen König durchzusetzen. Die größten Hindernisse mochten von Seite der Kurfürsten zu Trier, Sachsen und Brandenburg zu befürchten sein; glücklicherweise hatte man sich aber dem zweiten durch den Prager Frieden so freundlich genähert, daß durch ihn auch Kur-Brandenburg versöhnlich gestimmt werden konnte. Als nun vollends gegen den Erzbischof von Trier, wegen Verletzung der Reichs-

gesetze, eine gerichtliche Procedur angedroht wurde, die diesen zur Führung seiner Stimme untauglich mache, so vereinigten sich die Kurfürsten in Regensburg wider Erwarten sehr schnell, und zwar am 22. December 1636 über die Ernennung Ferdinands, des Kaisers Erstgebornen, zum römischen König. In der Wahlcapitulation wurden, außer den gewöhnlichen Bestimmungen, nur noch einige Zusätze aufgenommen, welche die Zeitumstände nothwendig zu machen schienen. Dieselben gingen vorzüglich dahin, daß den mannichfachen Verletzungen der Reichs-Verfassung, wozu man während des Krieges durch die Noth gedrungen ward, keine Folge gegeben, daraus kein Recht abgeleitet werden dürfe. Zugleich suchten die Kurfürsten bei dieser Wahlhandlung auch auf die Herbeiführung eines endlichen Friedens hinzuwirken, und die Grundsätze, welche sie in dieser Beziehung äußerten, waren sehr ehrenwerth. Sie widersetzten sich nicht nur der Abtretung Pommerns an die Schweden, welche Oxenstierna zur Entschädigung seiner Krone schon gefordert hatte, sondern verwahrten sich auch sehr nachdrücklich wider die französische Eroberungssucht. Ja sie forderten sogar, daß man gerade umgekehrt die Franzosen zur Herausgabe der drei deutschen Bisthümer Metz, Tul und Verden anhalten, und das Herzogthum Lothringen mit Nachdruck gegen die Anmaßungen der Welschen schützen solle. Es war nur zu bedauern, daß solche rühmliche Gesinnungen bloß bei den Worten stehen blieben, und durch die That nicht Nachdruck erhielten.

Der Kaiser empfand über die Ernennung seines Erstgebornen zum Nachfolger im Reiche eine große Freude, konnte dieselbe indessen nicht mehr lange genießen. Schon während der Wahlversammlung in Regensburg wurde er so ernstlich unpaß, daß er sich noch vor der Erledigung der Geschäfte nach Wien zurückbringen ließ. Dort nahm die Krankheit so schnell zu, daß er am 15. Hornung 1637, im 59. Jahre seines Lebens dahinschied.

Ferdinand II. hat während seiner Regierungszeit einen so bedeutenden Einfluß auf Deutschland ausgeübt, daß es nothwendig wird, sowohl seine Persönlichkeit, als sein öffentliches Wirken, im Ueberblick noch etwas näher zu würdigen.

Wenn uns die Natur durch ihre Mannichfaltigkeit in der geistigen Ausstattung der Menschen öfters in Verwunderung versetzt, und anderntheils wieder durch seltsame Gegensätze der Eigenschaften manchmal unser Befremden erweckt, so muß beides vornehmlich in Ansehung des vorbenannten Kaisers der Fall sein. Legt man den Maaßstab eines Gustav Adolphs an ihn, so erhob er sich nur wenig über die Mittelmäßigkeit: denn er war weder selbstständiger Feldherr, noch Staatsmann, weder genialer Regent, noch Gesetzgeber, von reformatorischem Berufe vollends zu geschweigen. Gleichwohl überraschter durch eine Fülle von Tugenden und liebenswürdigen Eigenschaften. Ferdinand II. war mild und leut-

selig, ein vortrefflicher Gatte und Vater, der Mann der reinsten Sitte, und der aufrichtige Förderer alles dessen, was er für gut und recht hielt. Durch seine große Gewissenhaftigkeit führte ihn die letztere Richtung zu einem sehr ernsten Betriebe der Staatsgeschäfte. Er hielt seine kaiserliche Würde nicht für ein Mittel zum Glanz und zur Prunksucht, sondern für ein schweres Amt, dessen pflichtmäßiger Verwaltung man alle seine Kräfte widmen müsse. Deßhalb nahm er an allen Staatsgeschäften selbst Antheil, und zwar auf eine Weise, welche ihm die größten Mühen und Beschwerden verursachte. Nicht genug, daß er die Bittschreiben immer selbst las, und zum Vortrage in den betreffenden Raths-Sitzungen vertheilte, wohnte er auch allen Versammlungen seines Staatsrathes bei, den Berathungen mit ausdauernder Aufmerksamkeit folgend. Auch vor und nach solchen Sitzungen arbeitete er allein oder mit einem Minister sehr streng, und lag den Geschäften überhaupt mit solchem Eifer ob, daß er sich kaum eine Stunde täglich der Erholung im Kreise seiner Familie gönnte. Nur der Gottesdienst und das Gebet konnten ihn vermögen, der Zeit für die Staatsarbeiten Abbruch zu thun. Sein einziges Vergnügen war die Jagd; doch selbst hierin legte er sich große Einschränkungen auf, und wenn er sich die Freude auch erlaubte, geschah es nur nach vorhergegangener besonderer Anstrengung im Arbeiten, und in Gesellschaft von geheimen Räthen, mit denen er die laufenden Angelegenheiten besprechen konnte. Trotz der Last der schriftlichen Geschäfte und der vielen Staatsraths-Sitzungen gab er viele Audienzen, und ließ ohne Noth überhaupt Niemand ungehört von dannen gehen. Mit allen diesen rühmlichen Eigenschaften war nun noch ein tiefer Ernst und eine Festigkeit des Willens verbunden, welche Beharrlichkeit und Charakterstärke hervorrufen. Ferdinand II. erhob deßhalb dasjenige, was er für Pflicht hielt, zu Grundsätzen, und ließ sich von der Durchsetzung derselben alsdann weder durch Hindernisse, noch durch Gefahren abwendig machen. Oefter, als ein Mal, beharrte er in bedenklichen Lagen unbeugsam bei seinen Entschlüssen, und rettete die Sache seiner Partei gerade durch diese Festigkeit. Auch Entbehrungen und Opfer scheute er nicht, um seinen Grundsätzen den Sieg zu erringen; er lebte als Kaiser vielmehr oft ärmlich, und plagte sich ernstlich, damit er für die ungeheuern Kriegskosten Geld erschwinge. Was er hierüber in dem angeführten Brief an Wallenstein schrieb, daß er die übersendeten 100,000 fl. nur durch Schmälerung seines Unterhalts zusammengebracht habe, war keine bloße Redensart, sondern einfache Wahrheit.

Ein solcher Mann hätte unter Umständen Großes vollbringen können; allein eine andere Richtung seines Geistes beherrschte und bewältigte alle guten Eigenschaften: .... nämlich das fast krankhafte Uebermaaß des religiösen Sinnes, welches zur Bigotterie ausartete, und sogar an Schwärmerei streifte. Ferdinand II. erklärte selbst vielfältig, daß er die

Zwecke der Religion allen andern unbedingt vorsetze, und daß er lieber Land und Leuten, der Krone und allen seinen Königreichen entsagen, als die Ausbreitung des Glaubens unterlassen wolle. Wer solche Grundsätze hegte, wer die religiöse Propaganda für seine erste Pflicht erklärte, taugte besser in's Kloster oder zu einem Missionär, als auf den deutschen Kaiserthron. Jetzt war es freilich schwierig, die Duldung zur obersten Richtschnur zu nehmen, also den einzig-möglichen Weg zur Rettung Deutschlands zu finden; jetzt erklärt sich freilich die Heftigkeit und die lange Dauer der religiösen Zuckungen Deutschlands während der Regierungsperiode des zweiten Ferdinand!

Diese Richtung des Kaisers kann übrigens keineswegs bloß auf Rechnung der Zeit geschrieben werden. Um Friedrichs II. aus dem Hause der Hohenstaufen zu geschweigen, ließ sich auch der Zeitgenosse Ferdinands II., Gustav Adolph, den Staatsblick niemals durch religiöse Gefühle trüben. Er war auch von wirklicher Religiosität erfüllt; allein er überließ die Bekehrungsgeschäfte den Priestern und beschäftigte sich mit großartigen Staatszwecken, der Kirche nie eine Einmischung in dieselben, geschweige ein Uebergewicht einräumend. Bei höheren Geistesgaben wäre daher die fragliche Gemüthsrichtung Ferdinands II. nicht möglich gewesen, und das beweist denn die Richtigkeit des Urtheils, daß sich dieser Kaiser in den Verstandesgaben wenig über die Mittelmäßigkeit erhob.

Was aber die guten Eigenschaften desselben noch mehr lähmte und in eine falsche Thätigkeit versetzte, war seine übermäßige, fast an Abgötterei grenzende Verehrung der Geistlichen. Es ist schon das Urtheil über ihn erzählt worden, „daß er den Priester vor dem Engel gegrüßt haben würde," doch hier ist noch zu bemerken, daß jener Ausspruch eine große Wahrheit nur in ein scherzhaftes Gewand kleidete. Die übertriebene Ehrfurcht vor den Geistlichen gab nun den sonst starken Willen des Kaisers gefangen und die Leitung des Staates unbedingt in die Hände seiner Beichtväter. Hierdurch entstand eine weitere gefährliche Gewöhnung Ferdinands II., die Unterordnung seiner Ansichten und Neigungen unter jene seiner Minister und geheimen Räthe. Schon der Volks-Instinct ahnete dieß, und da sich derselbe meistens in Sprüchwörtern zu äußern pflegt, so sagte man dortmals: der Kaiser hat in seinen Landen drei große Berge, Eggenberg, Werdenberg und Questenberg, sowie drei edle Steine, Dietrichstein, Liechtenstein und Wallenstein. Die Beichtväter des Kaisers erklärten diesem nämlich geradezu, daß es zur Wahrung seines Gewissens besser sei, bei Meinungs-Verschiedenheiten nicht dem eigenen, sondern dem Urtheile der geheimen Räthe zu folgen. Da die Beichtiger auf die Wahl der Minister entscheidenden Einfluß ausübten, so konnten sie in solcher Weise mittelbar zur unumschränkten Leitung der Staatsgeschäfte gelangen. Ferdinand II. erblickte nun in dem bemerkten Rathschlag seiner Beichtväter einen Befehl Gottes selbst, und unterwarf

deßhalb seine Ansichten mit einer merkwürdigen Selbstverläugnung den Meinungen seiner Minister. Es scheint dieß freilich ein Widerspruch mit der Willens-Festigkeit und dem Geschäfts-Fleiß des Kaisers zu sein; indessen solche Contraste fanden sich eben in seinem Charakter, wie wir im Eingang schon andeuteten. Uebrigens läßt sich der Widerspruch theilweise dadurch, daß die Priester bei ihrer unbedingten Herrschaft über das Reichsoberhaupt die unmittelbare Antheilnahme desselben an den Geschäften gerne sahen, um solche nach ihrem Willen erledigen zu lassen. Jener Widerspruch läßt sich zum Theil ferner dadurch, daß die Priester im Rathe die Mehrheit besaßen, und durch die Gewöhnung Ferdinands II. seine Majorität der Meinung des Ministerrathes unterzuordnen, den Sieg der Minderheit verhindern konnten, wenn die bessere Ansicht der Letztern mit dem sonst gesunden Urtheil des Kaisers zusammentraf. Fester Wille wohnte dem letztern stets bei, so oft seine Meinung mit jener der Geistlichen übereinstimmte; wo aber beide einander durchkreuzten, opferte Ferdinand II. freudig seinen Willen den höhern Geboten Gottes. Das Hinstreifen der Frömmigkeit an Schwärmerei erklärt also das psychologische Räthsel; denn es ist bekannt, daß Männer der Art, trotz ihres unbedingten Gehorsams gegen die Kirche, mit dem stärksten Charakter begabt sein können.

Durch den priesterlichen Einfluß mag noch ein weiterer Widerspruch entstanden sein, welcher in Vergleich der Grundsätze des Kaisers mit seiner Handlungsweise besonders auffällt. Ferdinand II. war nämlich von der schönen Ueberzeugung erfüllt, daß der gerade Weg die beste Politik sei, daß man mit Wahrheitsliebe und aufrichtiger Redlichkeit weiter komme, als mit List und Verstellung. Welch' einen seltsamen Widerspruch bildete aber sein Benehmen gegen Wallenstein nach der Dienst-Entsetzung des letztern mit jenem ehrenwerthen Grundsatz? Wie sehr wußte der fromme Kaiser noch 14 Tage nach der Absetzung zu heucheln, und den „lieben Oheim" freundlich zu liebkosen, um ihm seinen Sturz noch zu verbergen! Ohne den Einfluß der Priester würde diese Verstellung bei dem sonst so geraden und offenen Gemüth des Kaisers kaum zu erklären sein.

Was endlich am mächtigsten auf die öffentliche Laufbahn Ferdinands II. und den gesammten Gang seiner Regierung einwirkte, war die Thatsache, daß unter allen Priestern die Jesuiten am höchsten in seiner Achtung standen. Aus den vorbemerkten Gründen ging die Regierung des Reichs nunmehr vorzugsweise in die Hände jenes Ordens über, und so concentrirt sich denn die Charakteristik Ferdinands II. darin: daß er das Werkzeug der Jesuiten wurde, um die Reformation aufzuhalten.

Fünf und fünfzigstes Hauptstück.

Fortgang des Krieges. Tod des Herzogs Bernhard von Weimar. Friedens-Versuche auf dem Reichstag in Regensburg.

(Vom Jahr 1636 bis 1641.)

Wir haben das kaiserliche Hauptheer unter dem Grafen Gallas verlassen, als dasselbe im Spätherbst 1635 von dem Lager bei Dieuze an den Rhein zurückzog. Erst den Feldzug des folgenden Jahres wollte Herzog Bernhard von Weimar erwarten, um zugleich mit den Franzosen wieder den Angriffs-Krieg zu eröffnen. Seine ersten Unternehmungen waren von einem guten Erfolg begleitet, denn er verbreitete sich siegreich über Lothringen, und faßte alsdann durch die Eroberung von Zabern auch im Elsaß festen Fuß. Jetzt erschien aber auch Gallas wieder mit Kraft im Felde, und gab der Lage der Dinge bald eine andere Wendung. Er ging nämlich im Jahre 1636 bei Breisach über den Rhein, und rückte unaufhaltsam in die freie Grafschaft (franche Comté) vor, die Franzosen zur Aufhebung der Belagerung von Dole zwingend. Da zu gleicher Zeit Johann von Werth in die Champagne eindrang, und die Spanier von den Niederlanden aus die Picardie überzogen, so schien nun das innere Frankreich entschieden der Schauplatz des Krieges zu werden, ja es gerieth selbst Paris in Gefahr. Johann von Werth überschritt nämlich in seinem Siegeslaufe die Oise, und gab mit seiner gewohnten Kühnheit den Rathschlag, ohne Verzug auf Paris selbst loszugehen; indessen seine Mitfeldherrn zauderten aus Aengstlichkeit, und dieß rettete Frankreich. Kardinal Richelieu gewann nun Zeit, den gesunkenen Muth seiner Landsleute wieder zu beleben und energische Vertheidigungs-Anstalten zu treffen, welche alsbald wieder in den Angriff übergingen. Als im Spätherbst 1636 vollends die Nachricht von dem Siege der Schweden bei Wittstock eintraf, so hielt Graf Gallas seine Gegenwart in Deutschland für nothwendig, und trat also mit dem kaiserlichen Hauptheer abermals den Rückzug gegen den Rhein an. Johann

von Werth verrichtete wohl im Kleinen noch sehr kühne Thaten, im Ganzen konnten dieselben jedoch nichts entscheiden. Auch seine Heer-Abtheilung mußte vielmehr eine rückgängige Bewegung vornehmen, und die Franzosen kamen sohin mit der bloßen Angst durch, welche schon so groß geworden war, daß in Paris ganze Schaaren von Bürgern sich flüchteten.

Noch im Winter 1636 hatte der schwedische General Banner seinen Sieg bei Wittstock benützt, um einen großen Theil von Sachsen zu überschwemmen. Das unglückliche Land seufzte unter den Brandschatzungen und Verheerungen der unbarmherzigen Sieger, bis endlich Graf Gallas im Sommer 1637 zu seiner Befreiung erschien. Banner führte vor der Uebermacht der Kaiserlichen einen Rückzug nach Pommern aus, welcher durch seine seltene Kunst berühmt wurde, und zog dann in Hinterpommern Verstärkungen an sich. Dagegen verlor Gallas unnütz seine Zeit durch die Belagerung von Anklam, und wurde durch den Mangel an Lebensmitteln genöthiget, auch aus Pommern den Rückzug zu nehmen. Nachdem er die Winterquartiere (1637 auf 1638) in die kaiserlichen Erblande verlegt hatte, erschien Banner im Jahre 1638 von Neuem in Sachsen, und erfocht endlich im Frühjahr 1639 einen glänzenden Sieg über ein sächsisch-kaiserliches Heer unter den Generälen Marzini und Buchheim bei Chemnitz. Derselbe war so entscheidend, daß die Waffenmacht der Sachsen fast gänzlich vernichtet wurde, und der genannte schwedische Feldherr den Plan faßte, den Krieg in die kaiserlichen Erblande zu spielen. Siegreich drang er wirklich in Böhmen ein, und zerstreute alle kaiserlichen Heerhaufen, welche man ihm in der Eile entgegenstellte. Um die böhmischen Protestanten zu gewinnen, hatte er durch strenge Befehle seine Soldaten in guter Mannszucht zu halten gesucht; indessen seine Bemühungen waren bei der allgemeinen Verwilderung der Lohnknechte fruchtlos. So ereigneten sich denn ähnliche Greuel, wie in Sachsen, und hierdurch verloren die protestantischen Böhmen die Lust, mit den Schweden sich zu verbinden. Da die eigene Macht Banners zu schwach war, um sich im Lande zu behaupten, so nahm er nach einer vergeblichen Bekennung Prags seinen Rückzug nach Sachsen.

Unterdessen war Herzog Bernhard von Weimar im Westen des Kriegsschauplatzes mit einer Kraft aufgetreten, welche dem Kampfe abermals eine ganz neue Wendung gab. Die Fortschritte Banners mit scharfem Auge verfolgend, hatte er den wichtigen Plan entworfen, die bairischen Truppen von der Unterstützung der Kaiserlichen in Böhmen abzuhalten, ihnen bei Gelegenheit den Vorsprung abzugewinnen, und sodann in den kaiserlichen Erblanden mit den Schweden sich zu vereinigen. Bevor er aber zur Ausführung selbst schritt, wollte er erst seinem künftigen Herzogthum im Elsaß eine Grundlage, und seinen kühnern Kriegs-Unternehmungen eine feste Stütze verschaffen, das heißt, den wichtigen Platz Breisach erobern. Die Ausführung eines solchen Unternehmens

setzte den Besitz von Rheinfelden voraus; Bernhard zog daher schon im Winter von 1637 auf 1638 vor Rheinfelden, und eröffnete sofort die Belagerung. Johann von Werth, den Plan des Herzogs erkennend, kam zugleich mit dem General Savelli der bedrängten Stadt im Hornung 1638 zu Hülfe, und entsetzte dieselbe. Wenige Tage nachher (25. Hornung) überfiel aber Herzog Bernhard unerwarteterweise die nachlässigen Kaiserlichen, und schlug dieselben auf das Haupt. Nicht bloß Savelli und zwei andere ihrer Heerführer, Sperreuter und Enkeford, sondern auch der kühne Johann von Werth wurden gefangen. Jetzt umschloß Bernhard die Stadt Rheinfelden von Neuem, und zwang sie nach dreiwöchentlicher Belagerung zur Uebergabe. Als in solcher Weise die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, suchte Herzog Bernhard der Festung Breisach die Zufuhr abzuschneiden, und die Besatzung derselben im Sommer 1638 durch Hunger zur Kapitulation zu nöthigen. Man hielt damals Breisach nicht nur für uneinnehmbar, sondern auch für den wichtigsten Platz am Oberrhein. Der kaiserliche General Götz war deßhalb entschlossen, zur Rettung der Festung alles zu wagen. An der Spitze eines Heeres von 18,000 Mann zog er herbei, um Breisach mit Lebensmitteln zu versehen, und den Herzog Bernhard zum Abzug zu nöthigen. Allein bei Wittenweiher lieferte ihm dieser am 4. October eine Schlacht, welche abermals mit einer förmlichen Niederlage der Kaiserlichen endigte, und nun zur förmlichen Belagerung Breisachs führte. Vergebens machte der Herzog von Lothringen einen Versuch, die Festung zu entsetzen; auch er wurde von Bernhard bei Thann auf das Haupt geschlagen. Reinach, der tapfere Kommandant von Breisach, vertheidigte sich selbst in höchster Hungersnoth noch zwei volle Monate; dann mußte er aber der Nothwendigkeit weichen, und am 7. December 1638 die Festung übergeben.

Nachdem Herzog Bernhard in solcher Weise ein bedeutendes Uebergewicht am Oberrhein gewonnen hatte, erfolgten im Jahre 1639 die Siege des schwedischen Heerführers Banner in Sachsen und Böhmen. Zugleich gefiel sich der kaiserliche Obergeneral Gallas in seltsamer Unthätigkeit, und nichts schien einem entscheidenden Zusammenwirken Banners und Bernhards im Wege zu stehen. Ersterer hatte im Sommer 1639 Böhmen zwar wieder verlassen; dagegen in Sachsen den Plan zu seiner Vereinigung mit Bernhard entworfen. So war denn das Uebergewicht, welches die Schlacht bei Nördlingen den Kaiserlichen Waffen verschafft hatte, wieder vollständig verloren, und von Neuem schien sich der endliche Sieg auf die Seite der Protestanten zu neigen. Mit Hartnäckigkeit behauptete indessen der Krieg auch jetzt den eigenthümlichen Gang, keinem Theile ein bleibendes Uebergewicht zu gestatten, sondern durch irgend ein Ereigniß plötzlich einen Wendepunkt herbeizuführen, sobald eine Partei die andere gänzlich zu überwältigen schien.

Als man nun im Sommer 1639 wiederum das Schlimmste für

die Kaiserlichen befürchtete, wurde der Haupt-Heerführer der Protestanten Herzog Bernhard von Weimar, am 3. Juli 1639 zu Neuenburg am Rhein plötzlich von einer tödtlichen Krankheit befallen, und verschied daran schon nach wenigen Tagen, nämlich am 8. Juli 1639. Auch Bernhard verließ den Schauplatz seiner Thaten in der Blüthe seines Lebens, denn er zählte erst 36 Jahre. Wie wichtig aber sein Tod im gegenwärtigen Augenblick war, zeigt schon der Umstand, daß derselbe eine Vergiftung zugeschrieben wurde, die man gleichzeitig dem kaiserlichen, spanischen und französischen Kabinet zur Last legte.

Das Urtheil der Geschichte über Bernhard von Weimar wird sich allmählig unwiderruflich feststellen, und wohl etwas anders lauten, als man früher meinte. Bernhard war einer der kühnsten und tapfersten Männer seiner Zeit, voll von Thatkraft und Unternehmungsgeist, und im Besitze so vorzüglicher Feldherrngaben, daß er unter den Zeitgenossen nur dem König Gustav Adolph allein nachstand. Aber so groß seine Fähigkeiten auch waren, so erreichten sie doch nicht die Genialität, und Bernhard kam dadurch in die schiefe Lage, daß er zu hoch stand, um die Leitung Anderer anzunehmen, und nicht erhaben genug um allen Andern die Anerkenntniß seiner geistigen Oberhoheit abzudringen. Das war die Haupt-Ursache der Schwankungen des Krieges nach dem Tode Gustav Adolphs und des mehrjährigen Uebergewichts der kaiserlichen Waffen! Ein weiterer Grund zu der schiefen Stellung Bernhards lag in seinem Mangel an Nationalgefühl, in seiner anstößigen Verbindung mit den Franzosen. Er hatte dabei freilich die Absicht, die letztern nur zu seinen eigenen Zwecken zu benützen, und kurz vor seinem Tode schien die Erreichung seiner Wünsche auch nahe zu stehen, da er sein Heer nur aus Deutschen gebildet hatte, und an der Spitze derselben nicht als ein General, sondern als ein selbstständiger Bundesgenosse Frankreichs sich benahm. Auch nach der Einnahme von Breisach gewahrte Richelieu zu seinem Aerger, daß Frankreich leer ausgehen sollte, und Bernhard seine Eroberungen mit starker Hand für sich selbst zu behaupten wisse. Indessen auf dem unnatürlichen Bündniß, welches Einzelne oder eine Partei gegen ihre Landsleute mit dem Auslande eingehen, und auf der Einmischung der Fremden in die innern Angelegenheiten des Vaterlandes ruht stets der Unsegen; immer wendet sich daher eine solche Mißachtung der Nationalehre zum Unheil. Auch das Einverständniß Bernhards von Weimar mit den Franzosen bewies dieß. Durch eine letztwillige Verordnung hatte jener das Elsaß, sowie den Oberbefehl über sein selbst geschaffenes Heer seinem Bruder Wilhelm vermacht; allein nicht bloß die Schweden, sondern auch die Franzosen erhoben Einsprache, und die letztern, welche das Heer Bernhards, wegen der bezahlten Hülfsgelder, als ihr eigenes ansahen, griffen rasch zu, um sich der gesammten Erbschaft zu bemächtigen. Sie versuchten übrigens nicht den

Weg der Gewalt, sondern jenen der Güte, und zwar das mächtige Ueberredungs-Mittel des Goldes. Nachdem sie die feilen Lohnknechte Bernhards bestochen hatten, nahmen sie sowohl Breisach, als das Elsaß in Besitz. In solcher Weise wurde diese schöne deutsche Landschaft durch das undeutsche Benehmen Bernhards von Weimar den Franzosen in die Hände gespielt.

Auf den allgemeinen Gang des Krieges mußte übrigens der Tod eines Mannes, welcher einer der Hauptnerven seiner Partei war, bedeutenden Einfluß ausüben. So große Anstrengungen der schwedische Feldherr Banner auch machte, entscheidende Unternehmungen auszuführen, und ob er gleich zu dem Ende von Neuem nach Böhmen vordrang, so blieben doch im Ganzen die Ergebnisse des Feldzuges nur untergeordnet, die Schwankungen des Kampfes wiederholten sich, und ließen auf dem Wege der Waffen kein Ende absehen.

Im Jahre 1640 erhob sich deßhalb in Deutschland ein so allgemeines Verlangen nach einem endlichen Frieden, daß Kaiser Ferdinand III. einen ernstlichen Versuch machte, denselben herzustellen. Da die öffentliche Meinung eine Haupt-Ursache der langen Wirren darin erblickte, daß man seit 27 Jahren keinen Reichstag mehr abgehalten hatte, so empfahl man die unverzügliche Versammlung der Stände als das beste Mittel zu einem Friedensschluß. Bereitwillig ging Ferdinand III. auf diesen Vorschlag ein, und berief einen Reichstag noch in jenem Jahre (1640) nach Regensburg. Die Unterhandlungen über die Versöhnung stießen sogleich im Anfang auf die alte Schwierigkeit über den beiderseitigen Besitzstand der Katholiken und Protestanten. Letztere verlangten, daß alles in die Lage, wie vor dem Ausbruch des Krieges, versetzt werden solle; und solchem Begehren widersetzten sich die Katholiken, sowie diese zugleich gegen eine allgemeine Amnestie Bedenken erhoben. Wenn auch diese Schwierigkeiten durch das große Bedürfniß des Friedens, und in Folge desselben durch das Anerkenntniß der Pflichen gegenseitiger Nachgiebigkeit unter den Deutschen selbst vielleicht noch überwunden worden wären, so mußte das Friedenswerk gleichwohl noch ein Mal scheitern, weil sich ihm die Fremden entschieden widersetzten. Sowohl die Schweden, als die Franzosen hetzten von Neuem an den Protestanten, und da sie zugleich fortwährend zum Kriege rüsteten, so berieth man endlich auch auf dem Reichstag über die Art und Weise der Fortsetzung des Krieges. Als sich die Versammlung bis zum Jahre 1641 hinzog, so wollte der General Banner einen Versuch machen, den Reichstag mit Gewalt zu sprengen, und rückte in dieser Absicht mit seinem Heere gegen Regensburg an. Sein Unternehmen mißlang zwar durch die Standhaftigkeit Ferdinands III.; doch das Friedenswerk zerschlug sich dessenungeachtet, und der Krieg entbrannte daher noch ein Mal.

Sechs und fünfzigstes Hauptstück.

Erneuerung der Feindseligkeiten. Allgemeiner Charakter des Kriegs. Ende desselben.

Auch nach der Scheiterung der Friedens-Versuche auf dem Regensburger Reichstag wollte der Krieg zu keiner Entscheidung durch die Waffen führen, sondern nur das Elend der Nation in fortwährenden Wechselfällen nutzlos vergrößern. Wenn wir alle diese Schwankungen, alle die vergeblichen Hin- und Herzüge der beiderseitigen Heere ausführlich beschreiben wollten, so würden wir zu besorgen haben, die Geduld der Leser auf eine harte Probe zu stellen und ernstlich zu ermüden. Deßhalb beschränken wir uns darauf, die Kriegs-Ereignisse vom Jahr 1641 bis zum Ende des verheerenden Kampfes nur in einigen allgemeinen Umrissen darzustellen.

Nach dem Tode Herzogs Bernhard von Weimar hatte von der protestantischen Seite der schwedische Heerführer Banner am meisten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Als derselbe im Jahre 1641 von Böhmen nach Sachsen zurückgekehrt war, und eben mit dem Heere des Herzogs Bernhard, welches nun der französische Marschall Guebriant befehligte, zur Ausführung größerer Thaten sich vereinigt hatte, ereilte auch ihn der Tod plötzlich zu Halberstadt am 10. Mai 1641. Hierdurch trat wieder für einige Zeit Waffenruhe ein, weil es dem schwedischen Heere an einer tüchtigen Leitung fehlte; denn erst im folgenden Jahre 1642 erschien der General Torstenson mit einer Verstärkung aus Schweden, um an die Stelle des dahin geschiedenen Oberfeldherrn zu treten.

Hatte schon Banner dem Andenken Gustav Adolphs große Ehre gemacht, und die schwedischen Waffen mit Ruhm bedeckt, so sollte dieß noch mehr durch seinen Nachfolger geschehen. Kaum hatte Torstenson den Oberbefehl übernommen, als er durch Brandenburg rasch nach Schlesien zog, und nach der Einnahme von Glogau wider das kaiserliche Heer

unter Franz Albrecht von Lauenburg bei Schweidnitz anrückte. Es kam sofort zu einem Treffen, in welchem Franz Albrecht eine entscheidende Niederlage erlitt. Schweidnitz, nun bloß gegeben, vermochte dem stürmischen Andrang der Schweden nicht zu widerstehen, sondern fiel wie Glogau. Unaufhaltsam ergoß sich jetzt Torstenson, mit Ausnahme von Brieg, über ganz Schlesien, drang hierauf siegreich nach Mähren vor, und setzte nach der Besitznahme von Ollmütz selbst Wien in Gefahr.

In großer Eile versammelte der Bruder des Kaisers, der Erzherzog Leopold, ein Heer von 30,000 Mann, und brach damit gegen Torstenson auf. Als dieser bei der Annäherung einer so überlegenen Streitmacht nach Schlesien zurückging, folgte ihm Leopold, und war auch so glücklich, Neisse einzunehmen, sowie Brieg zu entsetzen. Torstenson wich vor der Uebermacht der Kaiserlichen immer weiter zurück, zuerst in die Lausitz, dann nach Sachsen, wo er bei Torgau über die Elbe ging, und dann vor Leipzig erschien. Leopold beschleunigte seinen Marsch, um Leipzig zu retten; allein Torstenson wollte sich die reiche Beute nicht entgehen lassen, und war daher entschlossen, die entscheidende Feldschlacht anzunehmen. In der Gegend, wo Gustav Adolph durch den Sieg über Tilly die Bahn seines Ruhmes eröffnet hatte, bei dem Dorfe Breitenfeld, unweit von Leipzig, traten sich die beiden Heere am 2. November 1642 in Schlachtordnung gegenüber. Gleichsam, als wenn das Ende des schwedisch-deutschen Krieges mit demselben Ereigniß bezeichnet werden sollte, wie der Anfang, führte Torstenson seine Krieger im Geiste des großen Königs, und schlug das kaiserliche Heer auf das Haupt. Der Erzherzog verlor nur an Todten 10,000 Mann, und außerdem alles Geschütz. Was von den Ueberbleibseln seines Heeres nicht gefangen wurde, zerstreute sich auf der Flucht. Fast gänzlich vernichtet war die große Streitmacht Leopolds, und erst in Böhmen sammelte sich ein Theil der Reiterei wieder. Torstenson eroberte nun Leipzig noch im Spätherbst 1642, versah dort sein Heer mit allen Bedürfnissen, und drang alsdann von neuem nach Böhmen und Mähren vor. Plötzlich wurde er aber durch den Kanzler Oxenstierna von dort abberufen, um den beschlossenen Krieg gegen Dänemark durch einen unerwarteten Ueberfall zu eröffnen.

Unterdessen war in Frankreich sowohl der Kardinal Richelieu, als der König Ludwig XIII., verstorben, und unter Regentschaft der Königin Anna der Kardinal Mazarin an das Ruder des Staates getreten. In der Politik änderte dieser Wechsel der Personen wenig oder nichts, da auch Mazarin die Grenzen Frankreichs bis an den Rhein vorschieben wollte, und dazu theilweise nur andere Mittel wählte. Zur Fortsetzung des Krieges entschlossen, wollte Mazarin denselben mit noch größerem Nachdruck, als sein Vorgänger, führen. Darum schickte er dem Oberbefehlshaber des alten Weimarischen Heeres, dem Marschall Guiebriant, eine bedeutende Verstärkung unter Anführung eines Mannes zu, welcher sich im Felde

schon rühmlich ausgezeichnet hatte, und später einen noch größeren Namen erlangen sollte, des Herzogs von Enghien (Condé).

Nach dem Eintreffen dieser Verstärkung stieg die Zuversicht Guebriants so sehr, daß er die Winterquartiere im Innern Deutschlands aufzuschlagen gedachte. Er zog daher im November 1643 vor Rothweil in Schwaben, und eroberte die Stadt, starb aber bald darauf an einer Wunde, welche er bei dieser Gelegenheit empfieng. Das französische Heer breitete sich nun in der Gegend von Duttlingen aus, um sich auszuruhen und gütlich zu thun. Da rückte aber plötzlich ein kaiserlich-bairisches Heer unter Hatzfeld, Mercy, Johann von Werth *) und dem Herzog von Lothringen mit dem festen Vorsatz heran, die Franzosen noch in diesem Jahre über den Rhein zurückzujagen. In Folge geschickter Operationen wurde das französische Heer am 23. November 1643 bei Duttlingen von allen Seiten eingeschlossen, sofort mit Nachdruck angegriffen und gänzlich geschlagen. Außer vielen Todten verloren die Franzosen auch 7000 Gefangene, und ihre Niederlage war überhaupt so groß, daß sich nur geringe Ueberbleibsel des beträchtlichen Heeres über den Rhein flüchteten. Ein allgemeiner Jubel, begleitet von vielen Volksscherzen, verbreitete sich wegen dieser Niederlage der Franzosen über den größten Theil von Deutschland. Mazarin stellte nun außer Condé noch einen zweiten Führer von Ruf, den später so berühmten Vicomte von Türenne, an die Spitze eines neugebildeten Heeres, um den Krieg in Deutschland fortzusetzen. Auch Türenne vermochte jedoch wenig gegen das bairisch-kaiserliche Heer auszurichten, dem er im Jahre 1644 bei Freiburg im Breisgau gegenüberstand. Ja sogar nach der Ankunft einer neuen Verstärkung von 10,000 Mann unter Condé, waren die Fortschritte der französischen Waffen weniger, als mittelmäßig, da General Mercy so geschickt manövrirte, daß Condé und Türenne nur Fuß vor Fuß mühsam Terrain fassen konnten, und selbst bei dem Erkämpfen von Vortheilen einen weit größeren Verlust an Mannschaft erlitten, als Mercy.

Während dieser Ereignisse in Süddeutschland hatte der schwedische Heerführer Torstenson seinen Einfall in Dänemark mit Erfolg ausgeführt, und sich alsdann gegen den Grafen Gallas gewendet, welchen der Kaiser im Jahre 1644 zur Unterstützung der Dänen mit einer Heerabtheilung abgeordnet hatte. Gallas stand schon bei Kiel, ging aber auf die Annäherung Torstensons über die Elbe nach Bernburg zurück. Dort bezog er ein befestigtes Lager, und hoffte dadurch das weitere Vordringen der Schweden zu verhindern. Indessen Torstenson umging das Lager und drang mit außerordentlicher Schnelligkeit von neuem in Böhmen ein. Die Gefahr war so groß, daß der Kaiser selbst nach Prag eilte,

*) Gustav Horn, welcher acht Jahre in der Gefangenschaft schmachtete, wurde nämlich 1642 gegen Johann von Werth ausgewechselt.

um die Aufstellung eines neuen Heeres zu beschleunigen. Graf Hatzfeld wurde an die Spitze desselben gestellt, nachdem es noch überdieß von 10,000 Baiern unter dem General Götz verstärkt worden war. Mit einer solchen Macht glaubte man dem General Torstenson, der nur 16,000 Mann führte, eine entscheidende Schlacht liefern zu können. Bei Jankau in Böhmen erfolgte diese im Frühjahr 1645; allein die Kaiserlichen wurden abermals gänzlich geschlagen. Die Hülfsmittel Ferdinands III. waren nun gänzlich erschöpft, und ohne Schutz standen alle seine Erblande den siegreichen Schweden offen. So ernst war die Gefahr während des gesammten Krieges für das Kaiserhaus noch niemals gewesen: was man bisher noch nicht erlebt hatte, geschah jetzt: die Schweden lagen vor Wien!

Nun stand vollends Ragóczy, Fürst von Siebenbürgen, in Oberungarn gegen den Kaiser unter den Waffen. Vereinigte er sich mit Torstenson, so schien Ferdinand III. verloren zu sein. In der That bot der schwedische Heerführer dem Fürsten sehr dringend die Bundesgenossenschaft, und mahnte ihn zum raschen Zusammenwirken; doch Ragóczy konnte sich mit den Schweden nicht einigen, und schloß sogar mit Ferdinand III. bald Friede. Da sich zugleich die Hauptstadt Wien tapfer vertheidigte, so wurde Torstenson zur Aufhebung der Belagerung, und zur Rückkehr nach Mähren genöthiget. Dort berannte er eben so vergeblich Brünn, und war, bei dem Rückzug nach Böhmen, selbst zur Räumung dieses Landes gezwungen, weil der Erzherzog Leopold Wilhelm dort ein neues überlegenes Heer zusammengebracht hatte. Torstenson, welcher nun nach Sachsen ging, zwang den Kurfürsten zur Abschließung eines Waffenstillstandes, legte aber bald nachher im Nachsommer 1645 wegen Kränklichkeit den Oberbefehl nieder.

Inzwischen hatte sich im westlichen Deutschland der Krieg zwischen den Franzosen und Baiern fortgesetzt. Graf Hatzfeld war von dem Kaiser im Jahre 1645 zur Verstärkung des Heeres gegen die Schweden nach Böhmen gerufen worden, und diesen Umstand benützte Türenne, um in Schwaben vorzurücken. Bei Herbsthausen, unweit von Mergentheim, stieß er aber auf das Heer des tapfern General Mercy, und wurde von demselben am 25. April 1645 abermals ganz vollständig geschlagen. Betäubt flohen die Franzosen zum andern Mal über den Rhein; da indessen Mazarin mit ungeheuren Anstrengungen neue Rüstungen unternahm, und Condé mit großen Verstärkungen zu Türenne stieß, begann dieser wieder den Angriffs-Krieg, und lieferte den Baiern am 3. August 1645 bei Allersheim im Ries eine zweite Schlacht. Trotz der Uebermacht der Franzosen hätten diese wahrscheinlich wieder den Kürzern gezogen, wären sie nicht von Deutschen gegen Deutsche unterstützt worden. Schon war der rechte Flügel der Franzosen geworfen, und auch dessen Reserve zerstreut, schon verzweifelte sogar Condé, als die Bundesgenossen der Wel-

schen, die Hessen, vorrückten, und dem Siegeslauf der Baiern ein Ziel setzten. Die Franzosen konnten sich nun hinter den Hessen wieder sammeln, und mit verjüngten Kräften auf die erschöpften Baiern einstürmen. Da zugleich der Oberbefehlshaber des bairischen Heeres, General Mercy, verwundet wurde, und hierdurch einige Störung in der Leitung der Schlacht eintrat, so erlangten Türenne und Condé endlich den Sieg. Im folgenden Jahr 1646 vereinigten sich beide Heerführer noch überdieß mit den Schweden unter Wrangel, und ergoßen sich mit Raub und Brandschatzung über ganz Baiern. Dadurch wurde der Kurfürst, gleich jenem in Sachsen, im Jahr 1647 zur Abschließung eines Waffenstillstandes gezwungen. Bald kündigte er denselben jedoch wieder auf, und ließ sein Heer von Neuem zu den Kaiserlichen unter Melander stoßen. Nachdem jetzt Wrangel aus Böhmen vertrieben, und Melander siegreich bis nach Schwaben vorgedrungen war, erfolgte zwischen der vereinigten Armee von Wrangel und Türenne einerseits, und dem bairisch-kaiserlichen Heere unter Melander andrerseits am 19. Mai 1648 bei Zusmarshausen eine letzte entscheidende Schlacht, in welcher Melander geschlagen wurde. Baiern wurde nun von den Franzosen und Schweden von Neuem gebrandschatzt und ausgeplündert. Fast gleichzeitig drangen die Schweden unter Königsmark wieder in Böhmen ein, und eroberten durch einen schnellen Ueberfall sogar einen Theil der Stadt Prag, nämlich die kleine Seite.

Während dieser verschiedenen Wechselfälle des Krieges, und zwar schon seit dem Jahre 1644, waren zu Osnabrück und Münster in Westphalen endlich ernstliche Friedens-Unterhandlungen eingeleitet worden. Die Veranlassung dazu hatte schon der Reichstag im Jahr 1640 und 1641 in Regensburg gegeben. Obgleich die Versuche gütlicher Einigung dort noch scheiterten, war man doch übereingekommen, die Unterhandlungen zwischen den Abgesandten der Kurfürsten sowie der Fürsten einerseits, und den kaiserlichen Kommissarien andrerseits in Osnabrück und Münster fortzusetzen. Um zu diesem Behufe sich über vorbereitende Punkte zu einigen, fanden bald nach dem Schluß des Regensburger Reichstags, unter dänischer Vermittlung, zu Hamburg Unterhandlungen statt, welche durch die Zuziehung französischer und schwedischer Gesandten wohl auf große Schwierigkeiten stießen, doch am 25. December 1641 endlich dennoch zum Abschluß von Friedens-Präliminarien führten. Es wurden darin die Städte Osnabrück und Münster von Neuem zu dem Sitz des Friedens-Kongresses bestimmt, und beide deßhalb für neutral erklärt, auch festgesetzt, daß die zwei Orte nur einen Congreß bilden sollen.

Selten war ein Werk schwieriger, als die Herstellung eines Friedens, welcher die Besänftigung so großer und tief aufgeregter Leidenschaften, die Bekämpfung der hartnäckigsten Vorurtheile und die Vereinigung so vielfach-widerstrebender Interessen voraussetzte. Kaum wäre auch jetzt, nach 24jährigen Krämpfen, eine Hoffnung des Friedens möglich gewesen,

wenn der Krieg selbst nicht immer entschiedener eine solche Wendung genommen hätte, daß der vollständige Untergang der deutschen Nation im buchstäblichen Sinne des Wortes zu befürchten stand. Dieß führt uns denn zu der Beschreibung der innern Zerrüttung Deutschlands in jener Zeit, und zur Schilderung des allgemeinen Charakters des Krieges, welche wir des Zusammenhanges wegen für diese Gelegenheit aufgespart haben.

Der Vorwand des Kampfes war die Religion, der eigentliche Zweck aber die Befriedigung der gierigsten, schamlosesten Habsucht, eine Räuberei im Großen. Deutschland war bei dem Beginn des Krieges noch sehr reich, und es konnten die Erpressungen anfangs durch gewöhnliche Gewaltthätigkeiten vollführt werden; indessen Wallenstein hatte so ungeheure Summen erhoben, daß Norddeutschland schon im ersten Drittheil des Kriegs eine große Erschöpfung fühlte. Als Gustav Adolph erschien, stieg noch die Noth, weil er sein Heer auch nur auf Kosten Deutschlands erhalten konnte, und eine fast unerschwingliche Last traf jetzt auch Süddeutschland. Der Kaiser und die Fürsten der Liga mußten ihren Ländern ebenfalls die schmerzlichsten Opfer auflegen, um die Mittel für die stets wachsenden Kriegskosten aufzubringen. Hiezu kam noch, daß die Waffen-Unternehmungen selten entscheidend waren, jeder Theil auch nach den abwechselnden Niederlagen seine Kräfte vielmehr wieder emporraffte, und fast ununterbrochen verschiedene Heere Deutschland nach allen Richtungen durchzogen. Die meisten Landschaften wurden daher bald von den Feinden, bald von den Freunden ausgebeutet, und es verging nie ein Jahr, wo außer den ordentlichen Abgaben nicht noch bedeutende Summen als Kriegssteuern beigetrieben worden wären. Als sich in Folge dieses unbeschreiblichen Druckes allmählig eine gänzliche Erschöpfung Deutschlands fühlbar machte, waren die Erpressungen auf dem Wege gewöhnlicher Gewaltthätigkeiten nicht mehr durchzusetzen; das Volk wurde vielmehr aus Verzweiflung gegen die Leiden gleichgültig, und setzte seinen Drängern die Kraft der Trägheit, der unthätigen Ertragung der Mißhandlungen entgegen. Von nun an trat in dem Charakter des Kriegs ein schrecklicher Wendepunkt ein; denn die Heere steigerten die Gewaltthaten zur Grausamkeit, um das Volk von Neuem ausbeuten zu können. Ein besonderer Umstand erhöhte noch die Greuel.

Als sich die namenlose Bedrückung immer mehr der gänzlichen Auflösung der Gesellschaft näherte, als einzelne Heerführer ihren Lohnknechten vollends die Plünderung eingenommener Städte erlaubten, suchten nämlich die Bürger und Bauern die Ueberbleibsel ihrer Habe an Geld, Schmuck oder andern werthvollen Sachen dadurch zu retten, daß sie dieselben an heimlichen Orten vergruben. Dieß war so häufig der Fall, daß sich später durch zufällige Entdeckung solcher Gegenstände, deren Eigenthümer das Geheimniß mit in das Grab genommen hatten, das betrügerische

Gewerbe der Schatzgräber ausbildete. Den räuberischen Soldaten blieb jene Vorsichtsmaaßregel nicht ganz verborgen, und sie suchten nun das Volk durch Terrorismus zur Offenbarung verborgener Schätze zu zwingen. Da aber die Bedrängten ihren Nothpfennig, wo sie einen solchen wirklich verborgen hatten, so leicht nicht preis gaben, also auch bei Gewaltthaten sich als zäh erwiesen, da die Räuber ferner vielfach auch Schätze vermutheten, wo keine waren, sohin kein Geständniß erpressen konnten, so sannen sie allmälig auf besondere Qualen, um den Bauern und Bürgern ein solches zu entreißen.

Man sollte fast Anstand nehmen, die Grausamkeiten zu erzählen, welche nun allgemein in Schwang kamen, denn es ergibt sich dadurch ein neuer Beleg, daß die Menschengeschichte viel gräßlicher ist, als die Geschichte der Tiger und Hyänen. Um indessen das Verständniß der Zeit vermitteln, und vornehmlich die spätern Ereignisse in das rechte Licht stellen zu können, müssen wir uns Gewalt anthun, die Greuel sohin näher berühren. Jedes menschlichen Gefühles baar, aller Zügel der Manns-zucht entlediget, rasten die Waffenknechte, wie die wilden Thiere, und wetteiferten in den Erfindungen von Martern, den Bürgern und Bauern das Geständniß verborgener Schätze abzuzwingen; zu dem Ende wurden von den Kannibalen die Gliedmaßen ihrer Schlachtopfer verstümmelt, insbesondere Ohren, Nasen und sogar die Brüste säugender Mütter abgeschnitten, Augen ausgestochen, Arme und Beine zerschmettert oder abgehauen. Aus der Rückenhaut schnitt man Riemen, wie aus dem Leder, und in solche Wunden, sowie auch in die aufgespaltenen Fußsohlen, streute man Salz, um den Schmerz bis zum Wahnsinn zu steigern. Im berechneten Fortschritt der Qualen wollte man auch noch den Ekel zu Hülfe nehmen, und goß also den Unglücklichen Mistjauche in den Hals. Diese Art der Tortur wurde insbesondere von den Schweden so häufig angewendet, daß man sie den Schweden-Trunk zu nennen pflegte.

Um selbst in dem Greuel ein Ebenmaaß herzustellen, waren die verruchten Grausamkeiten allen verschiedenen Heeren gemeinsam, den Schweden, wie den Kaiserlichen, diesen, wie den Franzosen. Schon Gustav Adolph hatte in der letzten Zeit seines Lebens große Mühe gehabt, die Manns-zucht in den Heeren aufrecht zu erhalten. Im Lager vor Nürnberg war er über die Gewaltthaten seiner Soldaten, und zwar der Vornehmen, wie der Gemeinen, so entrüstet, daß er die höheren Officiere der Schweden? nein, leider der Deutschen, vor sich beschied, und dieselben mit einer furchtbaren Beredtsamkeit niederschmetterte. Graf Khevenhiller hat seine zürnende Rede aufbewahrt, und aus ihr erkennt man am besten, wie sehr dort schon die Verwilderung des Heeres zu besorgen war:

„Ihr Fürsten, Ihr Grafen, Ihr Freiherrn, Ihr Edelleute!“ sprach Gustav Adolph mit funkelnden Blicken, „Ihr seid's, welche die größte Untreue am eigenen Vaterlande beweisen; Ihr zerstöret, verderbet, ver-

heeret daſſelbe. Ihr Oberſten, Ihr Offiziere vom höchſten bis zum niedrigſten, keinen ausgenommen, Ihr ſeid diejenigen, welche ſtehlen und rauben, ja Ihr beſtehlet eure eigenen Glaubensgenoſſen, Ihr gebt mir Urſache, daß ich einen Ekel an Euch habe. Gott, mein Schöpfer, ſei mein Zeuge, daß mir das Herz in meinem Leibe gällt, wenn ich Euren einen nur anſchaue. Ihr ſeid Frevler und Verbrecher an den guten Geſetzen und meinen Geboten. Ihr ſeid Schuld daran, daß man öffentlich ſagt: „„Der König, unſer Freund, thut uns mehr Schaden, als unſere Feinde!““ Mein Herz erbittert ſich, ja meine Eingeweide erzittern, wenn ich die Klage jetzt höre, daß ſchwediſche Soldaten für unverſchämter gehalten werden, als ſelbſt jene des Feindes. Allein es ſind keine Schweden, es ſind die Deutſchen ſelbſt, die ſich mit dieſen Ausſchweifungen beflecken. Hätte ich euch gekannt, ihr Deutſchen, daß ihr ſo wenig Liebe und Treue zu eurem eigenen Lande traget, ich hätte kein Pferd euretwegen geſattelt, geſchweige meine Krone, mein Leben für euch eingeſetzt. Ich habe euretwegen meine Krone ihres Schatzes entblößt und in die vierzig Tonnen Goldes aufgewendet, dagegen habe ich von euch und eurem deutſchen Reiche nicht ſo viel empfangen, daß ich mir nur ein Paar Hoſen davon machen laſſen könnte; ja ich würde eher ohne Hoſen geritten ſein, als mich mit den eurigen zu bekleiden. Ich habe euch alles gegeben, was Gott in meine Hände führte, ich habe nicht einen Saufall für mich behalten, den ich nicht mit euch getheilt hätte. Keiner unter euch hat mich jemals um etwas angeſprochen, das ich ihm verſagt hätte; denn das iſt mein Brauch, keinem eine Bitte abzuſchlagen. Würdet ihr mein Gebot und Ordnung in Acht nehmen, ſo wollt ich alle eroberten Länder unter euch ausgetheilt haben. Ich bin, Gott Lob und Dank, reich genug, begehre nichts von dem eurigen, und wenn ihr gleich Gott alſo vergäßet, eure Ehre aus den Augen ſetztet, oder von mir abzufallen und wegzulaufen gedächtet, ſo ſoll doch die ganze Chriſtenheit erfahren, daß ich mein Leben für eure Sache, als ein chriſtlicher König, der den Befehl Gottes zu verrichten begehrt, auf dem Platze laſſen will. Solltet ihr euch aber gar gegen mich empören, ſo will ich mich zuvor mit meinen Finnen und Schweden alſo gegen euch herumhauen, daß die Stücke davon fliegen ſollen. Ich bitte euch um der Barmherzigkeit Gottes willen, geht in euch, bedenket, wie ihr haushaltet, und wie ihr mich betrübet, ſogar daß mir die Thränen in den Augen ſtehen. Ihr verſündigt euch an mir wegen eurer ſchlechten Mannszucht. Ueber euren Muth und euer Fechten beklage ich mich nicht, denn in dieſem Stücke habt ihr immer gehandelt wie redliche und rechtſchaffene Edelleute. Ich bitte euch nochmals um der Barmherzigkeit Gottes willen, geht in euer Herz und Gewiſſen, und bedenket, wie ihr dermaleinſt eures Thuns halben Rechenſchaft geben wollet vor Gottes Throne. Mir iſt ſo wehe unter euch, daß es mich verdrießt, mit einer ſo verkehrten Nation umzugehen.“

Solche Reden machten noch Eindruck, weil sie von einem Helden gesprochen wurden, der durch seine hohen Geistesgaben der Gegenstand allgemeiner Verehrung war, und seinen Worten auch durch die gewaltigste Energie der That Nachdruck zu geben wußte. Man scheute den Ernst des Königs, und wenn dieser auch den Uebergriffen seiner Soldaten nicht ganz so, wie er wünschte, zu steuern vermochte, so behauptete er in seinem Heere doch auch in der schlimmsten Zeit noch eine verhältnißmäßige Mannszucht. Mit seinem Tode veränderte sich dagegen alles, und jetzt wetteiferten auch die schwedischen Armeen mit den andern in Ausschweifungen, Lastern und Greuelthaten. Solches berichten die schwedischen Geschichtschreiber selbst. Chemnitz, der noch überdieß einen officiellen Charakter trägt, stellt dem Heere des Herzogs Bernhard von Weimar bei dem Jahr 1634 folgendes Zeugniß aus:

„Die Soldaten litten gar keine Ordnung, sondern hauseten, daß Obrigkeiten und Unterthanen gerechtes Grauen vor ihnen hatten. In Summa sie erwiesen sich in stetem Zechen und Bankettiren, mit gewaltsamen Erpressungen und Abnöthigung von Geld und Geldeswerth, prügeln, hauen und stechen, ja todtschlagen und niederschießen der bestürzten und abgematteten Unterthanen, wie es kaum jemals beim Kriegswesen hergegangen. In Frankfurt insbesondere wurden ungeheure Steuern gefordert, worüber groß Winseln, Seufzen und Schreien entstand. Viele jagte man von Haus und Hof, und bei Wirthen, Krämern, Handwerkern und Andern war inzwischen das Schinden und Schaben so groß, daß fast nicht auszusprechen, und während Viele arm wurden, bereicherten sich Wenige."

Damit auch die Kaiserlichen nicht zurückblieben, betrugen sich insbesondere die Kroaten als wahre Wüthriche, zersägten Arme und Beine, brachten die Leute durch Nadelstiche an edlen Theilen zur Verzweiflung, und brieten wie die Kannibalen andere langsam in Backöfen oder am Feuer. Sie hämmerten ihren unglücklichen Schlachtopfern ferner Nägel durch den Kopf, oder goßen ihnen siedendes Pech und Blei in Ohren, Nase und Mund u. s. w.

Als vollends die Franzosen in Deutschland erschienen, war die schöne Gesellschaft vollendet, zugleich aber auch das höchste Maaß des Elends gegeben, da zu der Völlerei der Schweden und Deutschen nun auch die Unzucht der Welschen hinzutrat. „Die französischen Heere," erzählte Engelsüß bei dem Jahr 1644, „hauseten allenthalben sehr übel; es wurde Niemand verschont, Rauben und Nehmen für nichts geachtet, Officiere und Knechte sahen nur nach dem, was den Bauch und Seckel füllen möchte; die Insolentien, die sie mit Männern und Weibern getrieben, waren groß, gleichsam als ob Hurerei und Ehebruch ihre Expedition und die königlichen Waffen felicitiren, und zu desto größeren Progressen benedeien und segnen würde. Diejenigen, die sich zu ihrem Willen nicht

verstehen wollen, denen nahm das gottlose Volk die armen unschuldigen Kinder weg, die sie (ohne Rücksicht auf die so langen und traurigen Bedrückungen, worüber man so viel blutige Thränen vergossen) wider den Boden geschmissen, oder von einem Hause, auch von einer Gasse zur andern geworfen, um hiedurch diejenigen, von denen sie Hülf und Füll empfangen, aus Rachgier zu vertilgen. Viel ehrbare Männer mußten gar von Hause und Hofe laufen, und Weib und Kind, und was ihnen Weiteres von dieser Zeitlichkeit blieb, zu ihrem verruchten Willen und Gefallen stellen; theils mußten sie sich gar in das Kriegswesen begeben und hinwegschießen lassen, theils sonsten allein das traurige Elend bauen. Hiewider war keine Hülfe; die Offiziere lagen dem Saufen und andern Lüsten ob, thaten wenig, ließen sich hingegen wohl bewirthen und wohl bezahlen. Sie sorgten nicht, wie der Feind zu schlagen sei, sondern wie sie wieder nach Frankreich kommen möchten, trieben es ärger als die Knechte, oder thaten doch ein Gleiches, oder sahen zur Entschuldigung ihrer eigenen Ausschweifungen denselben ein desto Mehreres nach. Brachte auch Jemand zu Wege, daß man einen Soldaten eine Stunde auf den Esel gesetzt (welches viel gewesen und selten und schwerlich geschehen), so wurde dem Manne oder Vater alsbald durch Andere eine andere Klage gestellt, daß er lieber Alles geschehen lassen, und auch wohl sich lieber und besser selbst auf den Esel gesetzt, als daß er weiter etwas angezeigt hätte."

„Was in Haus und Hof, Alles war ihr; diese Flegel hatten mehr Recht dazu, als die Väter und Hausväter. Hatten die Letzten junge Weiber und wollten nicht davon gehen, so wurden sie wohl gar todt geschlagen. — Feindesland war ihnen zuvor frei; sie wollten aber auch aus dem ihrer Freunde und Bundesgenossen Feindesland machen, hiedurch ihre Bubenstücke, Raub, Hurerei, Schlägerei und Anderes durchzubringen; gleichsam, als wäre solches in Feindesland nicht, und die darin wider geistlich und weltlich Recht begangene Sünde und Schande unter diesem Vorwande gar wohl gereinigt und vor Gott entschuldigt."

„Wenn man ihnen mit ihrem König und Königinn gedroht, haben sie, hintangesetzt alles unterthänigen Respekts, verächtlich geantwortet: es geht in Frankreich also zu! Dadurch ein Bubenstück mit dem andern zu entschuldigen, gleich ob müsse Alles gut und recht sein, und ob wären wir in Deutschland schuldig und gezwungen, von ihnen zu leiden, was in Frankreich Leichtfertiges vorgeht, oder ob dürften sie nicht der Ehren und des Gemüths sein darob ein Mißfallen zu erweisen und sich eines Bessern zu verhalten. Was noch mehr ist, die historicos, die sonsten jederzeit in Ehren gehalten werden, vor denen sie sich besorget, daß sie ihre bösen Thaten an das Licht bringen möchten (gleich als könnten dieselben dem französischen Namen eine Schande zufügen, wenn sie entdecken, was für einen Krieg sie in Deutschland geführt), haben sie geschlagen,

getreten, gebunden, gerettelt, gestochen, und nur nicht gar an den Galgen gestellt, denselben hiedurch die Hände zu binden, damit sie ungehindert und noch dazu mit gutem Respekt und einem großen Namen ihr unsinniges Leben noch also länger fortstellen könnten, darin sie ersoffen gewesen wie die Schweine, die heut in die Eicheln gehn und morgen dem Metzger den Hals unter die Füße legen müssen."

„So kamen Viele zur Verzweiflung, daß sie gar nicht mehr glauben wollten, daß ein Gott im Himmel wäre, vermeinend, wenn er lebte, solle er Alles mit Donner und Blitz in die Erde schlagen. Ja, es mußten die armseligen, vor Schreck und Bekümmerniß thörichten Weiber, ihren Männern Leib und Leben zu fristen, den Vater bei den Kindern und ihre kleinen Kindlein vor Marter und Qual, das Haus aber vor Plünderung zu erhalten, endlich freiwillig und öffentlich (Ehr und Tugend hintangesetzt) ein Mehreres thun, und ließe es Jedermann also fortgehn, aus Herzeleid, Betrübniß und überschwenglicher Wehmuth noch dazu lachend und erwartend, was die Hand des Höchsten der Sache für einen Ausschlag geben möchte!"

Deutschland war durch alles dieß in zwei schauderhafte Theile aufgelöst: in zahlreiche Banden unbarmherziger Würger einerseits, und in eine angstvolle Heerde von feigen Schafen andrerseits, die sich ohne Widerstand scheeren, martern und ermorden ließen. Bei dem Beginn der Greuel nahmen die Bauern, wegen der steigenden Unsicherheit, Waffen mit auf den Acker, um ihr Zugvieh zu beschützen, und überhaupt die Bestellung ihrer Felder gegen die frechen Störer noch möglich zu machen; als aber die Anarchie ganz allgemein wurde, suchte das Landvolk sich lieber durch den Kriegsdienst zu retten. Die Knechte hatten sich ohnehin schon großentheils anwerben lassen, weil sie als Soldat in Saus und Braus leben konnten, statt bei dem ausgesogenen Bauern neben harter Arbeit Hunger und Kummer zu leiden. Nach und nach folgten ihrem Beispiel auch Besitzer der Höfe selbst, und ein namhafter Theil des deutschen Volkes ward ein stehendes Feldlager unermeßlicher Räuberbanden.

Um vollends einen Staat im Staate, oder wandernde Stämme, wie in der Urzeit, zu bilden, fingen die Heere auch an, ihre Ergänzungen theilweise aus sich selbst zu nehmen. Ganze Armeen von Weibern lagen also mit im Feld (im Wallensteinischen allein zählte man 15,000), deren Kinder wieder zu Soldaten erzogen wurden. Diese wurden von Jugend auf nicht nur an Gefahren, sondern auch an rohe Sitten gewöhnt, da die Feldschulen, trotz ihrer ziemlichen Verbreitung, wegen der Macht böser Beispiele nur wenig auf Zucht zu wirken vermochten.

Bei dem ewigen Herumziehen großer Heere war es nothwendig, daß von Zeit zu Zeit ein Mangel an Lebensmitteln sich fühlbar machen mußte; die Zuchtlosigkeit und die schrecklichen Greuelthaten der Soldaten wußten aber die Theuerungen durch unfehlbare Mittel vollends zu furchtbarer

Hungersnoth zu steigern. Nicht genug, daß die Waffenknechte die Genüsse mit berechnender Kunst bis zur maßlosen Völlerei trieben, und mit Gewalt in sich hineinstopften, bemühten sie sich auch, mit tückischer Schadenfreude dasjenige zu verderben, was sie, trotz aller Anstrengung, nicht selbst verzehren konnten. Zugleich vermehrten kriegerische Maßregeln nach dem Geiste der Zeit das Elend, da öfters Aecker verwüstet wurden, um dem Feinde die Lebensmittel zu entziehen. So schnitten die Schweden in Böhmen die Getreide-Aehren ab, um sie mitzunehmen, und was sie nicht mitnehmen konnten, zerstörten sie auf den Aeckern. Durch das Zusammenwirken aller dieser Ursachen entstand denn vom Jahre 1630 an schreckliche Hungersnoth in Deutschland, welche sich allmählig von einer Landschaft in die andere ausbreitete. Während man in Schlesien den Hungertod vieler Menschen im Jahr 1630 selbst durch das künstliche Brod aus Hanfkörnern, Eicheln und Wurzeln nicht verhindern konnte, stieg die Noth im Jahre 1634 in Franken fast noch höher, wie die unten verzeichneten Preise der Lebensmittel in Nürnberg beweisen*). Wie ungeheuer solche Preise nach dem damaligen Geldwerth waren, zeigt schon die Thatsache, daß ein Ei vier bis sechs Kreuzer kostete. Als nun in einzelnen Sommern auch noch Mißwachs hinzukam, so starben die Menschen zu vielen Tausenden den Hungertod, und von den Ueberlebenden wahnten Viele die Natur wilder Thiere an. Man fing nämlich sogar an, sich an den Todten zu sättigen, und als dieß einmal im Schwange war, entführte man die Leichname der Hochgerichte, und riß zuletzt die Gruben der Fallmeister, ja selbst die Gräber auf, um an halbverwesten Körpern Nahrung zu suchen. Durch starke Wachen mußte man die verzweifelnden Menschen endlich von den Kirchhöfen zurücktreiben. Nun entstanden natürlich auch ansteckende Krankheiten, und Deutschland glich einem offenen Grabe, in welches nicht nur die Bürger schaarenweise hineinstürzten, sondern auch ganze Heere, ohne daß sie einen Feind gesehen hatten.

Mit Hunger und Pest verbanden sich noch die Verheerungen durch Feuer, indem die verwilderten Soldaten bald einzelne Häuser, bald ganze Straßen, bald ganze Dörfer und Städte in Brand steckten. Während in Eichstädt 7 Kirchen, 1 Kloster und 444 Häuser niedergebrannt wurden, lagen in Baiern vollends 100 Dörfer, in Württemberg 45 Dörfer und 8 Städte, oder 36,000 Häuser, und in Hessen vollends 47 Schlösser, 300 Dörfer und 17 Städte in Asche.

*) Ein Simra Korn hat gegolten 14 bis 16 Reichsthaler, 1 Simra Habern 14 bis 16 Reichsthaler, 1 Simra Kern 28 bis 32 Reichsthaler, Gersten 24 bis 30 Thaler, 1 Pfund Schmalz 6—7 Batzen, 1 Pfund Rindfleisch 9—10 Kreuzer, 1 Paar Tauben 10—15 Batzen, 1 junges Huhn 10—15 Batzen, 1 Hennen 1 fl. auch 18 Batzen, 1 Kapaun 3 fl., 1 Ey 4—6 Kreuzer, 1 Eimer Wein kostete 10—20 Thaler, 1 Eimer Bier 3—4 Gulden und so fort an. (Nürnberger Chronik).

Handel und Gewerbe bestanden nur noch in den Marketendereien der Heerlager: die Rechtspflege hatte gänzlich aufgehört, und an vielen Orten auch der Gottesdienst sowie der Unterricht in den Bürgerschulen. Die Geistlichen wanderten haufenweise von dannen, weil sie das Leben nicht mehr fristen konnten: ihnen folgten Gelehrte und Künstler: alle Fugen des gesellschaftlichen Gebäudes gingen auseinander, und unvermeidlich schien die Nation sich selbst aufzulösen. In den Dörfern um Freisingen war die Bevölkerung von 400 Menschen auf 20, in Göttingen auf die Hälfte, in Hessen auf ein Viertheil, in Böhmen von drei Millionen auf 780,000 zusammen geschmolzen; in verschiedenen Städten standen ganze Straßen leer, in manchen Dörfern gab es nur noch einzelne Menschen. Gleichen Schritt mit der äußern Auflösung hielt die innere, sittliche Zerrüttung des Volkes. Nirgends war Zucht und Scham, ja es gab nicht einmal noch menschliche Sitte. Man trug vor den Missethaten nicht allein keine Scheu, sondern rühmte sich derselben noch: frech war der Hohn gegen das Heiligste, und cynisch der Spott über einen Sinn des Lebens oder der Weltordnung. Unermeßlich war der Jammer, und ähnlich den begeisterten Propheten des Orients schilderten ihn die Klagetöne einer edlen Seele, welche aus jener Wüste noch zu uns herüberdrangen, mit wahrhaft poetischer Glut in folgender Weise:

„Wie liegt dieß Land so wüst, das doch voll Volks war? Es ist wie eine Wittwe, die eine Fürstin unter den Völkern und eine Königin in den Ländern war, muß nun elendiglich dienen! Es ist von der schönen Tochter dieses Reiches aller Schmuck dahin! Ihr Fürsten sind wie die Widder, die keine Hörner haben und keine Weide finden, und matt vor dem Treiber hergehen. Der Feind hat seine Hand an all ihr Kleinod gelegt, und sie mußte zusehen, daß ihre Verfolger in ihr Heiligthum gingen, davon doch Gott geboten hat, sie sollten nicht in seine Gemein kommen."

„Gedenk aber, Herr, wie es uns gehet, schau und siehe an unser Schmach. Unser Erb ist den Fremden zu Theil geworden, und unsere Häuser den Ausländern. Unser eigen Wasser müssen wir um Geld trinken. Man zwingt uns über Hals, und wann wir schon müde sein, läßt man uns doch keine Ruhe. Knechte herrschen über uns, und ist Niemand, der uns von ihrer Hand errette."

Außer dieser beredten Stimme erhoben sich hin und wieder noch andere, um über den Jammer des Vaterlandes zu trauern, um in den wenigen bessern Gemüthern das Verlangen nach Rettung anzuregen. Während verschiedene Dichter die Noth des Landes in ihren Liedern schilderten, und den Geist der Deutschen zu erheben suchten, wirkte in gleichem Sinne noch mächtiger der Roman „Simplicissimus," welcher die Lage Deutschlands mit der Treue eines Spiegels malte. Es ist zweifelhaft, ob auch alle diese Bestrebungen etwas genützt haben würden, wenn

nicht die allgemeine Noth die Fortsetzung des Krieges unmöglich gemacht hätte. Aber Deutschland war eine Wüste, die kaum mehr zu einem menschlichen Aufenthalte geeignet war; das Uebermaß des Elends gebot denn unabweislich das Ende des Kriegs. So groß also das Widerstreben einzelner Betheiligter auch war, so mußten die Friedens-Unterhandlungen zu Münster und Osnabrück allmählig gleichwohl einen ernstlichen Charakter annehmen. Nachdem sie sowohl in Ansehung der Verwirrung und der Leidenschaftlichkeit, als der langen Dauer den Gang des Krieges selbst nachahmen wollten (sie währten über vier Jahre), wurde der bleibende Friede endlich am 24. October 1648 unterzeichnet. Die nähern Umstände des westphälischen Friedensschlusses waren so eigenthümlich, und haben selbst noch für die Zukunft Deutschlands eine so große Wichtigkeit, daß wir ihrer Darstellung eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmen müssen.

Sieben und fünfzigstes Hauptstück.

Westphälischer Friede. Vorspiel der Unterhandlungen.

(Vom Jahr 1641 bis 1645.)

Als die Friedens-Präliminarien zu Hamburg abgeschlossen worden waren (25. December 1641), wurde schon der 25. März des folgenden Jahres 1642 zur Eröffnung des Congresses selbst bestimmt; anstatt aber diese nun wirklich erfolgt wäre, entstand ein seltsamer Streit über die Geleits-Briefe für die verschiedenen Abgesandten der Betheiligten, welcher einen neuen, langen Verzug veranlaßte [1]). Frankreich fand die Zeit noch nicht günstig genug, um in einem Friedensschluß die Abtretung des Elsaßes und anderer deutscher Länder von dem Kaiser und den Ständen auszuwirken; man suchte daher die Ursachen vom Zaun zu reißen, um die Wirren zu verlängern. Nach dem geschilderten Charakter des Krieges war eine solche Politik eine wahre Unmenschlichkeit, der höchste sittliche Greuel, allein die Welschen errötheten nicht darüber [2]). So machten sie

---

[1]) Die Hauptquelle werden nun:

ACTA PACIS WESTPHALICÆ PUBLICA,

von

Johann Gottfried von Meiern.

Sechs Bände in Folio.

Dort wird im ersten Buch §. 5 als Grund der Verschiebung des Congresses von 1642 ausschließend der Streit über die Geleitsbriefe angegeben.

[2]) Ihre Diplomaten berühmten sich selbst, daß sie bei den Friedens-Unterhandlungen nur darauf ausgegangen seien, den Abschluß zu hintertreiben, und doch in geschickter Weise Andern die Schuld davon aufzubürden:

»L'habileté des négotiateurs dans ce traité devait consister non pas à conclure un traité avantageux, mais à en éloigner adroitement la conclusion, en faisant tomber sur leurs adversaires tout l'odieux des retardements. Il fallait trouver des raisons pour rejeter toutes les propositions, et imaginer des offres spécieuses, qui ne pussent pas être acceptées; faire paraître beaucoup d'empressement de conclure, en retardant en effet la conclusion, et rendre ses adversaires seuls coupables d'une faute, qu'il fallait partager avec eux.« (Bougeant l. c. p. 778.)

denn zur Verzögerung der Friedens-Unterhandlungen zuerst allerlei Winkelzüge und Schwierigkeiten wegen des freien Geleits. Es war natürlich, daß der Kaiser, als des Reiches Oberhaupt, die verlangten Geleits-Briefe ausstelle, und Ferdinand III. war hiezu auch bereit, allein die französischen Gesandten verlangten noch die Bürgschaft des Königs von Dänemark, als Vermittler der Friedens-Präliminarien. Als auch solchem Verlangen entsprochen worden war, so erhoben die Franzosen wieder wegen der kaiserlichen Ratifikation der Präliminarien Schwierigkeiten, und wurden hierin von dem schwedischen Gesandten Salvius treulich unterstützt. Endlich beseitigte der Kaiser auch diese Eingelenke, indem er die Ratifikation ganz nach dem Verlangen der Franzosen und Schweden im Jahre 1643 ausfertigen ließ. Die Eröffnung des Friedens-Congresses wurde nun auf den 11. Juli jenes Jahres festgesetzt, und die kaiserlichen Bevollmächtigten fanden sich pünktlich ein, denn einer der Botschafter, Graf Auersberg, erschien schon am 27. Mai 1643 zu Osnabrück, und ihm folgte in Münster der erste Gesandte, Graf von Nassau, am 30. Juli desselben Jahres. Wer hingegen abermals nicht erschien, war die französische Gesandtschaft; ja diese, die Grafen d'Avaux und Servien, gingen statt nach Osnabrück zuerst nach Holland, um mit den Generalstaaten ein Bündniß gegen Spanien zu schließen, und also Veranlassung zu neuen Zerrüttungen und Krämpfen zu ermitteln.

Erst am 17. März 1644 traf der Graf d'Avaux, und am 5. April der Graf von Servien in Münster ein, und kaum waren sie angelangt, als sich über die gegenseitigen Ehrenbezeigungen oder das Ceremoniell mit einem lächerlichen Ernst wichtige Bedenken und Unterhandlungen anspannen. Schon damals kamen von den Ansprüchen auf den Namen der „großen Nation“ Anzeichen zum Vorschein, da das französische Ministerium für seine Botschafter gleichen Rang mit den kaiserlichen und den Vorrang vor allen andern Gesandten forderte, auch behauptete, daß sämmtliche Kronen von Europa der französischen bei fast jeder Gelegenheit gewichen oder nachgestanden seien [3]).

---

3) Der französische Staatssecretär Graf von Brienne drückte sich auf solche Weise in den Instructionen für die Gesandten in Münster aus. Wir heben aus seinem amtlichen Schreiben folgende wichtige Stelle aus:

»Celle, que le Baron Oxenstierna, & ses collegues veulent avoir, de traiter en toutes choses si d'égal avec vous, semble bien extraordinaire: car si bien les couronnes, en la souveraineté, & l'indépendance, sont égales, il y a toujours priorité, et il est de nécessité, que l'un cède à l'autre. Entre celle de France et de Suède, il n'y eut jamais de compétence: en tant d'endroits toutes celles de l'Europe nous ont cédé. Il nous est bien surprenant, que les Suédois fassent les démonstrations, dont vous nous avez écrit, que vous saurez bien surmonter par vos expériences, et l'on se remet entièrement à ce que vous jugerez pouvoir et devoir faire, en se contentant de Vous faire souvenir de la vigueur, avec laquelle vous vous opposes aux prétentions injustes des Espagnols, et de conserver l'égalité en tous lieux avec les ministres de l'empereur.«

Nachdem solche Händel einmal angeregt waren, entstanden auch über das Ceremoniell gegen die Kurfürsten ärgerliche Streitigkeiten, und man verlor überhaupt eine kostbare Zeit über alle diese kleinlichen Dinge. Auch die schwedische Gesandtschaft, welche Johann Oxenstierna, des Kanzlers Sohn, und der Minister Salvius bildeten, erhob Anstände über die Titulaturen, und schickte die Schreiben zurück, worin ihr nicht die verlangten Titel gegeben wurden [4]). Nun folgten solchem erhabenen Beispiele auch die Generalstaaten, die Republik Venedig, Spanien, und da ganz Europa auf dem Congresse vertreten war, so mußte man befürchten, daß Jahre vergingen, bis man sich über die wichtigen Fragen der Titel und des Ceremoniells vereinigen werde. Bald sollte indessen der Streit auf wichtigere Dinge übergehen.

Von Seite der französischen Botschafter hatte man erwartet, daß sämmtliche Reichsstände Deutschlands, sohin auch die kleinern Fürsten und die unmittelbaren Städte, auf dem westphälischen Friedens-Congreß sich vertreten lassen würden. Zu ihrem Befremden war aber, außer den Gesandten der Kurfürsten, von Seite der Stände Niemand erschienen, und dieß durchkreuzte ihre Pläne wesentlich, weil Frankreich zum Schutzherrn der kleinen deutschen Fürsten sich aufwerfen, und hierdurch die innern Angelegenheiten Deutschlands verwirren wollte. Schon am 6. April 1644 erließ daher der Graf d'Avaux ein Rundschreiben an die Reichsstände, worin er sie dringend zur Beschickung des Friedens-Congresses aufforderte. Dieser Schritt war ohnehin schon eine empörende Anmaßung, und ein frevelhafter Eingriff in die Rechte des deutschen Reichsoberhaupts; er mußte aber um so größere Entrüstung hervorbringen, als die Sprache des Rundschreibens nicht nur herrisch, sondern auch höchst unhöflich und beleidigend war. Es ward darin dem Kaiser Schuld gegeben, „daß er nach der unumschränkten Gewalt in Deutschland strebe, und zu dem Ende, mittelst Verletzung der Reichsverfassung ungebührliche Befugnisse sich beigelegt, sowie die Gerechtsame der Stände des Reichs verkümmert habe. Dadurch allein sei der verheerende Krieg entstanden, denn Jedermann wisse, daß die Ursache desselben nur darin liege, weil man den Fürsten und Ständen des Reichs weder ihre Ehre, noch ihre Rechte gelassen, ja einzelnen sogar die persönliche Freiheit geraubt habe [5])." Als Ferdinand III.

---

[4]) Sie verlangten ausdrücklich nachstehende Titulaturen:

Sacrae regiae Majestatis regnique Sueciae respective senatori, Cancellariae et secretiori consiliariis, aulae cancellario, et ab pacis tractatus in Germania deputatis plenipotentiariis et legatis, illustrissimis et excellentissimis domino Ioanni Oxenstiernae libero Baroni in Rymitho, domino in Fyholm, Hörningsholm, et Tullegarn; et domino Ioanni Adler Salvio, hereditario in Adlersberg, Offwerby et Tullinge. etc.

[5]) Das Rundschreiben des französischen Botschafters war in lateinischer Sprache verfaßt. Vorzüglich beleidigend war folgende Stelle desselben:

„Norunt omnes, seriem istam bellorum, quibus nunc tandiu Christianus populus misere

und seine Räthe von diesem dreisten Kreisschreiben des französischen Botschafters Kenntniß erhielten, so wurden sie mit gerechter Entrüstung erfüllt. „So ward denn," wird uns berichtet, „das Französische Circular-Schreiben an dem Kaiserlichen Hof dermaßen übel empfunden, daß man es vor eine famose Läster-Schrift, wodurch die getreuen Reichsstände gegen Ihre Kaiserliche Majestät aufgewiegelt werden wollten, und als eine Schrift, worin die kaiserliche Hoheit, Ehre und Reputation, auch die kurfürstliche Präminenz, Amt, Stand und Wesen lästerlich angegriffen wären, angesehen, und als eine Violation der Präliminarien geachtet hat. Dieserwegen ward den Gesandten zu Münster anbefohlen, eine nachdrückliche Ahndung bei den Mediatoribus, wegen solches von den Franzosen ad Status Imperii erlassenen Schreibens einzubringen, und dabei anzuzeigen, daß sie Befehl hätten, sich aller Visiten und Curialien gegen die Franzosen, bis auf weitern Befehl, zu enthalten, weil selbige sich nicht geleitlich aufgeführet, sondern mitten auf des Reichs Boden, gleich bei ihrer Ankunft, einen feindseligen Actum zu Schulden gebracht hätten. Ueber dem haben Ihre Kaiserliche Majestät nicht nur ein ausführliches und treffliches Gegen-Circular unterm 14. Januar an alle Reichs-Stände abgelassen, sondern auch Dero Commissarien zu Frankfurt aufgegeben, in Conformität dessen, durch eine eigene Propositiön von dem Deputations-Convent daselbst, ein Gutachten zu erforden, wie sowohl wider solche famose Schrift, als auch gegen die Auctores ein Resentiment genommen werden möge."

Man sieht also, daß Kaiser Ferdinand III. dem anmaßenden Unfug des Grafen d'Avaux mit Würde und Kraft entgegentrat, indem er nicht nur befahl, alle diplomatischen Verhandlungen mit Frankreich sogleich einzustellen, sondern auch in einem feierlichen Manifest gegen die Anmaßungen dieser Krone Verwahrung einlegte. Mit Recht erklärte er darin;

„Dann Wir ja nicht begreifen können, aus was für Macht sich die französischen Gesandten unterstehen dürfen, an alle Stände des Reichs, und auch gar an diejenigen, die niemals mit der Krone Frankreich in einige Bündniß wider Uns sich entschlossen, noch hoffentlich in's künftige einzulassen Willens, dergleichen hochgefährliche und weit aussehende Schrei-

---

conflictatur, ab isto ferme capite fluxisse, quod neque principibus neque Ordinibus Imperii suus honor habitus sit, sua jura servata; nonnullis etiam dominia, imo et ipsa corporis libertas erepta fuerint. Quae vero ad omnes, ab ipsis imperii primordiis ac primum datis legibus, pertinent, ea ad unum fere contraxit paucorum potentia. Quid opus est verbis? Jamdiu circumfertur, Domum Austriacum Europae Monarchiam moliri: basin tanti aedificii constituere in summo dominatu imperii romani, ceu centri Europae: hunc ut stabiliat, omnia Majestatis jura, vim legum, et munia magistratuum, ordinibus imperii paulatim ire ademptum. Sola certe electores et Principes aliquot in exilium egit. Sola hactenus armorum jus sibi asseruit."

ben auf des Heil. Reichs Boden, unter Unserm Kaiserlichen Geleit, das ihnen nur zum Friedens-Tractat gegeben worden, auszufertigen ꝛc. *)."

Solche Vorspiele waren nicht geeignet, die bevorstehenden Friedens-Verhandlungen zu befördern und zu einem schleunigen Abschluß zu führen; sie enthüllten vielmehr abermals die Absichten Frankreichs, die Stände gegen den Kaiser zu erbittern, also fortwährend die Deutschen gegen einander zu hetzen, und gaben trübe Aussichten für die Zukunft. Besondere Umstände vermehrten noch die Schwierigkeiten der gütlichen Einigung. Es schien nicht bloß nützlich, sondern selbst nothwendig zu sein, daß man während der Friedens-Unterhandlungen einen allgemeinen Waffenstillstand herstelle, und es ward ein solcher sowohl von dem Pabst Urban, als auch von dem schwedischen General Torstenson in Schlesien, und von dem venetianischen Gesandten (Orator) auf dem Congresse selbst in Vorschlag gebracht; seltsamer Weise wurden aber gegen einen solchen zweckmäßigen Vorschlag fortwährend große Bedenklichkeiten geäußert, und zwar sogar von dem Kaiser. Man vereinigte sich auch wirklich nicht über einen Stillstand, sondern setzte den Krieg während des Congresses mit Leidenschaft fort. Dadurch wurde nicht nur die Erbitterung der verschiedenen Parteien vergrößert, sondern auch die Friedens-Unterhandlung erschwert, weil jede Partei, welche im Feld einen Vortheil erlangte, sogleich ihre Forderungen steigerte, andere hingegen von Zeit zu Zeit auf einen Wechsel des Waffenglückes hofften, und deßhalb auf ihren Wünschen hartnäckig beharrten. Unter solchen Umständen schien der Congreß nur den Zweck zu haben, Vorwände zur Verzögerung eines Friedensschlusses zu ersinnen. Nachdem man also vom Mai, und beziehungsweise Juli 1643 bis zum 25. März und 5. April 1644 auf die Ankunft der französischen Gesandten warten mußte, auch das verspätete Erscheinen der schwedischen einer der Gründe zur Verweigerung des Waffenstillstandes gewesen war, nachdem endlich nach der wirklichen Eröffnung des Congresses der kleinliche Streit über Ceremoniell und Titulaturen entstanden war, so sann man nach der Beilegung desselben wieder ein neues Verzögerungsmittel aus, und erhob nun gegenseitig Einwendungen gegen die Vollmachten der Gesandten. Da diese Urkunden zuletzt wirklich an die betreffenden Höfe zur Verbesserung oder Ausstellung von ganz neuen zurückgesendet wurden, so verging wieder das ganze Jahr 1644, ohne daß etwas gethan werden konnte.

Die Hauptschwierigkeit der Unterhandlungen lag zuerst darin, die eigentlichen Absichten der verschiedenen Betheiligten auszuforschen. Da sowohl die Schweden, als die Franzosen bedeutende Vergrößerungs-Ansprüche, unter dem Vorwand der Entschädigung, im Sinne trugen, damit aber aus wohlweisen Absichten sehr vorsichtig zurückhielten, so wünsch-

*) Meiern Acta pacis westphalicae, Vol. I, pag. 227.

ten die Deutschen vor allem die Forderungen beider Mächte zu erfahren. Man drang daher in die Franzosen, die Zeit bis zur Einlangung der neuen Vollmachten zu benützen, um wenigstens ihre Friedens-Vorschläge zu übergeben, und dadurch vorbereitende Erörterungen möglich zu machen. Die Franzosen willigten endlich ein, und versprachen, ihre Anträge am 4. December 1644 den Vermittlern (mediatores) zuzustellen. Mit unbeschreiblicher Spannung sah nun alles jenem Tage entgegen; als er aber endlich erschienen war, überreichten die französischen Gesandten nur die Erklärung, daß die deutschen Reichsstände noch immer nicht auf dem Congresse erschienen seien, und daß man nicht eher etwas wesentliches vornehmen könne, als bis dieselben vollständig versammelt sein würden. Von Seite des Kaisers war bei dem Antrage auf Einreichung der französischen Friedens-Vorschläge als Grund angegeben worden:

„Da sich die Franzosen bey der letzten Unterschrifft der Vollmachten, directò nicht hätten anheischig machen wollen, das Haupt-Friedens-Werck selbst anzutreten, so stehe billig zu befürchten, sie würden allerhand Neben-Ausflüchte suchen, wann gleich von Kayserlicher Seite noch so trifftige Propositiones in der Haupt-Sache, vorgetragen würden [7])."

Es hatte sich also jetzt bestätiget, wie gegründet jene Besorgniß war, und daß die Welschen nur fortwährend auf Eingelenke sannen, um die Unterhandlungen zu verzögen, und die Verhältnisse überhaupt mehr und mehr zu verwirren. Bitter beschwerten sich deßhalb die Botschafter Ferdinands III. in einer besondern Denkschrift über ein solches Verfahren:

„Die Mittler (Mediatores)," führten sie darin aus, „hätten von den französischen Gesandten eine heilige und theuere Zusage erlanget, sie wollten gewiß und ohnfehlbar, am 4. Decembr. ihre Proposition *circa ipsa Pacis ineundæ Media*, denen Mediatoren zustellen; Auf dieses theure Versprechen hätten Sie, die Kayserliche Gesandten, sich gäntzlich verlassen, und dahero, zu gesetzter Zeit und Stund, ihre Proposition, würcklich eingebracht, in der zuversichtlichen Hoffnung, die Frantzosen würden ihren Worten, ehrlich und aufrichtig, sine dolo & fraude, nachleben und ein gleiches thun: Nun aber liege das platte Gegenspiel vor Augen, da sie, an statt der versprochenen auf die media componendæ Pacis gerichteten Proposition, nichts als *Exceptiones* und *Protestationes*, weßwegen sie eine dergleichen Proposition nicht thun könnten, eingegeben hätten; Sie, die Kayserliche und spanische Gesandten müsten dahero, vor der gantzen Welt, wider die Frantzosen, wegen des gebrochenen Worts, sich billig beschweren, auch nicht ehender auf die Exceptiunculas Gallorum eine Antwort ertheilen, bis vorhero die Franzosen, ihre Meynung über die Media Pacis, ebenmässig eröffnet und angedeutet hätten, was Sie dann, sowol von Ihro Kayserl.

[7]) Moser Vol. I, pag. 323.

Majestät als von dem König in Spanien, haben wollten. Diffeits habe man deutlich und klar gesagt, was der Kayser, was Spanien verlange; Wollten die Frantzosen es noch genauer haben, so müsten sie es anzeigen, und à genere ad speciem gehen, Sie könnten ihres Orts *Postulata, Conditiones, Media*, soviel sie nur immer wollten, vorbringen; so würde man sich diffeits darauf puncten weis vernehmen lassen, und könnte alles, pari passu, auf beyden Seiten tractiret werden. Wollten sie, die Frantzosen, solches aber nicht thun; So dörfften sie sich nicht beschwehren, wann ihnen aller Verzug und Behinderung des Friedens-Wercks, überall und öffentlich Schuld gegeben würde [s])."

Alsdann entwickelte die Staatsschrift die Gründe, warum die Anwesenheit sämmtlicher deutscher Stände nicht nothwendig sei. Ferdinand III. schien also die Vertretung der letztern bei den Unterhandlungen nicht zu wünschen, denn er bemerkte, daß der Congreß kein Reichstag sei. Da er aber wahrnahm, daß die Stände ihre Beiziehung gerne sähen, so gab er auch sogleich nach. Doch jetzt veranlaßten die Schweden einen neuen Anstand, indem sie nicht bloß für die Reichs-, sondern auch für die Land-Stände Antheilnahme an den Unterhandlungen begehrten. Ein solches Verlangen widersprach der deutschen Staatsverfassung, weil nach derselben nur unmittelbare Stände auf dem Reichstag Sitz und Stimme hatten; der Kaiser widersetzte sich daher. So häuften sich denn fortwährend Saumsal und Verzögerungen, und man stand endlich schon im Frühling 1645, ohne daß man das Wesen der Friedens-Unterhandlungen nur mit einem Worte berührt hätte. Als in dieser Zeit die Abgeordneten der Reichsstände größtentheils sich eingefunden hatten, nahm jedoch der Gang der Geschäfte plötzlich eine andere Wendung. Die Stände theilten nämlich die Meinung des Kaisers, daß man vor allem wissen müsse, was die beiden auswärtigen Mächte eigentlich wollten, und drangen ebenfalls auf die Vorlegung deren Friedens-Vorschläge. Da nun die Franzosen ihre Pläne vorzüglich auf die Unterstützung der Stände gebaut hatten, und gegen sie also Rücksichten beobachten mußten, so versprachen sie von Neuem die Einreichung ihrer Anträge, und bestimmten dazu den 11. Juni 1645. Nachdem auch die Schweden diesem Beispiel gefolgt waren, entstanden zuvor über das Ceremoniell bei der Uebergabe der Friedens-Vorschläge neue Anstände, man wußte jedoch auch diese zu beseitigen, und so ging denn die Feierlichkeit am 11. Juni 1645 wirklich vor sich. Die Anträge der Schweden, welche zu Osnabrück übergeben wurden, hatten im Wesentlichen folgenden Inhalt:

„Weilen aber der äusser- und innerliche Krieg dermassen in einander verhefftet ist, daß keiner recht beigelegt genannt werden kann, wann nicht die Ursachen, so zu beyden Theilen Anlaß darzu gegeben, aus dem Wege

[s]) Meiern l. c. Vol. I, pag. 323.

geräumet sind, die äusserliche aber von dem innerlichen dergestalt herfliessen, daß jene nicht aufzuhalten, wo diese nicht gestopffet werden, so ist derhalben vonnöthen, daß vor allen Dingen der Römische Kayser durch eine Allgemeine und ungehemmte **Amnestie**, alle und jede Stände in den Stand stelle, worinnen sie, vor der **Anno 1618** eingebrochenen Unruhe glücklich gegrünet."

„Auf daß auch künfftig aller inner- und äusserlicher Unruhe vorgebeugt werden möge, wird fürnehmlich erfordert, daß, wann ein Römischer König zu erkiesen, solches nicht als bey erledigtem Kayserthum geschehe: wären neue Satzungen zu machen, die alte zu erläutern, Kriege und Kriegs-Bereitschaft vorzunehmen, Friede oder Bündnisse einzugehen, allgemeine Steuer anzulegen, einen Stand seiner Würde und Güther zu entsetzen, so soll dasselbe oder dergleichen nicht anders, als auf einem Allgemeinen Reichs-Tag, mit aller Stände freyer Stimme und Einwilligung, vorgenommen und geschlossen werden."

„Wie auch den Ständen alle übrige ihnen von Rechtswegen zustehenden **Regalien** unbenommen bleiben, also soll ihnen auch und einem jeden besonders, allezeit frey stehen, mit ausländischen **Potentaten**, zu ihrer Erhaltung und Sicherheit, Bündnisse zu treffen."

„Und damit die Einträchtigkeit der Stände unter sich desto vollkommener sey, solle alles, was zwischen den Evangelischen und Catholischen des **Religion**-Friedens und der geistlichen Güther wegen, spännig gewesen, durch beyder Theile Rathschläge und gesammtes Zuthun, bei diesen **Tractaten** ohne Verzögerung oder Aufschub an andere Orte, freundlich, billig und Christlich allerdings lauter gemachet und hingeleget werden, damit nicht nur kein Zweiffel über den wahren Verstand des Religions-Friedens nicht übrig bleibe, sondern alle andere und geistliche und weltliche **Gravamina**, so das Mißtrauen unter den Ständen bißhero erhalten, von Grund ausgerottet, und aller Kriegs-Saamen erstücket werde [9])."

Einen ähnlichen Charakter trugen auch die Forderungen des Pariser Hofes, welche in Münster überreicht wurden, und zwar gegen die hergebrachte Sitte, anstatt in der lateinischen, in der französischen Sprache. Man verlangte hauptsächlich, daß:

1) die Fürsten und Stände des deutschen Reichs in alle ihre Rechte, Vorrechte und Freiheiten wieder eingesetzt,
2) alle Reichssatzungen und Gewohnheiten, insbesondere die goldene Bulle, gewissenhaft beobachtet,
3) der deutsche Kaiser in Zukunft erst nach der wirklichen Erledigung des Thrones gewählt, und

[9]) Meiern Vol. I, pag. 440 et 441.

4) eine allgemeine Vergessenheit des Vorgegangenen (Amnestie) bewilliget, und alle Rechtsverhältnisse in den Stand vor dem Ausbruch des Kriegs (vor 1618) zurückversetzt werden sollen [10]).

Was bei diesen beiderseitigen Anträgen in hohem Grade auffallen mußte, war die Einmischung der Fremden in innere Verfassungsfragen Deutschlands. Sowohl die Franzosen, als die Schweden sprachen darüber mit einer Ausführlichkeit und Bestimmtheit, als wären sie dabei unmittelbar betheiliget, als wären sie auch deutsche Staatsglieder. Wenn schon dieß auf bedenkliche Anschläge schließen ließ, da die innern Streitfragen der Deutschen wohl nur angeregt wurden, um durch die Beförderung der Zwietracht die Vergrößerungs-Entwürfe der Fremden durchzusetzen, so stieg jene Besorgniß durch einen besondern auffallenden Umstand noch höher. Der Zweck der ganzen Feierlichkeit bestand darin, von den Franzosen und Schweden endlich zu erfahren, was sie unter der Entschädigung, welche sie stets im Munde führten, eigentlich verständen, was sie also wollten? Anstatt sich aber hierüber zu erklären, bemerkten sie nur:

„Die Genugthuung für beide Kronen müsse so eingerichtet wer-

---

10) Im Original lauteten die bemerkten Forderungen Frankreichs auf die nachstehende Weise:

Que tous les princes et états du St. Empire seront rétablis en leurs anciens droits, prérogatives, libertés et privilèges, sans quils y puissent être ci après troublés, sous prétexte que ce soit, et ce faisant, qu'ils jouiront, sans difficulté, du droit de suffrage, qui leur appartient dans toutes les délibérations des affaires de l'Empire, principalement quand il s'agira de conclure la paix, déclarer la guerre, resoudre des contributions, levées et logements de gens de guerre, mettre garnison, ou faire de nouvelles fortifications dans quelque Place située dans les états des dits princes, conclure des alliances et confédérations, faire des lois nouvelles ou interpréter les anciennes, et autres affaires de pareille nature, qui ne pourront être à l'advenir traitées et décidées, que dans une assemblée générale des états de l'empire, et resolues par un consentement unanime des dits états.

Que touts les princes et états en général et en particulier seront maintenus dans tous les autres droits de souveraineté, qui leur appartiennent, et spécialement, dans celui de faire des confédérations tant entre eux qu'avec les princes voisins, pour leur conservation et sûreté.

Que toutes les louables coutumes du St. Empire, anciennes constitutions et loix fondamentales d'icelui seront réligieusement observées, particulièrement le contenu en la bulle d'or, sans qu'il y puisse être contrevenu par qui que ce soit, sous quelque pretexte qu'il puisse arriver, et sur tout en ce qui regarde l'élection des empereurs, en laquelle les formes prescriptes par la dite bulle et autres constitutions, déclarations, actes et capitulations résolues pour ce sujet, seront inviolablement gardées, sans qu'on puisse jamais procéder à l'élection d'un roi de Romains, pendant la vie des empereurs, attendu, que c'est un moyen de perpétuer la dignité impériale dans une seule famille, en exclure tous les autres princes, et anéantir les droits des électeurs.

Que tout ce qui a esté fait pendant ces présents mouvements, sera oublié sans qu'on en puisse faire de part ni d'autre à l'advenir aucune recherche soubs quelque prétexte, que ce soit et qu'à ces fins une perpétuelle et générale amnestie sera accordée sans aucune reserve, limitation, ni exception d'affaires, ni de personnes.

den, daß solche sowohl zu ihrer, als zur Sicherheit ihrer Bundesgenossen dienen könne [11])."

Was sollte dieses geflissentliche Dunkel und diese neue verschlossene Zurückhaltung für einen andern Sinn haben, als daß man wegen des übertriebenen Umfanges der Entschädigungs-Forderung jetzt noch nicht damit herausrücken könne, sondern erst den Ausbruch noch größerer Zwietracht der Deutschen abwarten müsse? Aeußerst bedenklich war endlich die große Uebereinstimmung der schwedischen und der französischen Anträge. Beide befolgten nämlich ein ganz gleiches System, hatten den nämlichen Ideengang, und äußerten in allem Wesentlichen gleiche Grundsätze. Ja sie waren sogar in der Fassung einzelner Sätze so gleichlautend, daß sie ein genaues Einverständniß der Schweden und Franzosen ankündigten [12]). Unter bedeutungsvollen Anzeichen hatte daher schon das Vorspiel des Congresses zu Münster und Osnabrück begonnen.

---

11) Die schwedische Forderung war im lateinischen Text so gefaßt:

Sat iactetio Regibus Regnisque debita ita fiat, ut pro praeteritis praestentur indemnia, et cum foederatis suis in futurum secura.

Die französische hingegen im Original-Text also:

Que, pour cet effet, outre les précautions générales, qui seront apportés pour la dite sureté, la satisfaction, qui est due aux deux couronnes, pour les fatigues, pertes, et dépenses qu'elles ont soufferts en cette guerre, sera accordée en sorte qu'elle puisse contribuer tant à la sûreté particulière des dites deux couronnes, qu'à celle de leurs alliés et abhérants dans l'Empire.

12) Die gleichlautende Fassung einzelner Sätze der schwedischen und französischen Vorschläge ergibt sich in besonders auffallender Weise aus der Vergleichung der beiden Sätze, welche in der vorigen Anmerkung (11) abgedruckt sind.

Acht und fünfzigstes Hauptstück.

Eröffnung der Friedens-Unterhandlungen. Entschädigungs-Ansprüche Frankreichs und Schwedens.

Als die Vorschläge der beiden Kronen, wie man auf dem Kongresse Frankreich und Schweden gewöhnlich nannte, übergeben worden waren, sollten nun die Berathungen hierüber anheben; doch jetzt stieß man in Hinsicht der Förmlichkeiten erst auf die ernstlichsten Hindernisse. Wie sollten die Berathungen bei einer so großen Anzahl Betheiligter, und der Verschiedenheit der Rangverhältnisse vor sich gehen? Wollte man nach der Einrichtung der Reichstage stimmen, oder in Rücksicht auf die Betheiligung fremder Mächte eine ganz neue Ordnung einführen? Werde man Münster oder Osnabrück für den Hauptsitz der Berathungen erklären? Letztere Frage schien besonders von großer Bedeutung zu sein, da „Münster" den französischen, und „Osnabrück" den schwedischen Einfluß ausdrückte. Nach vielen Mühen einigte man sich endlich über alle diese verschiedenen Fragen dahin:

1) daß weder in Münster, noch in Osnabrück allein berathen, an jenem Ort vielmehr zwischen Deutschland und Frankreich, an diesem hingegen zwischen Schweden so wie den deutschen Protestanten einerseits und dem Kaiser so wie den deutschen Katholiken andrerseits unterhandelt werden solle,
2) daß die Stände, nach Art der Reichskollegien in drei Abtheilungen berathen und stimmen sollen.

Auf solche Weise war nun endlich die Möglichkeit ermittelt, die vorgelegten Friedensvorschläge der beiden Kronen zur Erörterung zu bringen. Der Inhalt derselben war von der Art, daß die kaiserlichen Gesandten vor allem erst Instruktionen von ihrem Hofe einholen mußten. Diese langten auch bald ein, und waren mit eben so viel Einsicht, als Würde verabfaßt. Man schiebt die Verkehrtheiten der Menschen so gerne auf die Eigenthümlichkeit der Zeit, und glaubt insbesondere öfters, daß die

Deutschen früher keine Idee von der Reichseinheit, so wie den Rechten und Pflichten der Nationalität gehabt hätten; allein man irrt in letzterer Hinsicht häufig, so wie auch die allerdings nothwendige Rücksicht auf den Zeitcharakter sehr oft zu weit getrieben wird. So ist denn unser Urtheil im vorigen Hauptstück, daß die Fremden sich ungebührlich in die innern Angelegenheiten Deutschlands eingemischt haben, keineswegs bloß dem heutigen Standpunkt entflossen, sondern ward auch schon damals sehr bestimmt gefällt. Mit ungemeiner Wahrheit und Würde erklärte sich nämlich Kaiser Ferdinand III. auf die Vorschläge der Schweden und Franzosen in nachstehender Weise:

„Soviel die Art. 5, 6 und 7 der schwedischen Friedensvorschläge betrifft," (sie bezogen sich ausschließend auf innere Reichsangelegenheiten Deutschlands,) „gehet die Kaiserliche Majestät und Stände des Reichs unter sich, ja die Grundgesetze, und den Reichszustand oder Staat an, derentwegen der Römische Kayser mit den auswärtigen Cronen dißfalls nichts gemein hat, noch der bißher geführte Krieg darum angefangen: Haben sich aber zwischen Ihro Majestät und den Ständen, je etwan Uneinigkeiten oder Mißverstand erhalten, so seynd selbige schon lang zu Grund verglichen und aufgehoben."

„Und sehen derhalben die Kayserliche plenipotentiarii nicht, mit was Titul oder Grund die Cron Schweden, was dieses anlanget, an Ihro Kayserliche Majestät prätendiren möge: Man hat die Reichs-Constitutionen und Güldene Bull in Händen, die, was Rechts einem jeden zustehet, auch bey der Wahl eines Römischen Königs zum künfftigen Kayser, und andern öffentlichen Berathschlagungen und Reichs-Geschäfften zu beobachten, klare Maaße geben; Darauf bestehet Ihro Majestät beständig, und will deroselben zuwider, keinen Chur-Fürsten und Stand beschwehren, sondern vielmehr sie alle, und einen jeglichen insonderheit bey derselben schützen und handhaben."

„Wann auch etwas an den Satzungen und Grund-Gesetzen des Reichs zu ändern, zu verbessern und zu erläutern, oder etwas zu erklären ist: So gehöret dasselbige sowohl ob den Satzungen selbst, als der Königlichen Schwedischen Herren Plenipotentiarien in diesen Articuln enthaltenen Vorwand, nirgend anders wohin, dann auf die öffentliche Reichs-Täge."

„Auf den 10. 11. 12. Artikel antworten die Kayserliche Herren Plenipotentiarii, daß Ihro Kayserliche Majestät denen Königen und Reichen einige Satisfaction zu thun nicht schuldig; sondern allerhöchstgedachte Dieselbe habe vielmehr gerechteste Ursache solches zu begehren; Gestalt dann über dieses auch Ihro Majestät auf allen Fall, und da über Verhoffen diese Friedens-Tractaten nicht fruchtbarlich zum Ende gebracht werden sollten, Ihro dieselbe ausdrücklich vorbehalten."

In dieser schönen Erklärung war den Deutschen sehr genau vorge-

Versöhnung der letztern unter sich selbst unmöglich gemacht werden. Nach solchen vorbereitenden Schritten erklärte die schwedische Gesandtschaft:

„Daß ihre Krone zur Erweisung ihrer Friedens-Begierde nicht mehr verlange, als:

ganz Schlesien, Pommern, das Bisthum Camin, die Stadt Wismar mit den festen Plätzen Pöl, Walfisch und Warnemünde, und die Stifte Bremen und Verden [2]).“

Als diese Forderungen der Schweden und der Franzosen durch die Mittler den deutschen Reichsständen bekannt gemacht worden waren, so befiel die Protestanten wie die Katholiken ein Erstaunen, das die Sprache benahm, und diesem folgte alsbald ein Ausbruch der Entrüstung, welcher einem Sturme glich. Sowohl die Schweden, als die Franzosen hatten immer erklärt, daß sie in höchster Uneigennützigkeit und nur zur Beförderung der guten Sache, die Schweden also der evangelischen Konfession, und die Franzosen der deutschen Freiheit zu lieb, in den Krieg sich eingemischt hätten; es gab ferner unter den Evangelischen wirklich Viele, welche so einfältig waren, jener Betheurung Glauben beizumessen. Wie groß war demnach die Bestürzung derselben, und welche Rechtfertigung wurde dem Kaiser zu Theil, welcher vor der Einmischung der Fremden in die innern Reichsangelegenheiten immer so nachdrücklich gewarnt hatte. Für einige Augenblicke regte sich auch das bessere Gefühl bei den Reichsständen, und man war ziemlich allgemein der Ansicht, daß man die Forderungen beider Kronen standhaft zurückweisen müsse, weil Deutschland ihnen keine Entschädigung schuldig sei.

Es gewährt Interesse, die deutschen Reichsstände bei der Ablehnung der schwedischen und französischen Entschädigungsforderungen in ihrer eigenen, so naiven, und unendlich wahren Sprache zu hören:

„Was wollen denn diese Schweden? Sie haben ja den Krieg aus Deutschlands Gütern und Mitteln geführet, und durch die exprefsten Contributiones sowohl pro ipsa corona, als pro privatis, sonderlich aber vor die Miliz, genugsame Satisfaktion erhalten; so könnten sie

---

2) Die Schweden drückten sich also aus:

„Zu Erweisung aber ihrer Friedensbegierde, wollten sie in Oestreich und Mähren inhabende unterschiedliche ansehnliche Päße und Plätze abtreten, und hingegen theils vor ihre Indemnität, theils vor ihre Satisfaktion behalten, ganz Schlesien, Pommern, Stift Camin, Wismar mit dem Schlosse Poel, Fort Walfisch und Warnemünde, wie ingleichen die inhabende Stifter, unter andern das Erzstift Bremen, und Stift Verden, und dieselbe ab imperio in feudum agnosciren; von Osnabrück, Minden und den übrigen Orten und sonsten, könnten die Interessati exentiret werden, dem Reich ginge hierdurch nichts ab, Ihre Kaiserliche Majestät bekämen hierdurch nur vornehme Vasallen, Ihre kaiserliche Majestät hätten den König in Hispanien, und den König in Dänemark zu Vasallen, warum nicht auch die Krone Schweden, die alsdann Derselben gegen den Türken assistiren könnte, so cessire der Krieg, und Friede bliebe da.“

auch dergleichen *ex causis hujus belli* nicht prätendiren, weil der Krieg, nicht dem Kaiser und Reich, sondern den Schweden selbst zu imputiren sei; den Verlust ihres Königs hielten sie zwar für unschätzbar: aber eben darum, weil solcher mit keinem Werthe zu ersetzen sei; so könnte keine Satisfaktion, sie sei so groß, als sie wolle, davor correspondiren: die Schweden müßten sich damit vergnügen, daß sie die Ehre gehabt ihres Königs Tod, so stattlich und tapfer, wiewohl cum ruina totius imperii, zu rächen. Dergleichen heroischer Tod würde und könnte mit nichts anders, als mit der Glorie, nach dem Beispiel des großen Alexanders, von dessen Tugend und Thaten noch immerfort in den Historien gedacht würde, remuneriret werden; Schweden conteſtire ja allezeit, daß ihre größte Satisfaktion darinnen bestehe, wann den Ständen Satisfaktion gegeben würde: woferne nun diese sich unter einander vergleicheten, so fiele jene hinweg. Die von ihnen verlangte Satisfaktion sei ganz überschwänglich, und mit der größten Gefahr vor ganz Deutschland verknüpft; sie verlangten fast den dritten Theil von Germanien, 72 Meilen breit an den See-Kanten; etliche 60 Meilweges in der Schlesien, der vielen Stifter nicht einst zu gedenken, welches zusammen mehr oder doch besser sein würde, als das ganze Königreich Schweden. Hierdurch würde die schwedische Macht dergestalt verstärket, daß solche nicht nur beständig dem ganzen Deutschland, sondern auch den benachbarten Reichen gefährlich sein würde; der Commercien nicht zu erwähnen, welche die Schweden, da sie die Herrschaft über die Ostsee erlangeten, solchergestalt allein an sich ziehen würden [3])."

In Ansehung der französischen Entschädigungs-Forderung war namentlich die Abstimmung des Kaisers so wahr und schön, so scharfsinnig und prophetisch, daß man sie heute noch mit goldenen Buchstaben an unsre öffentlichen Denkmäler schreiben sollte. Nachdem aktenmäßig nachgewiesen war, daß die Krone Frankreich bei ihrer Einmischung in den Krieg hoch und theuer wider jede Eroberungsabsicht sich verwahrt, und heilig versprochen habe, bei dem Frieden keinerlei Entschädigung zu fordern, sondern vielmehr alle besetzten deutschen Länder und Plätze redlich zurückzugeben, erklärte der Kaiser:

„daß die Franzosen (durch solche Verletzung ihres Wortes) in der ganzen Welt einen üblen Nahmen bekommen und pro Defensoribus für Spoliatores möchten gehalten werden: weil es das Ansehen hätte, als wenn sie das Römische Reich und einen Stand nach dem andern unterdrücken wollten. Welches aus der Gefahr, so dem Reich daraus entstehen möchte, abzunehmen: denn sie könnten der Stadt Straßburg ober- und unterhalb den Rhein, Preusch, Iller, und sonderlich die Kintzing sperren, und sie dadurch zur Abkauffung mit Gelde, oder aber zur

[3]) Meiern Tom. II., pag. 430.

Protection ja folgend wol gar (wie es gemeiniglich dahin aufgenommen zu werden, und eines dem andern zu folgen pflege) forciren. Eben dergleichen Gefahr hätten sich die Reichs-Städte in der Land-Vogtey Hagenau und daherum, derer 13 wären, zu besorgen: denn obwol das Hauß Oesterreich schon etliche Gerechtigkeiten, als bey Erwählung der Bürgermeister einen Anwald zu haben, hergebracht: so hätte es doch noch mehr alte Gerechtigkeiten zu prätendiren gehabt, deren sichs aber bißhero nicht gebrauchet, welches alles hiernächst die Herren Frantzosen wol würden hervor zu suchen, und aus freyen Reichs-Städten Land-Städte zu machen wissen. Nicht weniger hätten sich auch die benachbarten Chur- und Fürsten am Rheinstrom zu befahren: Niederland würde solchergestallt fast allein in der Frantzosen Hände kommen, und also ihre Macht, wenn sie solchergestalt auch die Deutsche selbst in ihre Hände bekämen, allzugroß und formidable werden; könne daherv nicht sehen, wie man in dieses der Frantzosen Postulatum (es geschehe Lehn-weise, oder in andere Wege) willigen, und des Römischen Reichs Suppression, ja wohl gar Translation auf sich laden solle. Denn das sie so weitaussehende Gedanken führen, geben sie damit zu verstehen, daß sie zu Münster auf die beschehene Oblation der 3 Stiffter geantwortet: illa ab antiquo ad Regnum Galliae pertinere; wenn sie nun solchergestallt alles dasjenige fordern und wieder haben wollten, was etwan hiebevorn ihre Vorfahren inne gehabt und besessen, würden sie auch das Franckenland und den ganzen Rheinstrom, ja endlich das ganze Reich (weil es etwa beym CAROLO M. und dessen Nachkommen gewesen) haben wollen [4])."

Ein besonderer Umstand schien wesentlich beizuwirken, um auf dem westphälischen Friedens-Kongreß das Nationalgefühl der Reichsstände so wie des gesammten deutschen Volkes zu wecken, und die anmaßenden Forderungen der Franzosen mit äußerstem Nachdruck zurückzuweisen. Die beiden französischen Botschafter, d'Avaux und Servien, wollten nämlich aus guten Gründen die Entschädigungs-Ansprüche ihrer Krone den Reichsständen nicht durch den Kaiser, sondern unmittelbar vortragen. Zur Ausführung dieses Vorsatzes waren sie aber so unverschämt, eine Deputation der Reichsstände vor sich zu bescheiden, um den Willen Frankreichs zu vernehmen. Nun regte sich der deutsche Stolz doch auch auf mehreren Seiten, und man erwiederte den Franzosen, daß die Reichs-Repräsentation Deutschlands nicht gewohnt sei, den Gesandtschaften fremder Kronen nachzugeben [5]). Die französischen Botschafter stellten sich zwar,

---

[4]) Meiern Tom. II., pag. 446.

[5]) Meiern Tom. II., pag. 173:

„Dann, nachdem den 7. Januar st. n. derer Cronen Gesandten, ihre Replic auf die Kayserliche Antwort, ad Protocollum mündlich gethan hatten, und davon, denen Reichs-

als seien sie beleidiget, und sprachen von Genugthuung, lenkten indessen bald wieder ein, und suchten den üblen Eindruck ihrer Anmaßungen durch Nachgiebigkeit wieder gut zu machen, indem sie nun die Entschädigungs-Forderung ihrer Krone durch die Mittler an die deutschen Reichsstände gelangen ließen. Zu bemerken ist übrigens, daß sogar in dieser Ehrenfrage von einigen Ständen ein zwittermäßiger Mittelweg in Vorschlag gebracht, und die Würde Deutschlands vornehmlich nur durch die Abstimmungen des Kaisers, der Kurfürsten und der Fürsten gerettet ward [6]).

Mit Erstaunen und Unwillen hatte also die Mehrheit der Reichsstände die französisch-schwedischen Entschädigungs-Ansprüche aufgenommen, und dieß erweckte denn die Hoffnung, daß man die Nationalehre zu wahren wissen werde. Verschiedene andere Umstände verstärkten noch für einige Zeit diese Hoffnung. Gegen das Ende des Jahres 1645 sandte der Kaiser Ferdinand III. auch seinen ersten Minister, den Grafen Maximilian von Trautmannsdorf, nach Osnabrück und Münster ab, um an den Friedens-Unterhandlungen unmittelbar Antheil zu nehmen. Graf Trautmannsdorf war nicht nur in den Staatsgeschäften sehr bewandert, überhaupt erfahren und kenntnißreich, sondern auch sehr scharfsinnig und aufgeklärt. Noch überdieß trauernd über die Zerrüttung Deuschlands durch den unglücklichen Religionskrieg, und voll von versöhnlicher Gesinnung und Friedensliebe, war der Graf ganz besonders zur obersten Leitung des Friedenswerkes berufen. Derselbe faßte in der That die Sache von dem ganz richtigen Gesichtspunkt auf, indem er aus allen Kräften dahin wirkte, die Deutschen unter sich zu versöhnen und alsdann die vereinigte Macht des Vaterlandes zur Zurückweisung der französischen

---

Ständen, gleichmäßige Eröffnung thun wollten; So verlangten die Frantzösischen Legati zu Münster, von denen Chur-Fürsten gewisse Deputatos aus allen 3. Reichs-Collegiis, und zwar utriusque Religionis an sie abzuordnen; Es wurde aber von den Statibus per Majora geschlossen, weil im Reich nicht herkommen sey, fremder Cronen Gesandten nachzugehen, so wäre eine glimpfliche Entschuldigung zu thun, und hingegen zu bitten, daß die Insinuation, durch die Kayserlichen Plenipotentiarios den Ständen geschehen, oder wenigstens ihnen dießfalls nachgeschickt werden möchte."

6) Die Abgeordneten von Konstanz brachten vornehmlich einen solchen unrühmlichen Ausweg in Vorschlag. Ihr Votum ging nämlich dahin:

„Da man in puris negativis bestehen und beharren sollte, dörffte man nicht allein Verzögerung des Friedens, sondern auch Schimpf und Spott einlegen, indem hernächst, da eine Deputation zu den Frantzosen zu thun, die Nothdurfft erforderte, man von denselben nicht angehöret werden möchte, hielte derentwegen davor, daß in via media zu bleiben, und bey den Frantzösischen die Entschuldigung dahin glimpflich zu thun, nachdem die Kayserliche Herren Plenipotentiarii communicationem Replicarum der Zeit noch nicht erhalten, dahero Caesaris respectus erforderte, daß solches vorhero beschehe."

(Meiern Tom. II., pag. 176.)

und schwedischen Entschädigungs-Forderungen zu verwenden [7]). Nachdem er bei seiner Ankunft am Friedens-Kongresse die Absichten der Fremden und deren geheimes Ränkespiel noch näher erforscht hatte, wandte er sich nun an die beiden Religionsparteien, und schlug denselben die Herstellung eines billigen Vergleiches vor, ermittelt durch gegenseitige wohlwollende Zugeständnisse. Maximilian von Trautmannsdorf ging bei der Einleitung eines solchen Versöhnungswerkes immer von der Schilderung der Gefahren aus, welche bei fortgesetzter Uneinigkeit unabwendbar über das Vaterland hereinbrechen müßten: er wies hin auf die ungeheuren Forderungen der Franzosen wie der Schweden, und fragte, ob man eine solche Verstümmelung Deutschlands zugeben könne? Dann empfahl er die Pflege des nationalen Sinnes und der Vaterlandsliebe als dem einzigen Mittel zur Rettung aus so großer Noth. Obgleich eine solche Ermahnung in Deutschland selten großen Anklang fand, so blieb sie im vorliegenden Fall gleichwohl nicht ohne alle Wirkung. Die Franzosen hatten im Geheimen so große Ränke angesponnen, so eifrig die Protestanten gegen die Katholiken und die Fürsten gegen den Kaiser aufgehetzt, daß endlich auch bei verschiedenen Reichsständen Mißtrauen und eine Regung des Pflichtgefühles in patriotischer Hinsicht eintrat. Verschiedene Fürsten zeigten sich nun gegen die Einflüsterungen Frankreichs so lau, daß die Botschafter d'Avaux und Servien darüber Bestürzung verriethen. Sie berichteten nämlich ihrem Hof Folgendes:

„Wir müssen vorstellen daß die Neigung der deutschen Fürsten sehr verschieden ist von jener der italienischen. Nämlich diese, als sehr einsichtsvoll und wohl berathen, billigen und verlangen Alles, was beitragen kann sie unabhängig zu machen, und wegen dieses Grundes sind sie sehr froh, daß Frankreich einige Plätze in Italien hat, um ihnen im Fall der Noth die Hand zu reichen. Aber diese Deutschen sind weit mehr gerührt von der Liebe zu ihrem Vaterlande, wollen nicht genehmigen daß Fremdlinge das Reich zerstückeln, und ziehen, durch eine Politik, ihres Klimas würdig, den Bestand einer Genossenschaft, deren Mitglieder sie sind, allem Vortheile vor, welchen jeder Einzelne von ihnen durch die Zertheilung des Reichs gewinnen könnte. Mit einem Worte, sie wünschen wohl in ihre alten Rechte wiederhergestellt zu seyn, und daß des

[7]) In dieser Absicht begegnete er, als Katholik, vornehmlich den Protestanten mit der größten Hochachtung. Als man bei einer berathenden Versammlung von protestantischer Seite gegen einen Vorschlag einwendete, daß hierdurch die Evangelischen gleichsam für unfähig erklärt würden, auf der geistlichen Bank zu sitzen, erwiederte Graf Trautmannsdorf lebhaft: „Behüt uns Gott, die Meinung habe es gar nicht. Man halte die Evangelischen ja so hoch als die Catholischen und noch wol höher, wie dann die meisten Fürstlichen Standes und Herkommens wären.“

[Meiern Tom. IV. pag. 45 et 46.]

Kaiſers Anſehn durch des Reiches Geſetze geleitet werde; aber ſie wollen nicht, daß ihnen dieſes Gut durch Abtrennung einzelner Stücke ihres Staats zu Theil werde, oder daß die fremden Fürſten, um mehr Hülfsmittel zu haben ihnen beizuſtehen, ſich auf ihre Koſten vergrößern. Wir werden bei Gelegenheit nicht unterlaſſen ihnen begreiflich zu machen, daß ſie andere Grundſätze zu ihrem eigenen Heile feſthalten müſſen; aber es wird ſchwer ſein ſie deſſen, was wir wünſchen, zu überreden, und zu hintertreiben daß ſie nicht in ihrer Seele lieber alle unſere Eroberungen zurückgeben, als dieſe noch länger in unſern Händen ſähen.“

Neun und fünfzigstes Hauptstück.

Unerwartete Wendung der Unterhandlungen. Tiefer Verfall Deutschlands.

(Das Jahr 1646.)

Anfangs schien also die Erfüllung der Aufgabe, welche sich Graf Trautmannsdorf gestellt hatte, nicht geradehin unmöglich zu sein. Leider nahmen aber schon im Frühling 1646 die Unterhandlungen auf einmal eine unglückliche Wendung. Die Franzosen hatten ihre geheimen Werkzeuge und Helfershelfer überall; es wurden mit einzelnen Räthen der deutschen Fürsten vertraute Verbindungen angeknüpft, allerlei Gerüchte und Pläne ausgestreut, und zugleich verschiedene verdächtige Flugschriften verbreitet. Ja es gewinnt sogar das Ansehen, als wenn die Franzosen schon damals die revolutionäre Propaganda spielen wollten. Zum Mindesten wurde eine Schrift im Geheimen umgeboten, welche von seltsamen Anschlägen der Schweden und der Franzosen sprach. Nach einer vertraulichen Mittheilung des schwedischen Botschafters Oxenstierna an die Landgräfin von Hessen, hätte jener einen Plan zur Umstürzung der deutschen Reichsverfassung vorgelegt, welchen Frankreich nicht nur vollkommen gebilliget, sondern auch auf diplomatischem Wege sehr eifrig unterstützt habe. Ihm zu Folge sollte die deutsche Kaiserwürde, sowie das Collegium der Kurfürsten, aufgehoben und Deutschland in eine aristokratische Republik umgewandelt werden. Wenn der Anschlag von dem Kurfürsten in Baiern entdeckt würde, möge man denselben durch französisches Geld sowie durch die Ueberlieferung der Rheinpfalz zu erkaufen suchen. Den deutschen Fürsten hingegen solle man den Rath ertheilen, daß sie nach dem Beispiel der italienischen mit dem Auslande sich verbinden, und mit Hülfe desselben in ihren Ländern, gleich Königen, unumschränkt herrschen mögen.

Es ist ungemein auffallend, daß diese Stelle der bemerkten Schrift

ganz genau mit dem Berichte der Grafen d'Avaux und Servien an den Kardinal Mazarin übereinſtimmt, die hier entwickelte Politik hingegen in Deutſchland ſpäter von den Franzoſen wirklich durchgeführt worden iſt. Ganz merkwürdig iſt aber vollends folgende Stelle der bemerkten Schrift:

„Die Acten und Regiſtratur der kaiſerlichen Kammer zu Speier ſollen nach Paris gebracht werden, wo von nun an jeder Reichsfürſt Recht ſuchen könne.“

So hatten alſo die Franzoſen damals ſchon die Abſicht, ſich zu den Herren von Deutſchland aufzuwerfen, und die Fürſten daſelbſt zu ihren Vaſallen zu machen. Ihre Forderung, daß die deutſchen Reichsſtände vor den Gerichtshöfen in Paris erſcheinen ſollen, war ſogar noch anmaßender und unverſchämter, als alles, was in der Art ſpäter geſchah [1]).

---

1) Bei der ungemeinen Wichtigkeit der bemerkten Schrift theilen wir dieſelbe hier vollſtändig mit:

Quo respiciant arcana Adversariorum consilia, constat ex sequentibus:

Oxenstirna Plenipotentiarius Suecicus ad tractatum Osnaburgi, misit Landgraviae Hassiae institutionem secretam: quam non modo Galli approbârunt; sed etiam per suum Legatum Hagae Comitis in Hollandia diligenter consultârunt, cujus Instructionis summa haec est:

1. Laetari debere nuda spe pacis Electores principes et Status Germaniae, exceptis Hassis, donec Hispani prorsus in Belgio sint debellati, quod quidem hodie est in proxima potentia.

2. Deinde debere Gallos et Hollandos, qua data porta, in imperium irrumpere, Caesarem deponere, abolere Septem-virorum Electorale Collegium, imperium ejusque compagem dissolvere, formare rempublicam aristocraticam, ita tamen, ut Gallis Alsatia et quidquid est antiqui limitis Gallici, usque in Geldriam attribuatur; Hollandis vero Episcopatus monasteriensis cum plerisque ditionibus inter Rhenum et Visurgim, cum reservatione tamen catholicae religionis et jurisdictionis solum quoad personas, et Hasso-Casselensibus, Calvinianis, Episcopatus Paderbornensis, pars Westphaliae, Coloniensis, una cum Marburgensi et Darmstadtensi ditione cedant.

3. Quod si res Bavare detegeretur, et in Belgio nimis prospere et ex voto evenîat, ita ut Bavarus alios ad se vero neutrales traheret, et potentior evaderet, videndum est, ut Bavaro persuadeatur, ut tum palatinis ditionibus, tum Francica pecunia ejus consensus ematur, quo imperium in se suscipiat, hocque fascino quasi soporifero Statibus catholicis inquietius illudatur, et veternus inducatur.

4. Cum enim Bavariae Elector jam devenae aetatis sit, ut non procul absit a morte, dominatus imperatorius brevis erit, ut post ejus obitum nullus deinde imperator futurus.

5. Principibus Germaniae exemplo esse debere Principes italicos, eo quod ipsis integrum erit, cum coronis exteris foedera inire, imo singulis licebit, more italicorum principum in suis ditionibus se pro regibus gerere: Suecis denique tota Pomerania cedatur.

6. Acta et registratura Camerae imperialis Spirensis ducentur Parisios, ubi cuique principum jus erit aequirendum.

Hos articulos Malspurgus Hassicus commissarius generalis, cuidam ex suis intimis praelegit ex scripto, quod habuit in manibus, addens, jam nihil esse, quod de prioris partis executione dubitetur.

7. Fore deinceps in imperio res sublimes, minores vero status et praesertim Nobiles Principibus subditos, imo mancipia futuros, interea nihil superesse, quod contra opponatur, haec jam esse omnino decreta et constituta, ita ut a nemine amplius possint interverti.

His itaque pro principio constitutis, non contenti adversarii ulterius nimio et solito spi-

Ob nun der fragliche Plan eine Wirkung hatte, oder nicht, so ist wenigstens geschichtlich ermittelt, daß die Franzosen die Bestechung in Deutschland planmäßig einleiteten, und durch große Summen in der That die Räthe einzelner Fürsten auf ihre Seite brachten. Insbesondere war der brandenburgische Minister, Graf von Wittgenstein, von Frankreich bestochen, und da das hierauf verwendete Geld bedeutende Zinsen abwarf, so beschloß der französische Hof, seinen Botschaftern am Friedens-Congreß noch höhere Summen zur Erkaufung anderer Minister oder Gesandten anzuweisen [2]). Die Grafen d'Avaux und Servien erhielten daher den Auftrag, das Bestechungsgeschäft auf das Thätigste zu betreiben.

Als solchem Auftrag bestens entsprochen, zugleich das Mißtrauen der Stände gegen den Kaiser und der Protestanten gegen die Katholiken fortwährend angeregt, auch andere Ränke geschmiedet wurden, stieß Graf Trautmannsdorf bei seinen Bemühungen um Versöhnung der Religions-Parteien mit einem Mal auf große Hindernisse. Derselbe ging von der richtigen Ansicht aus, daß ein Vergleich der beiden Religionsbekenntnisse ohne wesentliche, gegenseitige Nachgiebigkeit nicht möglich sei. Als Katholik rieth er nun zunächst seinen Glaubensgenossen die Bewilligung verschiedener Zugeständnisse von Erheblichkeit. Sobald jedoch solche Punkte berührt wurden, zeigte sich stets eine krankhafte Reizbarkeit der Parteien, ein heftiger Widerwille gegen die Darbringung ernstlicher Opfer. Es gab nämlich sowohl bei den Katholiken, als bei den Protestanten eine

---

ritus sui fervore ad alia consilia agitantur. Constat enim, quod Anglia, Suecia, Hollandia una cum Germanis fœderatis novum Fœdus jam sanciunt, inscio et excluso Rege Franciae. Cogendum etiam esse regem Angliae ad eum modum, quo coactus est rex Daniae ad pacem similis normae faciendam, unde talis rerum conditio nascetur et formabitur, quae catholicis admodum dura et exitialis evadat.

Et quamvis Electoris Saxoniae, Hugenottorum Galliae, Hereticorum Hungariae, Poloniae et aliorum fiat mentio, non est tamen dubium, quin omnes sint in eadem navi: iisdemque remis incumbant, et non modo catholicae Germaniae, sed etiam in ipsum regem Franciae et tandem in Italiam et Hispaniam, nisi Deus prohibuerit, exitium et extrema quaeque meditentur. [Meiern Tom. II., pag. 208 et 209.]

2) Der französische Minister Brienne schrieb nämlich folgendes an die Grafen d'Avaux und Servien:

Il fut resolu au conseil tenu lundi, que l'on feraît remettre une somme de cent mille francs à Münster. J'ai rémontré, que c'était peu, et ne suis pas hors d'espérance de la faire augmenter. S'il vous plaisait nous en voyer une mémoire, de gros en gros, comme à dire ce qui a été pour appointements, et en parties secrettes, dont on ne désire pas le menu, cela faciliterait à faire remettre des plus grandes sommes, Messieurs de finances se defendent de le faire, parcequ'ils alleguent, que celui qui est par dela, n'est pas encore consommé. J'ose vous le conseiller et j'ajoute, que les deux mille écus, que vous avez baillés au Comte de Witgenstein ont été très bien employes, et que sa majesté voudrait bien, que plusieurs députés voulussent en prendre, celui qui le reçoit sur l'assurance qu'il servira ne peut contenter de moins que celui, qui demande pour recompense de ce service rendu, en quelque sorte que vous le distribuerez, il sera toujours avantageusement dépensé. Lettre de Brienne aux Plénip. du 11. Déc. 1645.

überspannte Partei, welche schon die geringste Nachgiebigkeit gegen das andere Glaubensbekenntniß für einen Verrath an der Religion erklärte. Diese erhob denn bei jeder Ermunterung zu einem Zugeständniß sogleich leidenschaftliche Anklagen. Als nun Graf Trautmannsdorf den Katholiken verschiedene Bewilligungen zu Gunsten der Evangelischen vorschlug, schrieen die überspannten Katholiken, daß man ihre Religion preisgebe. Empfahl der Minister jetzt umgekehrt den Protestanten mehrere Zugeständnisse, um die Katholiken wieder zu besänftigen, so eiferten die Fanatiker der Evangelischen dagegen. Unter den Protestanten hatte sich ohnehin schon einiges Mißtrauen gegen den Grafen Trautmannsdorf angesetzt, weil derselbe früher ihrem Glaubensbekenntniß angehört hatte. Dasselbe wurde von den Eiferern bestens ausgebeutet, um die gesammte evangelische Partei wider den Vermittler aufzuhetzen. Gleichzeitig erlangten nunmehr auch die Ränke der Franzosen die beabsichtigte Wirkung. Als die Grafen d'Aveaux und Servien, sowie der Herzog von Longueville, welcher ihnen zur Verstärkung beigegeben worden war, den Plan des Ministers Trautmannsdorf durchschaut hatten, so flüsterten sie den deutschen Fürsten ein, daß der Kaiser nur deßwegen die gesammte Kraft Deutschlands wider Frankreich und Schweden zu vereinigen trachte, um nach der Ueberwältigung beider Mächte auch die deutschen Stände zu unterjochen, und eine unumschränkte Monarchie in Deutschland herzustellen. Um diesen Plan zu vereiteln, erfordere es das Interesse der deutschen Fürsten auf das dringendste, daß vor einer Vereinigung mit dem Kaiser erst die Entschädigungs-Forderungen der Kronen erlediget würden. Man erklärte nämlich dieß für das einzige Mittel, der Unterstützung der Kronen gegen die Uebergriffe des Kaisers versichert zu bleiben. Leider fanden solche Rathschläge bei den deutschen Fürsten Eingang, und die letztern ließen sich sogar dazu gebrauchen, die Unterhandlungen über die Entschädigung der Franzosen bei den kaiserlichen Gesandten zu betreiben, und hierdurch das Versöhnungswerk zwischen den Deutschen selbst in den Hintergrund zu schieben.

Am 1. Februar 1646 erschienen Abgeordnete der Kurfürsten und Fürsten bei den Ministern des Reichs-Oberhaupts, und erklärten:

„Es hätten der Chur-Fürsten und Stände Gesandten und Botschafften nicht unterlassen, die ihnen communicirte Frantzösische und Schwedische Replicas in Berathschlagung zu nehmen, auch de modo et ordine, was darauf etwa geantwortet werden möchte, zu deliberiren: Und wäre unter ihnen zu Münster der Schluß dahin gefasset worden, daß man eben derjenigen Ordnung nachgehen wolle, welche in der Cronen Propostion, dann in Ihro Kayserlichen Majestät Responsion und darauf erstatteten gegentheiligen Replicis, zu finden wäre: Jedoch wolle man auch über diesen Punct der zu Oßnabrück versammelten Stände Erklärung vernehmen. Nachdem aber in den Replicis von dem schwehrwichtigen

Punct der *Satisfaction* gehandelt würde, ohne dessen Erledigung kein Friede zu erhalten stehe; so ersucheten Churfürsten, Fürsten und Stände, allhier, die Kayserliche Herren Gesandten möchten indessen, und biß die Reichsstände mit den übrigen Consultationibus Replicarum, als in puncto Gravaminum, und was dem mehr anhängig sei, zu ende kämen, solchen punctum Satisfactionis, durch die Mediatores, mit den Frantzösischen Gesandten negotiiren, und, wo möglich, dahin befördern lassen, daß alle Puncten miteinander zum Schluß gebracht werden könnten [3]).

Ein solcher Schritt war für das National-Interesse Deutschlands im äußersten Grade gefährlich, und die Räthe Ferdinands III. boten deßhalb alle Kräfte auf, die Deputation der Fürsten davon zu überzeugen. Zugleich beschlossen sie, noch einen Versuch zu machen, alle Stände des Reichs um den Kaiser zu versammeln und alsdann der Eroberungsgier der Franzosen mit vollem Nachdruck zu begegnen. Um den nationalen Sinn der deutschen Fürsten wieder anzuregen, die Unersättlichkeit der französischen Habsucht zu schildern, und die Schmach der Zerstücklung Deutschlands lebhaft darzulegen, nahmen sie in folgender Weise das Wort:

„Es sey wohl zu bedenken, daß Ihro Kaiserliche Majestät den Frantzosen durchaus keine Satisfaction geständig wären. Zwar sey nicht ohne, daß der Graf von Trautmannsdorff den Frantzosen, durch die Mediatores, die Bißthümer Metz, Tull und Verdun, nebst den Vestungen Moyenvic und Pignerol habe offeriren lassen; dieses aber wäre gar nicht um deswillen, daß man sich zu einiger Satisfaction schuldig erachtete, sondern lediglich zu Abschneidung künfftigen Disputats und zu desto mehrer Pflantzung eines guten Willens, geschehen, jedoch alles, auf die Ratification der Stände ausdrücklich gestellet worden. Anjetzt kämen die Frantzosen mit solchen übermäßigen Forderungen angezogen, welche sonder allen Zweiffel des gantzen Römischen Reichs Ruin, Verderben, Schimpf, Spott, Unehr und gäntzlichen Untergang nach sich ziehen würden, dahero dann wohl fleißiges Nachdenken zu halten, was in der Sache zu thun und zu lassen sei. Die Ursachen solcher unmäßigen Forderung, kämen allein aus der innerlichen Dissension und Mißhelligkeit im Reich, her; wo man hingegen Ihro Kayserlichen Majestät mit rechter einsamer und einhelligen Meynung an die Hand gienge; so würden sich noch wohl die Mittel finden, solche unbillige Forderungen zurück zu treiben, um das Reich vor augenscheinlichen Untergang zu salviren."

Indessen alle Anstrengungen im patriotischen Sinne zeigten sich schon als ohnmächtig; auch jene schöne Ermahnung blieb demnach ohne Wirkung, und die Fürsten beschlossen sogar, eine Deputation an die französischen Botschafter abzuordnen. Dieß war eine offenbare Erniedrigung, weil man früher ein ähnliches Verlangen der Franzosen zurückgewiesen

[3]) Meiern Tom. II., pag. 785.

hatte; mit Wärme machten also die kaiserlichen Minister die Bevollmächtigten der Fürsten hierauf aufmerksam, und erwirkten auch das Versprechen, daß man die Deputation an die Franzosen zu hintertreiben suchen werde. Bald nachher wurde in den Berathungen der deutschen Reichsstände von dem Kaiser das Hauptvotum über die Entschädigungs-Ansprüche Frankreichs abgegeben, und diese Gelegenheit benützt, um wo möglich eine entscheidende Wirkung auf die Gemüther der deutschen Fürsten hervorzubringen.

Was die Forderungen der Franzosen vor allem äußerst gehässig machte, war der Thatumstand, daß dieselben bei ihrer Einmischung in den deutschen Bürgerkrieg so hoch und theuer versichert hatten, daß sie an keine Eroberung dächten, nur die gute Sache beschützen wollten, und daher alle Plätze und Provinzen Deutschlands, welche während des Kampfes ihnen in die Hände fallen möchten, bei dem Frieden redlich zurückgegeben würden. Diese feierlichen Verheißungen waren nicht nur öffentlich gegeben, sondern auch in den Staatsverträgen als Hauptbedingung eingerückt worden. Ferdinand III. ließ nun in seinem Votum über die Ansprüche der Kronen alle Verpflichtungen, welche Frankreich in dieser Beziehung durch Verträge übernommen hatte, aufzählen, und die Urkunden, worin solches geschah, in den wichtigsten Punkten wörtlich anführen. Das Votum des Kaisers erhielt dadurch einen merkwürdigen Nachdruck, denn es lautete nun also:

„Was aber die Confoederationes belanget, so etliche Fürsten und Stände Augspurgischer Confession mit Frankreich getroffen, daß ist gnug offenbar, daß ihre Gedancken nicht dahin gegangen, jener Cron deswegen eine Satisfaction anzuerbieten, oder sich zu einiger zu obligiren, sondern vielmehr am Tage, daß der König in Frankreich sich denenselben selbsten zu einer freywilligen Alliance und Beystand zu diesem Kriege ohne einige Gegen-Recompens solchergestalt angeboten, daß Er auch mit ausdrücklichen Worten versprochen, alle und jede Städte, Schlösser und Vestungen, Herrschafften und Güter, welche bey diesem währenden Krieg in seine Gewalt kommen würden, und zu dem Reich und dessen zugewandten Ständen und Gliedern gehören, auf erfolgenden Reichs-Frieden seinen vorherigen Herren, ohne Forderung und Abzug einiger Krieges-Kosten, zu restituiren und wiederum einzuräumen, in welcher Bekräfftigung Monsieur Feguiert Frantzösischer Gesandter auf dem Tage zu Franckfurth, den II. Junii Anno 1634 öffentlich protestiret hat, daß sein König zu keiner Zeit difficultiren werde, alles zu restituiren, was zum Ertz-Stifft Trier, Stifft Speyer, sowol auch alle Orte, welche zum Elsaß gehören mögen, dem Römischen Reich bei zukünfftig schliessendem allgemeinen Reichs-Frieden wieder einzuräumen, noch einige andere Satisfaction oder Schadloß-Haltung zu prätendiren, sondern sich allein mit der Glorie zu contentiren begehren, daß sein König vorernannten Fürsten

und Ständen Regio et constanti animo in ihren Nöthen zu Hülffe kommen mögen. Im folgenden Jahr den 9. Octobr. alß kurtz zuvor auf empfangene Niederlage der Schwedischen zu Nördlingen, die Schweden gedrungen worden, ihre Trouppen, und was sie noch in Guarnison in Elsaß hatten, abzuführen und an sich zu ziehen, mithin auch die eingehabte Oerter (außerhalb Benselben) den Frantzösischen, gegen ausdrücklichen Revers und Protestation, zu überlassen, daß sie solche und nemlich nachstehende Orte, auf erfolgenden Frieden im Reich, seinen Eigenthums-Herren und vorigen possessoribus wiederum zu Handen liefern und abtreten sollen und wollen. Die Formalia lauten in Frantzösischer Sprache in gemeldtem Accord also: *Elles seront remises a un chacun, selon le contenu du Traite depaix qui sera faite*, und seynd diese Orte, soviel damals die Schwedischen inne gehabt, und den Frantzösischen überlassen worden, Colmar, Schlettstädt, Türckheim, Kayserberg, Münster in St. Georgienthal, Ober-Ehenheim ꝛc. (diese sind zwar Reichs-Städte, aber wegen der Land-Voigtey Hagenau dem Hauß Oesterreich etlicher massen verbunden) item Enßheim, Tonn, Bolweiler, Hohen-Landsberg, alle zu den Nieder-Oesterreichischen Landen gehörig. Und alß solchem nach, noch in diesem Jahr den 1. Tag Nov. dieses Foedus mit dem König zu Paris renoviret worden, in welchem der König versprochen, daß er mit dem Römischen Kayser brechen, und gegen ihm den Krieg führen wolle, ist für allen Dingen geschlossen worden, daß der König in Frankreich auf seine eigene Unkosten diesen Krieg führen solle, hingegen ihm die Hülffs-Gelder, so er den Protestirenden seines Bundes-Verwandten, biß dato monathlich zu bezahlen schuldig gewesen, von solcher Zeit an, nachgelassen werden sollen. Auf solches hin, so gar Art. 12 diß vorgesehen, bedinget, und versprochen worden, im Fall die Vestung Breysach in der Cron Frankreich Gewalt kommen sollte, daß solche bei geschlossenem Frieden in Deutschland, ohn einigen Entgeld oder prätendirete Unkosten restituiret werden solle, die Worte seyn diese: *Le roy promet de buene foi de retirer sa Garnison de Brisac et d'autres lieux surdits de Ça et de la du Rin, sans aucune restitution des frais pour en este dispose selon qu'il en sera convenu de la Paix generale* [a]).“

Mußte schon diese gründliche Nachweisung des offenen Wortbruchs der Franzosen und der Unsittlichkeit deren Entschädigungsansprüche einen großen Eindruck hervorbringen, so schien vollends die Correlation des kurfürstlichen Collegiums der Sache den Ausschlag zu geben, sohin alle deutschen Reichsstände zur Zurückweisung der Forderung Frankreichs bestimmen zu müssen. Dieselbe lautete nämlich also:

„Daß Chur-Fürsten und Stände sich nicht versehen wollen, daß die

[a]) Meiern Tom. II., pag. 871 et 872.

Cronen zu Ihrer Indemnität, vom Reich so vornehme Membra begehren, und den Geist- und Weltlichen Ständen ihre Kirchen-Stamm-Güter und Landschafften entziehen werden, weil solches ihren löblichen vorigen Contestationen zuwider, da sie sich mehrmals ausdrücklich erkläret, daß sie mit ihren Waffen zu keinem Privat-Nutzen, sondern allein zu Defension der Stände Religion und Staats-Freiheit, ins Reich kommen, daß sie nunmehro und zu keiner Zeit Bedenken haben werden, alle diejenigen Orte, so im Reich occupiret, demselben bei künfftigen Tractaten eines allgemeinen Friedens wieder einzuräumen, wollen auch bey Abhandlung des gemeinen Friedens keine andere Recompens oder Indemnität prätendiren und begehren, als daß Sie die Ehre davon tragen, daß Sie den Reichs-Ständen aufrichtig und mit tapffern Muth, Beystand und Hülffe geleistet haben. Wodurch denn alles weggeräumet und männiglich zu erkennen gegeben wird, daß die Cronen keiner andern Intention, die occupirte Orte inne hätten, als daß Sie damit den Ständen desto besser daraus assistiren und desto mehr Sicherheit verschaffen können, wann etwa das wandelbare Glück eine Aenderung verursachen und folglich den Cronen Ungelegenheit zustehen sollte, welchen löblichen Erklärungen gemäß, verhoffentlich die Cronen sich annoch bey Schliessung des Friedens bezeugen werden."

„Die Affection und das Vertrauen gegen die Cronen wird durch die gesuchte Satisfaction nicht weniger jetzt und bey der Posterität geschwächet werden, indem das Reich keinen andern effectum der Königlichen Assistenz in der That erfahren, als zuvörderst eine erbärmliche Reichs-Devastation, und noch darzu Privation und Abzwackung so ansehnlicher Fürstlicher und anderer Landen: dahero dann endlich erfolgen möchte, daß, daferne Chur-Fürsten und Stände wider besser hoffen, ins künfftige vom Oberhaupt oder unter sich wider Recht und Reichs-Freiheit bedrängt werden sollten, ehender ihrer selbst eigner Macht und Defension gebrauchen, oder sich dem Oberhaupte unterwerffen, als bei fremden Potentaten, zu ihrer selbst Unterdrückung, dergleichen hochnachtheilige Hülffe und Assistenz suchen; denn von auswärtigen Potentaten Hülffleistung, die hernacher solcher Satisfaction begehren würden, leichtlich geschehen könnte, daß von den auxilirenden Cronen und den Deutschen gesagt würde, was die Historien von den Römern und ihren Conföderirten meldeten, **Romanos defendendis sociis totum pene devicisse orbem, subjugando et socios et sociorum hostes**[5])."

Kann man scharfsinniger und wahrer urtheilen, als dieß insbesondere in dem letzten Absatz dieser Correlation geschieht? Das war endlich ein Wort zu seiner Zeit, und bewies, daß man schon damals die Gefahren fremder Einmischung in innere Reichsangelegenheiten recht gut kannte,

[5]) Meiern Tom. II., pag. 922.

eben so die Pflichten gegen die Nationalität klar einsah, und hierüber gerade so urtheilte, wie die patriotische Richtung nach dem heutigen Gesichtspunkte urtheilen muß. Es ist sohin keineswegs einem beschränkten Ideenkreise der damaligen Zeit, oder einer eigenthümlichen Denkungsweise derselben beizumessen, wenn ein Theil der Deutschen damals das Vaterland durch Verstümmlung beschimpfen wollte.

Nein, man kannte seine Pflichten, aber der Eigennutz verhärtete das Gemüth vieler Reichsstände, und deßhalb unterstützten diese das Ränkespiel der Franzosen. So verfehlte denn nicht nur das Votum des Kaisers, sondern auch die Correlation des kurfürstlichen Collegiums jede Wirkung, und es ward von Seite eines deutschen Fürsten jetzt planmäßig, ja sogar mit leidenschaftlicher Hast dahin gearbeitet, den Franzosen das schöne Elsaß mit anderen deutschen Gebietstheilen in die Hände zu spielen. Dieser Machthaber war ein Mann, welchen man bisher für die festeste Stütze des Kaisers gehalten hatte, der Kurfürst Maximilian von Baiern.

Ferdinand III. war so ernstlich zur Herbeiführung des Friedens entschlossen, daß er seinen ersten Minister, den Grafen Trautmannsdorf, zum Zwecke der Abkürzung der Unterhandlungen mit sehr ausgedehnter Vollmacht versah. Ein Theil dieser Vollmacht lautete nun dahin, den Franzosen im Nothfall das Elsaß abzutreten. In Ansehung der Festung Breisach war Trautmannsdorf angewiesen worden, so lange, wie möglich zu widerstehen, und wenn er endlich weichen müsse, nur Schritt vor Schritt nachzugeben. Er sollte nämlich zuerst Zabern und Benfelden, und sodann noch Philippsburg anbieten. Wollte indessen alles nichts helfen, so könne im äußersten Falle auch Breisach aufgeopfert werden. Der Kurfürst Maximilian von Baiern hatte sich von dieser Instruktion des Grafen Trautmannsdorf auf Schleichwegen eine Abschrift zu verschaffen gewußt. Welchen Gebrauch machte er nun davon?

Er sandte sie an das französische Ministerium, und sagte in einem Begleitungsschreiben noch obendrein:

„da also der Kaiser fürsorglich (eventuell) schon den Auftrag ertheilt hat, nicht nur das Elsaß, sondern auch die Festung Breisach abzutreten, so möge sich Frankreich, durch anscheinende Weigerungen der kaiserlichen Gesandten nur nicht irre machen lassen, sondern unwandelbar auf der Bewilligung aller Forderungen beharren!“

Maximilian von Baiern unternahm diesen Schritt freilich nur aus Verzweiflung, weil er sein Land wider die Franzosen nicht mehr vertheidigen zu können glaubte; doch auch die Annahme der äußersten Noth kann die Strafbarkeit seiner Handlung nur mildern, nicht aufheben, denn es lag darin **der offene Verrath am Vaterlande.**

Was die That noch gehässiger macht, war der Umstand, daß der Kurfürst von Baiern auch die Abschrift eines Briefes beifügte, den er selbst an den Kaiser erlassen, und worin er mit dem Anschluß an Frankreich gedroht hatte, wenn Ferdinand III. nicht sofort das Elsaß und Breisach preisgebe. So ermunterte denn Maximilian die Franzosen mit wahrhaft fanatischem Eifer zur Verstümmlung seines eigenen Vaterlandes.

Während solcher Staatsverrath sich bereits erfüllt hatte, gaben sich die kaiserlichen Gesandten am Friedens-Congreß alle nur erdenkliche Mühe, die Integrität Deutschlands zu retten. Indem sie zu dem Ende ihre fürsorglichen oder eventuellen Instruktionen auf das sorgfältigste verbargen, brachten sie immer neue schlagende Gründe, warum die Abtretung deutscher Gebietstheile an Frankreich ein schreiendes Unrecht und eine entehrende Schmach für das Vaterland sei. Doch wie mußten die französischen Diplomaten heimlich gelächelt haben, da sie von den Instruktionen des Grafen Trautmannsdorf beglaubigte Abschriften bereits in der Tasche führten. Ihr Ministerium hatte ihnen nämlich das von dem Kurfürsten zu Baiern eingesendete Exemplar jener Instruktionen bereits amtlich zugefertiget. Nun nahmen vollends auch die bairischen Gesandten Partei wider die kaiserlichen Botschafter, und erklärten: daß ihr Herr, der Kurfürst, einen Separat-Vertrag mit Frankreich schließen werde, wenn der Kaiser nicht sofort die Forderungen Frankreichs bewillige [6]). Nachdem dieß am 12. April 1646 wiederholt geschehen war [7]), sahen die Bevollmächtigten Ferdinands III. keinen Ausweg mehr vor sich, und willigten endlich mit schwerem Herzen in die Abtretung des Elsaßes [8]). Graf

---

[6]) „Die Chur-Bayerischen zeigten anbey ein Churfürstlich Rescript vom 21. Martii vor, des ausdrücklichen Inhalts, woferne die Kayserlichen länger mit Oblation dessen, so Ihro Kayserliche Mayestät ihnen finaliter anbefohlen hätten, zurück hielten, daß sie alsdann mit den Franzosen die Partikular-Tractaten schließen sollten: dieses könnten sie nun, ohne sich verantwortlich zu machen, länger nicht verschieben, da der Maréchal de TURENNE mit 12,000 Mann im Anzug sey, und ihr Herr, der Churfürst, sich nicht ruiniren lassen könne."
(Meiern Tom. III., pag. 4.)

[7]) „Donnerstag den 12. ejusdem thaten die Chur-Bairischen Gesandten bei den Kaiserlichen abermalige Anregung, von Wiederholung des vorgemeldeten Befehls ihres Churfürsten, und daß sie nun zu den Particular-Tractaten mit Frankreich schreiten würden, woferne die kaiserlichen Gesandten keine nähere Declaration gegen die Franzosen thun wollten. Da nun diese sich mit der Unmöglichkeit, und daß ihre Ordre in specie auf die Beibehaltung von Breisach gerichtet sei, entschuldigten; so beruffen sich doch die Chur-Bairischen noch immer darauf, daß ihrem Herrn, dem Churfürsten, von dem Kaiserlichen Hof die Versicherung gegeben worden sey, es sollte Breysach an Frankreich, auf allen Fall, mit abgetreten werden."
(Meiern Tom. III., pag. 5.)

[8]) „April 1646. Der Kayserlichen Memorial über das den Franzosen offerirte Elsaß und Sundgau."

„§. 3. His ita reservatis et praesuppositis, Caesareani nomine Suae Majestatis consentiunt, ut Alsatia Superior et Inferior cum Sundgovia, titulo Landgraviatus Alsatiae, eo plane jure, quo hactenus a Domo Austriaca possessus fuit, Regi Christianissimo LUDOVICO XIV. cedat, conditionibus infra scriptis."
(Meiern Tom. III., pag. 6.)

Trautmannsdorf und seine Kollegen wußten nicht, daß sie verrathen seien, und hofften also, durch ein so wichtiges Zugeständniß die französische Habsucht zu befriedigen, sphin Breisach zu retten. Aber die Franzosen wiesen unter sich hohnlachend auf die Instruktionen Trautmannsdorfs, und forderten unerbittlich auch Breisach. Als die kaiserlichen Bevollmächtigten nachdrücklich widerstanden, forderten die bairischen Gesandten zur Vollendung des Staatsverrathes auch die Abtretung von Breisach unter der Drohung, außerdem sofort den Separat-Vertrag mit Frankreich abzuschließen [9]).

Die Lage Ferdinands III. und seiner Botschafter, welche allein für die Integrität und Ehre unseres Vaterlandes kämpften, war im höchsten Grade mißlich. Graf Trautmannsdorf hielt daher am 22. Mai 1646 mit allen seinen Kollegen und Räthen eine vertrauliche Berathung: ob man endlich jetzt auch mit dem letzten Theil ihrer Instruktion herausgehen, also sowohl Elsaß, als Breisach abtreten wolle? Je gründlicher man hiebei zu Werke ging, desto schmerzlicher fühlte man, welch' ein unersetzlicher Verlust schon die Abtretung des Elsaßes für Deutschland sei. Um denselben in seiner ganzen Größe zu schildern, um den vollen Umfang ihres Kummers über eine solche Verstümmlung des Vaterlandes darzulegen, entwarfen die kaiserlichen Gesandten eine Beschreibung jener schönen, so ächt deutschen Landschaft, welche man nicht ohne Rührung lesen kann [10]). „Ob die Krone Frankreich," hieß es am Schlusse

---

9) „Dem ohngeachtet ließen die Chur-Bairischen nicht ab, die Cession von Breisach an die Franzosen noch weiter zu urgiren, massen Samstags, den 19ten Mai dieselbe abermal bei dem Grafen Trautmannsdorff anbrachten, daß ihr Herr, der Churfürst, ihn sehr ersuchen ließe, den Punctum satisfactionis nicht zu schließen, es wäre denn die pfälzische Sache, allerdings auf die bewußten conditiones regulieret; neben dem aber können sie nicht unterlassen, zu referiren, daß die Franzosen unbeweglich auf Breisach verharreten, und kein Temperament annehmen wollten. Wann nun in diesem Punct der Friede gänzlich haffte, so hätten sie Befehl ganz inständig zu begehren, daß man sich doch mit der Einwilligung länger nicht aufhalten möchte, sonsten würde ihr Herr, der Churfürst, gezwungen, ob er sich zwar nicht gerne von Ihro Kayserlichen Majestät separirte, sich anderwerts in acht zu nehmen, weil ihm sonst die ganze Gefahr auf den Halß fallen wollte, wie sie noch aus dem schwedischen Lager gewisse Nachricht hätten, daß die Schweden, wann sie sich nur im Westphälischen Crayß refraichiret hätten, mit hellen Hauffen nach Bayern zu marchiren wollten." (Meiern Tom. III., pag. 22 et 23.)

10) „Von dieses Landes Glückseligkeit, wegen gesunder Lufft und guter Temperatur, Jagdbarkeiten, Eich-Wälder, Mineralien, warmen Bäder und Sauer-Brunnen, zum fördersten aber Heiliger Orten, item an Ueberfluß und Fruchtbarkeit aller Sachen, ist unnöthig special-Meldung zu thun, weiln bekandt, daß keine Provinz (in solcher Größe zu verstehen) in Deutschland dieser gleich, noch eine andere in Europa solche übertreffen mag. Und was an fremden Gewächsen, Seyden-Würmen und andern nutzbarlichen Mitteln (so per industriam eingeführet worden) in diesem Lande nicht in Ubung ist, das kommt nicht aus Mangel des Landes qualität, sondern der Leute Willen, welche in abundantia rerum erzogen, und weiter nicht begehret haben, sondern mit den alten Hunnis in den edelsten Ungar-Land davor gehalten, quod ultra Alsatiam non sit vita, aut si, tamen non est ita.

Dahero ist dieses Land solcher gestalt erbauet und bewohnet, daß man es ohne bey-

der Beschreibung, „durch ihr Benehmen gegen Deutschland, außer den drei Fürstenthümern Metz, Tul und Verdun auch noch eine solche reiche Provinz verdient habe, ob sie nach dem Völkerrecht zur Abreißung derselben von ihrem Mutterland befugt sei, stelle man dem höchsten Richter anheim!“

Da indessen die Noth schon die Erklärung abgedrungen hatte, daß man das Elsaß abtreten wolle, so ließ sich in dieser Beziehung nichts weiter thun; indessen bei der Größe des Opfers wollte man wenigstens Breisach noch zu retten suchen, obgleich Baiern die förmliche Verbindung mit Frankreich wiederholt angedroht hatte. Sowohl die Wichtigkeit jener Festung würdigend, als die Gefahren überschauend, welche die Festsetzung der Franzosen in einem solchen Platze für Deutschland haben müsse, suchte Graf Trautmannsdorf die französischen Gesandten durch die Friedensvermittler zur Billigkeit zu bewegen. Allein nun zeigte sich die volle Wirkung des Verrathes Maximilians, denn die Mittler erklärten: „jeder Versuch zur Rettung Breisachs sei vergeblich, weil die Franzosen wüßten, daß die kaiserlichen Gesandten bereits zur Abtretung von Breisach ermächtiget sind [11]). Gleichwohl machte Graf Trautmannsdorf noch ver-

---

läufftige Demonstration nicht wohl glauben kann, insonderheit, da man den dritten Theil Landes in einem Gebürg gegen den Lotharingischen Gräntzen rechnen muß, hat man aber dabey zu wissen, daß aus solchem Gebürg ein Thal am andern, je zu zwey oder drey Stunden Weges nach der Länge des Landes herunter mit einem fliessenden Wasser, eine liebliche planitiem mehrentheils auch mit Wein-Wachs sowohl als im Lande selbsten, gegen der Sonnen-Auffgang heraus zeucht, und beneben mit grosser Viehe-Zucht, Fischereyen, Obst und dergleichen überflüßig versehen, daß solche nicht weniger als das platte Land mit Städten und Dörffern bewohnt seyn, ja so gar die finstere und dicke Orte, wo gar nichts wachsen kann, von wegen Vielheit der Berg-Wercken, an Kupffer, Silber, Bley und Eisen, auch Bädern aus Heiligen Orten, dahin vor 1200 Jahren sonderbahrer Heiliger Männer halber, Clöster-Gebäuen und mit großen Einkommen begabet worden, trefflich bewohnet seyn; wie dann ein berühmter Kirchen-Historicus von St. Matern Sancti Petri Apostoli Jüngers Zeiten, so der erste, der in Elsaß geprediget, die Vielheit der Heiligen solchergestalt beschreibet, daß Mons Vogesus mit Heiligem Blut alle andere übertreffen thut.

Soviel 1000 Menschen werden von Herren und Ständen bei den Berg-Wercken in wochentlichem Sold gegen Empfahung der ausgearbeiten Metallen erhalten. Zu geschweigen der trefflichen Melckereyen, so auf den Hoch-Wäldern gezogen werden, und alles ein baar Geld, dergestallt, daß man kein Land wird gefunden haben, da bey dem gemeinen Mann mehr Geld gewesen, und über die Commercien, so durch die Städte ins Land gezogen, durch die Schweitzer, Schwaben und Lotheringen um Wein und Getrayd ins Land gebracht worden, daß durch so grosse Menge des Volcks, Wein und Korn nicht wohl in solcher Wohlfeyle, als anders wo seyn mögen, und doch an Geld kein Mangel gewesen, solches zu kaufen.“ (Melern Tom. III., pag. 24 et 25.)

11) „Die Mediatores meldeten aber dabey alsofort, daß sie gäntzlich dafür hielten, es werde alle Mühe und Arbeit umsonst seyn, dieweil die Frantzosen gantz halsstarrig auf ihrem Proposito mit Breysach beharreten, und ausdrücklich sageten, sie wüsten, daß Ihro Kayserliche Majestät darein willigen würden, und wären sie überdiß von den Chur-Bayerischen Gesandten vertröstet worden, daß ihr Herr gantz beweglich dessentwegen an Ihro Kayserliche Majestät geschrieben hätte, und von solcher Intention nicht aussetzen würden eine

schiedene Vorschläge einer billigeren Uebereinkunft: er bot zuerst Lauffenburg, Rheinfelden, Zabern und Benfelden, doch noch mit einer Einschränkung, dann Zabern, Benfelden und Philippsburg, endlich die vier ersteren Orte unbedingt an; indessen alles war umsonst, die Franzosen gingen stets auf den entscheidenden Grund zurück, daß Ferdinand III. auch in die Abtretung von Breisach schon gewilliget habe. Außer dem Kurfürsten von Baiern kamen nun auch die übrigen Reichsstände der französischen Eroberungssucht zu Hülfe, indem sie den Kaiser durch eine gemeinsame Vorstellung ausdrücklich ersuchten, wegen Breisach den Frieden nicht aufzuhalten, auch jene Festung sohin abzutreten.

Von den Schweden und den Franzosen gedrängt, von dem Kurfürsten Maximilian in Baiern verrathen, von den übrigen Reichsständen mit den Bitten um Einigung und Beistand gegen die fremden Feinde abgewiesen, blieb jetzt den Botschaftern Ferdinands III. nichts übrig, als auch die Festung Breisach den Franzosen zuzugestehen. Selbst hierdurch waren die Begierden Frankreichs noch nicht befriediget; um vielmehr noch festern Fuß in Deutschland zu fassen, oder neue Eroberungen für die Zukunft vorzubereiten, verlangte jene Macht auch das ewige Besatzungsrecht von Philippsburg. Bei diesem Punkt hatten zwar die französischen Bevollmächtigten fürsorglich den Auftrag erhalten, im Nothfall nachzugeben; allein der Kurfürst Maximilian von Baiern spielte wiederum den Verräther, indem er den französischen Gesandten zu Münster heimlich vertraute, daß er die Besatzung Philippsburgs von Seite Frankreichs nicht scheue, sondern im Interesse der katholischen Religion vielmehr wünsche. D'Avaux und Servien hielten deßhalb mit ihrer Instruktion sorgfältig zurück, und erwirkten mit Hülfe der Uneinigkeit der Deutschen auch in Beziehung auf Philippsburg das gewünschte Zugeständniß.

Jetzt kam die Erledigung der schwedischen Entschädigungs-Forderung ernstlich zur Sprache. Kaiser Ferdinand III. machte in dieser Beziehung geringere Schwierigkeit; dagegen erhob sich ein bedeutendes Hinderniß durch den entschlossenen Widerstand des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Dieser widersetzte sich nämlich der Abtretung Pommerns an Schweden, weil er nähere Ansprüche auf jene Landschaft habe, und ihrer, wegen der Verbindung Brandenburgs mit dem Meere und Ostpreußen, durchaus nicht entbehren könne. Es wurden verschiedene Auswege vorgeschlagen, z. B. das streitige Gebiet zu theilen, und dem Kurfürsten Hinterpommern zu überlassen. Da aber keine Partei auf Stettin verzichten wollte, so konnte man sich auf diese Weise nicht vereinigen. Auch andere Mittelwege wollten nicht anschlagen, und die Sache

---

Offerte nach der andern thun, und alles vergeben, die Franzosen auch eines nach dem andern acceptiren, und selbige endlich doch nöthigten, mit Cession die Vestung Breysach herauszugeben.“ (Meiern Tom. III., pag. 27.)

schien daher in der Güte nicht zu ordnen zu sein. Nunmehr vereinigten sich aber die deutschen Reichsstände eben so zu Gunsten Schwedens wider Kurbrandenburg, als sie im französischen Interesse wider Ferdinand III. sich verbunden hatten. Das Reichsoberhaupt, welches man bezüglich auf das Elsaß im Stich ließ, erklärte nun ebenfalls, daß man Kurbrandenburg in den Ansprüchen auf Pommern nicht unterstützen könne. Friedrich Wilhelm, wie früher der Kaiser, von allen Seiten gedrängt, wurde jetzt ebenfalls gezwungen, nachzugeben. Die Schweden standen nun zwar von ihrem Anspruche auf Schlesien ab, erhielten dagegen (28. Januar 1647) Vorpommern, die Insel Rügen, Stettin, Görz, Damm, Gollnau, die Insel Wallin, das frische Haff mit den drei Mündungen, und noch außerdem die Erbfolge in Hinterpommern, das an Brandenburg gegeben worden war, bei dem Erlöschen dieses Fürstenhauses.

Eine solche zweifache Verstümmlung ihres Vaterlandes hatten die deutschen Reichsstände nicht bloß bewilliget, sondern sogar sehr eifrig betrieben. Wir gestehen gerne zu, daß der Friede ein unabweisliches Bedürfniß war, aber er konnte auch bei Bewahrung der Nationalehre erzielt, ja sogar noch schneller herbeigeführt werden, wenn sich alle deutschen Stände, nach billiger Vergleichung des Religionshaders, mit dem Kaiser gegen die auswärtigen Feinde verbunden hätten. Eine solche Politik überstieg den damaligen Kreis der Ideen keineswegs, sondern wurde vielmehr recht wohl begriffen, ja sogar den Ständen von Ferdinand III. zu wiederholten Malen auf das dringendste angerathen. Die Gleichgültigkeit der Fürsten und Reichsräthe gegen die Verstümmlung des Vaterlandes deutete demnach auf einen tiefen, innern Verfall des deutschen Volkes, und wie weit es mit solchem schon gekommen sei, bewies eine seltsame Thatsache in schlagender Weise:

Da nämlich dem Gesandten der Republik Venedig am westphälischen Friedens-Kongreß der Titel „Excellenz“ gegeben wurde, so forderte der Kurfürst Maximilian von Baiern einen gleichen Titel auch für seine Bevollmächtigte; denn es hätte einst der bairische Gesandte auf der Kirchen-Versammlung zu Trident den Vorrang vor dem venetianischen behauptet. Kaum hatten aber die deutschen Fürsten die Forderung Maximilians erfahren, als sie sich derselben auf das eifrigste widersetzten. Sie vermutheten nämlich, daß unter dem Begehren jenes Titels irgend ein Plan zur Erweiterung der kurfürstlichen Macht verborgen sei. Als nun die übrigen Wahlfürsten den Titel für ihre Gesandten ansprachen, so ging der Streit bald zur wirklichen Leidenschaft über, und gab ein so großes Aergerniß, daß sich sogar der Kaiser einmischen mußte. Ferdinand III. setzte in verständiger Weise auseinander, wie wenig es der Würde der Fürsten entspreche, über einen leeren Titel so großen Zank zu erheben; doch alle Vernunftgründe blieben vergeblich. Am Ende entzweiten sich sogar die Protestanten, indem die Fürsten und Kurfürsten dieses Glau-

bens-Bekenntnisses auch in Religions-Sachen nicht mehr gemeinsam stimmen wollten. Jetzt stieg die Hitze gegenseitig auf den höchsten Grad, und nichts vermochte den einen oder den andern Theil der „Excellenz-“ Streiter zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Der Verstümmlung ihres Vaterlandes sahen also Fürsten und Kurfürsten gleichgültig zu, doch in dem Streit über die „Excellenz“ hätten sie um nichts in der Welt nachgegeben! Wo solche Erscheinungen auftreten, ist ein Volk in dem tiefsten Verfalle begriffen, und fast der Auflösung nahe!

Während des Jahres 1647 erhob sich in dem unglücklichen Deutschland eine letzte patriotische Stimme, um das Nationalgefühl anzuregen und auf die Herstellung der Eintracht hinzuwirken. Es war der edle Wassenberg, welcher im Kummer über den Verfall des Vaterlandes also schrieb:

„Mit lauter Stimme rühmen die Franzosen und Schweden, Deutschland sei von ihnen bezwungen, und die durch unsere eigene Hände uns entrissenen Fahnen zeigt öffentlich Paris und Stockholm. So, thörichte Dienstleute fremden Ruhmes, zerstören wir den unsern und unsere Tugend mit unserem Blute. Könige, die sonst dem Rufe des Kaisers Folge leisten, sich zur Rechenschaft stellen mußten, entscheiden mitten in Deutschland über Deutschland, berufen Reichstage, sitzen zu Recht, vermögen mehr als der Kaiser, und sind durch unsere Uneinigkeit unsere Herren geworden. Sie rufen und wir erscheinen, sie reden und wir horchen ihren Worten wie Orakeln, sie versprechen und wir trauen ihren Zusicherungen, als wären sie göttlichen gleich, sie drohen und wir zittern wie Knechte! Vor uns, über uns verhandeln sie, in Deutschland über Deutschland, und entscheiden in letzter Stelle, was sie uns nehmen, was lassen wollen. Und das heut Bestimmte wird morgen willkürlich geändert, und wir, im Todeskampfe liegend und den Gott, der uns belebte, verläugnend, opfern den Götzen anderer Völker alle Freiheit, Ehre, Ruhm, Geist und Leben!“

„Wie kann der Einzelne bei solcher Lage des Ganzen auf Freiheit rechnen? Unsere Zepter und Adler sind nicht mehr die unsern, sondern (das sagen sie laut in Worten und Schriften) die Deutschen Alle, wo und wie sie seien, gehörten schlechthin, ganz, unbedingt ihnen!“

„Schon Gustav Adolph verlangte strenge Unterwerfung, aber er war doch ein König und ein großer König; was aber soll man dazu sagen, daß deutsche Fürsten, Prälaten, Kurfürsten, wie Diener einem überseeischen Edelmanne aufwarten, ihm Waschwasser, Mantel, Essen reichen, von ihm zurechtgewiesen, ja verachtet werden. Mitten in Deutschland, das von seinem Kaiser abgewichen, schaltet er wie ein Herr, bis die Verheerung, nach welcher der kühne trachtete, ihm selbst zuwider ward, und er bei Ueberreichung einer Schenkungsurkunde deutscher Landschaften an einen

deutschen Fürsten sagte: sie bleibe ein Denkmal, daß er von einem schwedischen Edelmanne forderte und dieser ihm bewilligte, was zu fordern und zu bewilligen thöricht und unbegreiflich erscheint."

„Wie mit Judasküssen nahen diese unsere angeblichen Befreier. Und wir Thoren hoffen, daß so arge, heimtückische Feinde uns erretten, daß sie, die das herrlichste aller Reiche mit allen Kräften und Mitteln aufzulösen suchten, es heilend herstellen werden. Sie wollen uns vom Kaiser, den Kaiser von uns trennen, reichen uns in geschmückten Bechern gar mannigfaches, süßes, langsames Gift, und erwecken uns mehr als einen Massiniffa, durch welche sie das ganze Reich zuletzt in ihre Botmäßigkeit zu bringen hoffen. Vom Rheine, der Nordsee und Ostsee her erspähen sie auf ihren Warten jede Gelegenheit, jeden Streit, der da entsteht oder von ihnen herbeigeführt wird, und sind (wie einst die Römer in Hellas) erst freundliche Zuredner, dann Rathgeber, dann Schiedsrichter, endlich Herren!"

„O Deutschland erwache, gedenke deiner selbst, erstehe von diesem tödtlichen Kampfe! Das Reich kann nur durch das Reich, Deutschland durch Deutschland wiedergeboren werden, und durch die Sonne der göttlichen Gnade wie ein Phönix aus der Asche seines eigenen Leibes hervorgehen. Nicht Katholiken oder Unkatholiken, nicht Römische oder Lutherische (Namen, den argliſtigen Feinden willkommen) sollen uns davon abhalten; sondern als Glieder eines Leibes, eines Staats, als Brüder müssen sich alle Deutsche in Liebe umfassen, und mit allen Kräften und Tugenden heldenmüthig jenem großen Ziele nachstreben. Das Vaterland schützen, vertheidigen, erhalten, dazu ist Jeder, dazu sind Alle verbunden. Aber nach beiden Seiten zu hinken, bald nach Paris, bald nach Stockholm zu blicken, Landschaften hingeben und Freiheit erkaufen wollen — bei Gott, das ist und war nie deutsch! — Von dem Augenblicke an, wo wir das Rechte wollen und wagen, verschwindet die geringe Kraft der wenigen Fremden; endlosen Kriegsleiden wird ein ruhmvoller Friede folgen, und ein Haupt des Doppeladlers mit Lorbeeren, das zweite mit Oelzweigen bekränzt werden!"

Auch diese Stimme schallte jedoch ohne Wiederhall wie in einer Wüste, der Geist der Deutschen war öde, und einer patriotischen Erhebung nicht mehr fähig. Es blieb bei der Verstümmlung unsres Vaterlandes, ja es beschlossen die Fremden, unter wieder angefachten innern Krämpfen, auch das Mark der Nation noch mehr zu erschöpfen. Nachdem den Schweden nämlich ihre unmäßige Forderung von Länderbesitz bewilligt worden war, verlangten sie einige Monate später (Juni 1647) auch noch eine Geld-Entschädigung für ihre Soldaten, und zwar nicht mehr, als zwanzig Millionen Thaler. Mit einer solchen Summe hätte man schon bei einer geringen Einigung der Deutschen sowohl die Schweden, als die Franzosen hinausschlagen und die Integrität des Va-

terlandes behaupten können. Von katholischer Seite gab man auch wirklich diesen Rath, leider aber wiederum vergeblich. Die Reichsstände beschlossen vielmehr, sich auf das Markten zu verlegen, und von der unverschämten Forderung der Schweden nur soviel, als möglich, herunter zu handeln. Es hob nun eine widerwärtige Schacherei an, indem die Stände erst zwei, dann drei und endlich vier Millionen Reichs- oder rheinische Gulden anboten, Oxenstierna dagegen von zwanzig Millionen sogleich auf acht, dann auf sieben und endlich auf fünf Millionen Thaler herabging. Auf die letztere Summe wurde die Entschädigung des schwedischen Heeres endlich festgesetzt, obgleich dasselbe durch die Erpressungen in Deutschland schon bedeutend sich bereichert hatte. Nach einem Kriege, wie der dreißigjährige, auch im Friedensschluß der erschöpften Nation nur für die feindlichen Soldaten noch fünf Millionen Thaler abzubringen, war äußerst hart, und vermehrte das allgemeine Elend wesentlich!

Sechzigstes Hauptstück.

Abschluß des Friedens. Inhalt desselben.

(1648.)

Durch die Erledigung der schwedischen und französischen Entschädigungs-Forderungen waren allerdings sehr wichtige Punkte des Friedenswerkes bereiniget worden; gleichwohl blieben noch große Streitfragen zurück. Nicht genug, daß einzelne Reichsstände für die abgetretenen Länder an Schweden und Frankreich, oder aus einem andern Grunde, Schadloshaltung begehrten, hatte man in dem Religionszwist, der doch allein den Krieg entzündete, noch zu keiner Einigung gelangen können. In Ansehung der Glaubenssache ergaben sich zuerst Schwierigkeiten unter den Protestanten selbst, indem jetzt auch die Reformirten das Recht in Anspruch nahmen, den Unterthanen die Religion des Fürsten aufzudringen. Da inzwischen auch Landesherren die reformirte Konfession (Zwinglisch-Calvinische im Gegensatz der Lutherischen) angenommen hatten, so stand bei Einräumung jenes Rechts zu befürchten, daß die Lutheraner aus ganzen Provinzen vertrieben werden möchten. Solche Besorgniß ward um so größer, als insbesondere der Kurfürst von Brandenburg sehr hartnäckig auf die Bewilligung der besagten Befugniß drang, welche man das Reformations-Recht zu nennen pflegte. Die Lutheraner widersetzten sich daher mit Nachdruck, und erklärten, daß sie lieber das Aeußerste wagen, als ihre Glaubens-Verwandten in der Mark und in Pommern aufgeben würden. Endlich verglich man sich in der Art, daß der Kurfürst von Brandenburg seine eigene Konfession in seinen Ländern einführen, die Lutherische hingegen nicht verfolgen dürfe.

Nun beschloß man, auch die Erledigung der Beschwerden zwischen den Protestanten und Katholiken alles Ernstes zu betreiben. Die vorzüglichsten Schwierigkeiten lagen in der Frage über die Zusammensetzung der Reichsgerichte, und über die Gewissens-Freiheit der Unterthanen,

welche die Konfession ihres Landesherrn nicht theilten. In ersterer Beziehung besorgten die Protestanten eine Verfolgung ihres Glaubens, wenn die Mitglieder des Kammergerichts und Reichshofraths nur Katholiken seien, und in der zweiten Hinsicht würde die Verweigerung einer freien Wahl der Religion alles bisher Verglichene wieder in Streit gezogen haben. So einfach nun die Lösung beider Fragen auch zu sein schien, so erhoben sich dennoch selbst am Ende der Friedens-Unterhandlungen noch die größten Schwierigkeiten hierüber. Es schien fast ein neuer Bruch unvermeidlich zu sein, als mit einem Mal der Kurfürst von Sachsen energisch durchgriff.

Der Druck der Schweden gegen die deutschen Katholiken war so groß, daß sich verschiedene deutsche Gebietstheile, unter Lostrennung von ihrem Mutterland, an Frankreich zu ergeben drohten. Wohin soll das führen, sprach der Kurfürst von Sachsen, soll ganz Deutschland zertrümmert und aufgelöst werden? [1]) Sein Verfahren wurde nun ächt patriotisch, edel und ruhmwürdig.

Von dem Grundsatz ausgehend, daß man gegenseitig Billigkeit gewähren müsse, nahm er sich bei übertriebenen Forderungen der Protestanten auf eine rühmliche Weise der Katholiken an, und erklärte, daß man die letzten zu Bewilligungen, welche sie für Verletzungen ihres Gewissens hielten, nicht mit Gewalt zwingen könne. Da er zugleich den festen Vorsatz durchblicken ließ, im Nothfall mit dem Kaiser sich zu verbinden, so machte seine Festigkeit Eindruck, und man nahm auch von protestantischer Seite mit Ernst versöhnliche Gesinnungen an. Am 18. Februar 1648 vereinigte man sich denn zuvörderst über die Besetzung des Kammergerichts dahin, daß:

1) dieser Gerichtshof aus einem Kammerrichter, vier Präsidenten und fünfzig Beisitzern bestehen soll,

2) zwei Vorsitzer und vierundzwanzig Assessoren Protestanten sein müssen,

3) in Streitigkeiten zwischen zwei Religions-Verwandten die

---

[1]) „Wegen der Stadt Aach kommt uns Nachricht, wo man sie allzu hart dringen wollte, sie zu dessen Abtreibung, in französischen Schutz treten dörffte. Sollte dann Frankreich dieses uralten kaiserlichen Stuhls mächtig werden, die katholischen Kurfürsten, ehe sie sich gänzlich von den Schwedischen bemächtigen oder niederdrücken ließen, sich gleicher Gestalt an Frankreich geben; so will uns gebühren, die Augen aufzuthun, unsere selbst eigene churfürstliche Hoheit wohl wahrzunehmen; dieses was nächst göttlichen Beistand zu derselben Erhaltung nunmehr dienlich, ehe alle Gelegenheit vorbeistreichet, und wir dem überwindenden Theil zu Raub und Spott werden sollten, zu ergreiffen, und das widrige nach besten Kräfften unversäumt abzulehnen: welches nunmehr anders nicht erfolgen kann, denn daß wir denen nicht beipflichten, welche vermittelst der Schweden Zuthat, die katholischen Stände zu endlicher Annehmung solchen auswärtigen Schutzes veranlassen, und des Reiches gänzliche Umstürzung, über unser so vielmals gethane treuherzige Abmahnung, zu verursachen nicht aufhören wollen.“

Entscheidung durch einen besondern Senat zu fällen sei, welcher zur Hälfte aus katholischen, und zur andern Hälfte aus protestantischen Assessoren gebildet wird.

Bald nachher wurde auch der Streit über die Gewissens-Freiheit in der Art verglichen:

daß die Unterthanen katholischer Reichsstände, welche im Jahre 1624 durch Vertrag, Concession, Verjährung oder Observanz öffentlich oder privatim die Augsburger Confession ausgeübt haben, auf ewige Zeiten in der freien Uebung dieses Glaubens geschützt werden sollen.

Den Protestanten in den kaiserlichen Erblanden wurde zwar die Religions-Freiheit fortwährend verweigert: allein man wollte wegen dieses Punktes den Frieden nicht aufhalten, also hierin den Kaiser gewähren lassen.

Nach Vereinigung der Hauptsachen ging man jetzt an die Erledigung einiger untergeordneten Streitpunkte, namentlich die Wiedereinsetzung des kurpfälzischen Hauses, sowie die Entschädigung der Landgräfin von Hessen-Kassel und des Kurfürsten von Brandenburg wegen Abtretung von Vorpommern an die Schweden. Als auch diese Angelegenheiten geordnet, und zugleich der Friede zwischen Spanien und den Niederlanden geschlossen war, entstanden noch Schwierigkeiten über die reichsunmittelbaren Herren und Städte im Elsaß, welche nach ihren Verfassungs-Rechten keinen Landesherrn, also auch nicht dem König von Frankreich unterworfen werden könnten. Man einigte sich aber auch hierüber, indem jenen Ständen ihre Reichsfreiheit verbürgt wurde.

Schließlich wollte man dem verstümmelten und ausgebeuteten Deutschland noch dadurch einen empfindlichen Stoß versetzen:

daß die thatsächliche Lostrennung der Niederlande und der Schweiz vom deutschen Mutterstamme auch durch Staatsverträge geheiliget werde.

Solcher Antrag wurde denn gestellt, und in dem Jammer der Zeit ebenfalls durchgesetzt. Nachdem endlich auch die Stellung des Reichs zu Frankreich bei einem Kriege der letztern Macht mit Spanien zur Sprache gebracht und vertragsmäßig geordnet war, wurden die Friedens-Urkunden am 24. October 1648 unterzeichnet. Man hatte zwei Urkunden ausgefertiget, die eine über den Frieden zwischen dem Kaiser einerseits und der Krone Schweden, sowie den deutschen Reichsständen andrerseits, und die andere zwischen Deutschland und Frankreich. Die erstere, welche auch die innern Angelegenheiten Deutschlands berührt, heißt man gewöhnlich das *schwedische*, und die andere das *französische* Friedens-Instrument. Jenes hatte nun im Wesentlichen folgenden Inhalt:

Der *erste* Artikel besagt, daß zwischen den streitenden Theilen ein ewiger Friede und aufrichtige Freundschaft bestehen soll (**Pax sit Christiana universalis, perpetua, veraque et sincera amicitia.**)

Im zweiten wird allgemeine Vergessenheit des Vorgegangenen (Amnestie) angeordnet, und

im dritten diese Vorschrift dahin näher erläutert, daß alle Reichsstände und unmittelbaren Reichsritter, sowie die Lehensleute und Unterthanen beider in die Güter oder Rechte wieder eingesetzt werden sollen, welche sie aus Veranlassung der böhmischen Unruhen und des Religionskrieges überhaupt verloren haben.

Der vierte Artikel meldet, daß aus dem vorhergehenden Satz die Wiedereinsetzung eines jeden Beschädigten freilich von selbst folge, daß man aber Einiger, wegen der Wichtigkeit der Sache, besonders gedenken wolle. Es wird daher bestimmt:

daß diejenige kurfürstliche Würde, welche das pfälzische Haus bisher besessen habe, mit allen Regalien, Ehren, Auszeichnungen und Rechten, dann auch die ganze Oberpfalz mit der Grafschaft Cham dem Kurfürsten Maximilian von Baiern verbleiben; dagegen zu Gunsten des rheinpfälzischen Kurhauses eine achte Kur errichtet und dem Herrn Karl Ludwig, dem Sohne des vertriebenen Friedrichs V., zugleich die untere Pfalz nebst allen geistlichen und weltlichen Gütern zurückgegeben werde. Bei dem Aussterben der bairisch-wilhelminischen Linie soll die Kurwürde derselben und die gesammte Oberpfalz an das rheinpfälzische Haus zurückfallen, und zugleich die errichtete achte Kurwürde wieder eingezogen werden. Der verwittweten Mutter des Herrn Karl Ludwigs läßt der Kaiser 20,000 Thaler und einer jeden Schwester desselben zur Aussteuer 10,000 Thaler auszahlen. Den Augsburgischen Confessionsverwandten, welche im Besitze von Kirchen waren, unter ihnen insbesondere den Bürgern von Oppenheim, wird der Besitzstand des Jahres 1624 verbürgt; auch Anderen, welche es wünschen, die freie Ausübung ihres Gottesdienstes verstattet.

Hierauf folgen Bestimmungen über die Wiedereinsetzung oder Entschädigung der Rheingrafen, der Häuser Württemberg und Baden, des Herzogs von Croi, sowie verschiedener anderer Grafen und Herren.

In Betreff der vertriebenen oder ausgewanderten Erblehensleute und Unterthanen des Kaisers und des Hauses Oestreich wurde verordnet, daß denselben freie Rückkehr verstattet sei, dieselben aber den Landesgesetzen sich unterwerfen müßten. Für die Zurückgabe ihrer eingezogenen Güter hätten sich die schwedischen Bevollmächtigten am Friedenscongreß zwar vielfältig verwendet; da aber der Kaiser in diesem Punkte sich nichts vorschreiben lassen wollte, und deßhalb der Krieg nicht fortgesetzt werden könne, sollen jene Güter den neuen Besitzern verbleiben. Dagegen erhalten die östreichischen Erblehensleute und Unterthanen diejenigen Güter zurück, welche ihnen deßwegen entzogen wurden, weil sie für die Schweden und Franzosen gegen das Haus Oestreich die Waffen ergriffen haben.

Der fünfte Artikel enthält den endlichen Vergleich über die Religionsstreitigkeiten.

Zuerst werden die Uebereinkunft zu Passau von 1554 und der darauf folgende Religionsfriede von 1555 bestätiget, auch die Bestimmungen, über welche man sich gegenwärtig zur Beilegung der späteren Streitigkeiten vereiniget habe, auf ewige Zeiten für unverbrüchliches Gesetz erklärt. Dann folgen diese Bestimmungen selbst.

Der Tag, welcher über die Wiedereinsetzung in Kirchensachen und die hieraus entsprungenen politischen Neuerungen entscheiden soll, ist der erste Januar 1624. Hiernach sollen Kurfürsten und Reichsstände beider Confessionen, mit Einschluß der unmittelbaren Ritterschaft, rein und vollständig, also mittelst Aufhebung aller entgegengesetzten Urtheile und Verordnungen, in den vorigen Stand eingesetzt werden.

Die Städte Augsburg, Dinkelsbühl, Biberach und Ravensburg empfangen die Güter, Rechte und die Ausübung des Cultus zurück, wie sie solche am genannten Tage und Jahre besessen haben. Was dagegen den Rath und andere öffentliche Aemter betrifft, sollen diese von beiden Religions-Bekenntnissen in gleicher Anzahl besetzt, also die eine Hälfte der Stellen an Katholiken, die andere hingegen an Protestanten vergeben werden. In Beziehung auf die Stadt Augsburg wird besonders verordnet, daß aus den Patriciern sieben Rathsherren des engern Ausschusses, und aus diesen zwei Stadt-Vorsteher (Reipublicae praesides), „Pfleger" genannt, erwählt werden, wovon der eine ein Katholik und der andere ein Protestant sein müsse. Von den übrigen fünf Rathsherren des engern Ausschusses sollen drei Katholiken, und zwei Protestanten sein, alle übrigen Rathsherrenstellen hingegen gleichheitlich von beiden Confessions-Verwandten besetzt werden. Alle Aemter, welche der Natur der Sache nach nur von einem Einzelnen verwaltet werden können, sollen nach einer festzusetzenden Reihenfolge zwischen beiden Religions-Theilen wechseln.

In Dinkelsbühl, Biberach und Ravensburg werden zwei Bürgermeister erwählt, wovon einer der katholischen, und der andere der evangelischen Confession angehört. Die vier Räthe des engern Ausschusses sollen halb aus der einen, und halb aus der andern Religionspartei erwählt, und ein Gleiches rücksichtlich der Rathsherren und städtischen Richter beobachtet werden. Anbelangend hingegen den vorsitzenden Stadtrichter, den Syndikus und die Sekretäre, so soll bei jedem Erledigungs-Fall einem Katholiken ein Protestant folgen, und umgekehrt.

Wenn die Stadt Donauwörth auf dem nächsten Reichstag wieder in ihre Unmittelbarkeit eingesetzt wird, so soll sie mit den übrigen Reichsstädten in Kirchen- und Staatssachen gleiche Rechte genießen.

Anbelangend die Religions-Freiheit selbst, so wurde festgesetzt, daß, ungeachtet des Reformationsrechts, welches den Landesherren nach der

bisherigen Uebung zustand, gleichwohl alle Unterthanen katholischer Reichsstände in der freien Ausübung des Augsburger Glaubens-Bekenntnisses geschützt werden sollen, wenn sie zu irgend einer Zeit des Jahres 1624 öffentlich, oder im Stillen (privatim), jenen Cultus ausgeübt haben. Diejenigen protestantischen Unterthanen katholischer Reichsstände hingegen, welche im Jahre 1624 weder öffentlich, noch im Stillen die Ausübung des evangelischen Cultus besessen haben, sollen friedlich geduldet werden, und in ihren Häusern zur Abhaltung ihres Gottesdienstes berechtiget sein, auch ungehindert dem öffentlichen Cultus ihrer Confession in der Nachbarschaft beiwohnen dürfen.

Kein Unterthan soll wegen seiner Religion verachtet, oder von den Kaufmannsgilden, Kunststätten, Zünften, Erbschaften, Spitälern, milden Stiftungen oder irgend einem andern Rechte ausgeschlossen werden![2]).

Keine der beiden Confessionen soll ihre Macht oder Mehrheit zur Unterdrückung der andern anwenden.

Die protestantischen Fürsten in Schlesien, nämlich die Herzöge in Brieg, Lieguitz, Münsterberg und Oels, nicht minder die Stadt Breslau, werden in der freien Ausübung des Gottesdienstes nach dem Augsburger Glaubens-Bekenntniß geschützt. Was die Grafen und Herren in Schlesien anbetrifft, welche unmittelbar der königlichen Kammer unterworfen sind, sowie jene in Niederöstreich, so sollen sie weder zur Auswanderung gezwungen, noch an dem Besuch des evangelischen Gottesdienstes in benachbarten Orten gehindert werden. Auch erlaubt der Kaiser die Erbauung von drei neuen protestantischen Kirchen in Schlesien, und zwar zu Schweidnitz, Jauer und Glogau.

Den Geistlichen beider Glaubens-Bekenntnisse wird strenge verboten, durch Predigten, Lehrvorträge, Disputationen oder Schriften, die Gültigkeit des Passauer Vergleichs, des Religionsfriedens oder des gegenwärtigen Friedensschlusses zu bestreiten oder zweifelhaft zu machen.

Bei den Versammlungen der ordentlichen Reichs-Deputationen soll stets die Anzahl der Katholiken und Protestanten gleich sein. Wenn die zu erledigenden Geschäfte bloß die Augsburgischen Confessions-Verwandten betreffen, so werden ausschließend Protestanten, und wo sie nur die Gläubigen der alten Kirche angehen, nur Katholiken beigezogen. Beziehen sich die Verhandlungen auf beide Confessionen, so werden die Ver-

---

[2]) *Sive autem catholici, sive Augustanæ confessionis fuerint subditi, nullibi ob religionem despicatui habeantur, nec a mercatorum, opificum, aut tribuum communione, hereditatibus, legatis, hospitalibus, leprosoriis, eleemosynis, altisve juribus aut commerciis, multo minus publicis cœmiteriis, honoreve sepulturæ arceantur, aut quicquam pro exhibitione funeris a superstitibus exigatur, præter cujusque parochialis ecclesiæ jura, pro démortuis pendi solita, sed in his et similibus pari cum concivibus jure habeantur, æquali justitia protectioneque uti.*

sammlungen zur Hälfte aus Katholiken und zur andern aus Protestanten gebildet.

In den Religionssachen und in allen Geschäften, wo die Reichsstände als Eine Körperschaft nicht mehr angesehen werden können, sollen die Streitigkeiten nicht durch Stimmenmehrheit entschieden, sondern nur durch einen gütlichen Vergleich beigelegt werden [3]).

In Ansehung der unmittelbaren geistlichen Güter, es mögen dieselben Erzbisthümer, Bisthümer, Prälaturen oder Abteien sein, wurde festgesetzt, daß diejenigen, welche sie am 1. Januar 1624 besessen haben, seien sie nun katholische oder protestantische Reichsstände, auch in Zukunft in den Besitz derselben gesetzt werden, oder darin verbleiben sollen.

Dem Kaiser soll das Recht der ersten Bitte, wo er es hergebracht, zustehen.

Dagegen werden die Annaten, die Pallien-Rechte, die Pabst-Monate und andere Gerechtsame der Art in Beziehung auf die Protestanten aufgehoben.

Den erwählten evangelischen Bischöfen und Prälaten soll, nachdem sie dem Kaiser innerhalb Jahresfrist Treue geschworen, von diesem die Investitur ohne Weigerung ertheilt werden.

Das Kammergericht soll aus dem Kammerrichter, vier Präsidenten und 50 Beisitzern bestehen. Von den Präsidenten sollen zwei katholisch und zwei protestantisch, von den Assessoren dagegen 26 katholisch und 24 evangelisch sein [4]).

Bei allen Streitigkeiten zweier verschiedener Confessions-Verwandten

---

[3]) *In causis religionis omnibusque aliis negotiis, ubi status tanquam unum corpus consiliorum nequeunt ut etiam Catholicis et augustanae confessionis statibus in duas partes euntibus, sola amicabilis compositio lites dirimat, non attenta votorum pluralitate. Quod vero ad pluralitatem votorum in materia collectarum attinet, cum res hæc in præsenti congressu decidi non potuerit, ad proxima comitia remissa esto.*

[4]) Unter den Protestanten selbst war die Ernennung der Kammerrichter auf folgende Weise vertheilt:

Assessores Augustanae confessionis præsententur;

ab		
Electore Saxonico		
Brandenburgico	. . . . .	6.)
Palatino		
Circulo Superioris Saxoniae	. . . . .	4.) 1. alternando per hos
Inferioris Saxoniae	. . . . .	4.) duos Circulos.
Circuli Franconici Statibus.		
Augustanae Confessionis	. . . . .	2.)
Suevici	. . . . .	2.) 1. alternando per hos
Superioris Rhenani	. . . . .	2.) quatuor Circulos.
Westphalici	. . . . .	2.)

Et quamvis sub schemate nulla fiat mentio Statuum Imperii Augustanae Confessionis, qui sub Circulo Bavarico comprehendantur, nihil tamen ex eo ipsis praejudicetur, sed salva maneant horum jura, privilegia et libertates.

sollen die erkennenden Richter, d. h. die Beisitzer, zur Hälfte Katholiken und zur Hälfte Protestanten sein. Ein Gleiches gilt für den Reichs-Hofrath, bei welchem übrigens auch die Proceß-Ordnung des Kammergerichts beobachtet werden soll. Die Untersuchung (Visitation) des Reichs-Hofrathes gebührt dem Kurfürsten von Mainz, als des Reiches Kanzler. Wenn die Beisitzer des Kammergerichts über die Reichssatzungen in der Art verschiedener Meinung sind, daß der Gegensatz zwischen den beiderseitigen Religions-Verwandten sich äußert, die Katholiken sohin anders stimmen, als die Evangelischen, so soll die Sache an den Reichstag gebracht werden.

Der sechste Artikel des westphälischen Friedens betrifft die Rechtsverhältnisse der Stadt Basel und der Schweiz, und gesteht sowohl jener Stadt, als den übrigen schweizerischen Kantonen, die thatsächliche Ausscheidung aus dem Reichsverband auch staatsrechtlich zu [5]).

Im siebenten Artikel werden alle Bewilligungen des Friedensschlusses ausdrücklich auf denjenigen Theil der Evangelischen ausgedehnt, welche man die „Reformirten“ zu nennen pflegt.

Wenn ein evangelischer Landesherr zum reformirten Glaubens-Bekenntniß übergeht, oder ein reformirter Fürst lutherische Länder durch Erbrecht oder in Folge des gegenwärtigen Friedensschlusses erlangt, so steht ihm frei, reformirte Hofprediger, ohne Belastung seiner Unterthanen, bei sich zu haben. Dagegen ist er nicht befugt, den öffentlichen Gottesdienst der Lutherischen oder deren Kirchengesetze zu ändern. Eben so wenig darf er Kirchen, Schulen, Spitäler, Stipendien, Pensionen oder andere Stiftungen den Lutheranern abnehmen und den Reformirten zuwenden. Wenn aber eine Gemeinde aus eigener freier Wahl die reformirte Confession annehmen will, so ist ihr solches, auf ihre Kosten und ohne Beeinträchtigung der andern, wohl verstattet.

Dagegen betrifft der achte Artikel die inneren staatsrechtlichen Verhältnisse des Reichs.

Den Reichsständen wird der ungestörte Genuß aller hergebrachten Rechte, namentlich der vollen Landeshoheit, verbürgt. Sie sollen in allen Gesetzgebungs-Gegenständen, in den Fragen über Krieg und Frie-

---

[5]) *Cum item Caesarea Majestas ad querelas nomine Civitatis Basileensis et universæ Helvetiae, coram ipsius plenipotentiariis ad præsentes congressus deputatis propositas super nonnullis processibus et mandatis executivis, a camera imperiali contra dictam civitatem, allosque Helvetiorum unitos Cantones, eorumque cives et subditos emanatis, requisita ordinum imperii sententia et consilio, singulari decreto die 14. mensis Maji anno proxime præterito declaraverit, prædictam civitatem Basileam, cæterosque Helvetiorum Cantones in possessione vel quasi plenæ libertatis et exemptionis ab imperio esse, ac nullatenus ejusdem imperii dicasteriis et judiciis subjectos, placuit hoc idem publicæ hujus pacificationis conventioni inserere, ratumque et firmum manere, atque ideirco ejusmodi processus una cum arrestis eorum occasione quandocunque decretis prorsus cassos et irritos esse debere.*

den, Steuer-Erhebungen, Einquartierungen und Festungsbauten auf landesherrlichem Gebiet eine entscheidende Stimme führen. Außerdem soll ihnen das Recht zustehen: Zu ihrer Erhaltung und Sicherheit mit auswärtigen Mächten Bündnisse einzugehen, doch mit dem Vorbehalt, daß solche Bündnisse nicht gegen den Kaiser und das Reich gerichtet werden[6]).

Sowohl bei den allgemeinen, als den besonderen Versammlungen der Stände steht den freien Reichsstädten eine entscheidende Stimme zu. Dieselben sollen ferner in dem ungestörten Genuß ihrer Hoheitsgefälle (Regalien), Zölle und aller andern Einkünfte verbleiben, auch gewissenhaft im Besitze ihrer Freiheiten und Rechte geschützt werden.

Binnen sechs Monaten vom Tage der Ratification des Friedensschlusses an, soll ein Reichstag gehalten werden, und in Zukunft so oft, als die öffentliche Wohlfahrt es erheischen wird. Auf der nächsten Versammlung der Stände sollen die Gebrechen der früheren Reichstäge verbessert, über die Wahl des römischen Königs, eine bleibende Wahlcapitulation, die Achterklärungen gegen Reichsstände, die Ergänzung der Kreise, die Erneuerung der Reichsmatrikel, endlich über die Verbesserung der Rechtspflege und des Sportelwesens bei dem Kammergericht, sowie über die Herstellung ordentlicher Reichsdeputationen Vorschriften gegeben werden.

Während der neunte Artikel zur Beförderung des Handels verschiedene widerrechtliche Zölle abschafft, bestimmt

der zehnte Artikel die sogenannte Entschädigung oder Genugthuung der Krone Schweden. Der Kaiser tritt mit Zustimmung der Reichsstände an Schweden ab: ganz Vorpommern mit der Insel Rügen, und noch außerdem Stettin, Gartz, Damm, Golnau, die Insel Wollin mit dem frischen Haff und seinen drei Mündungen Pein, Swine und Dievenauw: er tritt ab Wismar mit Walfisch, Pöl und Neuenkloster, endlich die Stifte Bremen und Verden, sammt der Stadt Wilshusen[7]).

---

[6]) *Cum primis vero jus faciendi inter se et cum exteris fœdera, pro sua cujusque conservatione ac securitate singulis statibus perpetuo liberum esto, ita tamen, ne ejusmodi fœdera sint contra imperatorem et imperium pacemque ejus publicam, vel hanc inprimis transactionem, fiantque salvo per omnia juramento, quo quisque imperatori et imperio obstrictus est.*

[7]) *Primo totam Pomeraniam citeriorem, vulgo* Vorpommern *dictam, una cum insula Rugia, iis finibus contentas, quibus sub ultimis Pomeraniæ ducibus descriptæ fuerant; adhæc e Pomerania ulteriori Stetinum, Gartz, Dam, Golnau et Insulam Wollin, una cum interlabente Odera et Mari vulgo* das frische Haff *vocato, suisque tribus ostiis, Pein, Swine et* Dievenau, *atque adjacente utrinque terra ab initio territorii Regii usque in mare Balticum, ea latitudine littoris Orientalis, de qua inter Regios et Electorales Commissarios circa exactiorem limitum et cæterorum minutiorum definitionem, amicabiliter conveniatur.*

Secundo, Imperator de consensu totius Imperii concedit etiam Serenissimæ Reginæ, ejusque Hæredibus ac Successoribus Regibus, Regnoque Sueciæ, in perpetuum et imme-

Im eilften Artikel werden dem Kurfürsten von Brandenburg als Entschädigung überwiesen: die Stifte Halberstadt und Minden, Camin und Magdeburg, letzteres aber erst nach dem Tode des sächsischen Herzogs August, und mit Ausnahme der Aemter Querfurt, Jüterbok, Damm und Burg, welche bei Kursachsen bleiben. Dagegen überläßt

der zwölfte Artikel zur Entschädigung für Wismar dem Herzog von Mecklenburg die Stifte Schwerin und Ratzeburg. Hiernächst verleiht

der dreizehnte Artikel den Herzögen von Braunschweig die Erbfolge in das Stift Osnabrück, und

der vierzehnte Artikel dem Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg einen jährlichen Gehalt von 12,000 Thalern, nebst Zins und Loburg auf Lebenszeit.

Der fünfzehnte Artikel bestimmt die Entschädigung von Hessen-Cassel. An die Landgräfin Amalie Elisabeth und deren Sohn werden überwiesen: die Abtei Hirschfeld und die Aemter Schaumburg, Bückeburg, Sachsenhagen und Stadthagen. Außerdem wird an Hessen-Cassel die Summe von 600,000 Thalern bezahlt.

Im sechszehnten Artikel wird verordnet, daß unmittelbar nach der Unterzeichnung und Besiegelung des gegenwärtigen Friedensschlusses alle Feindseligkeiten aufhören sollen. Alsdann folgen die Vorschriften für die Vollziehung des Friedens-Vertrages.

Der Kaiser wird Verordnungen (edicta) durch das gesammte Reich ergehen lassen, daß diejenigen, welche nach dem Friedensschluß etwas zurückzugeben oder zu leisten haben, solche Verbindlichkeit in der Zwischenzeit von dem Abschluß bis zur Ratification des Friedens unweigerlich erfüllen. Zugleich wird den ausschreibenden Fürsten und den Kreisobersten der gemessene Befehl ertheilt werden, zur Vollziehung jener Verordnung ihre gesammte Amtsgewalt aufzuwenden. Wo ein ausschreibender Fürst oder Kreisoberster selbst etwas zurückzugeben oder zu leisten hätte, soll er durch die gleiche Behörde eines benachbarten Kreises dazu angehalten werden.

Sollte hingegen die Ernennung besonderer kaiserlicher Commissarien zur Beförderung des Entschädigungs-Werkes als nützlicher erscheinen, so sollen auch solche erwählt werden, und zwar in der Art, daß beide Theile, der herauszugeben und der zu empfangen hat, einige Mittler vorschlagen. Aus diesen ernennt der Kaiser zwei Commissarien, indem er aus den

---

dium Imperii Feudum, Civitatem portumque Wismariensem, una cum Fortalitio Walfisch *et Praefecturis Poël, (exceptis pagis,* Sehedorff, Weitendorff, Brandenhusen *et* Wangern, *ad hospitale S. Spiritus in urbe Lubeca pertinentibus) et* Newencloster.

Tertio, Imperator de consensu totius Imperii concedit etiam vigore praesentis Transactionis Serenissimae Reginae ejusque Haeredibus ac Successoribus Regibus, Regnoque Sueciae, Archi-Episcopatum Bremensem et Episcopatum Verdensem, cum Oppido et Praefectura Wilshusen.

Kandidaten, die jeder Theil vorschlug, einen auswählt. Dabei wird darauf gesehen, daß sowohl die beiden Confessionen in gleicher Anzahl vertreten, als aus den Mittlern, die beide Theile in Vorschlag bringen, immer gleich viele Commissarien ernannt werden. Wenn ein Theil die Benennung von Kandidaten zu den Vollzugs-Commissarien verweigert oder versäumt, so wählt sie der Kaiser, doch mit steter Rücksicht auf gleiche Anzahl beider Confessions-Verwandten.

Die Gefangenen der kriegführenden Theile werden nach der Verkündung des Friedensschlusses sogleich in Freiheit gesetzt.

Die Berichtigung der Entschädigung für das schwedische Heer von fünf Millionen Thalern wird auf nachstehende Reichskreise ausgeschlagen:

1) Den kurpfälzisch-rheinischen (Electoralis Rhenanus),
2) den obersächsischen,
3) den fränkischen,
4) den schwäbischen,
5) den oberrheinischen,
6) den westphälischen, und
7) den niedersächsischen.

Die Zahlung soll in drei Terminen erfolgen, und zwar in der Art, daß

1) 1,800,000 Thaler baar, und 1,200,000 Thaler in Anweisungen auf gewisse Reichsstände in der Zwischenzeit von dem Abschlusse bis zur Ratifikation des Friedens entrichtet,
2) eine Million Thaler zu Ende des Jahres 1649, und
3) die letzte Million zu Ende 1650 bezahlt werden.

Nach Leistung der Baarzahlung von 1,800,000 Thalern des ersten Termines sollen sogleich die Plätze und Gegenden geräumt werden, welche die Schweden besetzt halten.

Was den bairischen und östreichischen Reichskreis anbetrifft, so haben diese den Sold des kaiserlichen Heeres zu entrichten.

Damit die Königin von Schweden wegen der Entschädigung von fünf Millionen Thaler für ihr Heer vollkommen sicher gestellt werde, übernehmen die sieben Kurfürsten, so wie alle Stände, die Gewähr dafür, unter Verpfändung aller ihrer Güter.

Die Unterthanen der Gegenden und Plätze, welche nach den vorhergehenden Bestimmungen von den fremden Heeren geräumt werden müssen, sind verbunden, den abziehenden Truppen die nöthigen Wagen, Pferde und Schiffe, nebst den erforderlichen Lebensmitteln, zu liefern.

Endlich besagt

der siebenzehnte und letzte Artikel [8]), daß der westphälische

[8]) Das schwedische Friedens-Instrument ist vollständig abgedruckt in: Acta pacis Westphalicae, von J. G. von Meiern, Tom. VI., pag. 128 usque ad pag. 172.

Friede ein ewiges Reichsgrundgesetz sein soll, dessen Uebertretung als ein Landfriedensbruch zu erachten und zu bestrafen sei. Der Beleidigte soll zunächst den Weg der Güte versuchen, und in Entschlagung desselben, die richterliche Hülfe anrufen. Wenn aber dem Beschädigten innerhalb dreier Jahre weder im Wege des Vergleichs noch des Rechts Genugthuung geworden sei, so sollen alle Theilnehmer des westphälischen Friedensschlusses auf Anrufen des Beleidigten ihre Waffen zur Abwendung des Unrechts vereinigen [9]).

Das französische Friedens-Instrument hat einen ähnlichen Eingang wie das schwedische, gedenkt dann ebenfalls der allgemeinen Amnestie, und beschäftigt sich hierauf mit den Rechtsverhältnissen Burgunds und der Stellung Deutschlands zu Frankreich bei den Kriegen der letztern Macht gegen Spanien.

Nachdem der burgundische Kreis auch in Zukunft für ein bleibendes Glied und einen integrirenden Bestandtheil des deutschen Reichs erklärt wurde, folgte die Bestimmung, daß Kaiser und Reich in die Kriege Frankreichs gegen Spanien sich nicht mischen sollen.

Dagegen wird den einzelnen Reichsständen Deutschlands gestattet, in den Kriegen zwischen Frankreich und Spanien der einen oder der andern Krone Beistand zu leisten, doch nur außerhalb der Grenzen des Reichs, und in Uebereinstimmung mit der Verfassung desselben.

Der Streit mit Lothringen soll entweder durch gegenseitig zu ernennende Schiedsrichter, oder durch den spanisch-französischen Friedens-Vertrag, oder sonst auf gütliche Weise geschlichtet werden. Es soll auch den Kurfürsten, Fürsten und Ständen des deutschen Reichs verstattet sein, die Erledigung des Streites durch Vergleich und gütliche Uebereinkunft, nicht aber durch die Waffen oder andere feindselige Maaßregeln, zu befördern.

Hierauf verbreitet sich die französische Friedens-Urkunde auch ziemlich ausführlich über die innern Reichsangelegenheiten Deutschlands, und kommt erst am Schluß zu der Hauptsache, nämlich auf die besondern Friedensbedingungen zwischen Frankreich und Deutschland. Nach diesen

---

[9]) Dieser Punkt des westphälischen Friedens war einer der wichtigsten, und wir werden später öfters auf denselben zurückkommen. Der Text lautete also:

Veruntamen si neutro horum modorum intra spatium trium annorum terminetur controversia, teneantur omnes et singuli hujus transactionis consortes, junctis cum parte laesa consiliis viribusque, arma sumere ad repellendam injuriam a passo moniti, quod nec amicitiae nec juris via locum invenerit: salva tamen de caetero uniuscujusque jurisdictione, justitiaeque juxta cujusque principis aut status leges et constitutiones, competenti administratione. Et nulli omnino statuum imperii liceat jus suum vi vel armis persequi, sed siquid controversiae, sive jam exortum sit sive posthac inciderit, unusquisque jure experiatur, secus faciens reus sit fractae pacis. Quae vero judicis sententia definita fuerint, sine discrimine statuum executioni mandentur, prout imperii leges de exequendis sententiis constituunt.

tritt der Kaiser mit Vorwissen, Beirath und Zustimmung der Reichsstände an Frankreich ab:

1) die Bisthümer Metz, Tul und Verdün, mit der Stadt Mojenwik, wie sie bisher zu Deutschland gehört haben, jedoch mit Vorbehalt der Metropolitan-Rechte des Erzbischofs von Trier,

2) das Eigenthum und die Oberhoheit über Pignerol,

3) die Landgrafschaft Ober- und Nieder-Elsaß, die Stadt Breisach, den Sundgau und die Landvogtei Hagenau,

4) das Besatzungsrecht von Philippsburg [10]).

Die Festungswerke von Benfelden, welches zurückzugeben ist, werden geschleift, ingleichen jene von Rheinau, Zabern, Neuburg am Rhein und Hohenbar; auch dürfen am rechten Rheinufer von Basel bis Philippsburg keine neuen Festungen erbaut werden.

Der Rath und die Einwohner von Zabern werden eine strenge Neutralität beobachten: auch soll den Truppen des Königs von Frankreich, so oft es begehrt wird, der sichere und freie Zug durch jene Stadt gewährt werden.

---

[10]) *Primo, quod supremum dominium, jura superioritatis aliaque omnia in Episcopatus Metensem, Tullensem et Virodunensem, urbesque cognomines eorumque episcopatuum districtus et nominatim Moyenvicum, eo modo, quo hactenus ad Romanum spectabant Imperium, imposterum ad Coronam Galliae speciare eique incorporari debeant in perpetuum et irrevocabiliter, reserva tamen jure metropolitano ad Archiepiscopatum Trevirensem pertinente.*

Secundo Imperator et imperium cedurt transferuntque in regem christianissimum ejusque in regno successores jus directi dominii, superioritatis et quodcunque aliud sibi et sacro Romano imperio hactenus in Pinarolum competebat et competere poterat.

Tertio Imperator pro se totaque serinissima domo Austriaca itemque imperium cedunt omnibus juribus, proprietatibus, dominiis, possessionibus ac jurisdictionibus, quae hactenus sibi, Imperio et familiae Austriacae competebant in oppidum Brisacum, Landgraviatum superioris et inferioris Alsatiae, Suntgoviam, praefecturamque provincialem decem civitatum imperialium in Alsatia sitarum, scilicet Hagenau, Colmar, Schlettstadt, Weisenburg, Landaw, Oberenheim, Rosheim, Münster in Valle St. Gregorii, Kayserserberg, Thuringheim omnesque pagos et alia quaecunque jura, quae a dicta praefectura dependent, eaque omnia et singula in regem christianissimum regnumque Galliarum transferunt, ita ut dictum oppidum Brisacum cum villis Hochstadt, Nirderimling, Harten et Acharen ad communitatem civitatis Brisacensis pertinentibus, cumque omni territorio et banno, quatenus se ab antiquo extendit, salvis tamen ejusdem civitatis privilegiis et immunitatibus antehac a domo Austriaca obtentis et impetratis.

Quarto Christianissimae Majestati ejusque in regno successoribus, de consensu imperatoris totiusque imperii, perpetuum jus sit tenendi praesidium in castro Philippsburg, protectionis ergo, ad convenientem tamen numerum restrictum, qui vicinis justam suspicionis causam praebere non possit, sumptibus duntaxat coronae Galliae sustentandum.

Patere etiam debebit regi liber transitus per terras et aquas imperii ad inducendos milites, commeatum et caetera omnia, quibus et quoties opus fuerit.

In gleicher Weise wird dem Könige von Frankreich der freie Durchzug in den Ländern und auf den Gewässern des deutschen Reichs eingeräumt, um Truppen nach Philippsburg zu führen, oder die Besatzung allda mit den nöthigen Bedürfnissen zu versehen.

Dagegen gibt Frankreich an den Kaiser zurück:

die vier Waldstädte Rheinfelden, Seckingen, Laufenburg und Waldshut, die Grafschaft Hauenstein, den Schwarzwald, den obern und untern Breisgau, die Ortenau, mit den Reichsstädten Offenburg, Gengenbach und Zell am Hammersbach.

Von den Schulden der Kammer in Ensisheim übernimmt Frankreich zwei Drittheile, so wie diese Macht noch außerdem drei Millionen Franken an den Erzherzog Ferdinand Karl von Oestreich bezahlt.

Allen deutschen Reichsunmittelbaren im Elsaß, namentlich der Reichsstadt Straßburg und dem Bischof daselbst, dem Pfalzgrafen von Lützelstein, den Grafen und Freiherren von Hanau, Fleckenstein, Oberstein, der Reichsritterschaft, den zehn Reichsstädten, welche zur Landvogtei Hagenau gehören, nämlich Hagenau, Schlettstadt, Kolmar, Weissenburg, Landau, Obereinheim, Roßheim, Münster im Thale St. Gregori, Kayserberg und Thüringheim, endlich den Aebten von Murbach, Andlau, Lüders und St. Gregorthal bleibt die Verbindung mit Deutschland und die Reichsfreiheit gesichert, so daß Frankreich keine hoheitlichen Rechte über dieselben ansprechen dürfe.

Zugleich wurde bedungen, daß die Schifffahrt auf dem Rheine frei gegeben werde, und keinem Theile erlaubt sein soll, die vorübergehenden Schiffe anzuhalten, oder zu belästigen, unter welchem Vorwand solches nur immer geschehen möge, die polizeiliche Aufsicht und Untersuchung der Waaren allein ausgenommen. Auch sollte keinem Theil die Auflegung neuer Zölle zustehen.

Am Schlusse enthält das französische Instrument über die Vollziehung des Friedens ähnliche Bestimmungen wie das schwedische, nur mit Hinweglassung derjenigen, welche sich ausschließend auf Schweden beziehen [11]). Die Vorschriften über die Gewähr des Friedens, welche oben in der Anmerkung 9 eingerückt wurden, finden sich in der französischen Urkunde wörtlich wiederholt [12]). — —

Bei dem Abschlusse des westphälischen Friedenswerkes fanden sowohl in Münster, als in Osnabrück verschiedene Feierlichkeiten statt. Während

---

[11]) Auch das französische Friedens-Instrument, gleichfalls in lateinischer Sprache verabfaßt, enthält den Vertragspunkt über die Ausscheidung der Schweiz aus dem deutschen Reichsverband, und zwar ganz in denselben Worten, wie der sechste Artikel der schwedischen Friedens-Urkunde. Es muß also hierauf eine große Wichtigkeit gelegt worden sein, und eine besondere Uebereinkunft zwischen Frankreich und Schweden stattgefunden haben.

[12]) Das französische Friedens-Instrument steht vollständig bei Meiern Tom. VI., pag. 373 usque ad pag. 394.

die Instrumente in Münster unterzeichnet wurden, meldeten dieß dreifache Salven des groben Geschützes von den Bastionen der Stadt den erwartungsvollen Einwohnern. Am andern Tage (25. October 1648) wurde der Friede in Münster auf festliche Weise verkündet.

Der Syndikus durchzog zu dem Ende auf einem geschmückten Pferde die Straßen der Stadt. Vor ihm ritten ein Heerpauker mit sieben Trompetern, und hinter ihm drei Rathsdiener in rothen Mänteln. An den belebtesten Plätzen las der Syndikus aus einem großen Buche einen gedrängten Auszug des Friedens-Instrumentes ab. Während des Lesens gaben Spaliere von Musketieren eine dreifache Salve, welche das grobe Geschütz auf den Wällen erwiederte.

In Osnabrück wurden die Bürger am 25. October 1648 vor dem Rathhause versammelt und benachrichtiget, daß der Friede geschlossen und unterzeichnet sei. Während ein Danklied abgesungen ward, weinten viele Bürger, doch nicht aus Freude, sondern aus Betrübniß. Der Beweggrund war zwar nur die Furcht vor einer neuen Zwingherrschaft ihres Bischofs; indessen ihre Thränen schienen die Bedeutung des westphälischen Friedens für Deutschland sinnbildlich auszudrücken:

Denn soweit sein Inhalt die Reichsverfassung, die Grenzen und die Machtverhältnisse Deutschlands betraf, mußte er die gesammte Nation mit tiefer Trauer erfüllen!